Princeton University Library
32101 064469917

0802
.407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printed in Gern

XXXIV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 14.

Ausgegeben am 2. April 1873.

Inhalt:

	Seite
Schelling im Verhältnisse zur Gegenwart. Rudolf Seydel. . .	1
Bilder aus dem kirchlichen Leben in Amerika. Moritz Busch. I.	18
Briefe aus der Kaiserstadt. χ. χ.	29
Aus Schwaben. α.	34
Literatur. (Schmoller's neueste Streitschrift.)	39
Zur Reform unserer öffentlichen Bibliotheken. Ein Nachtrag. . .	40

Grenzbotenumschlag Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1873.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift für Politik Literatur und Kunst.

34. Jahrgang.

I. Semester. II. Band.

Leipzig,

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

1875.

(RECAP)

0902
.407
Jahrs. 34
pt. 2
1875

Inhaltsverzeichniß.

Jahrgang 1875. Zweites Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

Aus dem deutschen Reich:

Vom preußischen Landtag. C—r. S. 74. 116. 152. 193. 230. 274. 311. 390. 439. 477. 516.
Briefe aus der Kaiserstadt. χ. χ. S. 29. 226.
Aus Schwaben. α. S. 34. 224.
Ein Schreiben des Herrn Ministers von Mittnacht an die Redaction. S. 197.
Aus dem Elsaß. μ. S. 71. 387. 519.
Münchner Briefe. (Wahlvorbereitungen u. -Aussichten) S. 277. (Der Reichsrath) S. 307.

Aus Mexico. S. 156.
Zur Geschichte der Uniaten in Rußland. S. 181.
Aus New-York. S. 313.

Das Wesen und die Bedeutung der deutschen Socialdemokratie. Th. von der Goltz. S. 41.
Betrachtungen über die Bankfrage. Max Wirth. I. S. 67. II. S. 105. III. S. 142. IV. S. 194.
Die Stellung der Privatdocenten. S. 121.
Auf Wache! S. 167.
Zur Musterschutzfrage. Fr. Fischbach. S. 187.
Ofenheim-Arnim. S. 272.
Zum Gedächtniß an Georg von Vincke. S. 440.
Der Socialismus und seine Gönner. (Treitschke's neueste Schrift). S. 506.

Bilder und Schilderungen.

Bilder aus dem kirchlichen Leben in Amerika. Moritz Busch. I. S. 18. II. S. 57.
Die englischen Universitäten. J. Schipper. I. S. 81. II. S. 133.
Oddfellowship. S. 201.
Einiges über die Amerikanische Presse. Aus New-York. S. 313.
Vorläufer der Burschenschaft. Moritz Busch. S. 401.
Das Deutschthum in Ungarn vor der Einwanderung der Magyaren. Otto Kaemmel. S. 423.
Das Vermächtniß des Pfarrers Fahrenbruch von Gorsleben aus dem Jahre 1545. Dr. Gustav Dannehl. S. 468.
Der Rattenfänger von Hameln. Moritz Busch. S. 498.

Die große Lohnumwälzung in England. Max Wirth. S. 257.
Die General-Versammlung der evangelischen Allianz in New-York im Jahre 1873. H. Jacoby. S. 267.
Die Antheilswirthschaft in Toskana. Max Hoenig. S. 351.

Der erste Eroberungszug der neueren Franzosen. 1494—1495. Max Jähns. I. S. 321. II. S. 361.
Zum 18. Juni 1875. La Belle-Alliance. S. 441.

611968

Literatur und Kunst.

Schelling im Verhältniß zur Gegenwart. Rudolf Seydel. S. 1.
Schön's Memoiren. Wilhelm Maurenbrecher. S. 159.
Edmund Spieß, die evangel. Allianz u. ihre Generalversammlung in New-York 1873. (Jena, Maucke 1874.) Prof. H. Jacoby. S. 267.
Die deutsche Literaturgeschichte und die deutschen Universitäten. S. 394.
Die Aufgabe der religiösen Kunst im Kulturkampfe unserer Zeit. Friedrich Fischbach. S. 416.
Fritz Reuters nachgelassene Schriften. Eugen Zabel. S. 433.
Zur Reform unserer öffentlichen Bibliotheken. J. E. Steffenhagen. S. 219.
Ein Nachtrag. S. 40. Notiz. S. 80.
Stein und Schön. H. Nasemann. S. 481.
Zur Kritik der Schön'schen Memoiren. Wilhelm Maurenbrecher. S. 484.
H. v. Treitschke, Der Socialismus und seine Gönner. Nebst einem Sendschreiben an Gustav Schmoller. (Berlin, G. Reimer 1875.) H. B. S. 506.

König Roderich von Felix Dahn. S. 91.
Rudolph Genée's „Poetische Abende." (Leipzig, Veit & Co.) S. 235.
Heinrich Krufe's „Brutus". S. 241.
Bret Harte's neue Novellen. I. S. 300. II. S. 340.
Goedeke's Goethebiographie. G. W. S. 380.
Beaulieu-Marconnay, Anna Amalie, Carl August und der Minister von Fritsch. (Weimar, Böhlau 1874.) S. 479.

Rottmann's Italienische Landschaften. R. Bergau. S. 158.

Ein römisches Dichterleben. Prof. J. Mähly. S. 281.

Literatur. (Kleinere Besprechungen.)

Schmoller's neueste Streitschrift. (Gustav Schmoller, Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft. Offenes Sendschreiben an Heinrich von Treitschke. Jena, Maucke 1875.) S. 39.
Franz v. Holtzendorff, Mord und Todesstrafe. (Berlin, Lüdritz 1875). S. 79.
Novellen von Konrad Telmann. (Leipzig, Verl. v. Fr. W. Grunow.) S. 239.
Karl Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert. (Leipzig, J. J. Weber.) S. 320.
Baedeker's London. S. 358.
Das achte Heft des Generalstabswerks. (Berlin, Mittler 1875.) S. 360.
Dania, Emanuel Bendix. S. 397.

Schelling im Verhältniſſe zur Gegenwart*).

Von Rudolf Seydel.

Warum wollen wir Schelling feiern? Sind wir getrieben dazu aus eigner innerer Bewegung, die uns den äußeren Anlaß der Säcularfeier ſeiner Geburt mit freudigem Eifer erfaſſen heißt? Sind wir uns dabei eines ſympathiſchen Entgegenkommens gewiß, wenigſtens von den Gebildetſten unſrer Nation? Oder folgen wir zunächſt nur dem äußeren Anlaſſe und fordern vom Feſtredner, daß er ihn, wenn er kann, uns in einen inneren umwandle? Das Letztere zu bejahen werden heute Viele geneigt ſein, und daß ſie Recht haben, möchte beinahe ſchon daraus folgen, daß wir dieſe zweifelnden Fragen an den Eingang unſrer Feier zu ſtellen überhaupt uns geſtimmt finden. Wer hätte ſo zu fragen gewagt beim Eintritt in die Schillerfeier, aber auch in die Goethe's, Fichte's, Schleiermacher's? Jetzt kommen uns ſogar einige vom allgemeineren Culturſtrom unſrer Tage abſeitgehende Geiſtes- und Lebensrichtungen ins Gedächtniß, von deren Vertretern wir fürchten möchten, daß ihnen dieſer Tag willkommener ſei als allen Andern unter unſern Zeitgenoſſen. So verwandelt ſich der erſte Zweifel in Bedenken.

Aus dem Stamme des Schelling'ſchen Denkens ſehen wir, auf dem langen Wege ſeines, nicht immer gerade aufſtrebenden, ſondern einigermaßen ſpiralen Wachsthums, gar manchfach geſtaltete Zweige nach den verſchiedenſten Richtungen hervorgehen.

Die Uebermacht des Geiſtes über die Natur, welche zugleich feſtgehalten wurde mit der ſubſtantiellen Weſensgemeinſchaft beider, lockte zu Verſuchen, in das dunkle Reich der Magie, des animaliſchen Magnetismus, des Geiſterverkehrs, das Licht der Philoſophie zu tragen, aber nicht, um die Geſpenſter zu verſcheuchen, ſondern um ihr Erſcheinen begreiflich zu finden und in den Kosmos der Enthüllungen des innerſten Weſens der Dinge einzureihen. Sparſam und vorſichtig nur geſtattete ſich Schelling ſelbſt ſolchen Gebrauch ſeiner Grundlehren. Aber die Eſchenmayer und Juſtinus Kerner zeigen uns den Zuſammenhang einer gläubigen Vorliebe für dieſe räthſelvollen

*) Feſtrede, zur Schellingfeier im akademiſch-philoſophiſchen Verein zu Leipzig am 27. Jan. 1875 gehalten.

Gebiete mit der Gedankenwelt Schelling's. Dies gäbe vielleicht auch heute noch Anlaß zu einer specifisch schwäbischen Feier.

Dieselbe magisch verstandene Uebermacht des Geistes über die Natur bildet aber auch ein wesentliches Ingrediens, nicht nur des katholischen Glaubens an noch gegenwärtig geschehende Wunder im Dienste der Religion und Kirche und in Kraft göttlicher Begeistung, sondern ebenso des protestantischen Glaubens an längst vergangene Wunder gleicher Art. Wenn nun Schelling selbst in den letzten Jahrzehnten seines Lebens immer weiter darin ging, die von der Zeit zurückgedrängten Dogmen von der dreifachen Persönlichkeit Gottes und von der Vereinigung der zweiten trinitarischen Person mit Jesus durch Mittel seiner Philosophie zu reconstruiren, wenn auch dabei gar frei schaltend und waltend mit Schriftwort wie mit kirchlichem Bekenntniß: so wurde durch Alles dies die Schelling'sche Lehre für die repristinirte Orthodoxie und Mystik beider Kirchen dasselbe, was die aristotelische Philosophie der Scholastik des Mittelalters gewesen. Von dem düstern Qualme der mönchischen Phantasien eines Joseph Görres bis zu der dem ächt philosophischen Denken nahestehenden, lichteren und weltoffenern Vermittelungsdogmatik der Dorner und Ehrenfeuchter breiten sich hier Gewebe vor uns aus von Schelling'schem Zettel und kirchlichem Einschlag. An der Austrittsstelle dieses Zweiges aus Schelling's Lebensbaume lesen wir vor Allem den Namen Franz von Baaders, dessen Einfluß auf Schelling in dieser Richtung indessen wohl größer war als der Schelling's auf ihn. Dies gäbe wohl heute eine specifisch bairische Feier.

Während der Zeit als Schelling in peinigender Selbstqual und unter fortwährender Kränklichkeit sich fast ganz der Oeffentlichkeit entzog, gedruckte Werke des Oftern wieder zurücknahm und vernichtete, angekündigte nicht zum Druck gab, — während dieser Zeit Jahrzehnte langen Schweigens des Meisters leiteten einige seiner Erlangener und Münchener Hörer, vor Anderen Puchta und Stahl, aus seinem Lehrgebäude eine theologisch-historische Rechts- und Staatsansicht ab, welche jede rationale Vermittelung des Rechts und der Gesetzgebung weit mehr abschnitt, als jemals in Schelling's Sinne gelegen. Wir sehen auf diese Weise auch einen staats- und kirchenrechtlichen Conservativismus sich an den Namen Schelling's knüpfen, ja eine absolute Verehrung des geschichtlich Gewordenen, durch welche dieses aller Controle durch die Ideen des ewig Wahren und Guten entzogen schien. Wohl könnten wir hier und da auch heute noch eine hoch-officielle Schellingfeier durch diese Anknüpfungen sich motiviren sehen.

Wenn wir bis hierher den Lauf der Bäche beobachteten, die von der Schelling'schen Wasserscheide nach der sogenannten Rechten und nach den Regionen von unsrer Zeit mehr oder weniger verlassener Culturbestände ab-

floſſen, ſo läßt uns dies fragen, ob wir nicht auch nach der Linken hin ſich ergießende Quellen bemerken ſollten. Vielleicht daß uns hier Hoffnungen aufſteigen zu Huldigungen, welche allgemeinere Sympathien erwecken als die erwähnten. Und wie? Iſt es nicht nahezu ein reiner Schellingianismus, der, in einer populariſirenden Darſtellung, ſeit dem Ende der ſechziger Jahre in der „Philoſophie des Unbewußten" ſich des Beifalls weiteſter Kreiſe bemächtigte, ähnlich, wie einſt die Philoſophie Arthur Schopenhauer's, deſſen Name für dieſe Abzweigung die Austrittsſtelle aus Schelling's Stamme bezeichnet? Scheint es doch nach dieſen Erfolgen faſt zweifellos, daß wir, die Herrſchaft über die Gemüther der Mitwelt allein berückſichtigend, die große Hauptlinie unſrer deutſchen Philoſophen, von Kant, Fichte, Schelling auf Hegel, nur fortſetzen dürfen durch die Namen Schopenhauer und Hartmann. So bekämen wir denn von dieſer Seite her heute eine berliniſche Feier, welche vor Allem hervorheben würde, daß Schelling zwar dazu angeleitet habe, ein indifferentes Unbewußte für den Urgrund alles Daſeins und das Wollen für das innere Weſen aller Realität zu halten, aber doch noch ſo unweiſe geweſen ſei, an ein fernes Jenſeits herrlicher Vollendung aller Dinge und ſeliger Erreichung aller Ziele zu glauben, ſodaß er ſogar allen Menſchenſeelen dieſe Ausſicht ſtellte, den chriſtlich-unchriſtlichen Gedanken ewiger Höllenpein von ſich ſtoßend, während es für jene peſſimiſtiſch Geſinnten vielmehr überall nur Hölle giebt, welche Hölle ihnen dies gegenwärtige Leben ſelbſt iſt.

Aber ſoll ich denn heute eine Schmähredе auf Schelling halten?

Die anſcheinend ſiegreichſte Denkweiſe unſrer Tage ſetzt ſich der Hartmann'ſchen ebenſo ſchroff entgegen, wie jenen ſupranaturaliſtiſchen. Ich meine die Denkweiſe, welche die mechaniſche Stoffbewegung entweder für das allein Exiſtirende, oder doch für das allein Wißbare hält, und es am Liebſten ſähe, das Lebendige könnte durch bloßes Eintreten vorher nicht ſtattgefundener Arten von Molecularbewegung aus dem Unlebendigen, das höher Organiſirte ebenſo aus dem niederen, das Empfindende ebenſo aus dem Empfindungsloſen, das Denkende aus dem Nichtdenkenden erklärt werden. Im äußerſten Falle behauptet man hier mit Sicherheit, daß dieſer geſammte Entſtehungsproceß vom Starren bis zum Denkenden und Wollenden lediglich mechaniſches Geſchehen an lediglich materiellem Stoffe aufweiſe, und überall dabei keine anderen Geſetze walten als die der Phyſik und Chemie. Dieſe Denkweiſe, die ſich jetzt merkwürdiger Weiſe des Namens Monismus bemächtigt, als ob ein *μόνον* immer nur ein körperliches *μόνον* ſein könnte, während bei Weitem die meiſten und hervorragendſten Moniſten aller Zeiten ihr einzig Seiendes in ein Geiſtartiges ſetzten, — dieſe Denkweiſe iſt der Schellingiſchen ſo entgegen, daß gerade ihre heutige Verbreitung zum Theil die Zweifel unſers Eingangs motivirte. Wie nun, wenn wir dennoch auch dieſer Richtung zeigen könnten,

daß ſie zur Feier Schelling's heute gar ernſtlichen Anlaß hätte, daß auch ſie nur ein Zweig iſt, entſproſſen dem Schellingiſchen Stamme noch in ſeiner jugendlichſten Periode, ja daß die durch Lorenz Oken bezeichnete Anſatzſtelle dieſes Zweiges bereits von den primordialen Plasmazellen umlagert iſt, welche im Verfolg dieſer Denkweiſe immer deutlicher als unſer Aller wahrhafte Stammältern hervortraten? Wir bekommen zu den früheren Feiern zwar hierdurch noch eine ganz eigens jenaiſche, aber nicht Alle möchten der Meinung ſein, daß hierdurch das gute Recht des heutigen Feſttags ſich ſteigere.

Indeſſen iſt dies ſchon ein Gewinn, durch dieſen letzten Zuwachs eine große Gemeinde aus unſrer Mitwelt ſich mit uns Anderen zuſammenſchließen zu ſehen zu dem Gedanken, welchem dieſe Stunde gewidmet iſt. Dies verlockt uns nachzuforſchen, ob nicht außer jener Rechten und der Linken auch die ſo vielfältigen mittleren Schattirungen des Denkens in unſrer Zeitgenoſſenſchaft auf Schelling's Grundgedanken zurückleiten und heute in Schelling's Lehre ihre gemeinſame Mutter preiſen ſollten. Es wäre überraſchend genug, wenn wir fänden, daß heute vielleicht nur deshalb Niemand ſo rechtes Herz für den Helden des Tags mitbringe, weil in uns Allen der Eine Schelling ſich verſchieden individualiſirt hat und gänzlich aufgegangen iſt, wie eine Häckel'ſche Amöbe in ihre durch Theilung von ihr abſtammenden Sprößlinge aufgeht.

Und wahrlich, wie leicht iſt hier der Nachweis gemeinſamer Abſtammung, oder zum Mindeſten einer Entſtehung aus gleicher Subſtanz! Schreiten wir von der materialiſtiſchen Atomenvielheit aus näher der Mitte zu, ſo treffen wir zunächſt die monadologiſchen und alle ihnen ähnlich geſinnten Empiriſten an, kurz Alle, welche im Rückwärtsgehen von der Erfahrung aus auf eine unbeſtimmte oder auch unendliche Vielheit von untheilbaren, aber unkörperlichen Einheiten kommen, ob ſie dieſe nun näher beſtimmen als einfache Realen oder als philoſophiſche Atome oder als Kraftcentren u. dgl., aus welchen ſie dann die Dinge ebenſo zuſammengeſetzt ſein laſſen, wie der materielle Atomismus aus ſeinen körperlichen untheilbaren Ur-Theilchen. Wir wollen nicht viel Gewicht darauf legen, daß Schelling es war, der in der nachkantiſchen Zeit zum erſten Male wieder die Aufnahme der Leibnitziſchen Monadologie empfahl und der, in ſeinen früheſten naturphiloſophiſchen Schriften, dieſe Lehre dem ſpeculativen Idealismus einzugliedern ſuchte. Weſentlicher dagegen dürfte es ſein, daß jede Anſchauung vom Seienden, welche ſowohl die dualiſtiſche Auseinanderreißung der ausgedehnten und der denkenden Subſtanzen oder der ausgedehnten und der denkenden Erſcheinungsform vermeidet, als auch weder im Ausgedehnten allein, noch im Denkenden oder Vorſtellenden allein, das Seiende findet, ſondern in einem Dritten, Allem Gemeinſamen, zu dieſen Gegenſätzen Indifferenten, — daß jede ſolche Anſicht eine

Identitätslehre im Sinne Schelling's genannt werden muß, und alſo Grund hat, heute Schelling dafür zu preiſen, daß er durch die große That ſolcher Erhebung über die Gegenſätze für die nachkantiſche Philoſophie die neuen, wahrhaft moniſtiſchen Fundamente legte, auf welche dann auch Herbart und Lotze und der unter uns lebende Verfaſſer von Zendaveſta und Nanna, Jeder in einer neuen und eigenthümlichen Weiſe ſich ſtellen konnten. Die Annäherung an Schelling wächſt hier in dem Maße, als über der Vielheit auch der göttliche einheitliche Urquell zur Geltung kommt, welcher dann immer auf irgend eine Weiſe aufgefaßt ſein muß als die Coincidenz der Gegenſätze, welche in dem abgeleiteten Vielen ſich trennen und ſich verbinden. Treten wir aber auf die andre Seite hinüber, wo die göttliche Ur-Einheit ſogleich den Ausgangspunkt bildet, ſo iſt die Zugehörigkeit der Denker dieſer Gruppe zur großen Schelling'ſchen Familie noch leichter erkennbar und allgemeiner zugeſtanden. So werden die Philoſophen und Theologen unſrer Tage, welche an den Hegel'ſchen oder den Schleiermacher'ſchen Lehren feſthalten, ohne Weiteres einräumen, daß die Grundanſchauungen ihrer Meiſter an der Nabelſchnur der Schelling'ſchen Identitätsphiloſophie das Licht der Welt erblickt haben. Begeben wir uns endlich, nachdem wir ſo von zwei Seiten her uns dem mittelſten Raume genähert haben, zu den ſpeculativen Theiſten, ſo werden dieſe entweder indirect, durch Hegel, Schleiermacher, Krauſe, oder direct in Schelling wurzeln, oder wenigſtens ſecundär von unſeres heutigen Heiden theiſtiſcher Weiterentwicklung ſeines frühern Pantheismus ſo einflußreiche Einwirkungen erlitten haben, daß ſie in dieſem Betracht gern heute ſeiner in Ehren gedenken. —

Wie hat ſich doch ſeit unſern erſten zweifelhaften Fragen nach dieſem geſchichtlichen Umblicke das Blatt gewendet! Scheint es nicht hiernach, als müßten heute Alle, die überhaupt noch denken, ſich begierig zu den Stätten der Feier drängen, um dem merkwürdigen Manne zu danken, der ſo auf eine einzige Weiſe, für Alle befruchtend, die äußerſten Enden des Menſchlichen in den Culturformen unſers Jahrhunderts in Einer Perſönlichkeit zuſammenfaßte, und ſo recht eigentlich der Philoſoph des 19. Jahrhunderts κατ' ἐξοχήν genannt werden müßte?

Doch gemach! Vergeſſen wir nicht, daß alle die hier durchgegangenen philoſophiſchen und theologiſch-ſpeculativen Standpunkte in ihrer productiven Vertretung, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des mechaniſtiſchen Darwinismus, weit mehr der Vergangenheit als der Gegenwart angehören dürften, und daß vor Allem an denſelben die großen Kreiſe der allgemeinen Bildung gar wenig theilnehmen. Selbſt die Neigung zum Materialismus und Mechanismus weicht mehr und mehr einem erſt jetzt von uns ins Auge zu faſſenden und erſt wahrhaft gefährlichen Gegner unſrer Feier, einem Standpunkte, der

allen bisher betrachteten sich entgegenstellt, und in welchem wir den eigentlichen Herrn über die Geister unsrer Gegenwart und nächsten Zukunft werden anerkennen müssen. Diesen Gegner können wir mit Namen belegen, welche ihn aufs Ernsteste unsrer Hochachtung empfehlen, mit Tugendnamen edler besonnener Männlichkeit: es ist der Standpunkt männlicher Enthaltung, strenger Prüfung, emsigen Fleißes, selbstloser, treuer Hingebung an das Nächste, das Erreichbare, wenn auch anscheinend Geringe. Wer wollte zweifeln, daß die hiermit ausgedrückten Gesinnungen den wahrhaft modernen Charakter der Wissenschaft ausmachen, und daß, von hier aus gesehen, ein Mann wie Schelling als der Hauptrepräsentant einer tumultuarischen Jugendperiode, an die wir nicht gern oder höchstens nur um der Warnung willen erinnern mögen, erscheinen muß? Wer möchte die Gefahr verkennen, die von hier aus unsrer Verehrung droht? Jene Gesinnungen haben ihren heutigen Ausdruck in einer skeptischen oder kritischen Beschränkung auf die Welt der Erscheinungen als Erscheinungen, und in der Ueberlassung alles Uebrigen an den individuellen, außerwissenschaftlichen Glauben. Niemand erscheint von hier aus mehr als Feind der wahren Wissenschaft und Einsicht, als wer solches Glauben und Phantasiren und Dichten, um so verführerischer und schädlicher, je schwungvoller, einmengen will in wissenschaftliches Forschen und Darstellen. So wäre denn in der That keiner der großen Geister der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts so sehr für Gegenwart und Zukunft der Typus des in der Wissenschaft zu Fliehenden, das abschreckende Beispiel par excellence, als Schelling. Der Gelehrte von Heute fragt mich: was hat nun Schelling eigentlich wissenschaftlich aufs Reine gebracht? — und ich bleibe stumm. Er fragt weiter: sind Dir die unsäglichen Verwirrungen nicht bekannt, welche ihm ihr Dasein verdanken, sowohl in der Natur- als in der Geschichtswissenschaft, und welche die exacte Arbeit der nachfolgenden Jahrzehnte mit großem Verlust an Mühe und Zeit nur ganz allmälich austilgen konnte, womit sie jetzt endlich glücklich zu Stande sein dürfte, jetzt, wo wir von Dir veranlaßt werden, huldigend zu diesem Verwüster aufzuschauen? — und ich gestehe beschämt, daß ich eine ziemliche Reihe von Bänden der gesammelten Werke Schelling's, und zwar sämmtliche detaillirende Hinüberführungen seiner leitenden Gedanken in irgend ein empirisches Gebiet, als gegenwärtig fast völlig unbrauchbar bei Seite legen muß. Sollte der Rest, wie einst bei den sibyllinischen Büchern, nun zum Preise des frühern Ganzen emporsteigen?

„Unsre Jugend krankte am Begriffe der Genialität." So sagt ein bekannter politischer Schriftsteller unsrer Zeit. Es würde wohl in seinem Sinne sein, dieses Wort auszudehnen auf die Jugend des Jahrhunderts, von der nur noch ein blasser Schimmer seine eigne Jugend traf. Jedenfalls war die Krankheit, von der hier die Rede ist, keine asthenische, vielmehr eine

hyperſtheniſche, ſodaß wir noch heute von der dort angeſammelten Ueberfülle zehren und dadurch der ganz entgegengeſetzten Krankheit vorbeugen, die uns heutigen droht. Krankhaft iſt im Grunde jede einſeitige Bildungsweiſe; aber die Geſchichte der menſchlichen Cultur bewegt ſich durch lauter Einſeitigkeiten hindurch, von welchen die eine die andre ablöſt, um zu immer höheren Verknüpfungen, zu immer neuen Verſuchen, die Totalität zu erreichen, emporzuführen. Unſre Zeit hat ſich immer entſchiedener zum reinen Gegenpol geſtaltet gegen jene Jugend des Jahrhunderts: der unbefangene Hiſtoriker wird beide Zeiten als ſich ablöſende, entgegengeſetzte Einſeitigkeiten auffaſſen und von dem noch übrigen letzten Viertheil des Jahrhunderts eine höhere Verknüpfung, eine verſöhnende Verſchmelzung des dort Entgegengeſetzten erwarten. Derſelbe Hiſtoriker wird aus demſelben Grunde ſich hüten — auch wenn ihm alle eignen Sympathien für jene frühere Periode fehlten —, die jugendſtrotzende Genialität dieſer Periode als eine bloße Quelle der Verirrung, des Wahns, der Schwärmerei zu beurtheilen, und ſie lediglich an dem Maßſtabe zu meſſen, welchen die ihr diametral entgegengeſetzte gegenwärtige Zeit an die Hand giebt, die Zeit der nüchternen Kritik, der objectiven Beobachtung, der beſonnenen Scheidung, der praktiſchen Zweckmäßigkeit.

Schelling iſt der Philoſoph der deutſchen Genialitätsperiode: er iſt es in ſo vollendeter, allſeitiger Weiſe, daß ſeiner zu gedenken ſchon deshalb ein Feſt iſt, weil er dieſen beſtimmten deutſchen Culturtypus zu ſolcher reiner Anſchauung gebracht hat, getragen von der erſtaunlichſten Ausrüſtung mit geiſtiger Aneignungs- und Schöpferkraft, in hohem, energiſchem Aufſchwunge der Seele zum Erhabenſten und Würdigſten erfüllt mit tiefleidenſchaftlicher Empörung gegen alles Niedrige und Triviale, im Beſitze einer Darſtellungskunſt, welche die verborgenſten Tiefen des heimiſchen Sprachſchatzes ausſchöpft, der feinen und ſinnigen Rede ebenſoſehr wie der gewaltigen und hinreißenden mächtig iſt, auch den abſtrakteſten Gedanken einer volksthümlichen Sinnlichkeit nähert, ähnlich der Sprache der deutſchen Myſtiker und des Goethe'ſchen Fauſt, und durch Rhythmus und Vocalwechſel halb unwillkürlich die den Gedanken begleitenden, tragenden und färbenden Empfindungen aus den innerſten Seelentiefen hervor oft zu beinahe muſikaliſcher Auswirkung bringt. Fürwahr, wer vor Allem die Schriften Schelling's aus ſeinen mittleren Jahren, beſonders die Rede über die bildende Kunſt, das Fragment „Die Weltalter", den unvollendeten Dialog „Clara", unbefangen nur in der Abſicht lieſt, ſich ſo berühren zu laſſen, wie dieſe Schriften den ſich hingebenden Geiſt zu berühren angethan ſind, wird ſchwer umhin können, zuzugeſtehen, daß hier eine Luft weht, die nur auf den höchſten Höhen menſchlichen Seelenadels bekannt iſt. Und wer ſolchen Eindruck gewönne, bis dahin etwa nur durch die landläufige Verſpottung der Schelling'ſchen Naturphiloſophie über

den Mann unterrichtet, der müßte doch wohl ein Wenig ſtutzen und ſich fragen: wie mag das baarer Unſinn ſein, was in ſolcher Götterſprache ſeinen angemeſſenen Ausdruck findet?

Die Männer unſerer deutſchen Genialitätsperiode charakteriſiren ſich beſonders durch zweierlei: durch den Trieb, ihre Geſammtperſönlichkeit als ungetrenntes Ganze in ihre Werke hineinzulegen und durch dieſelben zur Darſtellung zu bringen, und ſodann durch den weſentlich in das Innere ihrer ſelbſt, nur ſecundär nach Außen gerichteten Blick. Hindert ſie das Erſte daran, ſich ſo, wie es von uns Modernen gefordert wird, nur als einen Stift an der arbeitenden Maſchine des Ganzen aufzufaſſen, indem ſie vielmehr jeder ſelbſt ein Ganzes zu ſein ſich bewußt ſind, — ſo hindert ſie das Zweite daran, den zuſtrömenden Reichthum ihres Innern, ihre ſpontane, intuitive Gedankenzeugung und ihre leidenſchaftlichen Gemüthserregungen, für werthlos zu halten im Vergleich zu dem, was äußere Thatſachen lehren. Auch Goethe iſt hiervon nicht ausgenommen; auch ihm gilt die Beobachtung nur als Mittel die eignen Gedankenſchöpfungen zu beſtätigen, und, je nachdem dieſe Schöpfungen von vornherein glücklich oder unglücklich waren, machte ihn die nachfolgende Beobachtung entweder zum Entdecker großer Naturgeſetze, oder führte ihn irre. Eine weitere Folge des erſten der geſchilderten Grundzüge dieſer Culturweiſe, des Zuges zur perſönlichen Totalität, war dies, daß die verſchiedenartigen innern Seelengehalte nicht getrennt blieben, vielmehr ausdrücklich nach einer einheitlichen Ineinanderſchlingung aller der Ideale geſtrebt wurde, welche den einzelnen Seelen- und Geiſteskräften entſprechen. Darum zündete bei jenen Männern ſo allgemein das Wort Hamann's: alle Aeußerungen, alle Werke des Menſchen müßten allen ſeinen verſchiedenſten Vermögen zugleich ihr Daſein verdanken und von allen zugleich das Gepräge tragen. So ſollte die Wahrheitserkenntniß oder Philoſophie zugleich und in Einem ſowohl dem Verlangen nach poetiſchem Schwunge und künſtleriſcher Schönheit als dem Bedürfniſſe nach tiefen religiöſen Affecten genügen. Die dabei vorwaltende Wendung nach Innen, der zweite jener Grundzüge, hielt indeß davon ab, bei ſolcher Verſchmelzung alles Idealen zu einem Ganzen auch dem ethiſch nach Außen treibenden Elemente gleiches Recht einzuräumen, vor Allem erſcheinen die irdiſchen geſellſchaftlichen Güter, und ganz beſonders auch die irdiſchen geſellſchaftlichen Schranken hier als werthlos im Vergleiche zu dem unmittelbaren Anſchauen, Erleben und Genießen des Göttlichen, das man in ſeiner eigenen Seele findet.

Unſre Gegenwart, die von Allem dem das pure Gegentheil liebt, will und faſt allein anerkennt, iſt zur Ungerechtigkeit und zum Undanke gegen dieſe Geiſtesart nur allzuleicht aufgelegt. Wenn Schelling in der That nicht in das Fach der eigentlichen wiſſenſchaftlichen Arbeiter paßt, ſo fragen wir, ob

es so nöthig sei, daß ein Mann in ein Fach passe, oder ob es sich nicht vielmehr würde nachweisen lassen, daß die ersten Genien der Weltgeschichte, die hauptsächlichen Fortleiter der Entwickelung menschlicher Geisteskultur, beinahe immer solche Persönlichkeiten waren, die durch ihre Individualität eine eigene besondere Gattung decken. Waren denn Platon und Aristoteles so recht eigentlich das, was man heute „eine tüchtige wissenschaftliche Arbeitskraft" nennt? Was waren denn die Propheten des alten Bundes und die ersten Verkünder des Christenthums? War wirklich Dante ein bloßer Dichter, und welches Fach besetzt seine divina comedia, das der Lyrik, des Epos oder des Dramas? War denn Luther etwa ein reiner theologischer Fachmann? Ist uns Schiller deshalb weniger werth, weil er Grund hatte zu klagen, daß die Philosophie ihn beim Dichten, die Poesie beim Philosophiren störe? Hat denn Goethe wirklich nichts weiter gewollt, als einen Roman schreiben, als er sein persönliches Trachten und Ringen in den „Wilhelm Meister" goß, oder dachte er an den Kunstzweck eines Dramas, als er den „Faust" dichtete?

Aber heute haben wir volles Recht, die Theilung der Arbeit und den nüchternen Fleiß zu fordern, denn die Zeiten sollen wechseln, damit die eine die andere ergänze, und es hätte auch heute Niemand das Zeug — wenn er noch so sehr wollte —, ein Dante, ein Luther, ein Goethe, ein Schelling zu sein. Was vergangen ist, ist vergangen: die neue Zeit bringt anderartige Aufgaben und anderartige Talente. Wir sollen heute ins Einzelne verfolgen, im Einzelnen prüfen und suchen, während die großen Genien der vorhergegangenen Periode intuitiv und allumfassend, gleich Sehern und Propheten, geweissagt haben, Wahres mit Falschem, Ewiges mit Temporärem in gleichem Vertrauen und in gleicher Begeisterung festhaltend und verkündigend. Aber wir werden unrettbar in Geistesarmuth und Trivialität versinken, und der furchtbare Stachel des Gefühls innerer Verödung wird uns, wie es sich schon zeigt, dem Pessimismus in die Arme treiben, wenn wir die Geistesschätze der Jugendzeit unseres Jahrhunderts uns zu verachten oder gar zu verspotten gewöhnen und an ihnen uns zu nähren und zu erheben, zu spornen und zu entzücken aufhören. Nimmer wollen wir den Auftrag des Marquis an Don Carlos vergessen:

Sagen Sie
Ihm, daß er für die Träume seiner Jugend
Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,
Nicht öffnen soll dem tödtenden Insecte
Gerühmter besserer Vernunft das Herz
Der zarten Götterblume, — daß er nicht
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert. —

Die Anwendung hiervon auf Schelling im Interesse der Wissenschaft zu machen, wird nur möglich sein, wenn sich in Schelling's Gedankenwelt in

der That ein Kerngehalt aufweisen läßt, der die Verbindung eingehen kann mit den seither herangearbeiteten Ergebnissen ruhiger, exacter Einzelforschung. Nach dem begeisterten Aufblicke zum Helden unsers Tags, den ich Ihnen zumuthete, darf ich hierüber meine Gedanken nicht zurückhalten. So zeige sich denn unsere Festfeier als den Januskopf, der, nach der Vergangenheit zurückblickend, zugleich sein anderes Antlitz gegen die Zukunft wendet. Gestatten Sie mir, meine innigste persönliche Ueberzeugung, daß wir jetzt, an der Neige des Jahrhunderts, im Begriffe stehen, den Idealgehalt unserer Genialitätsperiode in Eins zu verschmelzen mit den Früchten der strengen Einzelarbeit und der äußerlichen Thatsachenforschung, — gestatten Sie mir, diese Ueberzeugung in kurzen Zügen vor Ihnen zu begründen, indem ich dafür im Besonderen die Vereinbarkeit der Schelling'schen Grundanschauungen mit den Ergebnissen und Forderungen des modernen naturwissenschaftlichen Monismus ins Auge fasse.

Schelling's Jugendphilosophie und Altersperiode gelten mir dabei als wesentlich abirrend, die eine nach der naturalistischen oder auch abstract rationalistischen Seite, die andre nach der supranaturalistischen und traditionell kirchlichen. Ich halte mich statt dessen an die Jahre seiner vollen und ungeschwächten Mannesreife, etwa vom dreißigsten bis zum vollendeten fünfundvierzigsten Lebensjahre, an die Jahre 1806—1820, an die Zeit des ersten Münchener Aufenthalts.

Nachdem Schelling schon in seinen frühesten philosophischen Jugendschriften den Subjectivismus Kant's und auch den Fichte's durch die Entdeckung des Unbedingten in unserem Denken, welches über dem Gegensatze von Subject und Object steht, überwunden hatte, faßte er dieses Unbedingte des Näheren als die ewig-göttliche Vernunft auf, aus welcher durch logische Ableitung in systematischer Abfolge die Vielheit der in ihr ruhenden entgegengesetzten Arten des Daseins, sowie deren manchfaltige Verknüpfungen, sollten entwickelt werden. Charakterisirt sich hierdurch vornehmlich die Jenaische Zeit Schelling's, so zeigt uns sein Würzburger Aufenthalt ihn bald eingetreten in eine Uebergangsphase, in welcher jenes Vernunftabsolute allmählich sich umgestaltet zu einem realeren Princip, zu einem Drange oder Triebe des Werdens, zu einer Lust und Liebe sich zu offenbaren. Auf diesem Wege bereitet sich die Veränderung vor, welche, im Jahre 1809 vollendet, sich hier am Kürzesten in den Worten seiner Schrift über die Freiheit ausspricht: „Wollen ist Ursein." Die bloße Vernunft, ob auch als göttliche oder absolute aufgefaßt, ist nicht fähig, sich zur Realität aufzuschließen; alle Ableitungen aus ihr haben nur das Ergebniß einer Uebersicht des in ihr Eingeschlossenen und eingeschlossen Bleibenden; so ist in der That die altschelling'sche Identitätsphilosophie Nichts als eine classificirende, systematische Uebersicht Dessen, was in der Urvernunft als ein Mögliches eingeschlossen ist, ohne je erkennen zu lassen, daß und wie und

warum das Urweſen aus ſich herausgeht und eine Weltrealität, ein wirkliches Geſchehen, ſich abgewinnt. Hierzu bedurfte es jener realeren Faſſung, welche Schelling ſeit der Schrift über die Freiheit in dem Begriffe des Willens fand: Gott, das Unbedingte, Urſeiende, iſt ſeinem Weſen nach Wollen.

Aus dem Einen Unbedingten aber iſt alles Bedingte, iſt alſo die geſammte Weltrealität abzuleiten. Die Welt wird dadurch weſensgleich mit Gott, mit dem Urwillen; denn im Weſen Ungleiches läßt ſich nicht von einander ableiten. So iſt alſo auch die geſammte Welt in allen ihren Daſeinsarten vom Weſen des Willens. Wir hätten alſo hier zunächſt einen entſchiedenen Monismus des Weſens. Damit iſt aber zugleich gegeben ein ebenſo entſchiedener Monismus in Bezug auf die Weiſe des Geſchehens, der Verurſachung: allenthalben kann die Weiſe der Verurſachung im tiefſten Grunde nur die Eine ſein, welche dem Weſen jenes Urwillens, überhaupt dem Weſen des Wollens entſpricht. Hiernach kennen wir den geſammten Charakter des von Schelling ſeit 1809 aufgeſtellten Monismus im Vergleiche zu dem in unſern Tagen von empiriſtiſcher Seite uns angebotenen. Jener Schelling'ſche iſt nicht ein materialiſtiſcher Monismus, ſondern vielmehr ein ſpiritualiſtiſcher, wenn nicht vielleicht beſſer iſt zu ſagen: ein ſeeliſcher Monismus, da das Geiſtige, Spirituelle, im engern Sinne, ebenſo wie das Materielle, nur auf eine Seite des Gegenſatzes der Erſcheinungen fällt, nur eine Seite der Wirkungen und Erſcheinungsweiſen jenes in Wahrheit über dem Gegenſatze von Materie und Geiſt ſtehenden abſolut Einen ausdrückt. Ferner iſt dieſer Schelling'ſche Monismus in Bezug der in ihm angenommenen Weiſe der Verurſachung ſchlechterdings kein mechaniſtiſcher, ſondern ein rein und conſequent teleologiſcher, d. h. die hier in allem Geſchehen, durch alle Stufen des Daſeins waltende Cauſalität iſt lediglich die durch Zweckthätigkeit wirkende, worin drei große Philoſophen dreier verſchiedener Zeitalter, nämlich Ariſtoteles, Leibnitz und Schelling, ſonach mit einander übereintreffen, von welchen man jedesfalls den beiden Erſteren nicht wird abſprechen können, daß ſie ſich auch auf empiriſchem Wege im Bereiche der Naturwiſſenſchaften einigermaßen umgethan hatten. Dieſe drei Denker kennen nicht die ausſchließende Entgegenſetzung zwiſchen wirkenden Urſachen (causae efficientes) auf der einen, und Zweckurſachen (causae finales) auf der andern Seite: wie uns ſolche Entgegenſetzung ohne jede Begründung wie etwas ganz Selbſtverſtändliches von den heutigen Moniſten der Naturwiſſenſchaft zugemuthet wird. Dieſe wollen uns glauben machen, daß zwiſchen jenen zwei Urſacharten ein Entweder-Oder beſtehe und uns zur Wahl nöthige: dieſe Wahl muß dann freilich zu Gunſten der wirkenden Urſache ausfallen, denn Wirkungen ſollen doch erklärt werden, alſo — ſo meint man — ſind alle Zweckthätigkeiten aus der Wiſſenſchaft zu verbannen. Jene Lehre des Ariſtoteles, Leibnitzens und

Schelling's dagegen läßt in der Zweckthätigkeit vielmehr selbst die wirkende Ursache erblicken, und zwar die einzige Art wirkender Ursache, welche es überall giebt und geben kann. In diesem Sinne ist bei Schelling seit jener Schrift von der Freiheit Alles, was ist, Wollen, Willensthätigkeit. Der Wille ist, so zu sagen, causa finaliter efficiens. Während der materielle und mechanische Monismus lehrt: Alles sei körperlicher Stoff, auch der Geist, und Alles geschehe auf mechanische Weise, auch das Wollen, — setzt jener Schellingsche Monismus entgegen: Alles ist immateriell, auch der sogenannte körperliche Stoff, und Alles geschieht durch eine zweckthätige, wollende Kraft, selbst das sogenannte Mechanische.

Sollte sich trotz dieses fundamentalen Gegensatzes der Willens-Monismus Schelling's vereinigen lassen mit den Resultaten und Forderungen des modernen naturwissenschaftlichen Monismus, und mit den Forschungswegen der exacten Empirie jener Weg der lenkenden Construction etwa so zusammentreffen, wie die Wege zweier Minirer, welche, von entgegenstehenden Punkten aus einen Tunnel durchzubrechen beschäftigt, endlich einander in die Arme stürzen und sich als die Urheber eines gemeinsamen Werks brüderlichst begrüßen? Ich meine, daß einem achtsamen Ohre schon heutiges Tags das Rufen und Hämmern von der einen zur andern Seite hinüber hörbar ist.

Lassen Sie uns annehmen, die mechanische Ansicht habe das Weltbild, das ihr vorschwebt, zu voller Evidenz erhoben: sie habe insofern alle ihre Wünsche erreicht, als ihr gelungen sei, aus dem Kant-Laplace'schen Urnebel ohne Hinzunahme irgend eines anderen Wesens oder Einflusses zuerst zu den primitiven Organismen und von da auf dem Darwin-Häckel'schen Wege, wiederum ohne Anwendung irgend welcher von Außen hinzukommender Einwirkungen, zu den denkenden Wesen und zu ihrer Weltgeschichte zu gelangen. Hier wäre denn, so scheint es, aus dem Unorganischen das Lebendige, aus dem Empfindungslosen das Empfindende, aus dem Nichtdenkenden das Denkende gewonnen. Ich hoffe, Ihnen zeigen zu können, daß solcher scheinbarer Sieg des materiellen und mechanischen Monismus nichts Anderes als sein völliger, ewiger Abschied und sein gänzlicher Untergang wäre, ja, daß von dem Tage an, wo dieser Sieg triumphirend verkündet worden, überall von Materie und Mechanismus nicht mehr die Rede sein dürfte. Jene Nachweise, die wir hier als bereits gelungen annehmen wollen, daß das Lebende aus dem Stoffe und das Empfindende und Denkende aus dem empfindungslosen und nicht denkenden Dasein entstanden sei, werden lediglich zur Folge haben können, daß man von Stund' an jedes Recht verliert, das Unorganische, scheinbar Todte, scheinbar ganz Materielle, für todt, für unorganisch, für materiell zu halten, und ebenso jedes Recht verliert, diejenige Causalitätsform irgendwo

feſtzuhalten, welche dem Todten und rein Materiellen allein entſprechen würde, nämlich die mechaniſche.

Unter Materie, körperlichem Stoffe, dürfen wir ohne willkürliche Verſtellung des Wortgebrauchs nur die chemiſchen Elemente in dem Sinne verſtehen, in welchem das Daſein von Grundſtoffen von der chemiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaft gefordert worden iſt. In dieſem Sinne iſt der körperliche Stoff das qualitativ ſowohl als quantitativ ſchlechthin Beharrende, Unveränderliche, mit welchem demnach Veränderungen nur inſofern vorgehen können, als es ſeine Lage im Raume ändert. Alle Veränderungen in der Welt dieſer Urſtoffe, der Ur-Atome, werden hiernach zurückgeführt auf bloße Ortsveränderungen, auf Miſchung und Entmiſchung, Verbindung und Löſung, Annäherung und Entfernung, überhaupt auf Bewegung. Wenn nun in jenem Proceſſe der Entſtehung des Lebendigen aus dem Unorganiſchen, des Geiſtigen aus dem Ungeiſtigen, Veränderungen vorkommen, welche ihrer Natur nach nicht auf bloße Bewegungserſcheinungen reducirt werden können, ſo iſt dadurch erwieſen, daß Dasjenige, woran dieſe Veränderungen vorgingen, eben nicht jenes Beharrende, qualitativ Unveränderliche, alſo nicht Materie war, ſondern in einem anderen, dafür paſſenderen Begriffe allein wiedererkannt werden kann. Daß aber im Laufe jenes Proceſſes wirklich ſolche innerliche, nicht bloße Ortsveränderungen an der angeblichen Materie vorgehen: wer wollte dies im Ernſte leugnen? Vergleichen wir ein Stück Steinkohle mit einem ängſtlich flatternden und kläglich ſchreienden Vogelweibchen, dem man die Jungen ſtahl, und ſodann mit einem Feldherrn, der nach ſeinen Schlachtenplänen die Bewegungen einer Armee leitet: ſind in dieſen drei Erſcheinungen, angenommen, es ſeien in allen dreien eben nur die Stoffatome das Wirkende, dieſe Stoffatome ohne innerliche Veränderung geblieben, im Vergleich der einen zu den anderen? Wenn die Kohlenſtoffatome der Steinkohle durch den Stoffwechſel in das Gehirn des Vogels und ſodann in das Gehirn des Feldherrn traten: war da jede Veränderung, die mit ihnen vorging, nichts als eine Orts- und Bewegungsänderung? Oder ängſtigten und quälten ſich vielleicht dieſe Kohlenſtoffatome ſchon in der Steinkohle und dachten ſie Schlachtenpläne ſchon im Gehirn des Vogelweibchens? Oder wäre Angſt und Qual nur eine Ortoeränderung und wäre das Ausdenken von Schlachtenplänen nur eine Schwingungsbewegung? Dann wäre ja wohl auch der Unterſchied von Luſt- und Schmerzempfindung nur ein Ortsunterſchied, und auch der Unterſchied zwiſchen zweierlei Gedankeninhalten, z. B. zwiſchen dem Begriffe „Gerechtigkeit“ und dem Begriffe „Ungerechtigkeit,“ ein bloßer Ortsunterſchied oder Unterſchied in der Schwingungsziffer? Davon kann natürlich nicht die Rede ſein. Sobald alſo empfindende und denkende Weſen aus der angeblichen unorganiſchen Materie hervorgehen, ſo hat ſich dieſe letztere als

etwas Anderes erwieſen, denn wofür ſie vorher gehalten wurde: ſie hat ſich erwieſen als Etwas, woraus innerliche Veränderungen manchfaltigſter Art, Gedankeninhalte bis zu den höchſten und umfaſſendſten Wahrheiten hinauf, Empfindungsunterſchiede zwiſchen intenſivſter Luſt und intenſivſtem Schmerze, hervorbrechen können, — als ein neutrales, indifferentes, nach allen Seiten hin beſtimmteres Etwas, für welches das Schelling'ſche Wort „Indifferenz" oder „Identität der Gegenſätze" zunächſt als negative Bezeichnung gar nicht ſo übel war. Die Atome des Kant-Laplace'ſchen Urnebels dürfen alſo, wenn ſie die Träger des geſammten Entwicklungsproceſſes bis zum denkenden Menſchen hinauf ſein ſollen, keineswegs für die Stoffatome der chemiſchen Elemente ausgegeben werden, ſondern jener Urnebel beſteht dann vielmehr aus einem Urſeienden, worin die Anlage zu unendlichen inneren Veränderungen, zu Entfaltungen immer höherer, immer geiſtigerer Thätigkeiten eingeſchloſſen iſt. Nur dann, wenn wir ſolcherweiſe jene Atome umgeſtalten zu den umfaſſendſten Entwicklungskeimen, nur dann kann das Alles daraus werden, was der heutige Monismus daraus will werden ſehen.

Aber ich muß Ihre Geduld, verehrte Feſtgenoſſen, noch ein wenig weiter hinhalten, ehe wir dem Minirer von der andern Seite, unſerm Schelling, wieder voll ins Antlitz ſchauen können. Es fehlt noch der verſprochene Nachweis, daß die Ergebniſſe und Tendenzen der modernen Naturwiſſenſchaft, wie ſie von der *Materie* abführen, ſo auch vom *Mechaniſchen* entfernen, und ſich deshalb aufs Beſte in den *ſeeliſchen, teleologiſchen* Monismus der Schelling'ſchen Willenstheorie einfügen.

Der heutige Monismus will, daß nur eine Art von Cauſalität im Weltall vorkomme, nämlich die mechaniſche. Ließe ſich nun zeigen, daß an einem *einzigen* Punkte des Weltalls eine andre Cauſalität, etwa die teleologiſche, waltet, ſo wäre es entweder um den Monismus geſchehen, oder *alle* Cauſalität wäre von dieſer *anderen* Art, alſo etwa teleologiſch, zweckthätig, willensartig. Daß es nun irgendwo im Weltall Willensthätigkeit giebt, das ſollte denn doch uns Menſchen bekannt ſein. Wir Menſchen ſind doch wohl durch Willen thätig, indem wir erſt uns Zwecke denken, dann die Mittel überlegen, hierauf die Bewegungen in der Außenwelt herbeiführen, durch welche der vorgeſetzte Zweck reſultirt. Wenn ein Offizier ſeine Recruten eine beſtimmte Bewegung ausführen läßt, ſo denkt er ſich erſt dieſe Bewegung, dann wählt er das ihm bekannte Mittel des entſprechenden Commandowortes, er ruft dieſes aus, und ſiehe, der Effect zeigt, daß er ſich nicht verrechnete. So augenfällig hier Alles ſcheint, ſo wenig iſt es von der heutigen Wiſſenſchaft hinreichend beherzigt, und Sie finden in ſonſt achtungerweckenden Büchern oft genug mit erſtaunen machender Sicherheit behauptet, daß auch die Willensthaten des Menſchen und ihre Erfolge durchaus phyſikaliſch, alſo zuletzt mecha-

niſch, erklärbar ſein müßten. Freilich, ſagt man, *will* der Commandant die Bewegung ſeiner Mannſchaften; aber ſein Wollen iſt auch nur eine Molecularbewegung der Hirnatome: dieſe Bewegung wirkt als mechaniſche Arbeitskraft auf die Sprechmuskeln, das Commandowort ertönt, ſeine Schallwellen ſind eine mechaniſche Arbeitskraft im Gehirne des Soldaten, durch welche wieder deſſen Muskelbewegungen ausgelöſt werden, die ſodann glücklicher Weiſe ſo ausfallen, wie das Commandowort ausſagte. Wie mögen Schallwellen ſo große Dinge thun und ſo gut ſich auf die Sprache des Commandos verſtehen? Oder ſind etwa deutſche Gehirne auf die Schallwellen deutſcher Laute ſo ſchön eingerichtet? Von wem? Giebt es für die mechaniſche Anſicht den Ausweg eines intelligenten Ordners, der ſolche Harmonie präſtabilirt hätte? Wir werden wohl nicht irren, wenn wir annehmen, daß das Commando nicht als phyſikaliſche Schallwelle auf das Gehirn wirkt, ſondern durch ſeine *Bedeutung*, ſeinen *Inhalt*, welcher dem Soldaten einen *Zweck* vorſchreibt, zu welchem er die *Mittel* ergreift, nämlich die ihm dafür eingeübten Bewegungen.

Die Willensthätigkeiten der Menſchen zeigen uns, daß es zweckthätige Urſachen in der Welt giebt. Soll nun der Monismus gerettet werden, ſo bleibt Nichts übrig, als *alle* Urſachen in der Welt für zweckthätige, willensartige zu halten, ſelbſt die ſogenannten mechaniſchen in der ſogenannten Körperwelt. Welche Kühnheit! Aber die heutige Naturwiſſenſchaft unterſtützt uns darin gar ſehr. Sie läßt den Menſchen abſtammen, ſammt der ganzen Thierwelt und Pflanzenwelt, aus jenen einfachſten Plasmazellen des Urmeeres, welche ihrerſeits wieder aus den Atomen der chemiſchen Elemente ſich zuſammenſetzten. Iſt nun der Menſch ein zweckthätiges Weſen, kann aber Gleichartiges nur von Gleichartigem abſtammen, ſo muß auch die ganze Reihe unſrer Vorfahren bis zum Häckel'ſchen Moner und darüber hinaus daſſelbe Weſen aufweiſen mit dem Menſchen, alſo entweder ſelbſt zweckthätig wirkendes Weſen, oder doch ein Weſen, welches in Bezug auf die Zweckthätigkeit alle die ſpäter entwickelten Anlagen in ſich einſchließt, keineswegs aber einen unvereinbaren Gegenſatz dazu in ſich trägt. Die Forderung des Monismus gebietet uns, dies dahin zu ſteigern, daß hiernach eine andre als teleologiſche Cauſalität nirgends möglich iſt.

Offenbar verdunkelt und verengt ſich die Zweckſetzung oder das Wollen, je weiter wir vom Menſchen aus abwärts gehen. Aber ſie verdunkelt und verengt ſich ſchon innerhalb der Menſchenwelt ſelbſt, je weiter wir von den leitenden Genien der Weltgeſchichte abwärts ſteigen zu den niedrigſten Culturgraden; und ebenſo verdunkelt und verengt ſich die Zweckthätigkeit, je weiter wir abwärts ſteigen vom Alter der Vollreife zu dem Zuſtande vor der Geburt. Dieſe ſucceſſive Abnahme, oder, in der umgekehrten Ordnung,

ſucceſive Zunahme an Inhalt, Werth, Bewußtheit des Wollens, iſt nur eine Veränderung der Quantität, der Objekte, der Intenſität, aber kein Uebergehen in eine andre Wirkungsart. Das blindeſte und einfachſte Wollen wäre hiernach das im Atom eines ſogenannten chemiſchen Stoffs anzunehmende, wobei natürlich nicht an das gedacht werden darf, was wir „freien" Willen nennen, ſondern an eine gänzlich wahlloſe zweckthätige Kraftäußerung, welche nur das Einfache, was hier im Weſen liegt, wollen kann, und in jedem Momente auf beſtimmte Weiſe, nach der Nothwendigkeit ſeines Weſens und der Einwirkungen andrer Weſen, wollen muß. Die Gewohnheit, an der wir Alle noch leiden, die Gewohnheit, abwärts auf die Pflanzenwelt oder auf die Welt der Elementarorganismen das Reich des Unorganiſchen folgen zu laſſen, iſt ohne allen Grund. Vielmehr iſt der Kryſtall nur eine noch niedrere Stufe des Lebendigen, und endlich kommen wir bei dem Weltkörper und bei den Weltſyſtemen an, welche beide, ſofern hier nur von dem Geſtirn, nicht auch von den Bewohnern, die Rede iſt, wohl als die niedrigſte Stufe von Organismen, aber nicht als das Unorganiſche anzuſehen ſein würden. Die Erde zeigt uns ſogar die Geſtalt und Eintheilung einer coloſſalen Zelle, mit Membran, mit halbflüſſigem Inhalte, und von anderen Weltkörpern nehmen wir das Gleiche an. Die Willensthätigkeit wäre bei dieſen niederſten Organismen herabgeſetzt auf die Gravitation. Niemals hat die Phyſik ſagen können, was eigentlich die Gravitation ſei. Sie iſt der Grund alles Mechaniſchen; aber iſt dieſer Grund ſelbſt mechaniſcher Natur? Der Raum iſt frei: wir dürfen dieſe innerſte Weſenseigenthümlichkeit der ſogenannten Materie als eine Willensart, eine Zweckſetzung auffaſſen. Spricht nicht auch die naturwiſſenſchaftlich ſo unanfechtbare Herbartiſche Lehre von der Selbſterhaltung ihrer Realen, alſo von einem Zwecke, den ſie ſich ſetzen?

So vereinigt der Urnebel Kant's und Laplace's Atome von unendlich beſtimmbarer höherer Anlage, die zunächſt nur durch die einfachſte Zweckthätigkeit der gegenſeitigen Anziehung an einander gebunden ſind, und ſo zunächſt nur Organismen niedrigſter Stufe, Weltkörperſyſteme, erzeugen. Aber ſie ſind kraft ihrer höheren Anlage dazu beſtimmt, in fortſchreitender Erhellung und Erweiterung ihres Innern ſich emporzuheben bis zu Willensthätigkeiten höchſter Art, und ſo auch Organismen höherer Art aus ſich zu bilden, bis zu denkenden unſterblichen Weſen hinauf.

Allein, wir dürfen als Philoſophen nicht ſtehen bleiben bei dem auch noch ſo innerlich vertieften Gasballe. Die höchſte Urſache, alſo das Unbedingte, kann nur Eines ſein, keine zerſplitterte Vielheit. Das eine Urweſen muß die Anlage zu ſämmtlichen Zweckthätigkeiten in ſich tragen, von den niederſten zu den höchſten, und es muß die Reihenfolge ihrer Entfaltung ſich

zum Ziel ſetzen, mit den Abſchlüſſen, welche dieſe Reihenfolge finden ſoll. Solche univerſelle Zweckthätigkeit des Urweſens läßt es uns erkennen als den Urwillen, der zugleich den Stoff in ſich trägt, aus welchem die Welt iſt, und zugleich das Ziel denkt und will, zu welchem hin die Welt ſich entwickeln ſoll, darum aber zugleich auch in dieſer Weltentwickelung das eigentlich Wirkende ſelbſt iſt. Und ſo ſind wir wieder bei Schelling. Aber das letzte Endziel, das ſein Urwille will und durch die Welt nach langem Kampfe endlich erreicht werden läßt, in einem alle Seelen der Menſchen wiederbringenden Jenſeits, — das iſt eine Welt der Liebe; denn ſein Urwille iſt der Gott der Liebe. Und ſo ſind wir bei Schelling zugleich bei unſerm Chriſtenglauben. —

Wir ſchauen heute in das Angeſicht eines der Größeſten unſerer Geiſtesheroen. Wir ſtehen davor mit dem Bewußtſein, daß das heute und in jüngſt vergangener Zeit uns am Lauteſten als Wahrheit Empfohlene das ſchroffſte Gegentheil iſt von dem, was uns dieſer Held unſers Tags als Wahrheit verkündete: Materialismus, d. i. Verzicht auf den Geiſt; Peſſimismus, d. i. Verzicht auf Glück; Skepticismus, d. i. Verzicht auf alle Wahrheit. Sollte ſo der Knoten auseinandergehen: die politiſche Ohnmacht und Zwietracht Deutſchlands mit der Fülle geiſt- und gemüthvollen Innelebens — das einige, mächtige deutſche Reich mit der Verödung des Geiſtes und Herzens?

Nein, nein, und abermals nein!

Raffen wir uns dazu auf, von Neuem den Bund zu ſchließen, den Schelling immer feſter zu machen ſein ganzes Leben gerungen, den Bund zwiſchen dem wiſſenden Verſtande, dem fröhlichen Aufſchwunge der Phantaſie und einem frommen, liebeerfüllten Herzen. Auf ſichrerer wiſſenſchaftlicher Grundlage als Schelling ſelbſt dürfen wir heute uns deſſen freuen, daß die Ideale unſrer großen Dichter, die Gedanken unſrer größten Philoſophen, die religiöſen Gefühle unſrer wahrhaft Frommen ein und denſelben Inhalt haben: den Inhalt, den wir heute als den Kern des Schelling'ſchen Denkens fanden, und den wir, zum Zeugniß, daß hier Poeſie und Philoſophie ſowohl ſich als der Religion die Hand reichen, mit dem Schillerworte wiederholen: Ein Gott iſt, ein heiliger Wille lebt, und mit den Worten des Chriſtenthums: θεὸς πνεῦμα — θεὸς ἀγάπη: Gott iſt Geiſt, Gott iſt Liebe.

Bilder aus dem kirchlichen Leben in Amerika.

Von Moritz Busch.

I.

Farmer oder Pastor? — Geistliche Ressourcen. — Amerikanische Pastoren und Kirchenräthe. — Skandalscene. — Ein freundlicheres Bild. — Abermals Skandal. — Squatter und Pfarrer.

Olmütz hatte mich nach Amerika getrieben — Olmütz und die auch gegen die demokratischen Hoffnungen und Bestrebungen der Deutschen hereingebrochne Reaction; denn ich hatte in der famosen Sonnabendsgesellschaft in Stolpe's Restauration zu Robert Blum's Füßen gesessen und in den Erfahrungen des Lebens noch nicht wieder verlernt, was ich dort und später im Vaterlandsverein an politischer Weisheit eingesogen. Dießseits des großen Wassers war es — so wähnte ich — mit jenen Hoffnungen für meine Lebenszeit aus, jenseits — so träumte ich — blühte ihre Erfüllung und trug gute Früchte, darunter auch goldene.

Ich dachte drüben mit einem Vetter, der den altenburgischen Gutsverwalter aufgegeben, sich in Ohio bereits in verschiedenen Stellungen versucht und namentlich den dortigen Betrieb der Landwirthschaft praktisch kennen gelernt hatte, Farmer im Hinterwalde zu werden und — des Vaterlandes zu vergessen.

Beides erwies sich in der Folge als schwerer, wie ich gemeint, und ich muß hiervon fast unmittelbar nach meiner Landung in New-York wenigstens in Betreff meiner Qualification zum Blockhüttenbewohner und Urwaldsbauer eine Ahnung gehabt haben. Denn, als ich eines schönen Morgens beim Zeitungslesen auf eine Einladung zur Bewerbung um eine gutdotirte Pastorenstelle stieß, hing ich gelassen den Farmer an den Nagel und beschloß, wenn das Glück wohl wollte, statt der Eichen, Hickorybäume und Zuckerahorne in der Wildniß des Maumee oder Miami lieber geistiges Gestrüpp und Unkraut zu roden und statt irdischer Aecker himmlische zu pflügen und zu bepflanzen — ein Entschluß, der, wie man sogleich erfahren wird, nicht unerklärlich und, wie man später gewahr werden soll, in Amerika durchaus nicht ohne Vorgang war.

Die erwähnte Stelle war die des Pastors an der Pauluskirche in Cincinnati, und über Cincinnati führte der Weg zu Vetter Theodor in Dayton. Die pfarrersbedürftige Gemeinde ferner war eine deutsche. Ich konnte mich ihr endlich mit gutem Gewissen widmen; denn ich hatte Theologie studirt ich hatte sie sogar „mit heißem Bemühn“ und — Beweis das bestandene

Examen für die Erlaubniß zum Predigen — mit ziemlichem Erfolge ſtudirt. Freilich ſpäter auch Philoſophie, was manchem Gemüthe als keine Empfehlung erſcheinen wird, bei dem Kirchenrathe aber, dem ich mich vorzuſtellen hatte, vermuthlich inſofern eine war, als ich, wenn es an das Ausſpielen meiner Karten ging, nach den theologiſchen Zeugniſſen auch mit einem ſtattlichen lateiniſchen Doctor- und Magiſterdiplom auftrumpfen konnte.

Wie geſcheidt ich mir damals erſchien! Und wie „grün“ ich mir jetzt vorkomme, wenn ich mein vergilbtes Tagebuch nach dieſen Dingen durchblättere!

Um auf das Folgende ganz vorbereitet zu ſein, muß man noch wiſſen, daß in jener Zeit (abgeſehen von den Methodiſten und Baptiſten) nur die orthodoxen lutheriſchen Gemeinden unter den amerikaniſchen Deutſchen eine Organiſation beſaßen, die ſie unter einer Oberbehörde miteinander verband und ſie und ihre Prediger den unſrigen einigermaßen ähnlich erſcheinen ließ. Die übrigen — bei Weitem die Mehrzahl — waren nichts anderes als ſich ſelbſtregierende Clubs oder Caſinos, die ſich ihren Paſtor wählten, wie ein profanes Caſino, eine profane Reſſource ſich den Caſtellan wählt. Man baute, kaufte oder miethete ſich eine Kirche, möblirte ſie nach Kräften mehr oder minder elegant und beſorgte ſich einen Prediger, der nicht ordinirt zu ſein, nicht einmal ſtudirt zu haben brauchte, der in der Regel nach Verlauf eines Jahres entlaſſen werden konnte, und der vor Allem die Aufgabe hatte, die Kirche möglichſt voll zu predigen; denn nur durch Vermiethen vieler Stühle wurden die Koſten gedeckt und wurde vielleicht noch ein profitables Geſchäft gemacht.

Von welchen tauſenderlei kleinen Ränken ein ſolcher abhängiger Seelenhirt umſchlichen war, welche Rückſichten auf Geſchmack und Laune der Gemeinde er zu nehmen hatte, und was für eine Sorte von Amtsbrüdern er bei einer ſo geſtalteten Lage der Dinge in nicht ſeltnen Fällen neben ſich ſah, kann der deutſche Leſer ſich ſchwerlich auch nur annähernd vorſtellen.

Auch ich hatte von dieſen Verhältniſſen anfangs keine Ahnung Ich war eben ein „Grüner“. Erſt nach und nach, gleichſam tropfenweiſe, erfuhr ich, wie die Sache in Wahrheit ſtand. Aber als ich einmal A geſagt, mußte ich wohl oder übel B ſagen, trotzdem, daß ein Tropfen immer bitterer war und mir immer mehr Verdruß und Scham zu Geſichte ſteigen ließ, als der vorige. Wie ich dann nicht weiter konnte im Alphabet, ließ ich das Weiterbuchſtabiren eben ſein, ſchüttelte den Staub von meinen Füßen und zog wieder von dannen. Ich war jetzt nicht mehr „grün,“ im Gegentheil, ich war — recht roth geworden.

Und nun wollen wir unſre Geſchichte ſelbſt vornehmen, indem wir die auf ſie bezüglichen Stücke aus meinem Tagebuche löſen und mit einander verbinden.

12. September. Durch Weinhändler Pfiermannn, einem Bruder von der „königlichen Kunſt," mit dem ich geſtern im Gaſthofe Bekanntſchaft machte, und der mir raſch gut geworden zu ſein ſcheint, wie ich ihm, wurde ich heute Morgen bei Paſtor Kröll, dem Prediger an der Johanneskirche auf der ſechſten Straße, eingeführt. Ehrwürden, ein großer ſchwerer Mann, ſaß eben, der Hitze wegen nur mit Hemd und Hoſen bekleidet, in der Unterſtube ſeines Häuschens, die als Empfangs-Salon und zugleich als Schulzimmer für die Confirmanden der Gemeinde dient, im Geſpräche mit einem Herrn Hertſch, der gleich mir vor Kurzem aus Deutſchland angekommen iſt. Als Confrater in spe vorgeſtellt, wurde ich freundlich aufgenommen, und der Paſtor ſagte auch mir recht wohl zu, obſchon er eine etwas phlegmatiſche und hausbackene Natur zu ſein ſcheint und offenbar zu den Auguren gehört, die ſich anlächeln, wenn ſie bei Amtsgängen einander begegnen. Wenn ich ihn recht verſtehe, ſo iſt ſein Evangelium der alte Röhr. Weniger behagte mir Hertſch, der Rechtsgelehrter in Magdeburg geweſen ſein und zu der Uhlich'ſchen Partei gehört haben will, und der ſich jetzt, obwohl er an Krücken geht, und Krüppel nach den alten Satzungen der Kirche nicht Prieſter ſein ſollen, um die Pfarre in Madiſon zu bewerben gedenkt, deren bisheriger Inhaber der Gemeinde „zwiſchen zwei Tagen" abhanden gekommen iſt.

Verdunkelte das ſchon meinen Himmel ein wenig, ſo wurde es noch düſterer, als nach einer Weile ein junger Mann hereinkam, der früher auf Hecker's Farm in der Looking-Glaß-Prairie beſchäftigt geweſen, und der uns mit betrübter-Miene erzählte, daß der Prediger, den Hertſch zu erſetzen vorhatte — er hieß, wenn ich recht hörte, Klingler — und der die vorige Nacht mit ihm auf einem Zimmer geſchlafen, ihm mit einer Briefta ſche, die 63 Dollars enthalten habe, davongegangen ſei.

„Das ſieht ja bös aus", dachte ich. Aber der Paſtor ſchien es nicht ſo tragiſch zu nehmen. Wußte er doch ſofort von ähnlichen Geiſtern zu berichten. Da war einer, der in Brooksville als notoriſcher Trunkenbold und Landläufer geſpukt, da war ein anderer, der eine fremde Uhr für die ſeinige angeſehen und in der Zerſtreutheit verkauft, da war ein dritter Unhold, der — „wohl auch aus Verſehen", meinte der Paſtor mild oder ironiſch — gar als Liebhaber ſeines eignen Geſchlechts Unfug verübt und, nachdem er von mehrern Stellen verjagt worden, jetzt doch in Kentucky wieder eine geſunden hatte, und ſo mit Grazie weiter.

Ich kann nicht mit Sicherheit behaupten, daß mich dies in beſonders hohem Grade in meinem Vorhaben ermuthigte; ja ich glaube faſt, das Gegentheil war der Fall. Wenigſtens ſagte ich etwas der Art meinem guten Paſtor, als ich dieſen Abend, von ihm eingeladen, im Pfau ein Glas Rheinwein — vielleicht waren's auch zwei — auf das Gelingen meiner Bewerbung

bei Sanct Paul und auf fleißige Mitarbeiterſchaft an der von Kröll herausgegebnen kirchlichen Zeitſchrift mit ihm trinken mußte, was wir beiläufig hinter einer ſpaniſchen Wand vollbrachten, die der rückſichtsvolle und vorſorgliche Wirth zwiſchen uns Kleriker und die profanen Gäſte geſchoben hatte. Ehrwürden tröſtete mich: das wäre ja nicht ſo gefährlich — was ich heut Morgen gehört, wäre Ausnahme — ich würde in den hieſigen Geiſtlichen ganz angenehme Leute finden, u. dergl. Genug, ich ließ mich tröſten, zumal mir der Präſident meines Kirchenrathes, dem ich zwiſchen dem Beſuch im Paſtorat der Johanniskirche und dem im Pfau meine Aufwartung gemacht, nicht übel gefallen hatte.

Der Name dieſes Kirchenrathspräſidenten war Riemeyer, ſein Geſchäft, abgeſehen von den Angelegenheiten, die ihm jene Würde in die Hand legte, das eines Tiſchlers in Clawſon's Bedstead Factory. Ich traf ihn gerade bei der Arbeit über dem Kopfende einer Bettſtelle und einem Haufen von Hobelſpähnen, der ihm bis über die Knie ging. Der Sprache nach iſt er ein Plattdeutſcher. Er war gegen den Candidaten cordialer, als Präſidenten deutſcher Kirchenräthe gewöhnlich ſein ſollen, rieth mir, ein ſchriftliches Geſuch an ſein Collegium einzureichen, und verſprach es am Abend ſelbſt abzuholen, was unſere Kirchenrathspräſidenten wohl auch nicht immer für ihre Schuldigkeit halten werden.

Ich entwarf, froh über ſo guten Anfang, die Eingabe, und um fünf Uhr ſtellte ſich der Präſident ein, um ſie mitzunehmen und mich zugleich auf die Walnutſtreet zu führen, wo die Pauluskirche liegt. Er ließ ſie aufſchließen und zeigte mir das Innere. Sie iſt äußerlich ein einfaches, ziemlich unſcheinbares und ſchmuckloſes Gebäude, das im Erdgeſchoß die Schule der Gemeinde und eine Apotheke hat, im Innern aber recht nett eingerichtet. Die Sitzbänke ſind von polirtem ſchwarzem Walnußholz, die Gänge zwiſchen ihnen mit Teppichen belegt. Schiff und Emporkirchen mögen achthundert Perſonen faſſen. Die Kanzel, an der Wand dem Haupteingang gegenüber angebracht, iſt eine Eſtrade mit Pult, aber ohne Schalldeckel, zu der rechts und links Stufen hinaufführen. Der Altar befindet ſich unmittelbar unter dem Pult der Kanzel. Das Ganze macht, gleich den meiſten proteſtantiſchen Kirchen des Weſtens, einen nüchternen, aber freundlichen und behaglichen, ich möchte ſagen, warmen Eindruck.

Während der Präſident mich herumführte, theilte er mir die neueſte Geſchichte der Gemeinde und die Gründe mit, die zur Entlaſſung des ſeitherigen Pfarrers bewogen hatten. Derſelbe heißt Göbel und iſt von Hamilton hierher berufen worden. Er hat die Stelle vier Jahre innegehabt und anfangs recht wohl gefallen. Aber ſchon bei Entwerfung der Conſtitution iſt ſeine Herrſchſucht übel vermerkt worden, und bei ſpäteren Gelegenheiten hat er eine

ungebührliche Neigung zu Geldgeschäften verrathen. „Er wollte Papst spielen", sagte Riemeyer, „und er hat sich seinen Gehalt vorauszahlen lassen, um damit zu zwanzig Procent zu wuchern. Bei Taufen und Trauungen konnte er gewöhnlich nicht genug bekommen, obschon er's nach der Constitution eigentlich umsonst thun mußte. Dann hat er Leuten gerathen, das der Kirchenkasse geliehene Geld zu kündigen, weil es (die Gemeinde soll 20,000 Dollars Schulden haben) nicht sicher stände. Auch studirte er in der letzten Zeit nicht mehr gehörig auf seine Predigten, und so war's gewöhnlich liederliches Zeug, nicht gehauen und nicht gestochen. Das wurde so schlimm, daß verschiedene von uns wegblieben oder ganz austraten, geschweige denn, daß neue Mitglieder beigetreten wären, die wir recht gut gebrauchen könnten." Aus alledem scheint hervorzugehen, daß die Angel, um die sich die Angelegenheit dreht der Geldpunkt ist. Stände es damit nach Wunsche, so nähme man es vielleicht mit dem Papste nicht so genau.

13. September. Früh bei Rothert, dem Schatzmeister der Paulusgemeinde, Besuch gemacht, der ebenfalls Mitglied des Kirchenrathes und nach gestrigen Aeußerungen Kröll's und Riemeyer's besonders einflußreich ist. Er hat früher das Schlosserhandwerk betrieben, ist aber gegenwärtig Inhaber eines Eisenwaarengeschäfts auf der Western Row und offenbar in guten Verhältnissen. Langgewachsen, engbrüstig, nach Miene und Rede ein lebhafter und entschiedener Charakter, erinnert er durch seinen Dialekt wie Riemeyer, daß er aus plattdeutsch sprechenden Gegenden eingewandert ist. Ich gab ihm kurz Aufschluß über meine Vergangenheit und überreichte meine Zeugnisse. Meine einfache Art und Weise schien seinen Beifall zu haben; denn er holte seine Familie herbei, um sie mir vorzustellen, desgleichen einen Nachbar Koch, der ebenfalls der Gemeinde angehört. Ueber einer Flasche Portwein erfuhr ich die gestern vernommenen Klagen über den Pastor noch einmal und noch ein ziemliches Bündel neue dazu. Doch scheint Göbel auch eine nicht ganz kleine Partei zu haben, die vorzüglich aus Mitgliedern des Oddfellow-Ordens besteht, welcher hier den Freimaurern Concurrenz macht, und welchem der Pfarrer, wenn ich recht verstanden habe, vor Kurzem beigetreten ist. Man ist in Folge dessen in den letzten Tagen hart aneinander gerathen, und der Pastor hat sich dabei — wenn Rothert nicht übertreibt — nicht gerade als Gentleman betragen. Schließlich äußerte Rothert den Wunsch, ich möge, da Göbel nicht wieder auf die Kanzel solle, gleich morgen die Predigt übernehmen, was ich indeß mit Hinweis auf meine Ermüdung von der langen Reise, auf die Unmöglichkeit, in so kurzer Frist, mich zu einem gediegenen Debut zu rüsten, und auf die Nothwendigkeit, mich erst mehr zu orientiren, ablehnte.

14. September. Heut Morgen mit Vetter Theodor (der inzwischen ein-

getroffen war) in die Pauluskirche, um Göbel predigen zu hören. Man bot mir einen Sitz im Kirchenrathsſtuhl unmittelbar vor der Kanzel an, ich aber zog einen beſcheidenern Platz nicht weit von der Thür vor. Ein Viertel vor zehn Uhr wurde geläutet, die Kirche füllte ſich nach und nach, die Orgel ging, und der Geiſtliche erſchien — ein vollwangiges, rothes Alltagsgeſicht auf etwa vierzigjährigen Schultern. Er trug einen ſchwarzen Frack; denn der Chorrock unſrer Seelenhirten iſt hier, wie in den meiſten proteſtantiſchen Kirchen des Weſtens nicht erforderlich und daher ſelten. Nachdem man ein Lied geſungen, las der Paſtor ein Gebet aus Witſchel vor, und dann gab es eine Predigt, die, wie ich meinem verſchwiegnen Tagebuche wohl anvertrauen darf, ſchwächlicher und confuſer als billig war. An den Schluß knüpfte er einen erregten Proteſt gegen die (freilich nicht von ungewöhnlichem Zartgefühl eingegebne) Zumuthung des Kirchenrathes, nach der er deſſen Beſchluß, daß nächſten Sonntag Probepredigt ſein ſolle, von der Kanzel zu verleſen hatte, und nun entſtand Skandal. Rothert erhob ſich und erklärte noch erregter, das müſſe er thun, wo nicht, ſo ſtiege er ſofort ſelbſt auf die Kanzel und beſorgte die Ankündigung. Darauf erneute Weigerung des Pfarrers, Einwürfe und Drohungen von Seiten des geſammten Kirchenrathes, ärgerlicher Zank, wüſtes Durcheinanderſchreien, Aufſtampfen mit den Füßen, wie zum Zuſchlagen erhobne Hände — ein Auftritt, dem der zornübermannte Rothert die Krone aufſetzt, indem er dem ehrwürdigen Herrn mit lauter Stimme einen Lügner ins Geſicht wirft. Die Frauen ſchüttelten die Köpfe. Von den Männern erwartete ich jeden Augenblick, daß ſie die Röcke ausziehen und einander in die Haare fahren würden, und da ich der Anſicht bin, daß derartige Kraftübungen beſſer in Schenken oder auf Tanzböden als in Kirchen vorgenommen werden, ſo zupfte ich Vetter Theodor am Rockſchoß, gab ihm einen Wink mit den Augen und machte mich mit ihm in der Stille von dannen.

Der Nachmittag bot ein freundlicheres Bild. Die verſchiedenen Wohlthätigkeitsvereine Cincinnatis zogen in großer Prozeſſion nach dem Mount Auburn zur Einweihung des dort von ihnen erbauten Waiſenhauſes, neben das ſpäter ein Wittwenhaus zu ſtehen kommen ſoll. Vorreiter mit Schärpen führten den Zug, die Mitglieder der Vereine, ebenfalls beſchärpt, und die Schulkinder im beſten Putz folgten, letztere von den Paſtoren und Lehrern geführt. Fahnen wehten, Muſikchöre bliesen und trommelten. Eine dicke gelbgraue Staubwolke wirbelte über dem Ganzen. Oben auf der Hochfläche angekommen, machte ich binnen fünf Minuten die Bekanntſchaft von zwei Dutzend andern Mitgliedern der Paulusgemeinde, mußte allen die Hände ſchütteln, wurde von allen gefragt, wie mir's geht, und hörte die Klagen über den böſen Paſtor, mit vielen „well“ und „why“ und „anyhow“ gewürzt,

zum zehnten und zwanzigsten Male. Dann waren wir Zeugen, wie die geistlichen Herren von der auf dem Dache eines Hauses improvisirten Rednerbühne zur Feier des Tages ihr Licht leuchten ließen: der fette orthodoxe Grassow (früher seines Zeichens Schneider), der würdige Suhr, der seine gewohnten zehn Abendschoppen heute schon zu Mittag zu sich genommen zu haben scheint, der redliche Hoffümmer, der ein Geberdenspiel wie eine Windmühle entwickelt. Müde dieser geistlichen Coulissenreißerei (man gewöhnt sich in Amerika an starke Ausdrücke — wenn ich das Tagebuch jetzt schriebe, so würde ich sagen: dieser Erregtheit ohne Inhalt), dieses salbungsvollen Schmachtens und Polterns, das nie bei der Stange blieb, sondern bald von der Wohlthätigkeit faselte, bald ohne Noth dem Atheismus einen Keulenschlag beibrachte, bald ein paar Schaalheiten über Tod und Unsterblichkeit herauslangte, zog ich mich nach einer Weile zurück und setzte mich ein Stück von den Rednern in den Waldesschatten, wodurch ich um den Vortrag Freund Kröll's kam, der besser gewesen sein soll. Ein schöner Zug, der mit Manchem versöhnte, war der, daß bei der Tellersammlung, die schließlich von den Pastoren für das Waisenhaus vorgenommen wurde, fast vierhundert Dollars einkamen. Gewöhnliche Handwerker sah ich Fünf-, ja Zehn-Dollar-Noten auflegen. Bei uns hätten sie sich für generös gehalten, wenn sie fünf oder zehn Silbergroschen geopfert hätten.

Auf dem Rückwege erfuhr ich von Rothert Einiges über die Entstehung der hiesigen protestantischen Gemeinden. Die, deren Prediger jetzt Kröll ist, war die älteste. Zuerst waren es meist Hochdeutsche, die zu ihr zusammentraten, und denen ein Kaufmann in einem Privathause zuweilen eine Predigt hielt. Dann mehrte sich die Zahl der Plattdeutschen, die nun Anspruch auf die Herrschaft erhoben, während die Hochdeutschen der Mehrzahl ihr Recht als Väter der Gemeinde gegenüberstellten. Die Folge waren lebhafte Streitigkeiten, die bei einer Versammlung in der mittlerweile von ihnen erworbenen Johanneskirche in Schlägerei ausarteten. Die Plattdeutschen wurden endlich durch allerhand Intriguen der Gegner — man kaufte sich unter Anderm, um die Partei zu stärken, förmlich Mitglieder zu ein paar Thalern per Kopf — dahin gebracht, daß sie sich für etliche tausend Dollars zum Austritt bestimmen ließen. Sie bildeten eine neue Gemeinde und bauten die Walnutkirche, an der Suhr jetzt als Geistlicher fungirt. Hier starben ihnen bald nach einander zwei Prediger, und bei der Wahl des dritten kam es wieder zu Zerwürfniß und Spaltung, und ein Theil der Mitglieder schied aus, um sich kurz nachher die presbyterianische Kirche zu kaufen und sich dort mit ihrem Candidaten als Seelsorger einzurichten. Sie sind die jetzige Paulusgemeinde. Dieselbe hatte gleichfalls wenig Glück und Frieden und reichlich Noth und Verdruß mit ihren Pfarrern. Einer kündigte ihr zweimal ohne Weiteres den

Handel auf, ein andrer wurde orthodox und am Ende gar katholisch. Der letzte, Göbel, war eine Zeit lang ganz erträglich gewesen, jetzt machte auch er der Gemeinde schwere Sorge.

Abends ging ich zu Pastor Suhr. Er hatte mich eingeladen, war aber nicht zu Hause. „Die Schenke wird ihn nicht weggelassen haben," meinte eine böse Zunge im Gasthofe. „Jeden Wochentag einen Rausch, des Sonntags zwei."

15. September. Nachmittags in Kröll's Kirche einen Aufsatz für dessen „Protestantische Zeitblätter" geschrieben, Abends mit ihm zu Biere gegangen in eine Wirthschaft, die ein „General" Mohr hält, und wo Pastor Grassow Stammgast ist.

16. September. Früh in der Johanneskirche an meiner Predigt gearbeitet, in der ich den Text: „Christus gestern, heute und in Ewigkeit" behandele. Mittags bekam ich Besuch von der Partei Göbels, für die ein gewisser Rohrkaß das Wort führte, und die vermuthlich mich auszuhorchen kommt. Ich befriedige ihre Wißbegierde, da ich nichts zu verhehlen habe. Nachmittags mit Kröll Katawba-Wein getrunken, von dem auf den Bergen hinter der Stadt viel gebaut wird, und der nicht übel, aber mit Sprit versetzt ist und daher leicht zu Kopfe steigt.

Von 17. bis 19. September vollendete ich meine Predigt und memorirte sie.

20. September. Besuch bei Rothert, der von Göbel beim Squire verklagt und von wegen des „Lügners" um zehn Dollars gestraft worden ist. Ich erhalte meine Zeugnisse zurück, unter denen das Doctordiplom zwar Kopfzerbrechen gekostet, aber — vielleicht gerade deshalb — seine Wirkung als Daus in meiner Karte gethan zu haben scheint. „Nach dem, was wir jetzt wissen," sagte Rothert, „werden Sie unser Pastor. Und wenn darüber die Sonne im Westen aufginge, Sie müßten es werden." Meine Probepredigt soll morgen stattfinden; doch erkläre ich mich nur unter der Voraussetzung dazu bereit, daß die Gegenpartei sich ruhig verhält.

Abends höre ich von Rohrkaß, daß sie das nicht zu thun gedenkt. Göbel will trotz alledem auf die Kanzel, da sein Advocat ihm dieß mit dem Hinweis gerathen hat, daß Zurückhaltung ihm den Anspruch auf vollen Gehalt bis zu Ende des Jahres verlieren lassen würde. Meine Antwort war, ich werde mich nach dem Willen des Kirchenrathes pünktlich einfinden, um zu predigen; träfe ich jedoch die Kanzel schon besetzt, so würde ich mich, um nicht Ursache zu Unschicklichkeiten zu geben, ohne Zögern zurückziehen. Dieß gefiel, und fast sah es aus, als ob ich damit einen Stein im Brete auch dieser Partei gewonnen hätte.

21. September. Am Morgen in ziemlicher Frühe schon stellte sich

Rothert im Gasthofe ein, um mich zur Kirche abzuholen. Er hatte es offenbar sehr eilig. Ich war indeß noch im Ankleiden begriffen und bat ihn voraus zu gehen. Bald nachher folgte ich ihm. Vor der Kirche traf ich bereits eine Menge Menschen, begierig, den neuen Prediger zu sehen, der frisch aus Deutschland gekommen war — begierig möglicherweise auch auf den Skandal, den der alte machen würde. Nicht überflüssig möchte sein, zu bemerken, daß dieser neue Prediger keinen Talar und auch keinen schwarzen Frack, sondern einen braunen Rock mit schwarzer Sammetweste und blauen Beinkleidern trug, und daß niemand daran irgendwie Anstoß nahm. Die Glocke läutete, und die Orgel ging. In Begleitung zweier Kirchenräthe, die mich auf den Stufen vor dem Eingange empfingen und sich dann — verdächtig genug — statt auf ihre gewöhnlichen Plätze, wie zwei Riesen, die das Zauberschloß bewachen, vor den Altar setzten, bestieg ich die Kanzel und schlug die Gebet- und Gesangbücher auf. Der Organist begann das erste Lied, während Schiff und Emporkirche sich rasch Kopf an Kopf füllten. Der letzte Vers war ziemlich zu Ende, und eben wollte ich mich zum Morgengebet erheben, als zu meiner nicht geringen Ueberraschung in der offnen Hauptthür mir gegenüber das Gesicht des Pastors erschien, dem einen Augenblick darauf Leib und Beine die Stufen herauf nachfolgten. Ich begriff jetzt die Eile Rotherts. Göbel war zu rechter Zeit und doch zu spät gekommen. Der Kirchenrath hatte den Gottesdienst um zehn Minuten früher als sonst üblich anfangen lassen. Indeß Ehrwürden hatte eine eiserne Stirn. Gravitätisch schritt er den Mittelgang entlang auf die Kanzel zu, mit der nur zu deutlichen Absicht, mich, koste es, was es wolle, von der ihm gebührenden Stelle zu verdrängen. Da — er mochte noch drei Schritte von dem Geländer entfernt sein, das Altar und Kanzel von dem Schiffe abschloß — erhoben sich die beiden Riesen nach ihrer vollen Länge und vertraten ihm den Weg. Ein Parlamentiren erfolgte, ein lebhaftes Mienenspiel ergänzte, was ich von den unten gewechselten Worten nicht verstand. Wenig fehlte, so brach der laute Zank wieder los, und von dem war es, wie ich jetzt wußte, nicht weit zum Handgemenge. So war denn ein Entschluß zu fassen und zwar ohne Zeitverlust, wenn der Gottesfrieden hier nicht abermals gebrochen werden sollte — ein Fall, den ohne Zweifel mehr als Einer mir zugerechnet hätte.

Ich griff daher — Aller Augen schienen auf mich zu warten — rasch fertig nach meinem Hute, ging hinunter von der Kanzel und — die ganze Gemeinde stand rauschend auf, Einige traten auf die Bänke, über die Brüstung der Emporkirche hingen lauschende Köpfe — auf den Pastor zu, der wie ein Puter kollerte. „Herr Pfarrer," sagte ich ihm bescheiden (desgleichen wohl auch ein wenig befangen, wie ich heute einschalte), „wenn Sie gekommen sind,

um die Kanzel in Anſpruch zu nehmen, ich für meinen Theil räume Sie Ihnen ein, und zwar, um Störung im Gotteshauſe zu vermeiden."

Er antwortete nur mit einem Kopfnicken. Die Rieſen, zu denen ſich jetzt Rothert geſellt hatte, wollten mich zurückhalten, ich aber erklärte entſchieden, unter dieſen Umſtänden nicht dableiben zu können, und entfernte mich, um nach meinem Gaſthofe zu gehen und von da ſogleich einen Spaziergang nach den Weinbergen vor der Stadt zu machen.

Als ich zurückkam, warteten einige Glieder der Gemeinde auf mich. Man ertheilte mir Lobſprüche über mein Verhalten in der Kirche und erzählte mir den weiteren Verlauf der Sache am Vormittag, der einfach damit geendigt hatte, daß Se. Ehrwürden nach meinem Weggange trotz ziemlich energiſchen Widerſpruchs ſeiner Anhänger vom Kirchenrathe unter heftigem Trommeln und Stampfen der zu letzterem haltenden Mehrheit der Anweſenden nach der Thür hincomplimentirt und dieſe darauf geſchloſſen worden war.

Nachmittags ſprach ich bei Rothert vor, wo ich den größeren Theil des Kirchenrathes und einige andere einflußreiche Mitglieder der Gemeinde verſammelt fand. Die Geſellſchaft billigte mein Benehmen dem Auftreten Göbel's gegenüber ebenfalls. Nur der grimme Rothert ſelbſt war nicht recht damit einverſtanden. „Sie mußten oben bleiben," ſagte er. „Hinauf gekommen wäre er nimmermehr. Hätte er nur die Fußſpitze auf die Kanzeltreppe geſetzt, auf der Stelle hätte ich ihn zu Boden geſchlagen." Alle ſprachen ihren feſten Entſchluß aus, Göbel nie wieder in die Kirche zu laſſen, und man redete mir dringend zu, mich ſogleich zu vorläufiger Vollziehung aller kirchlichen Geſchäfte mit Einſchluß der Trauungen, Taufen und Beerdigungen zu verpflichten, was ich indeß, da noch andere Candidaten vorhanden waren, und ein Eingehen auf den Wunſch des Kirchenraths mir als Vordringlichkeit und Wahlbeeinfluſſung ausgelegt werden konnte, mit dem Hinzufügen ablehnte, ſobald als möglich nach Dayton reiſen und dort bleiben zu wollen, bis die Reihe der Probepredigten am Schluſſe angelangt ſei, wo man mir die letzte geſtatten möge. Nur ungern ſchien man nachzugeben, und namentlich Rothert willigte erſt ein, als ich mich anheiſchig machte, falls der Candidat, der nächſten Sonntag predigen ſollte, nicht einträfe (er befindet ſich in Philadelphia) auf telegraphiſche Benachrichtigung nach der City zu kommen und ſtatt ſeiner zu predigen, zu welchem Zwecke ich die Adreſſe Theodor's in Dayton zurückließ.

Unter allgemeinem Händeſchütteln trennte ich mich von den wackeren Leuten — wie ich dachte, für ſechs bis acht Wochen. Man war mir offenbar gewogen. Ich hatte es verſchmäht, nach der hier gebräuchlichen Methode, durch Herumgehen bei den einzelnen Gemeindegliedern und ähnliche Mittel

mich zu empfehlen und mir für den Wahltag Stimmen zu werben, ich hatte ſogar der Einladung des Kirchenrathes, zu bleiben und ihr proviſoriſcher Paſtor zu werden, der allmälig zum definitiven geworden wäre und meine Wahl zur bloßen Formalität gemacht hätte, eine Ablehnung entgegengeſetzt. Das hieß ſich rar machen, das ſah vornehm aus. Dem Tagebuch darf ich's geſtehen, daß mein Verhalten noch mehr dadurch bedingt wurde, daß ich täglich mehr bereue, mich auf den ganzen Handel eingelaſſen zu haben, und daß ich nur den Weg noch nicht ſehe, auf dem ich mich anſtändig herausfinden könnte. Bleibe ich, ſo wachſe ich unzweifelhaft feſt; gehe ich auf einige Wochen weg, ſo kann ſich, um mit Micawber zu reden, im Verlaufe derſelben „etwas finden," was mich der Verpflichtung enthebt, den braven Leuten auf der Walnut Street weiter zu Willen zu ſein.

22. September. Am Vormittag war ich bei Kröll, um ihm auf ſeinen Wunſch meine Predigt und noch einen Artikel für ſein Blatt zu geben und dann Abſchied zu nehmen. Er erwartete mich in Hemdärmeln an der Ecke ſeiner Kirche. Im Laufe des Geſpräches erzählte er mir ſeine Geſchichte. Er war aus dem Heſſiſchen gebürtig und in Gießen ein flotter Student geweſen, der „Gefallen an der Stärke des Roſſes gehabt" und fleißig auf Fechtböden und Menſuren verkehrt hatte. Wie mich die Politik, ſo hatte ihn ſchließlich die Liebe nach Amerika verſchlagen. Nachdem er als Candidat geheirathet und ſich dadurch die Ausſicht auf eine Pfarre verſcherzt, war er nach Miſſouri gegangen, wo er ſich unmittelbar vom Dampfboote aus in einer Wildniß am Miſſiſſippi als Squatter niedergelaſſen hatte. „Ich brachte nicht mehr als zwanzig Dollars mit," erzählte er, „aber eine unerſchrockne und geduldige Frau, einige Kenntniß der Landwirthſchaft, ein paar rüſtige Arme und einen breiten Rücken. Wir bauten uns mit Hülfe gefälliger Nachbarn, denen ich ſpäter dafür manchmal predigte, auf geclaintem Lande eine tüchtige Blockhütte. Ich ſchlug ein Stück Wald nieder, fenzte es ein, ſäete und erntete und war in meiner Art ein gemachter Mann. Sechs Jahre haben wir da gelebt und glücklich gelebt. Meine Frau kriegte freilich das Fieber, und die Kinderchen, die mit der Zeit kamen, litten auch mitunter daran. Aber ſie wurden wieder geſund, wir hatten, was wir brauchten, und im Ganzen waren es ſchöne Tage in Gottes grüner Natur." Später hatte er ſich aber doch „der Kinder wegen" wieder in das ſtädtiſche Leben zurückgeſehnt und in Folge deſſen die Pfarrersſtelle an einer deutſchen Gemeinde zu Louiſville in Kentucky angenommen, die er nach einigen Jahren mit der an der hieſigen Johanneskirche vertauſcht hatte. Er war pecuniär recht günſtig geſtellt und hatte nie Streit mit ſeiner Gemeinde gehabt, erfreute ſich vielmehr allgemeiner Beliebtheit, auch über den Kreis derſelben hinaus.

„Und ſo wird es mit Ihnen auch werden," ſchloß er ſeine Rede. „Sie

müſſen Ihre europäiſchen Schrullen aufgeben, lieber Freund. Ihre Bedenken gegen Sanct Paul ſind grundlos. Die Leute ſind ein bischen geradezu, meinen es aber gut. Die große Mehrzahl, das weiß ich jetzt ſchon, wird für ſie ſtimmen, und man denkt nicht daran, einem Pfarrer gegenüber, der ſeine Schuldigkeit thut, nach Ablauf ſeines Contracts von ſeinem Kündigungsrechte Gebrauch zu machen. Es ſind jetzt bewegte Zeiten, aber man darf ſich dadurch nicht irre machen laſſen, es kommen auch ruhige Tage, und die wollen wir beide als gute Freunde mit einander genießen."

Ich verſprach mir das zu überlegen, und wir ſchieden „auf baldiges Wiederſehen".

Briefe aus der Kaiſerſtadt.

Berlin, 21. März.

Einen Brief auf anſtändige Weiſe mit dem Wetter anzufangen, iſt nicht immer leicht. Diesmal geben mir die „Grenzboten" ſelbſt ausreichende Legitimation dazu. Ich bin kein Freund von Druckfehlerberichtigungen; aber wenn mich der Setzer meines vorigen Briefes am 28. Februar mit kühner Metapher die Anſicht ausſprechen läßt, daß die Eisblumen am Fenſter zu „zerrinnenden Pflanzen" werden zu wollen ſcheinen, ſo macht das freilich dem fröhlichen Frühlingsglauben dieſes Jüngers der ſchwarzen Kunſt alle Ehre, allein im Intereſſe der Wahrheit und Logik erlaube ich mir doch die Bemerkung, daß ich damals an „perennirende" Pflanzen gedacht habe. Und leider iſt meine Beſürchtung nur zu gerechtfertigt geweſen, denn heute, drei Wochen ſpäter, am officiellen Anfang des Frühlings, haucht uns die Eisblume noch immer ihren friſchen Morgengruß entgegen und der Erdboden weit und breit hat zum Geburtstage unſeres Kaiſers nochmals ganz ernſtlich das weiße Feierkleid angelegt. Das Wetter paßt zu der politiſchen Lage. Der parlamentariſche Kampf der letzten Woche iſt begleitet geweſen von den eiſigen Stürmen des Himmels, und die Stimmung, in welcher die Parteien die vierzehntägige Waffenruhe antreten, mag ſich der froſtigen Pauſe im Widerſtreit der Elemente vergleichen laſſen. Dennoch, wie uns felſenfeſt gewiß iſt, daß die ſchaffenden Kräfte des Himmels und der Erde die verneinende Gewalt des Winters endlich brechen werden, ſo bürgt uns der warme Pulsſchlag, mit dem unſeres Volkes Herzen dem Heldengreiſe im Königsſchloß der Hohenzollern entgegenſchlagen, daß dem Genius der deutſchen Nation der Sieg verbleiben

wird über die finſteren Mächte, die unſer junges Reich zu untergraben, zu vernichten trachten.

Indeß, nicht um den düſteren Ernſt der Weltlage auszumalen, hab' ich die Feder angeſetzt. Vielmehr iſt auch heute meine Abſicht, den Leſer eine Weile ſpazieren zu führen in der Welt des ſchönen Scheins, in welche der Bewohner der Kaiſerſtadt ſich nach vollbrachtem Tagewerk aus der Proſa der Wirklichkeit ſo gern zu flüchten pflegt. Eine maßloſe Fülle gäb es zu plaudern, wollt ich Alles genau regiſtriren, was unſere zwanzigfache Bühnenwelt uns in den letzten Wochen an Altem und Neuem, an Gutem und Schlechtem geboten. Beobachten wir alſo weiſe Selbſtbeſchränkung!

Die italieniſche Oper, von deren Debut ich neulich berichtet, gehört bereits der Vergangenheit. Glanzpunkte hat ihr kurzes Leben nicht aufzuweiſen. Außer dem Ehepaar Padilla ſind nur mittelmäßige, ja kaum an dieſes Maß heranreichende Kräfte zum Vorſchein gekommen. Das Schickſal dieſes Unternehmens wird nun wohl den Gedanken, in Berlin eine italieniſche Oper zu inſtalliren, auf längere Zeit, wenn nicht auf immer aus der Welt geſchafft haben. In der That, wie ſoll ein Publikum, das in der einheimiſchen Oper faſt durchweg an Künſtler erſten Ranges gewöhnt iſt, wirkliche und anhaltende Theilnahme für eine Geſellſchaft empfinden können, deren große Mehrheit ſich aus Unbedeutendheiten zuſammenſetzt? Ein Enſemble aus lauter hervorragenden Kräften aber aus dem Lande der Sonne nach dem kalten Norden zu locken, dazu fehlt es in der Hauptſtadt des ſparſamen Hohenzollernreiches an dem erforderlichen Metall.

Das Schauſpielhaus hat in der letzten Woche wieder eine Novität gebracht: „Die Modelle des Sheridan," Schauſpiel in 4 Akten von Hugo Bürger — ein Verſuch, ganz ähnlich, wie ihn Gutzkow bei ſeinem „Urbild des Tartüffe" gemacht, die Geſellſchaft zu zeichnen, welcher der berühmte engliſche Luſtſpieldichter und Parlamentsredner die Typen ſeiner „Läſterſchule" entnommen hat. Ueber die Berechtigung dieſer eigenthümlichen Art von Bühnendichtung mögen ſich die Theoretiker ſtreiten; es ſteht feſt, daß jenes Gutzkow'ſche Stück ein Drama von großer Wirkſamkeit iſt. Und, wenn man ſich auf die dem Bürger'ſchen Schauſpiel gewordene Aufnahme verlaſſen will, ſo wird man von demſelben etwas Aehnliches behaupten müſſen; freilich, ohne dafür die durchſchlagenden Gründe auffinden zu können. Abgeſehen davon, daß bei Gutzkow die Fabel unendlich inhaltsreicher, mannichfaltiger und ſpannender iſt, läßt ſich die Behandlung, die in den beiden Stücken dem Helden wiederfahren iſt, gar nicht mit einander vergleichen. Gutzkow's Molière *handelt* vor unſeren Augen, wir erleben es ſelbſt, wie er den vergiftenden Auswuchs der Geſellſchaft beſiegt und vernichtet. Bürger's Sheridan erzählt nur, was er thun wird oder gethan hat; die einzige Handlung, welche wir unmittelbar

mit anſehen, iſt die, daß er ſich inmitten einer hochadligen Geſellſchaft, eine gegen ihn angeſponnene Intrigue durchkreuzend, mit einer unbedeutenden Schauſpielerin verlobt, eine Handlung, die unter gleichen Umſtänden von jedem rechtſchaffenen Manne erwartet werden muß. Auch daß ſeine Worte das Gepräge eines außerordentlichen Geiſtes trügen, kann nicht behauptet werden. So iſt denn der Held in dem Bürger'ſchen Stück ohne Zweifel am ſchlechteſten weggekommen. Ungleich beſſer iſt die Charakteriſtik ſeines politiſchen Gegners, des gewaltigen Generalprocurators Lord Thurlow gelungen. Er, ſeine Nichte Harriet, der Schotte Maegone und die Schauſpielerin Lucy Lenley ſind Figuren von Fleiſch und Blut, mit individuellem Leben, die übrigen „Modelle" ſind mehr oder weniger Schatten. Ueberhaupt entbehrt man während der ganzen Vorſtellung das Gefühl der Unmittelbarkeit; es iſt, als ſähe man dieſe Menſchen und was ſie treiben durch einen Schleier. Und vor Allem: das Stück iſt durchaus nicht, um dieſen abgedroſchenen aber zutreffenden Ausdruck zu gebrauchen, auf der Höhe der Situation. Nach des Dichters unverkennbarer Abſicht ſollen die großen Gegenſätze, welche während des amerikaniſchen Freiheitskrieges das politiſche Leben Englands beherrſchten, das Grundcolorit ſeines Schauſpiels bilden. Die Verwirklichung dieſer Abſicht aber iſt gänzlich fehlgeſchlagen. Dagegen darf rückhaltlos zugeſtanden werden, daß der techniſche Bau des Stückes ein außergewöhnliches Geſchick bekundet. Alles in Allem iſt der „durchſchlagende Erfolg", welchen Bürger's „Modelle" davongetragen haben, zwar abermals ein Beweis der beſcheidenen Anforderungen des heutigen Theaterpublikums, immerhin aber wird hier doch etwas ungleich Reelleres, Befriedigenderes geboten, als in gewiſſen anderen auf der königl. Bühne receipirten „Schau"- und „Luſt"-ſpielen, an denen eigentlich nur die Anmaßung zu bewundern iſt, mit welcher ſie auf den Markt gebracht werden. Hugo Bürger iſt noch jung; man wird von ſeinem unbeſtreitbaren Talent noch beſſere Früchte erwarten dürfen.

Eine andere dramatiſche Neuigkeit hat in der letzten Woche das Wallnertheater zum Beſten gegeben, einen Schwank, betitelt: „Der Lieutenant und nicht der Oberſt" von Louis von Saville. Die Idee des Stückes iſt nicht übel: Ein Oberſt, ein Major, und ein Lieutenant von demſelben Huſaren-Regiment, alle Drei Junggeſellen, widmen ſich nach glücklich überſtandenem Feldzuge auf dem Gute des Oberſten in Geſellſchaft des Dorfkaplans dem Jagdvergnügen. Da kommen dem Oberſt urplötzlich ſeine drei Schweſtern auf den Hals, und zwar mit dem Projeet, ihn mit der jugendlichen Tochter der Einen, alſo mit ſeiner Nichte, zu verheirathen. Anfangs wird der Plan mit Hohnlachen zurückgewieſen, allmählich aber wird der Alte warm, dem Major paſſirt in einem tête-à-tête mit der einen unverheiratheten Schweſter des Oberſten ein Gleiches und ein alter Burſch des Oberſten beeilt ſich, Arm

in Arm mit einem Kammerkätzchen das Beispiel seines Herrn nachzuahmen, bis eine derbe Strafpredigt des anderen Burschen über die „Eselei" seines Kameraden auch die beiden alten Officiere wieder zur Vernunft bringt. Natürlich ist das Ende der Geschichte die Verlobung der Nichte mit dem jungen Lieutenant. Schade nur, daß dieser Schwank in drei Acte auseinander gezogen ist; in einen, höchstens zwei Aufzüge zusammengedrängt, würde er dreimal wirksamer sein. Die Zusammenziehung wäre um so dringender nothwendig, als die Komik des Stückes ganz vorwiegend in den Situationen liegt; der Witz des Dialogs ist äußerst mäßig. Das Beste in der Aufführung im Wallnertheater ist übrigens die Nebenfigur des Kaplans, der, beiläufig bemerkt, von dem „Kulturkampf" noch nicht mit dem leisesten Hauch berührt worden ist, sondern sich noch nach guter alter Sitte am liebsten mit einem wohlgenährten Kapaun und der entsprechenden Flüssigkeit beschäftigt. Herr Lebrun hat durch sein unübertreffliches Geberdenspiel aus dieser Figur ein wahres Cabinetstück geschaffen, dem es vielleicht gelingt, das Ganze auf längere Dauer zu halten.

Die kleineren Theater haben in letzter Zeit größtentheils von Gastspielen gelebt. Am vortheilhaftesten zeigte sich dabei das Stadt- und das Residenztheater. Die erstere dieser beiden Bühnen hat vorzugsweise für die hervorragenderen Rudera des Wiener Stadttheaters als Asyl gedient. Da die betreffenden Künstler sämmtlich früher in untergeordneteren Stellungen in Berlin gewesen waren, so war es von doppeltem Interesse, die Resultate der Laube'schen Schule zu beobachten. Wozu man es in derselben bringen kann, haben uns Herr Siegwart Friedmann und Fräulein Kathi Frank gezeigt. Friedmann ist zwar ein Schüler Dawison's, aber den endgültigen Schliff hat er von Laube erhalten. Dawison's Einfluß hat, soviel sich hier erkennen ließ, nur in einer Rolle die ausschließliche Herrschaft behalten: in Richard III. Hier trägt der Künstler nicht nur Dawison's Costüm, sondern er copirt von Anfang bis zu Ende Vortrag, Haltung und Mimik seines unvergeßlichen Meisters; aber er copirt nicht mit der Befangenheit eines sklavischen Nachahmers, sondern mit der freien und sicheren Bewegung einer congenialen Natur, und darum mit bedeutender Wirkung. Von Friedmann's selbständig geschaffenen Charakteren dürfte am meisten sein Thorane in Gutzkow's „Königslieutenant" zu loben sein. Er spielt die Rolle mit herzgewinnender Natürlichkeit, frei von Ziererei, jeder Zoll ein Edelmann. Daß er die gefährlichste Klippe dieses Charakters, die übertriebene Sentimentalität, so geschickt vermeidet, ist ohne Zweifel hauptsächlich dem Laube'schen Realismus zu verdanken. Zu welch bedenklichen Consequenzen aber dieser Realismus führen kann, zeigte des Künstlers Karl IX. in Lindner's Bluthochzeit. Lindner's Karl IX. ist allerdings gewißermaßen eine psychiatrische Studie. Friedmann läßt sich aber an

der Veranſchaulichung derſelben nicht genügen, er beſchenkt uns auch noch mit einer pathologiſchen Studie, indem er uns einen von periodiſchen Huſtenanfällen gequälten, mit herben Schmerzen kämpfenden Bruſtkranken vorführt. Die Leiſtung wird mit virtuoſer Naturwahrheit durchgeführt, aber ganz abgeſehen von der Frage, ob eine derartige Darſtellung ſich noch innerhalb der Grenzen des äſthetiſch Zuläſſigen hält, iſt dieſelbe auch gar nicht durchführbar. Im erſten Act hat der Zuſchauer den Eindruck, als ob dem unglücklichen König jeden Augenblick der Odem ausgehen könne und im dritten Act, in der Bartholomäusnacht, ſieht er ihn raſen wie einen Löwen. Um das Publikum auf dieſe Disharmonie vorzubereiten, ſollte wenigſtens gleich auf dem Zettel angezeigt ſein, daß Se. Majeſtät im erſten Akt an einem heftigen Katarrh erkrankt ſind, nachher aber unerwartet ſchnell wieder zu Kräften kommen. Im Uebrigen wird die ſchwierige Rolle von Friedmann durchaus genial gefaßt, nur thut er leicht eine kleine Nuance zuviel. Es mag das an ſeiner Vorliebe für das Gräßliche liegen. Daß er dieſe Vorliebe beſitzt, ſcheint mir daraus hervorzugehen, daß er ſich uns, nachdem er in theilweiſe klaſſiſchen Rollen die beſten Erfolge erzielt, noch in dem Anzengruber'ſchen „Trauerſpiel" „Hand und Herz" präſentirte. Es iſt dies ein ſchweizeriſches Bauerndrama, aufgebaut mit dem ganzen raffinirten Apparat der Pariſer Ehebruchstragödie, nur noch um hundert Procent entſetzlicher — kurz, das gräßlichſte Stück, das man ſich denken kann. Der Charakter des Helden zumal, des moraliſch und phyſiſch ganz verſunkenen Görg Friedner iſt beiſpiellos abſtoßend, und man weiß wirklich nicht, ſoll man mehr das Genie bewundern, mit welchem der Künſtler dieſer Figur ein furchtbar wahres Leben einhauchte, oder die Todesverachtung, mit welcher er ſich, indem er dieſe Rolle in ſein Repertoir aufnahm, über die Mahnungen des guten Geſchmacks hinwegſetzte. — Mehr übrigens, als Friedmann, verdankt Fräulein Kathi Frank der Laube'ſchen Schule. Als ſie das hieſige Victoriatheater verließ, wußte man wohl, daß ſie eine ſchöne Erſcheinung ſei; daß ſie aber das Zeug zu einer bedeutenden Tragödin habe, mögen nur Wenige geahnt haben. Heute ſehen wir ſie wieder als das demnächſtige Mitglied des Wiener Hofburgtheaters. Wie ſie jetzt vor uns ſteht, iſt ſie die Verkörperung des Laube'ſchen Prinzips: vortreffliche Klarheit des Vortrags, Correctheit und Deutlichkeit des Spiels, aber überall eine gewiſſe realiſtiſche Härte und Nüchternheit, eine faſt grauſame Abſtreifung des Idealen. Am auffallendſten tritt dies in der Rolle der Maria Stuart zu Tage. Durchaus am Platze war dagegen die Künſtlerin als Leonore in Feuillet's „Dalila". Da übrigens Fräulein Frank ihr Gaſtſpiel noch fortſetzt, ſo kommen wir wohl auf ihre Leiſtungen zurück.

Einen alten Liebling begrüßte das Berliner Publikum im Reſidenztheater: Frau Antonie Janiſch. Sie gehörte früher dem Wallnertheater an, ſpäter

dem Wiener Hofburgtheater. An dieſes kehrt ſie jetzt, nach kurzer Zurückgezogenheit ins Privatleben, zurück. Ihre Stärke iſt heute, wie ehedem, trotz der dazwiſchen liegenden Jahre, die Ingenuité. Sie debutirte diesmal mit dem ſehr zweifelhaften Frauencharakter der Heldin in Feuillet's „Sphinx, in welcher Partie ſie auf die Berliner gradezu befremdend wirkte. Erſt mit jener vielbewunderten Rolle der reizenden Unſchuld in Sardou's „Alte Junggeſellen" gewann ſie mit Einem Schlage wieder alle Herzen und ſeitdem hat ſie faſt allabendlich einem dichtgedrängten Auditorium den ſchönſten Genuß geboten.

χ. χ.

Aus Schwaben.

Nicht länger als eine Woche war unſere Ständekammer verſammelt, als ihre Vertagung bis zum 27. April erfolgte. Aber ſchon dieſer kurze, hauptſächlich durch Präſidenten- und Commiſſionswahlen ausgefüllte Zeitraum war nicht ohne politiſches Intereſſe. Vor allem fiel die Geſchloſſenheit auf, mit welcher zum erſten Mal ſämmtliche übrigen Fractionen des Hauſes gegenüber der ca. 14 Mann ſtarken Volkspartei auftraten. Der Abgeordnete Oeſterlen, welcher jetzt mit dem clerikalen Obertribunalrath Streich ſich in die Führung dieſer Partei theilt, hatte nun Gelegenheit, an die Hinfälligkeit der irdiſchen Dinge recht lebhaft erinnert zu werden. Welcher Gegenſatz zwiſchen heute und den Dezembertagen des Jahres 1867, als man Arm in Arm mit den machthabenden Miniſtern, Angeſichts der ſoeben ſtattgehabten Beſuche des franzöſiſchen und öſterreichiſchen Imperators mit ſiegesſicherer Zuverſicht das damals auch nur ca. 14 Köpfe zählende Häuflein der nationalen Parteigänger von oben herab behandeln zu dürfen glaubte, wie war man damals — wir erinnern nur an die Juſtizcommiſſion — mit dem hervorragendſten Führer der deutſchen Partei umgegangen! Und doch mit welchen ganz andern geiſtigen Kräften trat damals die deutſche Partei in die Arena! Kaum läßt ſich ein unglücklicheres Debut denken, als dasjenige, mit welchem ſoeben die Herren Oeſterlen und Streich an der Spitze der neu conſtituirten Linken ihre Thätigkeit begannen. Sie behaupteten nämlich, als bei der geheimen Präſidentenwahl etliche 14 leere Stimmzettel ſich in der Wahlurne vorfanden, daß dieſe Stimmzettel von ihnen und ihren Freunden herrühren und nahmen das Recht in Anſpruch, für dieſe anonymen Zettel eine nicht anonyme motivirte Erklärung über angeblich nicht genügende Berückſichtigung der Minorität bei den Commiſſionswahlen abgeben zu dürfen. Gewiß ein Unicum für jeden, der ſich den Begriff einer geheimen Abſtimmung einigermaßen klar zu machen

ſucht! Daß unter jenen 14 Köpfen der neuen Linken 10 Vertreter ultramontaner Wahlbezirke ſind, beweiſt am beſten die Richtigkeit unſerer früheren Behauptung, daß die ſogenannte deutſche Volkspartei nur noch ein unſelbſtändiges Anhängſel der clerikalen Partei iſt.

In wie weit jenes bisher ungewohnte Zuſammengehen aller übrigen Fractionen dem in unſerem letzten Artikel ſignaliſirten Eingreifen einer neuen leitenden Perſönlichkeit zuzuſchreiben iſt, wagen wir heute noch nicht mit voller Beſtimmtheit zu ſagen: nur ſo viel iſt gewiß, daß unſere kirchlichen Verhältniſſe in den letzten Tagen, offenbar unter dem Zuſammenwirken derſelben Umſtände einen ſichtlichen Fortſchritt gemacht haben. Während die Aufregung in den proteſtantiſchen Kreiſen — genährt durch die Stuttgarter Localpreſſe — wächst, ermannt ſich auch ſichtlich die Regierung. Sonderbar erſcheint dabei freilich immer die parallel laufende Thätigkeit des Staatsminiſters und Conſiſtorialpräſidenten von Golther auf der einen und des Miniſteriums auf der andern Seite. Erſterer hat ſo eben ſich bewogen gefunden, in einem vertraulichen Schreiben an ſämmtliche proteſtantiſchen Decane des Landes ſeine perſönliche Stellung als Conſiſtorialpräſident zu den neueſten Beſtrebungen für katholiſche Kloſterzwecke zu rechtfertigen und zu entſchuldigen; wie wir glauben, ohne Erfolg. Unerklärlich bleibt es immer, warum das Miniſterium, wenn es, wie uns verſichert wird, das Vorgehen des Herrn von Golther mißbilligt, dem Letzteren dennoch geſtattet, den weltlichen Bezirksbeamten wie den Decanaten Weiſungen zu ertheilen, welche der Politik des Miniſteriums direct widerſtreiten, und überdieß einen ganz unſtatthaften Gewiſſenszwang gegenüber dieſen proteſtantiſchen Bezirksbeamten involviren, deren Anſehen und amtliche Stellung nicht gehoben wird, wenn ſie die Aufrufe des Herrn von Golther zu Gunſten des mehrerwähnten katholiſchen Frauenkloſters in amtlicher Eigenſchaft in ihren Amtsblättern publiciren und dadurch dem Unternehmen des Conſiſtorialpräſidenten auf die Beine helfen ſollen.

Auf der andern Seite haben die Beſtrebungen für die Einführung der katholiſchen Schulſchweſtern in den letzten Tagen zu einer ſehr intereſſanten officiöſen Publication des jetzigen Cultusminiſteriums geführt. Unſer Kirchengeſetz beſtimmt nämlich in Art. 15, daß geiſtliche Congregationen und Orden vom Biſchof und mit „ausdrücklicher Genehmigung“ der Staatsregierung im Königreich eingeführt werden können.

Damit ſollte gerade eine blos factiſche Einführung ſolcher Orden ohne ausdrückliche, publicirte Erklärung der Staatsregierung, wie ſie bisjetzt nun bezüglich der barmherzigen Schweſtern erfolgt iſt — ausgeſchloſſen ſein, weil man eben den Schlichen und Irrwegen unſerer Klerikalen nicht traute. Wie groß war daher das allgemeine Erſtaunen, als neulich der Staatsanzeiger in

dem erwähnten officiösen Entrefilet erklärte, die Voraussetzung, von welcher der Oberbürgermeister von Stuttgart (s. unseren letzten Bericht in Nr. 13) in der Sitzung des dortigen Gemeinderaths ausgegangen sei, daß die — schon seit Jahren in Württemberg eingeführte — Congregation der Franziskanerinnen überhaupt die staatliche Genehmigung in Württemberg erhalten habe — „sei eine irrige; vielmehr habe diese, wie einige andere seit Jahren im Lande bestehenden weiblichen Congregationen für Krankenpflege, Unterricht und Erziehung, bei welchen, die dem Art. 15 des Kirchengesetzes von 1862 entsprechende Regelung ihrer kirchenstaatsrechtlichen Verhältnisse aus hier nicht näher zu erörternden Gründen noch nicht stattgefunden habe, ebendeßhalb dermalen blos einen factischen Bestand" im Lande."

Diese Enthüllung spricht für sich selbst, sie enthält die schneidendste Charakteristik der bisherigen Politik des Friedens, und beweist, wie diese von dem früheren Ministerium Golther inaugurirte Politik das geltende Staatskirchenrecht zu handhaben wußte. Um so bezeichnender, weil einen Umschwung in der Regierungspolitik andeutend, ist daher die Thatsache, daß das Ministerium selbst diese Umstände ans Tageslicht gezogen hat.*) Daher auch die sichtliche Bestürzung in der ganzen klerikalen Presse, welche die Tragweite dieses ersten Bruchs mit der Vergangenheit sofort erkannt hat. Schreitet das Ministerium auf der so eben betretenen Bahn, welche wir in unserer letzten Correspondenz durch eine Beleuchtung der Situation der leitenden Persönlichkeiten — genügend angedeutet haben, auch fernerhin weiter, so zweifeln wir nicht, daß dieß in kurzer Zeit zu der so längst ersehnten Klärung unserer Parteiverhältnisse führen wird. Seit vier Jahren und wieder in diesem Augenblick laborirt die nationale Partei an der Wiederbelebung ihrer Organisation. Wir haben die Gründe dieses Zerfalls schon früher erörtert, sie sind, abgesehen von der beruhigenden Wirkung des endlichen Besitzes lang erstrebter Errungenschaften, theilweise in dem gefährlichen Einwirken der Residenzeinflüsse auf jede selbständige Parteibildung unter den jetzigen Verhältnissen, vor Allem aber in dem großen taktischen Fehler zu suchen, welchen die nationale Partei im Dezember 1870 durch ihre Wortführer im Landtage beging, indem sie sich so zu sagen auf einen persönlichen Friedensschluß mit den Männern der zollparlamentlichen Aera einließ.

Das Land, noch in frischer Erregung über die eben durchgemachten, mit persönlichen Verfolgungen aller Art verknüpften Kämpfe, konnte sich die plötzliche Aussöhnung nicht erklären. Nicht im Stande, die in Stuttgart im persönlichen Verkehr einzelner Führer sich geltend machenden Einflüsse richtig zu würdigen, suchte es häufig schlimme Motive, wo in der That nur der

*) Nach dem neuesten Telegramm.

Wunſch, zu einem befriedigenden Abſchluß der politiſchen Thätigkeit zu gelangen, leitend war. So entwickelte ſich unwillkürlich ein Gegenſatz zwiſchen dem rückſichtsloſeren, durch den Kampf mit clerikalen Gegnern auf dem Land verſchärften Vorgehen der Parteigenoſſen der ländlichen Bezirke und dem ruhigeren, den Verhältniſſen mehr Rechnung tragenden Tempo der Parteiführer in Stuttgart, welche letztere häufig in die Lage kamen, Engagements, welche ſie ihrerſeits eingegangen, auswärts nicht honorirt zu ſehen. Es läßt ſich nicht verkennen, hätten wir im Dezember 1870 ein neues nationales Miniſterium, wenn auch aus Elementen der rechten Seite, hätten wir damals ein Württembergiſches Miniſterium Hohenlohe erhalten, ſo hätten wir jetzt dasjenige geſunde Parteileben, nach welchem man immer vergebens trachtet, weil man ſich der Sachlage nicht klar iſt. Man blicke auf Baden, auf Bayern. Vergebens ſucht man dort eine ſelbſtändige nationale Partei im Gegenſatz zu der Partei des am Ruder befindlichen Miniſteriums; im Landtag wie im Reichstag beſteht dort ein natürliches Wechſelverhältniß zu einer Regierung, in welche Nationalliberale und Fortſchritt — innerhalb Landes ungetheilt — daſſelbe Vertrauen ſetzen und ſie im Kampf gegen den gemeinſamen Gegner unterſtützen. In unſerem Landtag dagegen exiſtirt ein ſelbſtändiger „Regierungsclub“ von annähernd gleicher Stärke wie die nationale Partei, erſterer die Anhänger des Miniſteriums à tout prix, letztere die Politik der freien Hand repräſentirend und deßhalb den Gegnern den Vorwurf nahe legend, daß ſie ihre Dienſte dem Miniſterium beſonders werthvoll machen wollen. Der einzige denkbare Grund für die Forterhaltung dieſes aller ſachlichen Differenzen ermangelnden Parteigegenſatzes beſteht doch wohl im jetzigen Augenblick nur in einem thatſächlichen, wenn auch von den Stuttgarter Führern geläugneten Mißtrauen gegen das Miniſterium, in dem Zweifel, ob daſſelbe mit der Vergangenheit wirklich gebrochen, ob ihm nicht ein Rückfall in frühere Velleitäten zuzutrauen ſei. Und dieſes Mißtrauen fand bisher ſeine hauptſächlichſte Stütze in der zweifelhaften Haltung der Regierung gegenüber den clerikalen Beſtrebungen. Gelingt es, auch Württemberg in den gemeinſamen Kampf hineinzuziehen, welcher das deutſche Reich bewegt, gelingt es, jede Brücke zu dem römiſchen Gegner abzubrechen, ſo ſehen wir in der That keinen vernünftigen Grund ein, weßhalb die nationale Partei in Württemberg ſich auch fernerhin als eine ſelbſtändige von den Regierungsanhängern verſchiedene Partei behaupten ſoll. Denn der Umſtand, daß die letzteren ſeither mit jeder Regierung ohne Unterſchied „durch Dick und Dünn“, wie der Schwabe ſagt, gegangen ſind, macht ſie nur zu einem um ſo brauchbareren Anhängſel einer ſpontanen Regierungspartei, während andererſeits Männermuth und Selbſtändigkeit des Charakters nimmermehr geeignet ſind, für ſich ein Parteiprogramm zu bilden. Sollte dieſes letztere Ingrediens in der Geſammtheit unſerer bisherigen nationalen Partei des

Landtags ſtärker vertreten ſein, als im „Regierungsclub“ ſo wird gewiß die Auffriſchung nur wohlthätig auf den Letzteren einwirken.

Wir glauben damit den engen Zuſammenhang der kirchenpolitiſchen Frage, wie wir ſie früher ſkizzirt, mit der nationalen Parteipolitik innerhalb Landes klar dargethan zu haben. — — Inzwiſchen hat auch der Biſchof von Heſele ſich in den letzten Tagen wieder etwas bemerklich gemacht. Derſelbe hat nämlich, als ihm Herr von Loë in Mainz die bekannte Papſtadreſſe mit dem Erſuchen um deren amtliche Verbreitung in der Diöceſe zuſandte, erwidert: „daß das biſchöfliche Ordinariat ſich mit der Verſendung der bewußten Adreßformulare an die katholiſchen Gemeinden des Landes aus verſchiedenen Gründen nicht befaſſen könne, namentlich auch darum nicht, weil wir unſererſeits durchaus nicht ſagen können, unſere weltliche Regierung habe ihre gegen die Kirche ergriffenen Maßregeln neuerdings noch vermehrt.“

Dennoch hatte die von Mainz aus direct mit der Colportage der Adreſſe betraute Redaction des Anzeigers vom Ipf die Billigung der Adreſſe durch den Biſchof behauptet, worauf derſelbe in officiöſer Weiſe die eben ausgehobene Stelle ſeines Briefs an Herrn von Loë, — welche ſich allerdings nur auf die amtliche Verbreitung bezieht — im deutſchen Volksblatt publiciren ließ.

Sachlich iſt dieſe Erklärung des Biſchofs ſo bedeutungslos, wie das Organ, in welchem ſie erfolgte. Die Curie hat allen Grund, mit der Haltung des Herrn v. Heſele, auch wenn er die Papſtadreſſe nicht ſelbſt verbreitet, zufrieden zu ſein. Thatſächlich wird ja längſt die ganze Diöceſe von Mainz aus regiert — die wenigen noch vorhandenen Geiſtlichen der alten Schule ſind durch ein ſorgfältig organiſirtes Denunciationsſyſtem in ihrem Einfluß völlig paralyſirt —; Herr v. Heſele aber ſichert gerade, indem er der Regierung jeden Anlaß zu einem Conflict von ſich aus zu entwinden ſucht, der Partei des Herrn v. Ketteler ihre unbedingte Herrſchaft über Kirche und Schule in Württemberg. So lange Herr v. Heſele auf das thatſächliche Regiment ſeines Mainzer Collegen im eigenen Hauſe nicht eiferſüchtig wird, gönnt ihm die Curie gern ein ruhiges Stillleben bis ans Ende ſeiner Tage. Ganz ſo verhält es ſich auch mit dem Preßorgan des Herrn v. Heſele, dem ſoeben wieder erſtandenen deutſchen Volksblatt. Das katholiſche Volk lieſt ganz andere Blätter als das Organ des Rottenburger Biſchofs: ja letzteres iſt als Volkslectüre vom Clerus geradezu verpönt, aber um ſo werthvoller iſt ſeine Exiſtenz zur Irreleitung der mit der katholiſchen Bewegung weniger vertrauten proteſtantiſchen Kreiſe der Reſidenz: es täuſcht objectiv über den wahren Zuſtand der Dinge, und iſt damit das paſſende Pendant des Herrn v. Heſele ſelbſt. *a.*

Literatur.

Gustav Schmoller, Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft. Offenes Sendschreiben an Heinrich von Treitschke. Jena, Friedr. Mauke. 1875. — Wer die Schriften und das Auftreten Schmoller's in den letzten Jahren verfolgt und daraus entnommen hat, wie tief der derzeitige Rector der Straßburger Hochschule von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß ohne ihn und ohne Anerkennung seiner eigenthümlichen wirthschaftlichen und historischen Anschauungen die sociale Frage nicht gelöst, ja nicht einmal beantwortet werden kann: der mußte längst erwarten, daß Schmoller sich gegen Treitschke erheben würde, weil dieser im letzten Herbst jene vortrefflichen Artikel über „den Socialismus und seine Gönner" in den Preußischen Jahrbüchern geschrieben, und darin u. A. auch die Ansichten des Herrn Schmoller stellenweise als das Gegentheil von Weisheit behandelt hatte. Diese von den Kennern des Herrn Schmoller längst erwartete Streitschrift ist nun erschienen. Das „offene Sendschreiben" ist dem Verfasser „unter der Hand" zu elf Druckbogen angeschwollen. Er selbst „vermißt sich nicht, Herrn von Treitschke" durch dieses Opus „zu überzeugen, daß seine leitenden Ideen unhaltbar oder auch nur, daß sie übertrieben und einseitig seien". Darin wird Herr Schmoller wohl das Urtheil der größten Mehrzahl der Leser seiner Streitschrift ganz richtig ausgedrückt haben. Die Frage ist nur, ob nicht seine Leser einen Schritt weiter gehen, und in dieser Schrift überhaupt die leitenden Ideen vermissen, und da wo solche dem Namen nach vorkommen, sie „unhaltbar übertrieben und einseitig" finden. Darüber werden ferner alle Leser Schmoller's einig sein, daß Schmoller schon deshalb die Ansichten und Ideen Treitschke's gar nicht widerlegen konnte, weil er überall an ihnen vorbeischießt oder vielmehr sie gar nicht zum Gegenstande seines Angriffes gemacht hat, sondern statt ihrer eine Anzahl zurückgelegter Schrullen, die vor den „anderweiten Berufsgeschäften" des Verfassers bisher zurücktreten mußten, und nun zwischen Rectoratsgeschäften, Vorlesungen u. s. w. hier zusammengeschrieben worden sind. Wir müssen einem Manne, der angesichts der fruchtbaren gesetzgeberischen Thätigkeit und socialen Reform, die im letzten Jahrzehnt fast ausschließlich von den „besitzenden Klassen" ausgegangen ist, davon zu reden wagt, „das Problem der Gegenwart in socialer Beziehung liege in dem Ringen gewisser rechtlicher und sittlicher Ideale mit den Sätzen einer überlieferten Volkswirthschaftslehre und den practischen Forderungen eines dem Tage dienenden, den besitzenden Klassen bequemen Geschäftsganges, der vor allem ungestört bleiben will (!)", einfach das Verständniß und die Kenntniß unserer öffentlichen Verhältnisse und unserer Zeit bestreiten, so gut er auch im Mittelalter

zu Hause sein mag. Und sehr traurig ist es, daß ein Theil der Hoffnungen, die Deutschland an das heranwachsende Geschlecht der Reichslande knüpft, der Nationalökonomie eines Gelehrten überantwortet ist, der den von der Socialdemokratie gepredigten Klassenwahnsinn durch feierliche Anerkennung eines „vierten Standes" legitimirt. Das beste an dieser Schrift wird jedenfalls die unausbleibliche Replik Treitschke's sein.

Zur Reform unsrer öffentlichen Bibliotheken.

Wir erhalten von hochachtbarer Hand die nachstehende Zusendung in Betreff des Artikels des Herrn Dr. Emil Steffenhagen, die wir im Interesse der Sache unverändert wiedergeben.

Die Redaction der Grenzboten.

Nachtrag zu S. 456 ff. Quart. I. Heft 12.

Die beherzigenswerthen Ausführungen des Herrn Collegen Steffenhagen können auf den Beifall aller Sachkenner mit Sicherheit rechnen. Umsomehr ist es nothwendig hervorzuheben, daß die auf die „Selbständigkeit" der Bibliotheks-Directionen gerichteten Bestrebungen doch bessere Erfolge aus den letzten 5 Jahren aufzuweisen haben, als es nach der S. 461 gegebenen Darstellung den Anschein gewinnen möchte. Wenn dort einige Bibliotheksvorsteher (unter ihnen Schreiber dieser Zeilen) als solche bezeichnet werden, durch welche „die Befürchtung, daß reine Bibliothekare mehr als Docenten zu Einseitigkeiten und übermäßiger Begünstigung büreaukratischer Formen geneigt" seien, „zu Schanden gemacht wird," so hätten in diesem Zusammenhange die ebenfalls innerhalb des gedachten Zeitraumes mit „Bibliotheksmännern" als Directoren besetzten Universitäts-Bibliotheken zu Breslau, Freiburg, Heidelberg und Königsberg nicht übergangen werden sollen; ebenso durfte neben Darmstadt und Dresden mindestens Carlsruhe nicht unerwähnt bleiben.

Ein deutscher Oberbibliothekar.

Mit **diesem Hefte** beginnt diese Zeitschrift das II. Quartal ihres 34. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen ist.** Preis pro Quartal 7 Mark 50 Pfennige.

Privatpersonen, gesellige Vereine, Lesegesellschaften, Kaffeehäuser und **Conditoreien** werden um gefällige Berücksichtigung derselben freundlichst gebeten.

Leipzig, im März 1875. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redakteur: **Dr. Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 15.

Ausgegeben am 9. April 1875.

Inhalt:

	Seite
Das Wesen und die Bedeutung der deutschen Socialdemokratie. Theodor von der Goltz.	41
Bilder aus dem kirchlichen Leben in Amerika. Moritz Busch. II.	57
Betrachtungen über die Bankfrage. I. Max Wirth.	67
Aus dem Elsaß. „.	71
Vom preußischen Landtag. C—r.	74
Literatur. (Franz v. Holtzendorff, Mord und Todesstrafe).	79
Notiz. Dr. E. Steffenhagen.	80

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes

Das Weſen und die Bedeutung der deutſchen Socialdemokratie.*)

Von Theodor von der Goltz.

Unlängſt haben zwei hervorragende deutſche Gelehrte in den Preußiſchen Jahrbüchern ihre Gedanken über die ſogenannte „ſociale Frage“ ausgeſprochen. Schmoller hat in einer, zunächſt als Vortrag vor das Publikum gebrachten Abhandlung „die ſociale Frage und der preußiſche Staat“**) die Anſicht zu vertheidigen verſucht, daß es jetzt die Aufgabe des Staats und ſpeciell des preußiſchen Königthums ſei, den vierten Stand in derſelben Weiſe harmoniſch in den ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Organismus einzufügen, wie dies Seitens der Hohenzollern früher in Bezug auf den Bürger- und Bauernſtand mit ebenſo großer Energie als glücklichem Erfolge geſchehen ſei. H. von Treitſchke dagegen hat, theilweiſe in entſchiedenem Widerſpruch gegen Schmoller'ſche Behauptungen, in zwei Artikeln „der Socialismus und ſeine Gönner“ weſentlich den Beweis dafür zu erbringen unternommen***), daß der moderne Socialismus ein mit jeder ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Ordnung unverträgliches Gebilde darſtelle, welches keinen Anſpruch auf Schonung oder nur auf ernſthafte Berückſichtigung verdiene. Es liegt nun keineswegs in meiner Abſicht, im Einzelnen zu unterſuchen, welcher von beiden Männern, deren jeder auf dem Gebiete ſeiner Wiſſenſchaft Hervorragendes geleiſtet hat, nach meiner Auffaſſung im Rechte ſich befindet; dieſer Aufgabe glaube ich mich ſchon deshalb entſchlagen zu müſſen, weil die Ausgangspunkte beider Männer ſo verſchiedenartige ſind, daß ſie kaum einen direkten Vergleich möglich machen. Schmoller als Lehrer der Staatswiſſenſchaften und als gründlicher Kenner der beſtehenden wirthſchaftlichen Zuſtände baſirt ſeine Beweisführung auf die unwiderlegliche Thatſache, daß die moderne wirthſchaftliche Entwicklung in Bezug auf die Klaſſe der Arbeiter eine Reihe von Mißſtänden zu Tage gefördert habe, deren baldige Beſeitigung zu den

*) Vortrag gehalten am 20. März 1875 zur Feier des Geburtsfeſtes des deutſchen Kaiſers in der öffentlichen Sitzung der deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg.

**) A. a. O. Bd. XXXIII., 323—342.

***) A. a. O. Bd. XXXIV., S. 67—110 und S. 248—300.

dringendsten Aufgaben des Staates gehöre; als unausbleibliche Folge einer Vernachlässigung oder mangelhaften Erfüllung dieser Pflicht des Staates betrachtet Schmoller den offenen Kampf der einzelnen Volksklassen gegen einander. Der Historiker Treitschke dagegen versucht, auf die in der Entwicklungsgeschichte aller Kulturvölker sich geltend machenden, mit der menschlichen Natur innig verknüpften Gesetze gestützt, den Beweis zu liefern, daß die von der Socialdemokratie verfolgten Ziele und angewendeten Mittel den höchsten und heiligsten Interessen des Volkes widerstreiten und mit keinem gesunden staatlichen Leben vereinbar sind.

Treitschke hat sich durch seine Ausführungen das große Verdienst erworben, in scharfer und überzeugender Weise nachgewiesen zu haben, daß die socialdemokratischen Tendenzen durch und durch unsittlicher Natur sind und daß es keinem ernsten und nüchternen deutschen Gelehrten oder Staatsmann ansteht, mit denselben irgendwie zu pactiren. Die Vorwürfe, welche er in dieser Beziehung gegen bestimmte Richtungen in der deutschen Nationalökonomie erhebt, sind nicht ganz unberechtigte. Es haben sich einzelne der sogenannten Socialpolitiker den Fehler zu Schulden kommen lassen, daß sie nicht bestimmt genug jede innere Gemeinschaft mit der Socialdemokratie zurückwiesen; Männer anderer Richtung wie z. B. Albert Lange, ferner die Social-Conservativen machen sogar der Socialdemokratie sehr bedenkliche Zugeständnisse und stehen mit derselben vielfach auf dem nämlichen Boden. Gegen solche Verirrungen deutscher Wissenschaft energisch protestirt zu haben, muß Treitschke zum bleibenden Verdienste angerechnet werden. Seine Vorwürfe treffen freilich Schmoller nur in untergeordnetem Maße. Allerdings hat Schmoller in der erwähnten Rede ein paar Ausdrücke gebraucht, welche leicht mißverstanden und als Billigung unberechtigter socialdemokratischer Schlagwörter ausgelegt werden können; aber Schmoller's Ansichten dürfen nicht nach einem einzelnen kurzen Vortrag, sondern müssen nach den anderweitigen bedeutenden Leistungen auf socialpolitischem Gebiet beurtheilt werden, welche anerkannter Maßen zu dem Besten gehören, was die Socialwissenschaft in neuerer Zeit hervorgebracht hat. Als einen besonders wünschenswerthen Erfolg der Treitschke'schen Auslassungen würde ich es betrachten, wenn der Verein für Socialpolitik, welcher unter seinen Mitgliedern so viele hervorragende Vertreter der deutschen Wissenschaft zählt, daraus Veranlassung nähme, in der energischsten Weise gegen jede Gemeinschaft mit socialdemokratischen Principien und Bestrebungen zu protestiren. Was derselbe hierdurch auf der einen Seite an Sympathien und Wirksamkeit voraussichtlich verlöre, würde er auf der anderen Seite überreichlich gewinnen; er würde dadurch gleichzeitig der nothwendig zu erfüllenden Pflicht genügen, seinen Grundsätzen eine klare, unzweideutige Formulirung zu geben.

Wer die Abhandlung Treitſchke's aufmerkſam durchlieſt, kann ſich allerdings der Ueberzeugung nicht verſchließen, daß eine ſehr wichtige, mit dem behandelten Gegenſtande in innigſtem Zuſammenhang ſtehende Frage ungelöſt bleibt oder, ſchärfer ausgedrückt, daß die Treitſchke'ſche Argumentation an einem gewiſſen Widerſpruch leidet. Treitſchke ſieht nämlich einerſeits mit großer Hoffnung auf die in nächſter Zukunft bevorſtehende Entwicklung unſeres Volks- und Staatslebens und gründet dieſe Hoffnung nicht zum geringſten Theile auf die ſittliche Tüchtigkeit, welche im Allgemeinen unſerm Volke eigen iſt. Sein berechtigter, ich möchte faſt ſagen heiliger Zorn gegen die Socialdemokratie zieht hauptſächlich aus der Ueberzeugung ſeine Nahrung, daß die Verbreitung ſocialdemokratiſcher Grundſätze in weiteren Kreiſen nothwendiger Weiſe die ſittliche Kraft des Volkes untergraben muß. Auf der andern Seite kann auch Treitſchke nicht läugnen, daß ſchon jetzt ein nicht unerheblicher Bruchtheil unſrer Arbeiterbevölkerung von ſocialiſtiſchen*) Ideen inficirt iſt oder doch von ſocialiſtiſchen Führern willig ſich leiten läßt, daß die Socialdemokratie einen nicht unbeträchtlichen Einfluß ausübt, welchen der praktiſche Politiker nicht ignoriren darf, mag er ihn auch für noch ſo verderblich halten. Unter ſolchen Umſtänden drängt ſich die Frage gewiſſermaßen von ſelbſt auf, wie es möglich ſei, daß in einem ſittlich tüchtigen Volke die Vertreter unſittlicher Tendenzen eine ſo bedeutende Wirkſamkeit entfalten, ſo viele Anhänger finden können. Auf dieſe Frage giebt uns Treitſchke keine beſtimmte Antwort, wiewohl einige ſeiner Bemerkungen darauf ſchließen laſſen, daß dieſelbe an ſeinem Geiſte wenigſtens vorübergeſtreift iſt.

Ihre gründliche Erledigung iſt von der größten Wichtigkeit. Mag man den Einfluß der Socialdemokratie etwas höher oder etwas niedriger veranſchlagen: die Thatſachen beweiſen, daß er vorhanden iſt und ſich in ſehr merkbarer und unheilvoller Weiſe geltend macht. Angeſichts Deſſen giebt es blos folgende Möglichkeiten: entweder ſind die Grundſätze der Socialdemokraten nicht ſo unſittlich, wie Treitſchke ſie ausgiebt; oder die Sittlichkeit unſerer Arbeiter ſteht auf ſo ſchwachen Füßen, daß es bloß einiger geſchickt gewählter Worte bedarf, um dieſelbe über den Haufen zu werfen; oder endlich die Socialdemokraten verſtehen es, den Arbeitern auf anderem Wege ſo viele wirklichen oder vermeintlichen Vortheile zu bieten, daß ihre an und für ſich unſittlichen Tendenzen in den Hintergrund treten oder unbeachtet bleiben. Ich will zu prüfen verſuchen, für welche dieſer drei Möglichkeiten man ſich in Anbetracht der vorliegenden Thatſachen vorzugsweiſe zu entſcheiden hat.

Meines Erachtens kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Seitens

*) Wenn ich hier und in der Folge die Ausdrücke „ſocialiſtiſch" „Socialismus" u. ſ. w. brauche, ſo ſollen damit lediglich die Anſchauungen unſerer heutigen Socialdemokratie bezeichnet werden, nicht etwa anderweitige Anſichten, die man auch oft unter „Socialismus" zuſammenfaßt.

der Socialdemokratie verfolgten Zwecke und angewendeten Mittel in hohem Grade unsittlicher und deshalb verwerflicher Natur sind. Allerdings spricht dieselbe über das endgültig zu erstrebende Ziel sich selten klar aus und hat dafür ihre guten Gründe. Einmal fürchtet sie mit Recht, daß der größte Theil ihrer Anhänger sie verlassen würde, wenn man denselben die socialistischen Tendenzen unverblümt vor Augen führte; zum Anderen sind auch die Führer der Socialdemokratie nicht im Stande, anzugeben, welche Form einer gesellschaftlichen Ordnung sie mit ihren Grundsätzen für vereinbar halten. Sie besitzen genug Nüchternheit und praktischen Blick, um sich zu gestehen, daß solche idealen Phantasiegebilde, wie z. B. Thomas Morus in seiner Utopia sie uns vorführte, weder jemals zu realisiren sind noch auch auf den Beifall der Menge rechnen dürfen; auf der anderen Seite müssen sie sich sagen, daß alle mehr auf das Grob-Sinnliche gerichteten Zukunftsprojekte so widerlich ausfallen würden, daß jeder nicht ganz verdorbene oder von Fanatismus eingenommene Mensch davor einen Ekel empfindet. Die von den heutigen Socialisten kund gegebenen Ziele sind deshalb vorzugsweise negativer Natur. Vor Allem verlangen sie die Aufhebung jeder Religion. Sie erblicken in derselben eine Erfindung der herrschenden Gesellschaftsklassen, lediglich zu dem Zwecke gemacht, um die niederen Volksklassen besser regieren und bedrücken zu können. Der Glaube an eine göttliche Weltregierung, an die Fortdauer des Menschen nach dem Tode, an das im Gewissen sich geltend machende Unterscheidungsvermögen für das Gute und Böse ist nach ihrer Meinung ein Hirngespinnst derjenigen Leute, welche die Leichtgläubigkeit und Unwissenheit der großen Masse zur Verfolgung eigennütziger Zwecke ausbeuten wollen. In dem Gottesglauben sehen die Socialisten das wesentlichste Hinderniß für den Sieg ihrer Principien; sie halten letzteren für ganz unzweifelhaft, sobald jener erst aus den Herzen der Mehrheit des Volkes ausgerottet ist. Fürs Zweite verlangt die Socialdemokratie die Beseitigung des Privateigenthums. Sie spricht diese Forderung allerdings nicht so nackt und klar aus, wie sie hier steht; sie darf solches auch nicht aus Rücksicht auf die Arbeiter selbst, deren besserer Theil die Realisirung derselben schwerlich mit Freuden begrüßen würde. Was der Socialismus offen begehrt, ist die Abschaffung des Privateigenthums an Grund und Boden, das Collectiveigenthum an den vorhandenen Capitalien und die Vertheilung der neu producirten Güter nach Maßgabe der Arbeitsleistung jedes Einzelnen. Würden diese Forderungen erfüllt, so würde allerdings Privateigenthum blos noch an solchen Gütern möglich sein, welche zum unmittelbaren Verbrauch Seitens ihrer Besitzer bestimmt sind. Wenn die Socialdemokraten in Abrede stellen, daß sie vollständig communistische Tendenzen verfolgen, so befinden sie sich entweder

in einer bedauerlichen Unklarheit über die Tragweite ihrer Forderungen, oder ſuchen die Menge abſichtlich darüber zu täuſchen.

Aehnlich wie zum Privateigenthum ſtehen die Socialiſten zur Ehe und zur Familiengemeinſchaft. Sie verlangen, daß alle Kinder in derſelben Weiſe und auf gemeinſame Koſten erzogen werden; wiederholt haben auch ihre Vertreter dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß die jetzigen feſten Bande der Ehe mit den ſocialiſtiſchen Anſchauungen in Widerſpruch ſtehen. In einer Berliner Verſammlung erklärte vor drei Jahren ein Redner, ohne principiellen Widerſpruch zu finden, „im Zukunftsſtaat ſolle nur die Liebe die Verbindungen der Geſchlechter leiten, zwiſchen dem Eheweib und einer ſogenannten Proſtituirten ſei nur ein quantitativer Unterſchied.“ In ähnlicher Weiſe drückte ſich der Präſident des allgemeinen deutſchen Arbeitervereins, Hafenclever, in derſelben Verſammlung aus. Die Aufhebung des Privateigenthums und die gemeinſame Erziehung der Kinder auf Koſten des Staates bedingen ſchon an und für ſich eine Auflöſung der Familienbande, auch wenn nicht formell die Beſeitigung der Ehe und die ſogenannte „freie Liebe“ proklamirt, alſo die Proſtitution für die geſetzlich allein zuläſſige Art der Verbindung beider Geſchlechter erklärt wird.

Nach gewiſſenhafter Ueberlegung und ohne mich einer Uebertreibung ſchuldig zu machen, glaube ich den Satz aufſtellen zu dürfen, daß die heutige Socialdemokratie das Ziel verfolgt, die Grundpfeiler jeder geſellſchaftlichen Ordnung, Religion, Eigenthum und Familie, umzuſtürzen. Die Mittel, welche ſie zur Erreichung ihrer Zwecke anwendet, ſind den letzteren ganz entſprechend; ſie ſpekulirt auf die niedrigſten Triebe und mächtigſten Leidenſchaften der Menſchen, auf Sinnenluſt, Habſucht, Neid und Haß. Die ſocialiſtiſchen Blätter und Agitatoren verkündigen es den Arbeitern immer auf's Neue, daß, wenn erſt die Geſellſchaft nach ihren Principien organiſirt ſei, Niemand mehr Mangel leiden, Jeder im Ueberfluß leben werde: an allem Elend in der Welt ſeien nur die beſitzenden Klaſſen ſchuld, welche, ſelbſt nichts arbeitend, vom Schweiße der armen Arbeiter, der weißen Sclaven, ſich nährten: mit den reichen Kapitaliſten im Bunde ſtänden die Fürſten, die Beamten und geſetzgebenden Körperſchaften, welche alle kein Intereſſe und Herz für das eigentliche Volk beſäßen, ſondern daſſelbe blos in Unwiſſenheit, Unterwürfigkeit und Armuth zurückzuhalten wünſchten. Dabei verſucht man dem Volke alle auf das wahrhaft Große und Edle gerichteten Gedanken und Gefühle zu rauben, dieſelben als lächerlich oder verächtlich darſtellend.

Die großen Ereigniſſe in der vaterländiſchen Geſchichte werden als Thaten tyranniſcher, eigenſüchtiger Herrſcher oder ehrgeiziger Staatsmänner ausgegeben, welche ein frevelhaftes Spiel mit dem Gut und Blut des Volkes getrieben haben; dagegen verherrlicht man die Schreckensjahre der erſten

franzöſiſchen Revolution und die Thaten der Pariſer Commune im Frühjahre 1871 als edele Manifeſtationen des zum Bewußtſein und zur Herrſchaft gelangten Volksgeiſtes. Der Sinnengenuß wird als das eigentliche Ziel des menſchlichen Lebens geprieſen; Nüchternheit, Fleiß und Sparſamkeit ſind für den Arbeiter keine Tugenden mehr, weil die Bethätigung dieſer Eigenſchaften ihn kraft des ehernen Lohngeſetzes immer tiefer in die Knechtſchaft des blutſaugeriſchen Kapitales bringen würde. Alle Euere Anſtrengung hilft euch nichts, ruft man den Arbeitern zu, ſo lange die jetzigen Obrigkeiten und Geſetze beſtehen; ſie kommt lediglich den Kapitaliſten zu Gute; ſchlechter wie jetzt kann es euch niemals gehen, darum quälet euch nicht vergeblich ab und legt euch keine unnützen Entbehrungen auf. Die Socialdemokraten ſchwärmen zwar vorgeblich ſehr für die geiſtige Fortbildung des Volkes; aber unſere jetzigen Volksſchulen ſind ihnen ein Gräuel, und den der Schule entwachſenen Arbeitern bieten ſie als geiſtige Nahrung nur ihre von Haß gegen alle beſtehende Ordnung erfüllten Zeitungen, Flugblätter und Gedichte. Der reiche Schatz unſerer Volksliteratur in Proſa und Poeſie ſoll ihnen verſchloſſen bleiben; denn auch dieſe iſt im Dienſte des Kapitals entſtanden.

Ueber dasjenige, was nicht ſocialdemokratiſch geſinnte Leute über die Lage der Arbeiter denken, werden letztere möglichſt im Dunkeln gehalten oder gefliſſentlich getäuſcht. Man muß es den ſocialiſtiſchen Führern zum Ruhme nachſagen, daß ſie in der Literatur über die ſociale Frage ziemlich genau orientirt ſind und von jedem neu erſchienenen Werke Kenntniß nehmen. Sobald ein Mann von irgend einer Bedeutung etwas zu Gunſten der arbeitenden Klaſſen ſagt oder ſich über Mißſtände, die in der Lage der Arbeiter vorhanden ſind, ausſpricht, ſo verfehlen die ſocialdemokratiſchen Blätter nicht, dies nachzudrucken und in ihrem Sinne auszubeuten. Sie wählen dann aber wohlweislich immer nur ſolche Sätze aus, welche in einem ihnen günſtigen Sinne ausgelegt werden können; alles Andere, auch wenn es zum Verſtändniß der citirten Sätze nöthig iſt, laſſen ſie fort. So werden die Leſer jener Blätter ſyſtematiſch irre geführt und zu dem Glauben verleitet, als ſtände ein erheblicher Theil unſerer deutſchen Gelehrten in weſentlichen Punkten auf Seiten der Socialdemokratie.

So offen als es im Hinblick auf das Strafgeſetz nur irgend möglich iſt fordern die ſocialiſtiſchen Agitatoren zur gewaltſamen Revolution auf. Werden ſie dieſerhalb zur Rede geſtellt oder zu gerichtlicher Verantwortung gezogen, ſo helfen ſie ſich freilich mit der Ausrede, behufs Erreichung ihrer Ziele wäre ihnen eine ruhige, friedliche Entwicklung viel lieber als das Beſchreiten des revolutionären Weges; trotzdem weiſen ſie auf letzteren die Arbeiter immer wieder in unzweideutiger Weiſe hin und ſtellen jeden Verſuch, die Lage der Arbeiter wirklich zu verbeſſern und die Eintracht zwiſchen dieſen

und den Arbeitgebern zu begründen, als unnütz und wirkungslos dar. Sie laden dadurch den berechtigten Vorwurf auf sich, daß es ihnen nicht darum zu thun ist, das Wohl der arbeitenden Klasse zu fördern, sondern die Kluft zwischen dieser und den übrigen Volksklassen möglichst zu vergrößern und die gegenseitige Erbitterung zu steigern. Der ganze moderne Socialismus leidet an innerer Unwahrheit. Er giebt vor für die Freiheit zu kämpfen, während die socialistischen Führer eine despotische Gewalt über die ihnen folgende Menge ausüben und gleichzeitig eine gewaltsame Unterdrückung aller ihrer Gegner befürworten. Der Socialismus strebt anscheinend nach geistiger Aufklärung der unteren Volksklassen, sucht aber trotzdem den Gebrauch aller der Mittel, welche zur Bildung des Geistes dienen können, den Arbeitern zu verleiden. Der Socialismus verdammt den Luxus und die Ueppigkeit reicher Leute und stellt dabei doch den Sinnengenuß als das am meisten zu erstrebende Gut hin. Der Socialismus vertritt das Princip der Brüderlichkeit während er gleichzeitig bei den Arbeitern das wilde Feuer des Hasses und Neides gegen die übrigen Volksklassen anschürt und jeden Versuch bekämpft, eine Annäherung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern herbeizuführen. Der Socialismus verlangt endlich eine Gleichheit aller Menschen: dieselbe soll aber darin bestehen, daß der fleißige, begabte, vorwärts strebende Mann auf die Früchte seiner Arbeit zu Gunsten seiner trägeren Mitmenschen zu verzichten gezwungen wird.

Die Verwirklichung der socialistischen Principien, wenn sie überhaupt möglich wäre, würde zur Auflösung aller gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung sowie zur Vernichtung aller im Laufe der Jahrhunderte durch mühsame Arbeit errungenen Schätze an Wohlstand, Bildung und Gesittung unzweifelhaft führen; sie würde einen Zustand der Barbarei zur Folge haben schlimmer als ihn die Geschichte uns je überliefert hat. Der moderne Socialismus ist deshalb im eminentesten Sinne des Wortes unsittlich und keine Rücksicht darf den gewissenhaften, für das Wohl seines Volkes besorgten Mann abhalten, dies Urtheil unumwunden auszusprechen.

Wie verhalten sich nun unsere Arbeiter zu den Agitationen der Socialdemokratie? Bei den letzten Reichstagswahlen fielen nach den Angaben Treitschke's 339,738 Stimmen auf socialdemokratische Kandidaten; dieselben repräsentiren 6,5% aller abgegebenen Wahlstimmen. In einzelnen deutschen Ländern oder Landestheilen machten freilich die socialdemokratischen Stimmen einen viel größeren Bruchtheil aller abgegebenen Stimmen aus, so im Königreich Sachsen 36,2%, in Schleswig-Holstein 35,5%, in der Provinz Hannover 35,1%; dem entsprechend blieben in anderen Distrikten die socialdemokratischen Stimmen unter dem Durchschnitt von 6½% Prozent mehr oder weniger weit zurück. Die Socialdemokraten geben über zwanzig Zeitungen in Deutsch-

land heraus; sie unterhalten zahlreiche Reiseagenten, veröffentlichen eine Menge Flugschriften und Bücher, belehrender wie unterhaltender Tendenz; sie veranlassen die Arbeiter zu Arbeitseinstellungen und zu anderen die Arbeitgeber schädigenden Handlungen, welche ohne ihre Mitwirkung nicht geschehen würden. Außer den Ultramontanen sind die Socialisten die einzige Partei, welche einen weitreichenden Einfluß auf die arbeitenden Klassen besitzt; hinter ihnen steht die von gemäßigten und versöhnlichen Grundsätzen ausgehende Partei der von Dr. Max Hirsch geleiteten Gewerkvereine erheblich zurück. Mag die Zahl der von den socialistischen Führern abhängigen Arbeiter auch nicht so groß sein, als diese selbst angeben; es bleibt immerhin eine beachtenswerthe und zum Nachdenken auffordernde Thatsache, daß einer in ihren Zielen und in ihren Mitteln durchaus unsittlichen Partei Hunderttausende von deutschen Arbeitern fast unbedingten Gehorsam leisten. Sind alle diese Arbeiter selbst in ihren sittlichen Begriffen wirklich so verwirrt, daß sie die von der Socialdemokratie eingeschlagenen Wege für gute und berechtigte halten? Meiner Ueberzeugung nach kann man diese Frage durchaus nicht bejahen. Allerdings ist es ungemein schwer, über den sittlichen Gesammtzustand einer Bevölkerungsklasse ein sicheres Urtheil zu fällen. Wir besitzen keinen einheitlichen Maßstab, nach welchem sich die Sittlichkeit auch nur eines einzelnen Menschen, geschweige denn die einer ganzen, Millionen von Individuen umfassenden Gesellschaftsgruppe feststellen ließe. Geht man auch davon aus, daß die Sittlichkeit sich in der Religiosität concentrire und daß deshalb die vorhandene religiöse Entwicklung einen Gradmesser für den sittlichen Zustand bilde, so wird man dadurch dem erstrebten Ziele um Nichts näher geführt; denn die Religiosität ist etwas wesentlich Inneres, an äußeren Manifestationen nicht sicher Erkennbares. Nur auf Umwegen und durch vergleichende Betrachtung einer Reihe verschiedenartiger Thatsachen können wir zu einem ungefähren Schluß über die Sittlichkeit der niederen Volksklassen gelangen.

Bis zum Beginn der socialpolitischen Agitation Lasalle's, also bis zum Jahre 1863, hatte die Socialdemokratie unter den deutschen Arbeitern so gut wie gar keinen Boden. Bei Wahlen zu den gesetzgebenden Körperschaften folgten die Arbeiter der von ihren Arbeitgebern oder der von der liberalen oder der conservativen Partei ausgegebenen Parole. Als durch das Auftreten Lasalle's die bis dahin fast ohnmächtige Socialdemokratie neues Leben gewonnen, fielen die Arbeiter erst vereinzelt, dann in größeren Massen von den Führern, welche sie bisher geleitet, ab und wendeten sich dem ihnen goldene Berge verheißenden Socialismus zu.

Aber es geschah dies keineswegs überall in Deutschland gleichmäßig. Zunächst ist zu constatiren, daß die Socialdemokratie nirgends festen Fuß gefaßt hat, wo der Ultramontanismus herrscht. Bei dicht an einander grenzen-

den Bezirken werden die Arbeiter in dem einen durch die Socialiſten geleitet, welche von der Vernichtung jeder poſitiven Religion den Sieg ihrer Sache abhängig machen, in dem anderen durch die Ultramontanen, welche das Heil der Welt von dem Glauben an die alleinſeligmachende Kirche und an den unfehlbaren Papſt erwarten. Daraus den Schluß ziehen zu wollen, daß die Arbeiter hier beſonders religiös und ſittlich, dort aber beſonders irreligiös und unſittlich ſeien, würde ganz verkehrt ſein; wir müſſen vielmehr nach Lage der Sache zu dem für unſere Betrachtung wichtigen Reſultat gelangen, daß nicht die religionsfeindliche Tendenz des Socialismus dasjenige iſt, was ſo viele Arbeiter demſelben zuführt.

Weiter verdient hervorgehoben zu werden, worauf auch Treitſchke ſchon hingewieſen hat, daß die Socialdemokratie nur in einzelnen Theilen Deutſchlands einen bedeutenden Prozentſatz der Arbeiterklaſſe zu gewinnen vermocht hat. Es ſind dies einige volk- und induſtriereiche Städte wie Berlin, Hamburg, Elberfeld-Barmen, und dann deutſche Länder oder Landestheile, deren politiſches Leben in den letzten Jahrzehnten ſich unter abnormen, ungeſunden Verhältniſſen entwickelte; ſo namentlich das Königreich Sachſen, Hannover, Schleswig-Holſtein, in geringerem Maße auch die thüringiſchen Staaten. Daß große Städte, in welchen ſo mancherlei Volk zuſammenläuft und unreine Elemente am leichteſten unentlarvt ihr gewiſſenloſes Spiel treiben können, für ſocialiſtiſche Agitationen ein beſonders dankbares Feld abgeben, bedarf keiner weiteren Erklärung. Wunderbar aber könnte es erſcheinen, daß der gutmüthige Sachſe, der harmloſe Thüringer oder der von Natur zum Fleiß, zur Ausdauer und Ordnung geneigte holſteiniſche Landarbeiter für ſocialiſtiſche Tendenzen beſonders empfänglich ſich zeigen. Es liegt durchaus kein Grund zu der Annahme vor, als ob die Arbeiter grade dieſer Diſtrikte an einer hervorragend großen Verwirrung ihrer ſittlichen Begriffe oder gar an einer, ſchon durch die That ſich dokumentirenden ſittlichen Verkommenheit litten. Nein, die wirklichen Verhältniſſe ſprechen keineswegs zu Ungunſten grade dieſer Arbeiter, eher iſt noch das Gegentheil der Fall. Von der Unſittlichkeit der mecklenburgiſchen Gutstagelöhner wurde früher, theils mit Recht theils mit Unrecht, viel geſprochen; der holſteiniſche Gutstagelöhner galt dagegen für einen verhältnißmäßig ſehr ſittlichen Arbeiter. Mag der wirkliche Unterſchied auch nicht ſo groß geweſen ſein, wie er in den Augen Mancher ſich darſtellte, immerhin darf man aus der Thatſache, daß unter den holſteiniſchen Gutstagelöhnern der Socialismus ſo weite Verbreitung, unter den mecklenburgiſchen Tagelöhnern dagegen gar keinen Anklang gefunden hat, den Schluß ziehen, daß es nicht die unſittlichen Principien der Socialdemokratie ſind, welche die Arbeiter zu derſelben hinziehen oder von ihr fernhalten.

Bei der Bearbeitung der vom Congreß deutſcher Landwirthe unternom-

menen Enquete über die Lage der ländlichen Arbeiter im deutschen Reiche habe ich mich bemüht, auch gewisse Anhaltspunkte zur Entscheidung der Frage zu gewinnen, ob die Sittlichkeit unter den ländlichen Arbeitern während der letzten Jahrzehnte zu- oder abgenommen habe. Dabei war es mir ebenso erfreulich, als interessant, aus den Hunderten von eingelaufenen, meist von ländlichen Arbeitgebern herrührenden Mittheilungen constatiren zu können, daß keinesfalls ein Rückgang in der sittlichen Entwicklung der ländlichen Arbeiter stattgefunden hat. Von etwa 450 Beantwortungen sprechen sich nahezu zwei Drittel dahin aus, daß eine theilweise oder durchgängige Hebung des sittlichen Zustandes zugegeben werden müsse, während nur ein Drittel erklärt, daß in dieser Beziehung keine Veränderung oder gar ein Rückschritt bemerkbar sei. Erwähnenswerth sind die Mittheilungen aus Holstein. Dieselben ländlichen Arbeitgeber, welche über den großen Erfolg der socialdemokratischen Agitation unter ihren Arbeitern klagen, sagen doch fast ausnahmslos, daß die sittliche Haltung der letzteren sich gebessert habe. Nun muß freilich zugestanden werden, daß das Urtheil über das Steigen oder Sinken der Sittlichkeit in einer Volksklasse immerhin ein subjektives bleibt; aber es ist doch ein sehr erfreuliches Zeichen, wenn die überwiegende Mehrheit von Arbeitgebern, bei welchen man heutzutage eher ein ungünstiges als ein günstiges Vorurtheil bezüglich des sittlichen Fortschrittes der Arbeitnehmer voraussetzen darf, das Vorhandensein eines solchen bestätigen zu müssen glaubt. Man kann auch dem Umstande kein zu großes Gewicht beilegen, daß öfters aus den nämlichen oder nahe bei einander liegenden Bezirken entgegengesetzte Urtheile laut werden. Die Sittlichkeit einer Volksklasse äußert sich in sehr verschiedenartiger Weise; es kann sehr wohl in Bezug auf eine Eigenschaft ein Fortschritt, in Bezug auf eine andere ein Rückschritt stattgefunden haben. Je nachdem nun der Beurtheiler diese oder jene Seite mehr im Auge hat, wird die Frage nach der sittlichen Hebung verneint oder bejaht. So weit die vorliegenden Angaben reichen, scheint bei den ländlichen Arbeitern in Deutschland ziemlich allgemein der Diebstahl abgenommen zu haben, in vielen Gegenden auch die geschlechtlichen Vergehungen, ferner im nördlichen Deutschland die Trunksucht; dagegen wird häufig geklagt über eine Zunahme des Ungehorsams, der Unlust zur Arbeit, über die geringeren Arbeitsleistungen, über die wachsende Unwirthschaftlichkeit. Aehnliche Klagen werden ja auch in Bezug auf die industriellen Arbeiter oft gehört. Zum Theil sind sie gewiß berechtigt; die getadelten Untugenden hängen innig zusammen mit der neueren Entwicklung unserer wirthschaftlichen Verhältnisse, namentlich mit der starken Steigerung der Arbeitslöhne und mit der größeren Freiheit, welche den Arbeitern durch die Gesetzgebung der letzten Jahre fast unvorbereitet zu Theil wurde. Andrerseits darf man aber auch nicht übersehen, daß grade von den hervorgehobenen sittlichen Mängeln der

Arbeiter die Intereſſen der Arbeitgeber beſonders nachtheilig berührt werden; und es iſt daher ſehr natürlich, daß letztere hierauf ein ſtarkes, vielleicht allzuſtarkes Gewicht legen.

Wenngleich ich es nicht wagen möchte, über die Frage, ob die ſittliche Entwicklung unſerer Arbeiterklaſſe in fortſchreitender oder rückſchreitender Bewegung ſich befinde, ein ganz ſicheres und endgültiges Urtheil zu fällen, ſo glaube ich doch mit größter Beſtimmtheit die Behauptung ausſprechen zu dürfen, daß der verhältnißmäßig große Erfolg der unzweifelhaft von unſittlichen Grundſätzen geleiteten Socialdemokratie keineswegs durch eine Abnahme des ſittlichen Bewußtſeins unter den Arbeitern begründet werden kann. Der Einfluß und die Macht, welche die ſocialiſtiſchen Agitatoren thatſächlich ausüben, ſind auf ganz andere Urſachen zurückzuführen.

Die jetzige Klaſſe der Arbeiter, ſowohl der induſtriellen wie der ländlichen, iſt eigentlich eine ganz neue, früher nicht dageweſene Klaſſe unſerer bürgerlichen Geſellſchaft. Die gewerblichen Arbeiter beſtanden ehemals zum weit überwiegenden Theil aus Handwerks-Geſellen oder Lehrlingen, welche mit ihren Meiſtern in dem gleichen Innungsverband lebten und weſentlich zu derſelben Volksklaſſe gehörten; die landwirthſchaftlichen Arbeitnehmer waren gutsunterthänige Bauern oder beſitzloſe Leibeigene, durch unauflösliche Bande an ihre eigene und die Scholle ihres Gutsherrn geknüpft. Die jetzigen induſtriellen und ländlichen Arbeitnehmer ſind perſönlich vollſtändig frei, ſie können ihr Brod verdienen, wo und auf welche Weiſe es ihnen beliebt; ſie ſind an keinen beſtimmten Arbeitgeber und an keine beſtimmte Corporation geſeſſelt; ſie ſind aber auch auf ſich ſelbſt ausſchließlich angewieſen, ſie befinden ſich in keinem organiſchen Zuſammenhang mit irgend einer andern Klaſſe der bürgerlichen Geſellſchaft. Nun haben ſtets diejenigen Menſchen, welche unter den gleichen wirthſchaftlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen leben, das dringende Bedürfniß, ſich aneinander anzuſchließen; ſie ſuchen nach einer Organiſation, welche es ihnen ermöglicht, ihre geſelligen Bedürfniſſe zu befriedigen, über gemeinſame Intereſſen zu berathen und dieſelben durch gemeinſames Handeln zu wirkſamer Geltung zu bringen. Ein derartiges Bedürfniß zeigt ſich als um ſo größer, je zahlreicher die betreffende Volksklaſſe iſt und je weniger die Glieder derſelben vermöge ihrer individuellen geiſtigen und materiellen Mittel befähigt ſind, durch vereinzeltes Handeln ihre Wünſche und Intereſſen zu realiſiren. Die wirthſchaftliche Geſetzgebung der letzten 60—70 Jahre hat ja in der That Großes geleiſtet; ſie hat ſchlummernde oder gefeſſelte Kräfte in einer früher unglaublich ſcheinenden Menge zur Wirkſamkeit gebracht; aber dabei hat ſie in den Organismus der bürgerlichen Geſellſchaft eine bis jetzt noch unausgefüllte Lücke geriſſen. Die Arbeitnehmer haben den Halt verloren, welchen ihnen bei den alten wirthſchaftlichen Zuſtänden die

Zugehörigkeit zu einer gewerblichen Corporation oder die gesetzliche Abhängigkeit von einem bestimmten Arbeitgeber gewährte. Sie selbst empfinden dies lebhaft, wenn es ihnen auch nicht zum klaren Bewußtsein kommt: sie suchen nach neuen Formen der Gemeinschaft und nach neuen Führern, denen sie sich anschließen und denen sie ihre Interessen anvertrauen können. Beides wird ihnen, wenngleich in sehr unersprießlicher Weise, von der Socialdemokratie geboten. Wenn die Socialisten einen Ruhm für sich in Anspruch nehmen wollen, so gebührt ihnen am meisten der, daß sie nach vielen Richtungen hin die Bedürfnisse des Arbeiterstandes besser zu beurtheilen vermögen als irgend ein Anderer. Sie bieten in ihren Vereinen den Arbeitern das Mittel zu geselliger Erholung, zur Befriedigung geistiger Bedürfnisse, zur Besprechung gemeinsamer Angelegenheiten, zur Beschlußfassung über die Mittel, durch welche ihre Wünsche am besten zur Verwirklichung gelangen können. Mag die Art und Weise, in welcher diese Zwecke verfolgt werden, noch so verkehrt, ja verwerflich sein: einer sehr großen Zahl von Arbeitern scheint dies gleichgültig oder doch von untergeordneter Bedeutung. Den meisten Arbeitern fehlt es durchaus an der nöthigen Bildung, um beurtheilen zu können, in wie weit die von der Socialdemokratie erstrebten Ziele erreichbar oder auch nur ihren eigenen Interessen entsprechend sind. Sie hören tagtäglich, daß die ungünstige äußere Lage der Arbeiter lediglich Folge einer schlechten, in den Händen der Arbeitnehmer befindlichen Gesetzgebung sei; es wird ihnen vorgeredet, daß die Arbeitgeber ihnen einen Theil des gebührenden Lohnes zu Unrecht vorbehalten; es wird über die zu lange Arbeitszeit, über die Sonntagsarbeit, über die der Gesundheit schädliche Beschaffenheit der Arbeitsräume, über die persönlich inhumane Behandlung der Arbeiter Seitens der Arbeitgeber geklagt. Dabei wird einiges Wahre mit vielem Unwahren vermischt, um letzterem desto leichter Glaubwürdigkeit zu verleihen. Die Socialisten dürfen sich auch mit Recht rühmen, schon Erfolge zu Gunsten der Arbeiter erzielt zu haben. Kein Unparteiischer kann leugnen, daß es wesentlich der Thätigkeit der Socialdemokratie und der Furcht vor derselben Seitens der höheren Volksklassen zu danken ist, wenn sich heutzutage Staat und Gesellschaft eifriger wie früher damit beschäftigen, die in Bezug auf die arbeitenden Klassen wirklich vorhandenen Uebelstände ausfindig zu machen und zu beseitigen. Auf diese Errungenschaft berufen sich die socialistischen Führer mit gerechtfertigtem Stolz; sie sagen ihren Anhängern: Ihr seht, was wir schon in Eurem Interesse geleistet haben, folgt uns nur weiter, wir werden auch mit unseren übrigen Bestrebungen ans Ziel gelangen!

Dabei schmeicheln sie dem Arbeiterstande in einer sonst unerhörten Weise; namentlich Lasalle hatte es hierin zu einer unübertroffenen Virtuosität gebracht. Die Arbeiter werden dargestellt als die allein arbeitenden Menschen,

als diejenige Volksklaſſe, in welcher allein noch Fleiß, Redlichkeit, Brüderlichkeit, Gemeinſinn herrſche; die Glieder der übrigen Volksklaſſen, und zwar bis in die höchſten und regierenden Kreiſe hinauf, ſind Tagediebe, Tyrannen, Wollüſtlinge, welche ſich von dem Schweiße und Blute der unterdrückten Arbeiter mäſten. Ihre theoretiſchen, volkswirthſchaftlichen Erörterungen, welche ſie zur Belehrung der Arbeiter vorzutragen pflegen, würzen ſie mit allerlei gelehrten Phraſen und Citaten, um den Anſchein zu erwecken, als ob ſie auf der Höhe der Wiſſenſchaft ſtänden und letztere ganz auf ihre Seite hätten.

Das Geheimniß der erfolgreichen Wirkſamkeit der Socialdemokratie beruht vorzüglich in zwei Dingen: einmal daß ſie das Bedürfniß der Arbeiter nach einer den gemeinſamen Intereſſen dienenden Organiſation befriedigt, und fürs Zweite, daß ſie durch rückſichtsloſe Aufdeckung und energiſche Bekämpfung unzweifelhafter Uebelſtände in der Lage der arbeitenden Klaſſen bei letzterer die Meinung zu erwecken verſtanden, als ob das zukünftige Wohl der Arbeiter von der Verwirklichung der ſocialiſtiſchen Grundſätze lediglich abhänge.

Hieraus erklärt ſich auch, weshalb der Einfluß der Socialiſten in den einzelnen Gegenden oder Orten Deutſchlands ein ſo verſchieden großer iſt. Derſelbe zeigt ſich dort am ſtärkſten, wo durch die Zuſammenhäufung von großen Arbeitermaſſen auf verhältnißmäßig kleinen Räumen das Bedürfniß nach einer einheitlichen Organiſation und Leitung behufs Verfolgung der gemeinſamen Intereſſen beſonders lebhaft empfunden wird; ferner dort, wo der Mangel an einem kräftigen nationalen Bewußtſein, welches in allen Gliedern des Volkes das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem großen, gemeinſamen Ganzen wach erhält, in den Arbeitern leicht die Empfindung hervorruft, daß ſie überhaupt von der Mitwirkung an der Entwicklung des ſtaatlichen Lebens ausgeſchloſſen ſeien und daß ihre eigenen Intereſſen außer jedem Zuſammenhang mit dem Intereſſe der den Staat lenkenden Parteien ſtehen; endlich dort, wo, ſei es mit ſei es ohne Schuld der Arbeitgeber, die wirthſchaftliche und geſellſchaftliche Lage der Arbeiter eine in hervorragendem Maße unbefriedigende iſt. Auf einen dieſer drei Gründe läßt ſich meines Erachtens in allen Fällen eine beſonders erfolgreiche Wirkſamkeit der Socialdemokratie zurückführen.

Wenn Ultramontanismus und Socialismus ſich gegenſeitig ausſchließen, wenn innerhalb deſſelben räumlichen Bezirkes nicht beide herrſchen können, ſo liegt dies einfach daran, daß jener den Arbeitern im Weſentlichen ganz daſſelbe wie dieſer darbietet oder darzubieten ſcheint. Die Ultramontanen kennen die Bedürfniſſe, Wünſche und Empfindungen der Arbeiter ebenſo genau wie die Socialdemokraten. In den mancherlei katholiſchen ſocialen Vereinen ſuchen ſie das Bedürfniß der Arbeiter nach einer Organiſation, nach

geſelliger Unterhaltung, nach geiſtiger Nahrung zu befriedigen; dort ſowohl wie in einer umfangreichen Literatur werden die Intereſſen der Arbeiter beſprochen und vertreten; es fehlt dabei nicht an allerlei Schmeicheleien für den Arbeiterſtand und an heftigen Ausfällen gegen die beſitzenden und herrſchenden Volksklaſſen. Die Ultramontanen verſtehen es, in den Arbeitern das Bewußtſein zu erwecken, daß ſie es vor Allem ſind, welche die wirklichen Intereſſen der Arbeiter verfechten und dieſelben zur Geltung zu bringen die Macht haben. Dabei umkleiden ſie ſich mit dem Nimbus der Frömmigkeit; ſie ſtellen ſich als die zur Wahrung der Rechte der Armen und Unterdrückten gegen die reichen Unterdrücker von Gott gewiſſermaßen Berufenen dar und appelliren an das religiöſe Bewußtſein des Volkes, welcher Appell in deutſchen Herzen gewöhnlich einen ſehr kräftigen Wiederhall findet. Daß ſie ſich zur Begründung ihrer wirthſchaftlichen Lehren auf dieſelben oder auf ähnliche verkehrte Grundſätze und irrige Behauptungen wie die Socialiſten ſtützen, vermag ihnen in den Augen der Arbeiter, welche zur Prüfung derſelben unfähig ſind, durchaus keinen Eintrag zu thun.

Die Arbeiter können es nicht wiſſen und haben in ihrer großen Mehrzahl nicht einmal die Ahnung davon, daß ſie blos Werkzeuge in den Händen derer ſind, welche für ihre Intereſſen zu kämpfen und ſich aufzuopfern vorgeben, daß es den ſocialiſtiſchen Führern hauptſächlich darauf ankommt, ihre egoiſtiſchen Zwecke zu erreichen oder ihre revolutionäre Leidenſchaft zu befriedigen, und daß die Ultramontanen eine möglichſt zahlreiche Armee zu ſammeln trachten, welche in jeden Kampf für die alleinſeligmachende Kirche und deren Oberhaupt willenlos ihnen zu folgen geneigt iſt.

Der Socialismus und Ultramontanismus ſind die mächtigſten Feinde einer geſunden Entwicklung unſeres ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Lebens, deren Geringſchätzung Thorheit oder frevelhafter Uebermuth wäre. Starke Gegner kann man aber nur auf ihrem eigenen Gebiete und mit ihren eigenen Waffen wirkſam bekämpfen. Ihre erfolgreichſten Waffen ſind nicht, wie vielleicht Mancher glaubt, die unwahren und unſittlichen Mittel, welche ſie anwenden, um die Arbeiter für ſich zu gewinnen, ſondern daß ſie dringenden und wichtigen Bedürfniſſen der Arbeiterklaſſe, wenngleich in unſittlicher Form, gerecht zu werden verſtehen. Gelingt es, die Bedürfniſſe der Arbeiter in anderer Weiſe d. h. unter Wahrung der religiöſen, ſittlichen, geſellſchaftlichen und nationalen Fundamente, auf denen das deutſche Volksleben ſich bis jetzt entwickelt hat und noch heute beruht, thatſächlich zu befriedigen, dann, aber auch nur dann, dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, den Einfluß der ſocialdemokratiſchen und der ultramontanen Partei auf die Arbeiterbevölkerung zu vernichten oder auf ein ungefährliches Maß zu beſchränken. Daher handeln diejenigen unklug oder gar gewiſſenlos, welche alle Nothſtände unter

den arbeitenden Klaſſen zu verdecken oder gar wegzuläugnen ſich bemühen, ebenſo aber diejenigen, welche Jeden, der für das Wohl des Arbeiterſtandes einzutreten ſich berufen fühlt, in den Verdacht ſocialdemokratiſcher und revolutionärer Tendenzen zu bringen ſuchen. Leider geſchieht dies noch ſehr häufig, namentlich Seitens egoiſtiſcher Arbeitgeber und Seitens der von letzteren abhängigen Preſſe. Ein derartiges Verfahren trägt in hohem Grade dazu bei, die Macht und den Einfluß der Socialdemokratie zu verſtärken. Wer die Zuſtände unſerer arbeitenden Klaſſen irgend kennt, muß zugeſtehen, daß dieſelben in vieler Beziehung noch durchaus unbefriedigende, der Beſſerung dringend bedürftige ſind, und ferner daß den am meiſten gerechtfertigten Beſchwerden der Arbeiter abgeholfen werden kann, ohne die Grundlagen unſeres jetzigen wirthſchaftlichen Lebens zu erſchüttern. Freilich iſt hierzu nöthig, daß die höheren Klaſſen der Geſellſchaft und namentlich der Arbeitgeber mit größerem Verſtändniß und mit geringerem Egoismus an die Prüfung und Verbeſſerung der Lage der Arbeiter herantreten, als dies bis jetzt leider im Allgemeinen geſchieht.

Wir feiern heute den Geburtstag des preußiſchen Königs und deutſchen Kaiſers; bei dieſer Gelegenheit rufen wir mit freudigem Stolze uns gern ins Gedächtniß zurück, wie unparteiiſch, aufopfernd, alle widerſtrebenden Mächte gering achtend die Hohenzollern ſtets für die Intereſſen aller Klaſſen ihrer Unterthanen eingetreten ſind, wie ſie mit gewaltiger Hand und oft rückſichtsloſer Strenge die Schwächeren vor der Unterdrückung durch die Stärkeren geſchützt haben, wie ſie endlich, im entſchiedenſten Gegenſatz gegen einen großen Theil der einflußreichen Großgrundbeſitzer, den bäuerlichen Stand vor dem Untergang gerettet und den an die Scholle geſeſſelten Gutsunterthanen zur perſönlichen und wirthſchaftlichen Freiheit verholfen haben. Wir gedenken namentlich der, nun 60—70 Jahre hinter uns liegenden Zeit, als der Vater unſeres jetzigen Kaiſers, berathen und geſtützt von den edelſten und weiſeſten Männern ihrer Zeit, die großartige Geſetzgebung erließ, welche dem geſammten geſellſchaftlichen und wirthſchaftlichen Leben des Volkes neue zeitgemäße Formen gab und neue, die allgemeine Wohlfahrt fördernde Bahnen eröffnete. Aber das damals begonnene ſegensreiche Werk iſt noch nicht zum Abſchluß gediehen. Die individuellen wirthſchaftlichen Kräfte ſind möglichſt frei gemacht und damit iſt der vorhandenen Leiſtungsfähigkeit auf wirthſchaftlichem Gebiete der weiteſte Spielraum gewährt worden. Dagegen fehlt noch eine organiſche Zuſammenfaſſung der iſolirten, jetzt ganz ſich ſelbſt überlaſſenen Millionen von Arbeitern, welche, einmal losgeriſſen von der heimathlichen Sitte und der Verbindung mit der übrigen bürgerlichen Geſellſchaft, heutzutage Jedem blindlings folgen, der mit irgend einem Scheine von Berechtigung ſich

bereit und im Stande erklärt, ihren Wünschen und Hoffnungen Erfüllung zu gewähren.

Solche Organisation herzustellen, scheint mir, wenigstens in Bezug auf die industriellen Arbeiter, die wichtigste, aber auch schwierigste Aufgabe der zukünftigen Gesetzgebung auf socialem Gebiete. Dieselbe kann freilich nur ihren Zweck erfüllen, wenn sie, vom Staate mit bestimmten Rechten und Pflichten ausgestattet, nicht nur den Arbeitern Gelegenheit giebt, ihre geselligen Bedürfnisse zu befriedigen, ihre gemeinsamen Angelegenheiten zu besprechen und in gesetzlich geordneter Weise selbst zu verwalten, sondern auch Einrichtungen enthält, welche für gewisse Angelegenheiten ein gemeinsames Berathen und Handeln der Arbeitgeber und Arbeitnehmer vorschreiben sowie das Anbringen und die Entscheidung von Beschwerden des einen Theiles wider den anderen möglich machen. Für die ländlichen Arbeiter ist eine solche Institution weniger nöthig; für diese handelt es sich wesentlich darum, sie als vollberechtigte Glieder in den Verband ihrer Ortsgemeinde aufzunehmen und einzufügen. Dies kann freilich nur dann ohne Nachtheil geschehen, wenn die Arbeiter wesentlich die gleichen Interessen mit den angesessenen Grundbesitzern haben, d. h. wenn sie selbst entweder Grundbesitzer sind oder doch die Aussicht genießen, es später einmal zu werden. In einem großen Theile Deutschlands ist solches der Fall und dort hat die Arbeiterfrage für die Landwirthschaft längst ihren bedrohlichen Charakter verloren.

Möchte es dem deutschen Kaiser beschieden sein, mit demselben Geschick und Erfolg wie seine Vorfahren, durch großartige, dauernde Schöpfungen die heutigen socialen Wirren zu einer glücklichen, die Wohlfahrt des ganzen Volkes verbürgenden Lösung zu führen.*)

---

*) Als ich diesen Vortrag bereits niedergeschrieben, kam die Entgegnung Schmoller's auf die Treitschke'schen Abhandlungen zu meiner Kenntniß. Dieselbe ist in den Hildebrand'schen Jahrbüchern (Bd. XXIII und XXIV) und außerdem separat erschienen unter dem Titel „Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft. Ein offenes Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. H. von Treitschke. Von Gust. Schmoller. Jena bei Mauke 1875. Erst diese Schrift ermöglicht eine eingehende Vergleichung der Ansichten beider Männer über die sociale Frage. Obwohl Schmoller sehr viel milder und günstiger über die Socialdemokratie urtheilt, als ich es in dem obigen Vortrag gethan, so hat er doch Nichts beigebracht, was mich in meiner Ansicht erschüttern könnte. Schmoller hat in seinem Sendschreiben zwar in manchen Punkten Treitschke siegreich widerlegt, aber auf die Hauptvorwürfe Treitschke's gegen die Socialdemokratie (nicht gegen den Socialismus im Allgemeinen) ist er nicht näher eingegangen.

Bilder aus dem kirchlichen Leben in Amerika.

Von Moritz Buſch.

II.

Idyll in Dayton. Der Farmer wieder oben auf. — Von Neuem ins Weltgetümmel. — Ich predige. — Polypenarme. — Sonderbare Candidaten. — Methodiſtenbetſtunde. — Vielbegehrte Waare. — Wieder in Cincinnati. — Noch mehr ſonderbare Candidaten. — Stegreiffermon. — Ich vollziehe eine Trauung. — Zum dritten Mal die ſonderbaren Candidaten. — Vorwahl mit Prügelei. — Das Ende vom Liede.

Den nächſten Tag reiſte ich nach Dayton ab, nachdem mir vorher von einem in einem Gaſthofe wohnenden Kaufmann eine Empfehlung an den Vorſtand der Methodiſtenconferenz zu Springfield, Prediger Naſt, aufgenöthigt worden war, der mich in ſeinem Weinberg an die Arbeit ſtellen ſollte.

Auch in Dayton war die deutſche lutheriſche Gemeinde auf ihren Paſtor, einen gewiſſen Hardorf, nicht gut zu ſprechen, und ich befand mich noch keine drei Tage dort, als mir ſchon von der ihm feindlich geſinnten Partei, an deren Spitze ein Kaufmann Drehbein und die Doctoren Egry und Langſtedt ſtanden, Anträge gemacht wurden, ſein Nachfolger zu werden. Indeß war ich in Cincinnati noch verpflichtet, auch hatte — wohl in Folge der Erzählung Kröll's von ſeinem glücklichen Squatterleben in Miſſouri — der Farmer in meinem Gemüthe wieder Oberwaſſer bekommen, und ſo ging ich auf dieſe Vorſchläge nicht ein, ſondern fuhr zunächſt mit Vetter Theodor nach Springfield, in deſſen Nähe wir uns nach verkäuflichen Farmen umſahen, aber nichts Paſſendes fanden, da das, was uns gefiel, zu hoch im Preiſe ſtand.

So kehrten wir denn unverrichteter Sache nach Dayton zurück, wo ich in der Vorſtadt Macpherſon Town nicht weit von der Covingtonbrücke bei dem aus Sachſen eingewanderten Schuhmacher Sperling in einem allerliebſten weißen Häuschen, das Pfirſichſpaliere und wilde Roſen umſpannen, Wohnung gefunden hatte.

Und nun ſoll das Tagebuch wieder zu Worte kommen.

27. September. Wir ſaßen eben auf dem Altan vor der Vorderthür beim Morgenkaffee, als Theodor mit einem Telegramm von Rothert kam: „We want you here next Sunday. Answer quick.“ Alſo doch, Micawber! Es war mir nicht lieb. Aber es mußte Wort gehalten werden. Ich ließ antworten: „I am coming“, repetirte den Vormittag meine Predigt und fuhr zwei Uhr Mittags mit der Stage, einem häßlichen unbequemen Rippenbrecher, nach der City ab, wo ich neun Uhr Abends entſetzlich zerſchüttelt und mit dem Kothe von Miamisburg und Hamilton beſpritzt ankam. Der Kirchenrath empfing mich hocherfreut im Barroom des Gaſthofes, wo ich ſo-

fort mit Rothwein „getreatet“ wurde, den man mit der Mittheilung zu würzen glaubte, daß Paſtor Göbel wegen Störung des Gottesdienſtes vom Friedensrichter um zehn Dollars geſtraft und ſeine Appellation vom Court zurückgewieſen worden iſt.

28. September. Früh halb zehn Uhr wurde ich von Präſident Riemeyer zur Kirche abgeholt, um dießmal in ruhiger Luft zu predigen. Die Verſammlung war trotz des Regens, der vom Himmel goß, zahlreich, und ich ſcheine gefallen zu haben — wie Rothert behauptet, allgemein, jedenfalls aber der von ihm geführten Partei. Wieder macht man mir den Antrag, von Dayton hierher überzuſiedeln und die Obliegenheiten des Pfarrers — zunächſt ſoll es eine Trauung geben — bis zur Beendigung der Probepredigten zu verſehen, von denen auch ich noch eine und zwar aus dem Stegreife zu halten habe. Der Polyp will mich nicht fahren laſſen, und ich mußte — er ſah mich dazu mit gar ſo wohlmeinenden, vertrauensvollen Augen an, der böſe Polyp — zuletzt einwilligen, ſchon nächſten Donnerstag nach Cincinnati zurückzukehren.

29. September. Heute Morgen bei Freund Kröll, der mich zu der geſtrigen Predigt beglückwünſcht, und von dem ich höre, daß ſich zu der Stelle nicht weniger als dreizehn Bewerber gemeldet haben, darunter ein gewiſſer Gerwig, der im Badenſchen Paſtor und ſpäter Präſident der revolutionären Ständeverſammlung geweſen ſein will, ein Doctor Bleken aus Louisville, der dort als Pfarrer die geiſtlichen und als Arzt zugleich die leiblichen Intereſſen einer Gemeinde wahrnimmt, und der, wenn die Wage Sanct Pauls ihn zu leichtfertig in Betreff des andern Geſchlechts und ſomit zu leicht befinden ſollte, in die andere Schale ſein Gewicht als Plattdeutſcher legen könnte, ferner ein Schulmeiſter Breitfeld, ein beredter Bauer Hermann und ſchließlich — wer hätte an den gedacht? — der lahme Rechtsgelehrte aus Magdeburg, den ich bei meinem erſten Beſuch in der Pfarre der Johanneskirche kennen gelernt hatte. Aerzte, Schulmeiſter, Juriſten, Bauern — was weiß ich noch! Aber warum denn nicht? Petrus war ein Fiſcher, Paulus, der Patron der Gemeinde auf der Walnut Street, ein Teppichweber. Wahr und ſchön, indeß die „europäiſchen Schrullen“ wollen vor dieſer Betrachtung doch nicht weichen, und ich glaube faſt, ich paſſe am Ende doch nicht in dieſe Geſellſchaft, ich paſſe vielleicht überhaupt nicht nach Amerika.

30. September. Geſtern Abend mit der Eiſenbahn nach Dayton und in mein ſtilles behagliches Häuschen am blauen Miami zurückgekehrt, beſuchte ich heute mit Theodor eine Betſtunde der deutſchen Methodiſten. Es war nach Dunkelwerden. Wir traten in den von mehren hübſchen Lampen erleuchteten Saal des Meetinghauſes. Die Kanzel, der Thür gegenüber, war eine einfache Eſtrade, unter welcher auf einer kleinen Erhöhung vor einem

Tiſche ein Mann in gewöhnlicher Kleidung ſtand, der den Verſammelten, etwa vierzig Frauen und ſechs oder ſieben Männern, ein Kapitel aus dem Briefe an die Römer vorlas. Wände und Decke waren einfach weiß getüncht. Auf der einen Seite hing ein Kruzifix, ſonſt war von Bild- und Schmuckwerk nichts zu ſehen. Nach der Vorleſung folgte eine kurze Betrachtung im Styl des gemeinen Mannes, deren Gedanken und Redensarten ſich immer und immer wiederholten. Dann gab es einen Vers, der recht munter klang und in deſſen raſchem Tempo ich das alte Studentenlied: „Laſſet die feurigen Bomben erſchallen" — zur Steuer der Wahrheit ſei bemerkt, ohne das „Piff, paff, puff, Viderallerallera" — wiedererkannte. Dann Aufforderung eines der Männer zum Beten, der ohne Verzug, geläufig und reichlich entſprochen wurde. Wie das Waſſer aus einem Röhrbrunnen, ſo floſſen die Worte eintönig und ohne Abſatz, nur zuweilen von Stönen und Wimmern unterbrochen oder von articulirten Ausrufungen einer andächtigen Baßſtimme begleitet, wohl zehn Minuten fort. Als der Brunnen nach einem Amen verſiegte, ſang man wieder eine lebhafte Arie. Darauf Gebet eines andern Bruders, dann nochmals Geſang der Gemeinde, Gebet einer Schweſter, Liedervers und ſo abwechſelnd fort, ſodaß mir, da Alles beim Beten niederzuknien hatte, ſchließlich die Knie ſchmerzten.

Probe eines ſolchen Gebetes:

Mann auf der Erhöhung: „Schweſter L." (scil. beten Sie!) — Schweſter L: „Ach Du lieber, lieber Heiland, der Du Dein theures Blut am Kreuzesſtamme vergoſſen haſt für unſre Sünden, ſegne uns doch in dieſer Abendſtunde!" (Baßſtimme: „Ja, ja, Herr Jeſu!") „Ach Du Erlöſer und Seligmacher, hilf mich doch, daß ich meine Sünden recht einſehe, daß ich mich beſſere, damit ich dermaleinſt zu die Gerechte zu ſtehen komme bei das große Strafgericht." (Baßſtimme: „O Herr, hilf, o Herr Jeſu!") „Und daß ich mir in Acht nehmen thue vor die Stricke des böſen Feindes und ein zerknirſchtes Herz habe, und daß ich die Lüſte des Fleiſches fliehe." (Wimmernde Mädchenſtimme: „Ach Herr und Heiland!") „Und daß ich immer nach dem Himmelreich ſtrebe. Amen." (Baßſtimme dröhnend: „Amen!") U. ſ. w. u. ſ. w.

Bei den Liebesfeſten, wo die beſonders Heiligen ihre Bekehrung (Paulus und Saulus ſind Lieblingsworte dabei) zu erzählen pflegen, ſoll es noch viel wunderlicher hergehen. Theodor hat z. B. Weiber in ihrer Verzücktheit über Tiſche und Bänke ſpringen und an den Wänden emporſtreben ſehen, um eine ihnen dort leuchtende Chriſtusgeſtalt zu umarmen.

Abends ſpät noch Beſuch bei dem Methodiſten Weckel, wo zwei Prediger der Secte ſich einfinden, von denen der eine erſt Küfer, der andere Kanalarbeiter geweſen iſt, was nicht hindert, daß ſie jetzt recht ſelbſtbewußt auftreten. Nach ihnen kam ein dritter, der Schwiegerſohn W.'s, der, weil ſeine Frau

drei Monate zu früh in die Wochen gekommen, von der Conferenz des Predigtamtes entsetzt, jetzt aber wieder zu Gnaden angenommen worden ist.

1. October. Heute in Kröll's „Protestantischen Zeitblättern" Folgendes gelesen: „Aus Baltimore wird gemeldet, daß unter den Mitgliedern der deutschen Lutheranerkirche eine offne Rebellion ausgebrochen ist. Es haben sich zwei Parteien gebildet, und beide sprechen den Besitz der Kirche an. Eine Partei hat von der Kirche Besitz genommen, und da die andere Miene macht, ihre Feinde mit Gewalt aus dem Heiligthum zu treiben, so hat die erstere den Stadtmayor um Hülfe angerufen, nämlich um eine Anzahl Polizeidiener, welche sie im Besitz ihrer Kirche schützen soll." Also allenthalben Parteiung, Streit und Gewaltthätigkeit! Werde ohne Verzug an Rothert schreiben, daß — nun meinetwegen, daß ich krank geworden bin und fürchte, — was fürchte? — schreiben wir, erst in einigen Wochen nach der City zurückkehren zu können. Nothlüge erlaubt — vergleiche Schleiermacher.

2. October. Die Gegner des Pastors Hardorf lassen nicht nach. Ich werde bewogen, Dr. Langstedt einen Besuch zu machen, und hier wurde nach einigen Umschweifen rundheraus das Verlangen an mich gestellt, als Hebel bei der Beseitigung des Verhaßten zu dienen. Ich solle, so schlug man vor, in diesen Tagen bei dem Pfarrer vorsprechen, mich ihm als Theologen vorstellen und um die Erlaubniß bitten, am nächsten Sonntag des Nachmittags auf seiner Kanzel zu predigen. Gestatte er's, so werde man durch die Zeitung zum Besuch meiner Predigt einladen und diese ihn ohne Zweifel zu Falle bringen; lehne er's ab, so gäbe das einen Grund mehr zur Klage über ihn, und ich solle dann meinen Vortrag in der reformirten oder der Rosenmüllerschen Kirche halten. Selbstverständlich hatte ich Mühe, auf die Zumuthung nicht mit einer unhöflichen Weigerung zu antworten. Ich überwand indeß meine Entrüstung, zwang mich, die Sache lediglich als weiteres Symptom dessen anzusehen, woran die kirchlichen Verhältnisse im Westen kranken, und erwiderte dem Herrn Doctor nur, ich werde mir seinen Vorschlag überlegen — was ich denn auch that und noch ein paar Dutzend Jahre thun zu können hoffe.

Vielleicht fände sich inzwischen zur Ausführung des Planes der junge Prediger bereit, dessen Bekanntschaft ich auf der Fahrt von Cincinnati hierher machte, und der mir mit größter Unbefangenheit gestand, daß er, wenn es ihm an Zeit zur Vorbereitung auf den Sonntag fehle, am Sonnabend eine Predigt von Röhr oder Bretschneider hernehme und als seine Arbeit vortrage. „Was wissen diese Leute davon", sagte er. „Indeß benutze ich für gewöhnlich nur Predigtentwürfe, von denen ich mir ein paar Sammlungen aus Deutschland habe besorgen lassen."

3. October. Wenn ich nicht so voll von Zweifel und Verdruß wäre,

würde ich Raum und Zeit haben, ſtolz zu ſein. Ich bin offenbar eine recht begehrte Waare. Heute bei Tiſche erfahre ich, daß geſtern zwei Leute im Auftrage des hieſigen reformirten Pfarrers Frieß nach mir geſragt haben, und daß letzterer mich zu ſprechen wünſcht. Ein Nachbar Sperlings, ebenfalls Schuhmacher und zugleich Küſter an der reformirten Kirche, bringt mich zu dem Framehauſe, in dem der Paſtor wohnt. Ich treffe einen ältlichen Mann mit wohlwollenden Geſichtszügen, der mit untergeſchlagnen Beinen ſchneidernd auf einem Tiſche ſitzt und ſich eine Weſte baut. Er kaute Tabak dazu und ſpuckte in regelmäßigen kurzen Pauſen als guter Schütze durch ein Loch in der Fenſterſcheibe der ärmlich eingerichteten Stube. In zweifelhaftem Deutſch (er iſt zwar in Neuyork von deutſchen Eltern geboren, hat aber erſt vor acht Jahren die Sprache ſeiner Mutter ſich anzueignen begonnen) eröffnete er mir, daß er zu viel zu thun habe, indem er jeden Sonntag zweimal engliſch und einmal deutſch predigen müſſe. Seine Gemeinde ſei geneigt, einen deutſchen Pfarrer neben ihm anzuſtellen. Ob ich wohl Luſt habe, darauf einzugehen und das nächſte Mal für ihn zu predigen? Ich verneinte den erſten Theil der Frage und verſprach in Betreff des zweiten, den übernächſten Sonntag die deutſche Predigt für ihn zu übernehmen. Es war das reine Mitleid, das mich dazu bewog; denn ich fühle mich ſeit dem Briefe an Freund Rothert recht herzinniglich wieder als freies Weltkind. Das Verhältniß zu Sanct Paul iſt, wo nicht gelöſt, doch erheblich gelockert.

Ich verfolgte jetzt einen neuen Plan. Die amerikaniſchen Secten ſollten ſtudirt, es ſollte Material zu einer Geſchichte und zu einem Abriß der Glaubensbekenntniſſe wenigſtens der intereſſanteſten unter ihnen geſammelt werden, und dazu bot Dayton und ſeine unmittelbare Umgebung mit etwa fünfzehn verſchiedenen „Denominations“ allein ſchon faſt hinreichende Gelegenheit. Ich ſtattete den Shakern im nahen Watervliet wiederholt Beſuche ab, lernte durch Augenſchein ihre communiſtiſchen Einrichtungen kennen, hörte ihre Lehre von der Wiederkunft Chriſti in Geſtalt eines Weibes aus dem Munde ihrer Elders, wohnte ihren gottesdienſtlichen Tänzen bei und erwarb ihre ſämmtlichen bedeutenderen Religionsſchriften. Ich feierte mit den wiedertäuferiſchen Tunkern in einem Meetinghauſe der Secte, das im Walde an der Salem Road lag, bei Nacht das heilige Abendmahl, das beiläufig ein wirkliches Eſſen mit Meſſer, Gabel und Löffel, Suppe und Braten iſt, und ließ mich von Farmer Read, einem ihrer Biſchöfe, mit ihrem Glauben und ihrer, leider dürftigen Geſchichte bekannt machen, wobei ſich ergab, daß der gute Biſchof nicht einmal eine Vorſtellung von der Bedeutung des Ausdrucks „Geſchichte“ hatte und erſt zum Begreifen gelangte, als ich ihm durch Zerlegung deſſelben

in rise and progress auf die Sprünge half. Ich disputirte mit Methodisten und Baptisten der verschiedenen Schattirungen, besuchte eine kleine Gemeinde von Swedenborgianern, nahm an einem Meeting der Albrechtsleute Theil und wurde in Schuhmacher Winthrop Graves' und Farmer Faraways Hause mit den ersten Mormonen bekannt.

Später, nachdem ich dem armen Pastor Frieß die versprochene Predigt geleistet, wurde noch einmal der Versuch unternommen, als Bauer im Hinterwalde Nordwestohios Wurzel zu fassen. Mein Vetter und ich durchzogen den „Black Swamp" am Maumee die Kreuz und die Quer, trafen aber nicht, was wir suchten, dagegen alles Mögliche, was von der Ansiedelung in der Wildniß zurückzuschrecken geeignet war. Ich hatte keine Neigung mehr zum Pfarrer — ich hatte nicht die mindeste Lust mehr zum Farmer — ich hatte Heimweh!

Von diesem begleitet kam ich nach Dayton zurück, um auf der Post — einen Brief von Rothert in Empfang zu nehmen, der mich einlud, sobald als irgend thunlich nach Cincinnati zurückzukehren und meine zweite Probepredigt zu halten. Himmel, wie zäh! sagte ich damals — zäh wie ein Schleswig-Holsteiner! würde ich jetzt sagen.

Und nun blättern wir wieder im Tagebuche.

---

29. October. Heute Morgen acht Uhr von Dayton abgereist, um nicht wiederzukehren. Nachmittags bei Kröll und Rothert Besuch gemacht. Ich erfahre da zu meiner Ueberraschung, daß ich eigentlich Advocat und schon drei Jahre in Amerika bin, aber merkwürdigerweise nicht, daß ich die Angewohnheit habe, silberne Löffel zu stehlen und gelegentlich kleine Kinder zu frühstücken. Ich höre ferner, daß sich noch einige seltsame Käuze als Candidaten gemeldet, daß die ganze Bewerberschaft eifrig bemüht ist, sich durch allerlei Manöver eine Partei für die Wahl zu machen und den Nebenbuhlern die Ehre abzuschneiden, und daß mein Fernbleiben leider nicht die Wirkung gehabt hat, die ich hoffte, ich vielmehr alle Aussicht habe, gewählt zu werden, falls die Stegreifpredigt, die ich nun noch zu halten habe, nicht mißglückt.

1. November. Ich bekomme in Redacteur Schlüter aus Neuyork, der im Interesse seines Blattes den Westen bereist, einen neuen Stubengenossen, der eine ungemein ausgebreitete Kenntniß wie der bürgerlichen, so auch der kirchlichen Verhältnisse der amerikanischen Deutschen zu besitzen scheint und namentlich fast über alle hier in Betracht kommenden Persönlichkeiten Auskunft zu geben weiß. Er erzählt allerlei Anekdoten von fahrenden Pastoren, unter andern, wie auf seinem Comptoir ein Schauspieler einem gewissen Klingsöhr

ein Zeugniß ausgestellt, daß er das theologische Examen rühmlich bestanden habe. Der Mensch hat nie eine Universität, geschweige denn ein Auditorium der Gottesgelahrtheit gesehen. Aber das Zeugniß hat ihm eine recht gute Stelle verschafft. Auch von Hertsch, der inzwischen gepredigt hat, aber nicht auf die engere Wahl gestellt werden soll, weiß Schlüter unerfreuliche Dinge zu berichten. Nach ihm hätte der würdige Herr Jura studirt, wäre dann Auscultator bei Magdeburg gewesen und hätte darauf, nachdem er an den Klippen des zweiten Examens Schiffbruch gelitten, eine Stelle — der Erzähler sagte als Actuar — in Calbe bekleidet, die er einige Jahre nachher — Schlüters boshafter Witz bezeichnete die Ursache als „Kassenconfecte" — mit einer weniger angenehmen im Zuchthause der Provinz Sachsen vertauscht hätte. Zuletzt wäre er Lederhändler gewesen, was ich nach dem Urtheile Rotherts und Kröls über seine Probepredigt für nicht unglaubwürdig halte, während wir uns die übrigen biographischen Notizen nur als ein Beispiel der üblen Nachrede merken wollen, die hier hinter jedem Bewerber um eine kirchliche Stelle im Sattel sitzt.

2. November. Früh in der Kirche, um der Probepredigt des Candidaten Kuch (eines würtembergischen Flüchtlings) beizuwohnen, die eine Art leipziger Allerlei aus Hegel'schen Phrasen, Schleiermacher'schen Definitionen, rationalistischen und orthodoxen Redensarten war und durch den Dialekt des Redners, in dem der Infinitiv kein N hatte, der Geist sich Gaischt, die Finsterniß sich Finschterniß nannte und die Rs wie Spinnräder schnurrten, nicht genießbarer wurde.

Nach Tische halte ich für Kröll, der diesen Nachmittag eine Trauung und vier Taufen zu besorgen hat, in der Johanniskirche die Kinderlehre ab, wobei ein Lied gesungen und eine Stelle aus der Bergpredigt erklärt wird.

Abends muß ich an die Stegreifpredigt, die Sanct Paulus seinen Pastoren zumuthet. Mir graute ein wenig vor diesem Kelch, aber ich weiß nicht, wie es kam, es ging viel besser, als ich erwartet. Mit Bibel und Gesangbuch bestieg ich die Kanzel und ließ ein Lied von drei Versen singen. Beim zweiten kam einer vom Kirchenrath zu mir herauf und hielt mir — so will es der Brauch hier — ein Körbchen mit Zetteln hin, die auf kleine Holzstäbe gewickelt waren, und von denen jeder einen Text enthielt. Ich hatte mir einen davon auf Gerathewohl zu nehmen, mir den Inhalt, bis der letzte Vers ausgesungen war, zu überlegen und dann zu sagen, was ich darüber zu sagen wußte. Ich hatte aus der Lotterie ein Loos gezogen, das eine Stelle aus dem Timotheusbriefe enthielt, der zweite Vers verklang und bald auch der dritte. Was ich dann, erst stockend, dann geläufiger, zuletzt fließend, geredet habe, weiß ich nicht. Ich war nie Improvisator, brachte kaum je auch nur einen leidlichen Toast, wie so Manche ihn aus der Westentasche greifen, zu

Stande, und glaube nicht, daß es diesmal viel Gutes gegeben haben wird. Aber, wie gesagt, geläufig war die Rede, und Freund Kröll, der zugehört hatte, wollte sie sogar schön und inhaltreich finden. Doch möchte ich diesmal seinem Urtheil nicht trauen; denn was findet ein guter Mensch, der von der vierten Taufe kommt und bei keiner von allen vieren umhin gekonnt hat, mit den Eltern und Pathen ein Glas, bei braven Leuten mehrere, auf das Gedeihen des Täuflings zu leeren, nicht alles schön und inhaltsreich! Rothert lobte auch, aber ich mußte ja durchaus sein Pastor werden. Andern soll die Predigt nicht rührend genug erschienen sein, und das wollen wir eher für richtig halten.

4. November. Heute Nachmittag wurden Henry Hansemann und Sophie Schwartz, nachdem sie mir durch Vorzeigung der „Licence" dargethan, daß sie vor dem Friedensrichter Mann und Frau geworden, vor dem Altar des heiligen Paulus von mir durch eine stattliche Rede — ich weiß nicht, ob ich sagen soll, getraut oder eingesegnet. Hoffe, daß es ihnen nicht schaden und mir an jenem Tage nicht zu hoch angerechnet werden wird, wenn ich das besorgte, ohne ordinirt zu sein.

Abends mit Kröll in die Kirche, um Kuchs Stegreifsermon zu hören. Kröll's Urtheil lautet: „Ein guter lieber Mensch, aber ein schlechter Fechtmeister," was ich nicht in Abrede nehmen möchte. Indeß könnte Kuch doch gewählt werden, da die Partei des abgesetzten Pfarrers entschlossen sein soll, dem Schlechtesten ihre Stimme zu geben, um sagen zu können: „Seht Ihr's, aus dreizehn Bewerbern haben wir den vorzüglichsten ausgesucht, und der reicht dem schnöde vertriebnen Göbel das Wasser nicht." Heißt es doch, selbst der Schulmeister Breitfeld, ein Orthodoxer, der bei seiner einen Probepredigt den Kampf Michaels mit dem Drachen so drastisch gemalt hat, daß selbst den Trockensten das Wasser verhaltnen Lachens in die Augen getreten ist, habe einige Aussichten. Nur über einen der Candidaten scheint man von vornherein sich klar gewesen zu sein, daß er nicht zu brauchen sei. Sein Ruf war aber freilich nicht eben hochfein. Herr Le Marle, in den ersten vierziger Jahren Buchhändler in Leipzig und, wenn ich nicht irre, Mitglied der dortigen deutschkatholischen Gemeinde, war nach Amerika ausgewandert und dort nach verschiedenen meist widrigen Schicksalen Prediger einer rationalistischen Gemeinde zu Buffalo und Redacteur des „Lügenfeindes" geworden. Von da nach Verübung verschiedner Dinge, die wir mild als Symptome eines schwachen Gedächtnisses für eingegangne Verbindlichkeiten bezeichnen wollen, bei Nacht und Nebel verschwunden, war er von seinem Stern oder Unstern nach Chicago geführt worden.

Hier hatten sich jene Symptome noch stärker gezeigt, und die Folge war gewesen, daß er abermals unsichtbar hatte werden müssen. Zu Fuß — so

hatte er selbst erzählt — war er darauf die vierhundert englische Meilen weite Strecke von Chicago bis Louisville herabgepilgert, indem er sich seine Nahrung durch Betteln erworben und die Nächte in Scheunen und Tabaksschuppen zugebracht hatte. Daß davon sein Anzug gelitten und sein Schuhwerk nicht besser geworden, glaubte ich ohne ausdrückliche Versicherung derer, die ihn gesehen hatten. Zerrissnen Rockes, zerdrückten Hutes, mit Stiefeln, aus denen die nackten Zehen herausſahen, war er zuletzt in Cincinnati eingetroffen, um sich als Candidat für die Pfarre von Sanct Paul zu melden. Hunger macht Muth, und wer wagt, hat halb gewonnen, hier aber hatte es der armen Vogelscheuche nur ein Almosen eingebracht.

11. November. Abends erfahren, daß gestern bei der Vorwahl — bei welcher es sich um Gerwig, Bleken und mich gehandelt, die übrigen Candidaten sind als beseitigt zu betrachten — die erhitzten Gemüther so an ein ander gerathen sind, daß man schließlich sich beim Halse genommen und Faustschläge ausgetheilt hat. Zerrissne Hemden, geschwollne Backen, zerbrochene Bänke — die Prügelei hat in der Kirche stattgefunden — sollen die Stärke der Ueberzeugungen, die dort mit einander gerungen haben, bezeugen. Das schlägt dem lange schon lecken Fasse den Boden aus. Ich lasse Rothert wissen, daß ich, nach dem, was vorgefallen, auf die Stelle verzichte.

12. November. Auch Pastor Kröll meinen Entschluß, von der Wahl zurückzutreten, mitgetheilt. Er mißbilligt ihn, aber „wir bleiben Freunde". Höre jetzt von ihm, daß gewisse Herren, die ich andernfalls in einigen Tagen als Amtsbrüder zu begrüßen hätte, doch einige Flecken mehr auf dem Rocke haben, als es anfangs schien. Pastor Suhr ist nicht nur ein arger Trunkenbold, sondern prügelt auch die Frau Pastorin gelegentlich. Pastor Grassow, der ursprünglich (nicht Schneider, sondern) Schuster, dann Schlächter gewesen ist und jetzt in seinen Mußestunden mit Farmen und städtischen Häusern handelt, hat beim General Mohr zum Barkeeper sich geäußert: „Glauben Sie denn, daß ich all meine Lebtage pfarrern will. Behüte Gott, Sir, wenn ich eine hübsche Summe beisammen habe, lege ich einen Viehhandel an."

Daran knüpften sich andere erbauliche Historien. Da haben wir z. B. einen Pfarrer Memminger, der bei drei oder vier Gemeinden sich durch stetes Betrunkensein unmöglich macht und der sich zuletzt in einem Anfall des Delirium tremens im Walde alle Kleider vom Leibe reißt und nackt umherstreift, bis mitleidige Farmer ihm mit einem alten blauen Flaus und Hosen ohne Boden die Blöße bedecken, in welchem Aufzuge er zu Kröll durch die Hinterthür kommt. Da haben wir ferner einen Herrn Kabienzl, der, nachdem er alle Welt mit rührenden Lügen bethört, überall Unterstützungen eincassirt und sich schließlich in oder bei St. Louis ein Pfarrämtchen erschlichen, eines schönen Tages als Dieb einer goldnen Uhr entlarvt wird. Die Gemeinde deckt, um

Skandal zu vermeiden, den Schaden des Bestohlnen und jagt den Missethäter mit einer Tracht Schläge von dannen, worauf er sich in den Schooß der katholischen Kirche flüchtet und sich die Weihen ertheilen läßt, mit denen der geriebne Schlingel seit einigen Monaten in einer Vorstadt Cincinnatis die Messe liest. Da haben wir noch ein anmuthiges Exemplar dieser fahrenden Prediger, mit dem es genug sein mag.

Die Geschichte spielte bei Besetzung der Pfarrerstelle an der hiesigen Walnutstreet-Kirche. Einer der Bewerber um dieselbe, Namens Böttcher, war inne geworden, daß seine Anstrengungen hier — „wegen praktischer Ketzerei im Punkte des sechsten Gebotes" sagte Kröll — verlorene Mühe waren. Er beschloß deshalb bei der Stegreif-Probepredigt löblichem Kirchenrath einen Schabernack zu spielen. Auf der Kanzel angelangt, verkündete er der andächtigen Versammlung, der von ihm gezogne Zettel weise ihm das Thema: „Fürchte Gott und halte seine Gebote" zu, und darüber sollten sie jetzt eine Predigt hören, wie sie hier noch nicht gehört worden sei. Er redete darauf eine Weile von der Furcht, dann ein wenig von Gott und kam zuletzt auf die Gebote zu sprechen, die er einzeln hersagte. Beim sechsten stellte er sich, als müsse er sich besinnen, senkte den Kopf, griff sich mit der Hand an die Stirn und fuhr alsdann heiter fort: „Nun, meine Andächtigen, was soll ich sie alle miteinander herbeten? Ihr wißt sie ja doch wohl auswendig. Aber haltet Ihr sie denn? Nein, gewiß nicht; denn ich thu's ja selber nicht. Amen!"

Sprach's und entschwand mit flüchtigem Fuß der verblüfften Gemeinde.

Die Moral hieraus zu destilliren, überlasse ich den Lesern. Es wird nicht viel Mühe machen.

Ich füge nur hinzu, daß Freitag, den 14. November Gerwig von Philadelphia zum Pastor der Paulusgemeinde gewählt wurde, mit dem hoffentlich nach dem Sturm Friede und Sonnenschein in die Gemüther eingezogen sind.

Einige Tage später reiste ich ab, nicht ohne herzlichen Abschied von meinem guten Pastor Kröll genommen zu haben. Lebt er noch und liest er diese Blätter, so sei ihm über das Meer und die vierundzwanzig Jahre, die, uns seitdem getrennt haben, die Hand freundschaftlicher Erinnerung geboten und ich denke, er wird einschlagen.

Betrachtungen über die Bankfrage.

Von Max Wirth.

Das Reichsbankgeſetz iſt zwar ſoeben promulgirt worden und damit die Bankfrage im deutſchen Reiche für eine geraume Zeit von der Tagesordnung abgeſtellt. Allein da bereits Stimmen laut werden, welche die Möglichkeit der freiwilligen Verzichtleiſtung eines Theils der deutſchen Privatbanken auf ihr Emiſſionsrecht in Ausſicht ſtellen und da während der Discuſſion über das Bankgeſetz die Vorzüge der Centraliſation und Decentraliſation der Notenausgabe nicht eingehend gegen einander abgewogen wurden, ſo mag es im Hinblick auf die künftige Entwicklung der deutſchen Privatzettelbanken immer noch von Intereſſe ſein in kurzen Zügen die Haupterfahrungen des Zettelbankweſens in verſchiedenen Ländern zu muſtern. Wir werden dazu noch durch eine beſondere Veranlaſſung bewogen. Am 5. April iſt der erſte Congreß öſterreichiſcher Volkswirthe in Wien zuſammengetreten. Auf demſelben wird auch die Bankfrage erörtert werden. Es handelt ſich dort nämlich darum, ob bei dem in zwei Jahren erfolgenden Erlöſchen des Privilegiums der öſterreichiſchen Nationalbank 1. die bisherige Organiſation erneuert oder 2. neben der Oeſterreichiſchen Nationalbank noch eine ſelbſtändige ungariſche Notenbank errichtet, oder ob 3. überhaupt die Zettelbankfreiheit proklamirt werden ſoll. Für den letzteren Vorſchlag tritt Dorn aus Trieſt ein, der zweite iſt das Steckenpferd der Ungarn; zu Gunſten des erſteren wird Max Wirth das Referat übernehmen. Wir ſind durch die Gefälligkeit des Verfaſſers in Stand geſetzt, aus dem letzteren jetzt ſchon denjenigen Theil mitzutheilen, welcher die allgemeinen Erfahrungen des Notenbankweſens behandelt und auf welche der Referent ſeine ſpeciellen Reformanträge baſirt.

I.

Einheit oder Vielheit der Zettelbanken.

In Beziehung auf die Zweckmäßigkeit der Einheit oder der Vielheit der Notenbanken ſind in der neueren Zeit ſo vielfache Erfahrungen gemacht worden, daß die Frage gegenwärtig wiſſenſchaftlich zu Gunſten der erſteren entſchieden betrachtet werden kann, wie ſtark auch noch bis vor 10 Jahren die Anhänger der Zettelbank-Freiheit in den Fachkreiſen geweſen ſein mögen. Als die zweckmäßigſte Organiſation des Bankweſens hat ſich diejenige Einrichtung herausgeſtellt, welche Roſſi ſchon vor Jahrzehnten in dem Satze verkündigt hat: Freiheit der Nicht-Zettelbanken und Einheit der Noten-Emiſſion.

Die erſtere iſt durch die Reform der Geſetzgebung über die Aktiengeſell-

ſchaften im verfloſſenen Jahrzehnt in Großbritanien, Belgien, Frankreich und Deutſchland bereits eingeführt worden.

Die letztere beſteht in Frankreich und Belgien, während in England und Deutſchland eine gemiſchte Einrichtung exiſtirt, welche aber vorausſichtlich früher oder ſpäter ebenfalls zur völligen Centraliſation der Notenausgabe führen wird. Eine lehrreiche Analogie für dieſe Annahme gewährt die Bankgeſchichte Frankreichs. Da beſtanden bis zum Jahre 1848 neben der Bank von Frankreich noch neun ſelbſtändige Provinzial-Zettelbanken in den Städten, Rouen, Lyon, Havres, Lille, Toulouſe, Orleans, Marſeille, Nantes, Bordeaux. Im Jahre 1848 wurden dieſe Provinzial-Zettelbanken aufgehoben und mit der Bank von Frankreich vereinigt und das Capital der letzteren entſprechend vermehrt. Die Gründe, welche zu dieſem Schritt geführt hatten, lagen theils in der Gebahrung dieſer Banken ſelbſt, theils in allgemeinen Intereſſen. Die Geſchäftsführung dieſer neun Banken hatte ſich nämlich nicht durchweg als vortheilhaft erwieſen.

Man klagte darüber — und dieſe Klage fand auch in der Bank-Enquete von 1865 noch ihren Wiederhall — daß die Noten dieſer Banken nicht leicht außerhalb ihres Umkreiſes circulirten; daß die letzteren ſelbſt nicht alle wünſchbare Solidität darboten; daß ihre Hülfsquellen nicht immer genügend waren; und daß mehrere unter ihnen ihren gewöhnlichen Discontoſatz nur dadurch aufrecht erhalten konnten, daß ſie Discontirungen verweigerten. Der allgemeine Grund zur Fuſion dieſer Banken mit der Bank von Frankreich beſtand hauptſächlich darin, daß man die Notencirculation intenſiv und extenſiv zu ſtärken hoffte. Derſelbe fand in der nachfolgenden Erfahrung ſeine vollkommene Rechtfertigung. Die Noten der Bank von Frankreich gewannen in der Folge mehr Credit und eine größere Umlaufsfähigkeit. Im erſten Jahre zeigte der Geſammtnotenumlauf zwar keine weſentliche Veränderung, denn die Bank von Frankreich gab 1848 126 Millionen Franken mehr Noten aus als 1847, wovon 80 Millionen um die hingezogenen Noten der Provinzial-Zettelbanken zu erſetzen. Schon vom Jahre 1849 an fing der Notenumlauf aber an beträchtlicher zu ſteigen, ſo daß es der Mühe lohnt, einen Blick auf die nachfolgenden Zahlen zu werfen.

Im Jahre	Notenumlauf der Bank von Frankreich	Im Jahre	Notenumlauf der Bank von Frankreich
1847	Fr. 247,166,200	1854	Fr. 614,540,200
1848	„ 373,510,400	1855	„ 640,193,000
1849	„ 434,989,000	1856	„ 623,261,300
1850	„ 491,827,900	1857	„ 605,350,200
1851	„ 529,546,800	1858	„ 624,907,000
1852	„ 620,881,400	1859	„ 719,787,000
1853	„ 660,108,300	1860	„ 749,715,300

Im Jahre	Notenumlauf der Bank von Frankreich	Im Jahre	Notenumlauf der Bank von Frankreich
1861	Fr. 745,338,500	1871	Fr. 2325,000,000
1862	„ 804,031,200	1872	„ 2364,000,000
1863	„ 796,307,000	1873	„ 2800,000,000
1865	„ 833,300,000	1874	„ 2600,000,000
1868	„ 1221,230,800		

Die enorme Vermehrung des Notenumlaufes vom Jahre 1870 an rührt von einem Darlehen an den Staat her, in Folge deſſen der Zwangskurs eingeführt werden mußte. Dieſes Darlehen beträgt gegenwärtig 827 Millionen Franken, nachdem ſeit einem Jahre mehr als 200 Millionen zurückgezahlt worden ſind. Es ergiebt ſich daraus, daß der Notenumlauf der Bank ſich ganz abgeſehen von der durch das Darlehen an den Staat verurſachten Vermehrung doch auch an und für ſich fortwährend gehoben hat. Die Bank von Frankreich hat geſetzlich den freieſten Spielraum, welchen irgend eine Notenbank der Welt genießt. Sie hat das Recht der unbeſchränkten Notenausgabe und ſie iſt bezüglich ihres Baarſchatzes an keine Grenze gebunden. Nicht einmal der ſogenannten Drittels-Deckung, welcher in Deutſchland und den meiſten andern Ländern beſteht, iſt ſie unterworfen. Die Bank iſt trotzdem nicht bloß ſtets in der Lage geweſen, an und für ſich ihre Baarzahlungen aufrecht zu erhalten, in den ſchwierigſten commerciellen Lagen ohne Wanken dazuſtehen und die ſicherſte Stütze der franzöſiſchen Geſchäftswelt zu bilden, ſondern auch der Regierung ſelbſt ſo außerordentliche Dienſte zu gewähren, wie ſie in ſolchem Maße noch von keiner Bank geleiſtet worden ſind.

Die Bank hat dieſe kräftige Haltung einestheils der Geſchicklichkeit zu verdanken, mit welcher ſie geleitet wird und wobei die Direktion gerade durch die größere Freiheit unterſtützt wird, welche ihrem discretionären Urtheil überlaſſen iſt, anderntheils aber auch der klaren Abgrenzung ihrer Geſchäfte. Sie zieht in ihren Wirkungskreis weder Speculations- noch Hypotheken-Geſchäfte, ſie iſt mit der Annahme verzinslicher Depoſiten außerordentlich vorſichtig und hält als Deckung für ihren Notenumlauf abgeſehen von der Schuld des Staates nur Baarſchaft, einſchließlich Baar- und Dreimonats-Wechſel mit 3 Unterſchriften notoriſch zahlungsfähiger Kaufleute.

Zieht man die gegenwärtige Schuld des Staates vom Notenumlauf ab, ſo ſtanden am 4. März 1875 die Baarſchaft und das Wechſelportefeuille 495 Millionen Franken höher als der Notenumlauf. Im September 1868 war aber ſogar einmal der Fall eingetreten, daß der Baarſchatz allein um 70 Millionen größer als der Notenumlauf war. Die Bank von Frankreich hat allerdings in zwei Perioden ihre Baarzahlungen ſuspendiren müſſen; einmal im Jahre 1848 und das anderemal im Jahre 1870. Bei beiden Gelegenheiten aber war ſie nicht durch wirthſchaftliche Ereigniſſe, am wenigſten durch in

ihr ſelbſt liegenden Gründe dazu genöthigt worden, ſondern durch Darlehen von außerordentlichem Umfang an den Staat, welcher in Folge deſſen den Zwangskurs dekretirte. In beiden Fällen waren es politiſche Ereigniſſe von ſeltener Furchtbarkeit wie ſie im Laufe eines Jahrhunderts oft nur einmal vorkommen, welche die außerordentliche Inanſpruchnahme der Bank herbeigeführt hatten — im Jahre 1848 die Februarrevolution und die Juliſchlacht, im Jahre 1870 der deutſch-franzöſiſche Krieg mit ſeinen unerhörten Kataſtrophen. Das erſte Mal ſtellte ſich das Vertrauen ſo raſch wieder her, daß die Bank von der ihr ertheilten Erlaubniß Fünfzigfranken-Noten auszugeben, gar keinen Gebrauch machte und daß ſie ſchon nach kurzer Zeit die Baareinlöſung ihrer Noten wieder aufnahm.

In der gegenwärtigen Periode dauert der Zwangskurs zwar länger an und iſt auch gegenwärtig im fünften Jahre noch nicht wieder aufgehoben, allein daran iſt nur der erwähnte Umſtand Schuld, daß der Staat den Reſt des Dahrlehns der Bank von 827 Millionen noch nicht abgetragen hat. Vielleicht würde ſie aber trotzdem bereits die Zahlungen wieder aufgenommen haben, weil ihre Noten nie mehr als um 2 per Mille entwerthet waren und längſt wieder auf pari ſtehen, weil ihr Baarſchatz bereits weit mehr als die Hälfte des Notenumlaufes erreicht hat und der Baarſchatz, das Portefeuille und die Darlehen nur noch um 263 Millionen hinter dem Notenumlauf zurückſtehen, wenn ſie nicht durch die Rückſicht auf die Operation der deutſchen Münzreform genöthigt wäre, noch Vorſicht zu üben. Die außerordentliche Geſchicklichkeit aber, mit welcher die Direktion der Bank von Frankreich ſeit einem Jahre ihren Baarſchatz von mehr als 600 Millionen Franken aus den engliſchen und deutſchen Goldvorräthen ſtärkte, hat dieſer Anſtalt in den Augen der Fachmänner den internationalen Ehrenplatz einer Muſteranſtalt eingetragen, welche von einem der bewährteſten Kenner des Bankweſens Herrn Walter Bagehot ſogar für die Organiſation der deutſchen Reichsbank zum Vorbilde empfohlen wurde. Epochemachend in der Bankgeſchichte war die im Jahre 1865 angeſtellte große Enquete, in welcher nach dem Vorbilde der in den erſten Dezennien dieſes Jahrhunderts vorgenommenen Unterſuchungen von Parlaments-Commiſſionen über die Bank von England die hervorragendſten Banquiers, Oeconomiſten, Kaufleute und Fabrikanten Frankreichs und ſogar noch eine Anzahl von Gelehrten und Banquiers Englands, Deutſchlands und Oeſterreichs über den theoretiſchen und praktiſchen Werth der Organiſation der Bank von Frankreich in kritiſchen Epochen vernommen wurden; denn dieſe Anſtalt ging aus dieſer Unterſuchung mit geſtärktem Anſehen hervor und es ſind ſeitdem die Haupt-Controverſen des Bankweſens als gelöſt zu betrachten.

Aus dem Elſaß.

Colmar, 3. April.

Endlich hat der echte Frühling ſeinen Einzug in daß Elſaß gehalten und die ſchöne, warme Aprilſonne lockt unwillkürlich ins Freie, in die Berge. Die bis in die Oſtertage hinein andauernde Kälte und unfreundliche Witterung fing allerdings nachgerade an, ungemüthlich zu werden, zumal der elſäſſiſche Winter in dieſem Jahre eine durchaus unmotivirte Ausnahme von ſeinen frühern Gepflogenheiten, nämlich einer möglichſt wohlwollenden Milde und einer möglichſt kurzen Dauer, gemacht hat. Die älteſten Leute hier und in Straßburg wiſſen ſich kaum eines Winters zu erinnern, der volle ſechs Monate lang faſt ſo ununterbrochen kalte und häßliche Tage brachte, wie der heurige; und die Störche, dieſe wackern Frühlingsboten, die uns ſchon Mitte März mit ihrem willkommenen Beſuche erfreut hatten, machten ſchon hier und da Miene, uns mit Sack und Pack wiederum den Rücken zu kehren. Es wäre den armen Langbeinen allerdings kaum zu verdenken geweſen, denn da oben, auf den Firſten der Dächer und Thürme, muß es in den letzten Nächten, die durchſchnittlich noch Reif und Froſt brachten, wirklich recht herzlich kalt und unangenehm geweſen ſein. Die Bauern und Rebmänner ſind aber doch ganz zufrieden mit dieſer Witterung und gründen darauf die leider nur zu oft trügeriſche Hoffnung, daß die Felder und Weinberge nun auch vor den ſchädlichen Weinfröſten verſchont bleiben möchten. —

Mit dem neuen Frühling iſt auch der neue Bezirks-Präſident des Ober-Elſaſſes, Herr von Ernſthauſen, in der oberelſäſſiſchen Metropole eingetroffen. Der in Colmar erſcheinende „Elſäſſiſche Anzeiger" (Affiches Alsaciennes) empfängt denſelben mit folgenden charakteriſtiſchen Zeilen: „Der Ruf der Biederkeit, welcher demſelben vorangeht, und das Bedauern, welches er in dem Unter-Elſaß hinterläßt, ſind ein ſicherer Bürge der ihn hier erwartenden Sympathien!"

Bei den Obergerichten in Colmar ſchwebt augenblicklich ein intereſſanter Monſtre-Prozeß, der durch ſeinen Gegenſtand auch für weitere Kreiſe, namentlich auch jenſeits des Rheines, von einiger Bedeutung werden dürfte. Er dreht ſich nämlich um das in letzter Zeit vornehmlich in der rheiniſchen Preſſe in ſeinem Für und Wider öfter behandelte Kapitel der Weinverfälſchung. Die Hauptfrage iſt die, ob und in wie weit ein Weinfabrikant, der ſeinen Kunden ſtatt echten Naturweins geſchmierte Waare als „Wein" verkauft, als Betrüger verfolgt werden kann, und in welchem Maße er durch die Art jener Fabrikation als ſtrafbar erſcheint. Ich bin in den Stand geſetzt, Ihnen in Kurzem die an und für ſich ſehr lehrreiche Prozeßgeſchichte,

bei welcher ſich die Parteien, wie man ſtudentiſch das ausdrücken würde, „ſelbſt in die Tinte geritten haben“, bis zu ihrem jetzigen Stande mitzutheilen.

Ein Wirth und Weinhändler in Schlettſtadt und deſſen Küfer hatten das einträgliche Geſchäft des Weinmachens ſchon ſeit dem Jahre 1872 mit einem bedeutenden Waarenumſchlage „zum Beſten ihrer Mitbürger während der ſchlechten Weinjahre“, wie ſie meinten, als eine Art Compagnie-Geſchäft betrieben. Der Weinhändler gab die Firma und das Renomée dazu her, der Küfer ſpielte den Repräſentanten und Vermittler. Ihre Kunden bezogen die ſamoſen Herren Weinfabrikanten hauptſächlich aus der Klaſſe der kleinen Wirthe und Gewerbetreibenden in der Umgebung von Schlettſtadt und den Nachbar-Cantonen. Das Geſchäft ging namentlich in den beiden letztverfloſſenen Jahren ſo brillant, daß ſie hoffen konnten, es in Bälde in größerm Maßſtabe, vielleicht über das ganze Elſaß und noch weiter ausdehnen zu können. —

Dieſes ſaubere Gebräu, welches man den Kunden als „Wein“ und zwar 1872er oder 73er Gewächs präſentirte, das die Herren aber „entre nous“ und vor Gericht mit dem charakteriſtiſchen Namen „Berliner Wein“ bezeichneten, beſtand weſentlich aus folgenden Ingredienzien. Das Hauptquantum bildete ein meiſt mit Gelatine beſonders präparirtes Brunnenwaſſer mit einem Zuſatz von Sprit (Alkohol) und Glycoſe (Traubenzucker) nebſt einer geringen Quantität von Naturwein (vin du midi aus der Gegend von Marſeille, Bordeaux, Avignon u. ſ. w.). Durch die letztere Beimiſchung erhielt das Getränk wenigſtens im Anfange das Anſehen und den Geſchmack von echtem Wein. Wurde es aber nicht ſofort verzapft und conſumirt, ſo erhielt es in ca. 2—3 Wochen einen ſtechenden, halbfaulen Geſchmack, der den Conſumenten Leibſchneiden und Uebelkeit verurſachte und es ſchließlich gar nicht mehr genießbar machte. Der Preis dafür per Ohm ſchwankte zwiſchen 22—24, oder per Hektoliter zwiſchen 48—50 Franken, je nach dem höhern oder geringern Gehalt von vin du midi und der Gutmüthigkeit der Käufer; während in jenen ſchlechten Weinjahren für die geringſte Sorte Elſäſſer Tiſchwein mindeſtens 27 und 28 Franken per Ohm bezahlt werden mußte.

Das Geſchäft ging, wie geſagt, äußerſt brillant. Der Küfer machte den Commiſſionair und Commis-voyageur ganz vortrefflich, beſorgte jenſeits des Rheines und in Straßburg die Spriteinkäufe en gros und verkaufte im Elſaß den herrlichen „Berliner Wein“ an die ahnungsloſen Wirthe und Krämer zu billigen Preiſen. Wenn ihm einmal der Eine oder Andere klagte, daß ſeine Gäſte ſich nach und nach verlören, und daß daran der Wein ſchuld ſein dürfte, ſo brauchte er gewöhnlich die Ausrede: „Ja, du lieber Gott! Ich ſitz' ja nicht drin in dem Wein! Ich mache ihn ja nicht. Das Weinjahr iſt ſchlecht, die Trauben nicht gerathen; und was wächſt, muß man nehmen, wie

es ist." Der Weinhändler in Schlettstadt hielt sich immer fein und bedächtig im Hintergrunde und verkehrte mit seinen Kunden nur per Brief oder Factura.

Das hätte man unzweifelhaft so auch noch einige Jährchen weitergetrieben, wenn sich nicht am Ende vorigen Jahres das „par nobile fratrum" unserer Weinfabrikanten selbst entzweit hätte. Das Haar in der Suppe waren geschäftliche Differenzen zwischen dem Weinkaufmann und seinem Associé in spe, dem Küfer. Letzterer wollte einmal die Bücher einsehen und seine Prozente am Gewinn des Weinhandels berechnen. Als ihm dies von seinem Prinzipal verweigert wurde, lud er denselben durch Gerichtsvollzieher-Akt vor einen Notar in Schlettstadt zur Regulirung ihrer geschäftlichen Beziehungen; und als auch das nichts verschlug, vor das Colmarer Handelsgericht. Dieses übergab zunächst die Sache einem Schiedsrichter, — es handelte sich um eine Bagatelle von etlichen 1000 Franken, — der versuchen sollte, die streitenden Parteien zu vereinigen und im Weigerungsfalle Bericht darüber zu erstatten. Da von dem Erstern keine Rede war, so erfolgte jener Bericht, welcher dem Gerichte einen klaren Einblick in das geschäftliche Thun und Treiben der modernen Weinfabrikanten thun ließ und dem im Wesentlichen die obigen Angaben entnommen sind. Nichtsdestoweniger verurtheilte das Handelstribunal den Weinhändler zu der von seinem Küfer eingeklagten Summe. Ersterer appellirte und erhob gleichzeitig eine Reconventionsklage gegen den Kläger, so daß sich nunmehr der Appellrichter au fond mit der ganzen Sache zu befassen hatte. Am 11. Februar d. J. wurde das Urtheil gefällt, aus dessen höchst interessanten Entscheidungsgründen die folgenden hervorgehoben zu werden verdienen:

„In Erwägung, daß zwar die Meinung ihre Vertreter finden mag, daß nicht schon jede Alteration des Naturweins (Chaptalisiren, Gallisiren) verwerflich sei; daß aber auch diese Auffassung immerhin von der Voraussetzung ausgehen würde, daß unter allen Umständen wirklicher Naturwein den weit überwiegenden Bestandtheil des Getränkes ausmachen müsse; daß dagegen im vorliegenden Falle, wo nach obigen Feststellungen gerade im Gegentheil der minimale Zusatz von Naturwein nur einen rein äußerlichen Eindruck bezüglich des Ansehns und Geschmacks bezweckte, es keinem Zweifel unterliegen kann, daß man es hier nicht mit einem an sich geringen, durch Zusatz verkäuflicher gemachten, sondern mit gar keinem Wein, vielmehr mit einem fälschlich unter diesem Namen in den Handel gebrachten Fabrikate zu thun hat;

J. E. daß hiernach die Geschäftsverbindung der Parteien, auf Verfälschung, Täuschung und wahrscheinlich auch Defraude gegründet, als ein unsittliches, allen Grundsätzen eines ehrenhaften kaufmännischen Verkehres zuwiderlaufendes, gemeinschädliches Treiben erscheint, das um so entschiedener

zu verurtheilen sein würde, je mehr es die von Sch. (dem Weinhändler, der sich dabei des Ausdruckes „Dieu merci!“ bediente) behauptete Verbreitung in hiesigen Landestheilen erreicht haben sollte; daß unzweifelhaft aber ein auf solchem Fundamente ruhendes Vertrags-Verhältniß unter die Artikel 1131 und 1133 des B. G. B. fällt und darauf also beiderseits keine gerichtliche Klage gestützt werden konnte, wobei es nach Art. 1133 für die civilrechtliche Beurtheilung unerheblich und daher hier nicht zu erörtern ist, ob diese Handlungsweise zugleich unter das Strafgesetz falle, . . . was freilich die im Antrage der Staatsbehörde näherer Erwägung vorbehaltene Verfolgung wegen Betruges nicht ausschließen würde; daß nun aber das Handelsgericht, obwohl aufmerksam gemacht durch den mehrerwähnten, die Sache deutlich genug charakterisirenden Bericht dennoch auf die beiderseitigen Klagen sich eingelassen und auf jenes unerlaubte Vertragsverhältniß eine Verurtheilung gegründet hat;

J. E. Daß diese Entscheidung offenbar nicht zu Recht bestehen kann; — — Aus diesen Gründen weist das kaiserliche Appellationsgericht, zur Klage des Appellaten, das Urtheil des Handelsgerichts vom 2. October 1874 reformirend, diese Klage als unzulässig ab; verwirft, zur Klage des Appellanten erkennend, die Berufung, weist . . . im Uebrigen die Klage angebrachtermaßen ab; legt jedem Theile die Kosten beider Instanzen zur Hälfte zur Last; verordnet die Rückgabe der Succumbenzstrafe und verfügt die Mittheilung der Akten an das öffentliche Ministerium.“

Zur Genugthuung und zum Troste der Leser, die uns bis hieher freundlichst gefolgt sind, sind wir übrigens zu der Mittheilung ermächtigt, daß die beiden famosen elsässischen Weinfabrikanten demnächst in Anklagezustand versetzt und hoffentlich einer derben Züchtigung, als abschreckendes Exempel für alle ihre saubern Collegen diesseits und jenseits des Rheines, nicht entgehen werden. *μ.*

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 4. April 1875.

Der wichtigste Gegenstand, welcher dem morgen wieder zusammentretenden Landtag zu berathen bleibt, ist die Provinzialordnung. Die zur Vorberathung gewählte Commission hat unmittelbar vor den Osterferien ihre Arbeit

beendigt, der Bericht, von Miquel erſtattet, liegt vor. Ueber viele Einzelheiten der Regierungsvorlage hat man ſich in der Commiſſion lebhaft geſtritten, wovon der Bericht Zeugniß ablegt. Zuletzt iſt es im Großen und Ganzen doch bei der Regierungsvorlage geblieben.

Die Abänderung oder die Räthlichkeit der Abänderung einzelner Theile der Regierungsvorlage iſt Alles in Allem eine ziemlich gleichgültige Sache. Aber das Geſetz im Ganzen hat eine unberechenbare Tragweite, die, wie es faſt den Anſchein hat, in dieſem Augenblick von den Wenigſten überſehen wird. Man iſt im Begriff, einen recht gefährlichen Schritt ohne Bewußtſein zu thun, während man ſich der Gefahr bewußt ſein könnte und bewußt ſein ſollte. Unſer Wunſch geht deshalb vor Allem dahin, daß aus dem Geſetz nichts wird. Diesmal iſt es das Herrenhaus, auf welchem die letzte Hoffnung beruht, eine Gefahr vom preußiſchen Staat in letzter Stunde abgewendet zu ſehen, die ihm durch eine Verbindung von Doctrinarismus und Schlendrian droht. Im Herrenhaus iſt, wie man hört, glücklicherweiſe die Rechte wie die Linke entſchloſſen, das Geſetz auf keinen Fall ſo anzunehmen, wie es vom Abgeordnetenhaus kommen wird. Ein vom Herrenhaus weſentlich verändertes Geſetz im Abgeordnetenhaus zur Annahme zu bringen, hat aber immer ſeine Schwierigkeit. Die Sommerhitze wird das Ihrige thun, die Verhandlungen abbrechen zu machen, wenn ſie ſich zu großer Weitläufigkeit anlaſſen. So mag dieſe Seſſion vorübergehen, ohne die preußiſche Verwaltung in den Abgrund der Ohnmacht und Confuſion zu ſtoßen. Dann liegen wieder Monate dazwiſchen, und dieſe Monate mögen gute Gedanken bringen. So muß einmal der Menſch rechnen. Er muß ſuchen, ſich der Zeit ſtückweiſe zu bemächtigen; die Stellungen, welche große Zeiträume beherrſchen, werden ſelten gefunden und errichtet.

Es liegt uns aber ob, noch einmal auf die unheilbaren Fehler des Geſetzentwurfs hinzuweiſen, über den das Miniſterium des Innern und das Abgeordnetenhaus ſich der Ausſicht freuen, Eines Herzens und Einer Seele zu werden.

Die Einrichtung der preußiſchen Verwaltung hat ſeit lange an dem ſonderbaren Fehler einer zerriſſenen Mittelinſtanz gekrankt. Bisher haben verſchiedenartige Umſtände die ſchädlichen Folgen dieſes organiſchen Fehlers nicht zur Entwicklung kommen laſſen. Jetzt vereinigen ſich Doctrin und Schlendrian, die glücklich einſchränkenden Umſtände zu entfernen und zugleich die Macht des Fehlers durch eine dem letzteren angepaßte Geſtalt der ſogenannten Selbſtverwaltung in bedeutendem Maße zu ſteigern. Es iſt ſchon früher die Rede davon geweſen, wie durch eine Verbindung romantiſcher Grillen, partikulariſtiſcher Liebhabereien und liberaler Doctrin der preußiſche Staat die für eine zweckmäßige Verwaltung höchſt ungeeigneten großen Provinzen be-

halten hat. Man kann noch heute zu Gunsten dieser nachtheiligen Einrichtung von ganz gescheidten Männern Aeußerungen hören wie die: die Leute fühlen sich doch als Rheinländer, Pommern, Preußen u. s. w. Als ob damit etwas über die Zweckmäßigkeit der Verwaltungsgliederungen ausgesagt wäre. Als Rheinländer fühlen sich nicht nur die Bewohner der preußischen Rheinprovinz, sondern auch die großherzoglichen Hessen, die badischen Pfälzer und selbst die Anwohner des Oberrheins. Wenn die Geschichte den politischen Partikularismus dieser Landschaften einmal verschwinden ließe, so dürften wir nach jenen klugen Leuten auch nicht mehr an eine administrative Gliederung derselben denken, während doch die Lebensverhältnisse der Rheinumwohner recht verschiedene sociale Organismen aufzeigen.

Die altpreußische Zerreißung der Mittelinstanz wirkte bisher nicht in ihrer ganzen Fehlerhaftigkeit aus folgenden Gründen. Die Stellung der Provinzialbehörden, also der oberen Mittelinstanz, neben den Bezirksregierungen, also der unteren Mittelinstanz, war ein Durcheinander von Coordination und Superordination. Einige Provinzialbehörden waren unmittelbar d. h. ohne Vermittelung der unteren Mittelinstanz den Localbehörden übergeordnet. Andrerseits verkehrten die Centralbehörden d. h. die Ministerien unmittelbar mit der unteren Mittelinstanz d. h. mit den Regierungen. Die Provinzen waren also Verwaltungskörper vom weiteren Umfang als die Regierungsbezirke, sie gingen mit den ihnen überwiesenen Gegenständen durch die Regierungsbezirke durch, aber mit der Ueberordnung der Provinzialbehörden über die Regierungen hatte es nicht viel auf sich. Die Stellung der Oberpräsidenten hat von jeher an einer auffälligen Unklarheit gelitten. In den Händen bedeutender Persönlichkeiten war sie sehr wirksam, in anderen Händen gar nicht. So gestaltete sich die Theilung der Mittelinstanz mehr zu einer Coordination verschiedener Behörden von weiterem und engerem Wirkungskreis, als zu einer Ueberfüllung der Instanzenleiter. Von guter Wirkung war die Theilung demnach nicht. Es ist immer ein Uebelstand für die Regierten, es hemmt immer die Lebendigkeit organischer Verbände, unmittelbar von verschiedenen Punkten abzuhängen, wenn auch in verschiedenen Beziehungen. Und doch hängt von der richtigen Bildung der Mittelinstanz in einem großen Staat außerordentlich viel ab. Enthält die Mittelinstanz zuviel coordinirte Glieder von kleinem Wirkungskreis, wie es bei der französischen Departementalverfassung der Fall, so entstehen die Uebelstände einer falschen Centralisation. Die Mittelinstanz ist den Localbehörden zu nahe und das Centrum drückt zu sehr auf die Mittelinstanz, die nicht zu der nöthigen relativen Selbständigkeit gelangt. Besteht dagegen die Mittelinstanz aus zu wenig Gliedern von zu großem Wirkungskreis, so lockert sich das Gefüge des ganzen Staates. Entweder die Localbehörden gelangen zu einer gefährlichen,

die Centraliſation lähmenden Selbſtändigkeit und Particulariſation. Oder, wenn die Mittelinſtanz durchgreifend gehandhabt wird, bilden ſich Staaten im Staate.

Wie verhält ſich nun die jetzt projectirte Provinzialordnung zu den Erforderniſſen einer guten Verwaltungseinrichtung? Um die Beſtandtheile des neuen Organiſationsplanes zu verſtehen, hat man Folgendes ins Auge zu faſſen. Die bisherigen Provinzialverbände beſaßen eine Anzahl gemeinſchaftlicher Anſtalten, Strafanſtalten, Irrenanſtalten u. ſ. w., welche von den Provinzialbehörden verwaltet wurden. Dieſe Verwaltung will die Centralverwaltung an neue Organe der ſogenannten Selbſtverwaltung abtreten, und für dieſen Zweck den neuen Organen regelmäßige Einnahmen anweiſen. Das in Vorſchlag kommende Organ der Selbſtverwaltung iſt der von einer Provinzialverſammlung, einem durch die Kreistage gewählten Wahlkörper, zu ernennende Provinzial-Ausſchuß. Letzterer ſoll aber nur die Oberaufſicht führen. Die eigentliche Verwaltung führt ein ſogenannter Landesdirektor mit einem untergebenen Beamtenperſonal. Durch die Anſtellung dieſes geſammten Perſonals will man der provinziellen Selbſtverwaltung das Vergnügen der ſogenannten Patronage verſchaffen. Ein höchſt unzweckmäßiges, erfahrungsmäßig jederzeit von den ſchlechteſten Folgen nach allen Seiten begleitetes Vergnügen. Die Größe des preußiſchen Staats beruht ganz weſentlich darauf, daß alle öffentlichen Funktionäre des Königs Rock trugen und ſich als des Staates Diener fühlten. Das Bewußtſein, irgend einem Patron zu dienen, ſchwächt den Staatsſinn. Mit Mühe und Gewalt haben die Hohenzollern ſeit Friedrich Wilhelm I. uns aus dem Elend der Privatwirthſchaft herausgeriſſen, worüber Schmoller's vortreffliche hiſtoriſche Unterſuchungen nachzuleſen. Kaum ſind wir auf dieſer mit unſäglicher Arbeit geſchaffenen Baſis zu Etwas geworden, ſo ſtürzen wir uns kopfüber in den alten Mißbrauch. Der ewige Zug zum Privatweſen iſt die deutſche Erbſünde.

Immerhin iſt dies nur der erſte Schritt auf einem ſchlechten Weg. Faſſen wir das Verhältniß der betrachteten Einrichtung zur Mittelinſtanz ins Auge, ſo haben wir zunächſt nur ein coordinirtes Glied derſelben mehr. Wenn das Alles wäre, ſo wäre es zwar nicht gut, aber auch nicht übermäßig gefährlich. Nun ſoll aber der Provinzial-Ausſchuß als Organ der Selbſtverwaltung an die Seite der Mittelinſtanz treten. Nicht blos für die Oekonomie gewiſſer Anſtalten, ſondern auch für die Handhabung der allgemeinen Verwaltungsfunctionen, und da wir eine doppelte Mittelinſtanz haben, deren Doppelheit noch nicht beſeitigt werden ſoll, ſo tritt der Provinzial-Ausſchuß als Theilkörper neben die Regierungen, als Geſammtkörper neben die Provinzialbehörden. Neben den Regierungen und Bezirks-Ausſchüſſen werden aber noch Verwaltungsgerichte gebildet, und die Provinzialverſammlung erhält auch noch

ihre Funktionen. Das giebt ein wahres Labyrinth ſtreitender Verwaltungsactionen, wobei Niemand weiß, wer Koch und wer Kellner iſt. Das preußiſche Beamtenthum, die größte permanente Kraft, welche der preußiſche Staat ſich erzogen und welche dafür das kräftigſte Werkzeug der Bildung deſſelben geweſen, verliert in dieſer Verwirrung die Sicherheit des Wirkungskreiſes, damit das Gefühl der Verantwortlichkeit, damit die Energie des Ehrenpunktes und des Pflichtgefühls. Sollten wir uns dieſer Reform, die aber hoffentlich nie zu Stande kommt, eine Anzahl Jahre erfreuen, ſo werden wir erleben, daß der Zuſammenhalt des preußiſchen Staats in alle vier Winde gegangen.

Es wäre nun Unrecht zu verſchweigen, daß die Schwerfälligkeit und Verworrenheit der projectirten Einrichtungen auf vielen Seiten und auch in der Commiſſion des Abgeordnetenhauſes bemerkt worden iſt. Warum iſt an die Beſeitigung dieſer Fehler nicht die Hand gelegt worden? Die Antwort iſt, weil die Abgeordneten die Beſeitigung auf einem falſchen Wege ſuchen, dem ſich die Regierung mit gutem Recht aus allen Kräften widerſetzt. Die Abgeordneten möchten nämlich die jetzigen Bezirksregierungen in Wegfall bringen, dabei aber die unförmlichen Provinzen beſtehen laſſen.

Auf dieſem Wege würde die Centralaction alle Kraft und jede Gewähr verlieren. Die Staatshoheit wäre das Spiel unerprobter Selbſtverwaltungsorgane, die ihrerſeits der Spielball wer weiß welcher Intereſſen und Zufälle ſein würden. Dieſe Art der Vereinfachung iſt alſo unannehmbar, und mit ihrer Zurückweiſung verdient die Regierung allen Dank. Offenbar hat die Regierung d. h. das Miniſterium des Innern die ganze Reform ſo angeſehen, daß in der Hauptſache Alles beim Alten bleibt, daß man, um den Zeitgeiſt zu befriedigen, dem alten Gerüſt mancherlei unſchädliche Garnituren umhängt und nebenbei noch einige unbequeme Verwaltungszweige auf die modiſche Selbſtverwaltung abbürdet. Wir würden uns damit ganz einverſtanden erklären, wenn die beliebten Garnituren wirklich unſchädlich wären.

Daß alle dieſe Bezirksausſchüſſe und Provinzialausſchüſſe und Verwaltungsgerichte und Provinzialverſammlungen und Landesdirectorien ſchließlich nur ungeheuere Schreibereien veranlaſſen nebſt unnützen Ausgaben, halten wir zwar nicht für unmöglich. In dieſem günſtigſten Falle hätte alſo die Reform kein damnum emergens im Gefolge, aber es bliebe immer noch ein ſehr unerwünſchtes luccum cessans. Denn die preußiſche Verwaltung bedarf der Verjüngung, der erhöhten Kraft und der erhöhten Leiſtung. Daß nun eine Reform in ſolchem Sinne von dem jetzigen Miniſterium des Innern nicht geplant worden, können wir uns nur aus dem Schlendrian erklären. Darum nannten wir den ganzen jetzigen Reformplan eine Verbinduug von Doctrin und Schlendrian. Eine Fülle von Garnitur zur Speiſung der liberalen Doctrin und

im Kern die alte Einrichtung. Dabei betrachtet man den ganzen Reformplan in seiner jetzigen Gestalt als provisorisch. Man verweist nämlich auf ein künftiges Gesetz über die Organisation der Staatsbehörden, welches möglicherweise eine ganz neue Gliederung einführen kann. Damit müßte denn auch die jetzige Organisation der Selbstverwaltung bei ihrem Parallelismus mit der jetzigen alten Organisation der Staatsbehörden noch einmal umgeworfen werden. Der Minister des Innern erklärt es für allzu bedenklich, gleichzeitig das doppelte Experiment einer neuen Behördenorganisation und der Begründung neuer Selbstverwaltungsorgane zu machen. Als ob bei dem nothwendigen Parallelismus beider, der Staatsbehörden und der Selbstverwaltungsorgane, um diese Gleichzeitigkeit jemals herumzukommen wäre. In Wahrheit sind alle Experimente mit der Selbstverwaltung über die Localverwaltungen hinaus überflüssig und gefährlich, so lange die Gliederung der Staatsbehörden in der Mittelinstanz und im Centrum nicht feststeht. Bei dem festen Gerüst muß die Reform beginnen, und wenn zur Neuconstruction des ersteren die Zeit noch nicht gekommen, wofür ja recht viel zu sagen ist, so darf in der Mittelinstanz noch nicht mit Selbstverwaltungen experimentirt werden. Hoffen wir, daß das beabsichtigte unnütze und schädliche Experiment uns dadurch erspart wird, daß das Herrenhaus seine Schuldigkeit thut.

C—r.

Literatur.

Franz von Holtzendorff, Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe. — (Criminalpolitische und psychologische Untersuchungen. Herausgegeben auf Grundlage öffentlicher in Berlin und München gehaltener Universitätsvorträge.) — Berlin, Lüderitzsche Verlagsbuchhandlung (Carl Habel) 1875. — Man mag über das Plaidoyer und die Anwaltschaft des Verfassers im Processe Arnim — und neuerdings wieder über die Anrufung einer holländischen Autorität zu Gunsten seines Clienten — denken wie man will: als einer der vornehmsten und bedeutendsten Anwälte in dem Monstreprocesse gegen die Todesstrafe, welchen der Humanismus und die Wissenschaft seit Jahrhunderten immer von neuem anstrengen, wird Franz v. Holtzendorff mit Recht immer gelten. Die Erörterung dieser Frage — die wie keine andere der Strafrechtswissenschaft und der Criminalpolitik die Herzen uud Gemüther Aller zu bewegen im Stande ist — kann auch für Deutschland in jedem Augenblicke wieder in den Vordergrund der Debatte treten. Denn es ist be-

kannt, daß die Todesstrafe für die Verbrechen des Mordes und des Attentates auf Bundesfürsten in das Reichsstrafgesetzbuch keineswegs aufgenommen worden ist, weil eine Mehrheit von 8 Stimmen am 23. Mai 1870 im Norddeutschen Reichstage etwa aus Ueberzeugung für die Todesstrafe sich ausgesprochen hätte. Sondern weil nur um diesen Preis das bedeutsame schwierige Werk der Codifikation des deutschen Strafrechts zu gewinnen war und dieser Gewinn bei weitem höher stand als die Erhaltung der deutschen Rechtszersplitterung im Strafrecht mit der Todesstrafe. Es waren aber im Grunde höchst persönliche Ansichten der allerhöchsten Kreise, welche auf der Todesstrafe damals bestanden und denen die Mehrheit des deutschen Reichstages ihrerseits Rechnung trug, nachdem wenige Monate zuvor die große Mehrheit des Parlaments sich im Princip gegen die Todesstrafe ausgesprochen hatte. Die Auffassung von der Nothwendigkeit der Todesstrafe kann indessen auch in den Kreisen wechseln, in denen sie im Jahr 1870 für nothwendig galt und wird dieß voraussichtlich über kurz und lang thun. Und selbst wenn das nicht der Fall wäre, hat jeder Gebildete die Pflicht, den Fragen näher zu treten, die Holtzendorff in mustergültiger Darstellung und erschöpfendster in Darlegung hier behandelt: Dient die Todesstrafe zur Abschreckung, Sicherung, Besserung? entspricht sie der Gerechtigkeit? Worin besteht die Gefahr irriger Todesurtheile? Welches ist das Verhältniß der Begnadigung zur Todesstrafe? — So sei denn das interessante Buch weitesten Kreisen warm empfohlen.

Zur Notiz.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen muß ich auf den „Nachtrag" „eines deutschen Oberbibliothekars" (Nr. 14, Seite 40 der „Grenzboten") erklären, daß ich absichtlich und mit gutem Grunde nur diejenigen Bibliotheken genannt habe, welche ich genannt, und daß ich die anderen, deren Verhältnisse mir wohlbekannt sind, nicht etwa vergessen habe. Meine Gründe werden dem Herrn Oberbibliothekar klar werden, wenn er meinen zweiten Artikel in seinem ganzen „Zusammenhange" und im Zusammenhange mit meinem ersten Artikel prüfen wird.

Göttingen, den 3. April 1875.

Dr. Steffenhagen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 16.

Ausgegeben am 16. April 1875.

Inhalt:

	Seite
Die englischen Universitäten. I. J. Schipper.	81
König Roderich.	91
Betrachtungen über die Bankfrage. II. Max Wirth.	105
Vom preußischen Landtag. C—r.	116

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Hierzu eine literarische Beilage von Fr. Bruckmann's Verlag, München und Berlin.

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Die englischen Universitäten.*)

Von J. Schipper.

I.

Zu einer richtigen Beurtheilung der gegenwärtig bestehenden Verhältnisse der beiden englischen National-Universitäten Oxford und Cambridge, wie sie mit Ausschluß der übrigen Universitäten und Akademien Großbritanniens, welche entweder mit den beiden genannten Hochschulen oder, wie die schottischen, mit den unsrigen mehr oder weniger Aehnlichkeit haben, hier skizzirt werden sollen, sind zunächst einige Andeutungen in Betreff ihrer Geschichte durchaus nothwendig.

Zuverlässige Nachrichten über die englischen Universitäten gehen nicht weiter hinauf, als bis in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts.

Zur Zeit der Königin Elisabeth brach ein Streit aus zwischen Oxford und Cambridge wegen des höheren Alters, der lange Zeit mit ebenso großer Heftigkeit, als Kritiklosigkeit fortgeführt wurde. Aus einer damals neu veranstalteten Ausgabe der Biographie König Alfred's von Asser nach einer früher unbenutzten Handschrift suchten die Oxforder zu beweisen, daß ihre Universität mindestens schon zur Zeit jenes Königs bestanden habe, daß er dort neue Schulen gegründet habe und sogar einmal genöthigt gewesen sei, einen Streit unter den Professoren, von denen einer mit dem bezeichnenden Namen Grimbald erwähnt wird, schlichten zu müssen. Trotz des Anscheins von Wahrheit, den dieser letzte Umstand jener Behauptung verleihen könnte, — denn leider sind wohl von jeher Universität und Professorengezänk unzertrennliche Begriffe gewesen, — ist es doch mehr wie wahrscheinlich, daß die Oxforder, wie R. Pauli meint (König Alfred von R. Pauli. Berlin, 1851

*) Diese Abhandlung wurde im Februar 1872 in Königsberg zum Besten des Stipendienfonds für Studirende vor einem größeren Publikum vorgetragen. Ich bringe sie hier mit einigen durch den Druck bedingten Abänderungen aber ohne Rücksichtnahme auf die einzelnen unbedeutenden Universitäts-Reformen und Reformvorschläge, von denen inzwischen englische Zeitschriften, wie das Athenaeum und Saturday Review berichteten, zumal da das Schlußurtheil über die englischen Universitäten dadurch schwerlich irgendwie alterirt werden dürfte.

Der Verf.

S. 207, 208.), in ihrem blinden Eifer, die Beweise ihrer gelehrten Cambridger Gegner umzustoßen, sich zu einer offenbaren Fälschung hatten hinreißen lassen, denn weder die erste Ausgabe des Asser vom Erzbischof Parker, noch die andern Handschriften enthielten eine Spur von dieser ganzen Angelegenheit. Die Cambridger ihrerseits, die darzuthun strebten, daß ihre Universität von Sigebert, König von Ostangeln, oder gar von einem gelehrten Spanier Cantaber 375 v. Chr. gestiftet worden sei, suchten so die Gründung derselben in noch grauere Vorzeit zurück zu verlegen. Dieser absurde Streit hat längst ausgetobt, und es wird jetzt wohl ziemlich allgemein anerkannt, daß Oxford in der That die besten Beweise für sein höheres Alter aufweisen kann, ohne auf König Alfred's Zeit, wie es freilich noch vor einigen Jahren bei dem tausendjährigen Jubiläum geschah, zurückgehen zu müssen.

Das älteste College in Oxford, University College, datirt vom Jahre 1249. Die Hauptveranlassung dazu wird vermuthlich die Uebersiedelung einer Colonie Pariser Studenten gewesen sein, welche in Folge der dort im Jahre 1229 ausgebrochenen heftigen Streitigkeiten zwischen der Universität und den Bürgern auf Einladung Heinrich's des Dritten sich in Oxford niederließen. Obwohl es nun feststeht, daß der Ort schon vor dieser Zeit als Pflegestätte gelehrter Studien bekannt war, so datirt doch, wie es scheint, erst von diesem Ereigniß seine eigentliche Bedeutung als Universität. Paris, die älteste Hochschule diesseits der Alpen, wurde namentlich von England aus stark besucht, ja, eine der vier Nationen, in welche sich die Studenten der Fakultät der freien Künste schieden, hieß sogar die englische Nation.

Dies ist um so weniger zu verwundern, wenn wir uns erinnern, daß der Hof, der Adel und die vornehmeren Stände in England während der ersten Jahrhunderte nach der normännischen Eroberung der französischen Sprache und Sitte ja vollständig zugethan blieben, und daß z. B. erst 1362 das Parlament in englischer Sprache eröffnet wurde. Andrerseits ist aus diesem Umstande erklärlich, wie leicht eine Abzweigung der Pariser Universität in das England jener Zeit verpflanzt werden und zur Blüthe gelangen konnte, wie sehr sie die dort etwa schon bestehenden Einrichtungen ähnlicher Art beeinflussen mußte. Demnach ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Errichtung eigentlicher Colleges, welche die englischen Universitäten zunächst in ihrer äußeren Erscheinung so wesentlich von den unsrigen unterscheiden, und welche in ähnlicher Art auch in Paris existirten, durch den Zufluß der Pariser Studenten befördert wurde, wenn auch nicht geläugnet zu werden braucht, daß schon vorher Studenten oder vielmehr Schüler gelegentlich in besonderen Häusern auf ihre eigenen Kosten unter Aufsicht von Lehrern zusammen wohnten. —

Die ersten Collegien entstanden übrigens überall aus denselben Ursachen,

nämlich aus der Beſchaffenheit der älteſten Univerſitätsſtädte und ihrer Sitten. Der große Zuſammenfluß von Studirenden an den berühmteſten alten Hochſchulen veranlaßte ein ſchnelles Steigen der Preiſe für Wohnungen, Uebervortheilung der reicheren, Bedrückung der ärmeren und fortwährende Streitigkeiten zwiſchen Studenten und Bürgern. Schon aus dieſem Grunde alſo war ein gemeinſames und daher billigeres Zuſammenwohnen erwünſcht, während es auf der anderen Seite durch die überhand nehmende Zuchtloſigkeit der Sitten in den Univerſitätsſtädten faſt ebenſo dringend geboten wurde. Milde Stiftungen hervorragender Männer zum Beſten armer Studenten legten ſehr oft den Grund zu den erſten Collegien. Nach und nach vergrößerten und vermehrten ſich dieſe Anſtalten, in Paris namentlich durch die rege Betheiligung verſchiedener Mönchsorden am Unterricht, welche weitläufige Gebäude zur Aufnahme von Schülern mit ihren Klöſtern verbanden. Auch auf den deutſchen Univerſitäten, von denen einige der älteſten, wie Prag, Wien, Leipzig, Ingolſtadt nach dem Pariſer Vorbilde eingerichtet waren, entſtanden ähnliche Anſtalten, Burſen genannt, welche aber nur zum geringeren Theil milde Stiftungen, ſondern meiſtens Penſionsanſtalten waren, in welchen den Studenten Wohnung und Lebensunterhalt, ſowie Beaufſichtigung und Nachhülfe bei ihren Studien von den Rectoren gegen Vergütung gewährt wurde. Während dieſe Anſtalten bei uns zu Anfang des 16. Jahrhunderts ganz in Verfall geriethen und die franzöſiſchen Collegien ſich allmählich von der Univerſität ſonderten und zu ihrer jetzigen Stellung von Secundär-Schulen — Lyceen und Gymnaſien — entwickelten, haben nur noch in England die Colleges ihre urſprüngliche Bedeutung und Einrichtung bis auf unſere Zeit faſt unverändert bewahrt und ragen daher, faſt könnte man ſagen, wie ein verſteinertes Stück Mittelalter gar ſeltſam in unſere moderne Zeit hinein.

Das vorhin erwähnte älteſte College Oxfords, University College, entſtand aus kleinen Anfängen und entwickelte ſich nur ſehr langſam. Erſt 31 Jahre ſpäter, als das Vermächtniß eines gewiſſen William von Durham im Betrage von 310 Mark zum Beſten von 12 armen Magiſtern aus der Umgegend von Durham geſtiftet worden war, iſt es urkundlich erwieſen, daß die Theilhaber dieſer Stiftung in convictoriſcher Gemeinſchaft lebten. Bevor nun dieſe Durham'ſche Stiftung, die durch manche kleinere Vermächtniſſe Anderer vermehrt wurde, ſich zu einem vollſtändig organiſirten College geſtaltete, erwarb ſich Walter von Merton, Kanzler von England unter der Regierung Heinrich's III., ein von Vaterlandsliebe und wiſſenſchaftlichem Sinn erfüllter Mann, das große Verdienſt, ein ſolches gleichſam fix und fertig ins Leben treten zu laſſen. Mit Recht trägt daher das von ihm geſtiftete Collegium noch heutigen Tages den Namen Merton College. Im Jahre 1264 erlangte er vom Papſt und König die Vollmacht zu der Stiftung einer in Gemeinſchaft lebenden Genoſſen-

ſchaft zum Zweck gelehrter Studien und frommer Uebungen auf einer der beiden Univerſitäten, und ſchon im folgenden Jahre wurde dieſe Corporation, urſprünglich aus 20 Mitgliedern beſtehend, in einem von der Abtei Reading entweder geſchenkten oder erkauften Hauſe untergebracht. Einige Jahre ſpäter wurde das College erweitert, kam durch Vermächtniſſe anderer Wohlthäter bald nachher zur Blüthe und bildete fortan in ſeiner Einrichtung und Anlage das Muſter für die ſpäteren Stiftungen ähnlicher Art.

Zu den urſprünglichen, in ihren Studien vorgerückteren Inſaſſen der erſten derartigen Anſtalten trat naturgemäß allmählich eine eigenthümliche und bald die zahlreichſte Klaſſe der Bevölkerung der Colleges hinzu, nämlich die Koſtgänger, die eigentlichen Studenten, welche keinen Anſpruch an das Vermögen der Stiftung hatten, ſondern eine Quelle der Einnahme für dieſelbe wurden. Der nach und nach ſich einbürgernde Gebrauch der Studenten, in den Colleges zu leben, wurde ihnen alsbald zur Pflicht gemacht, und den verdienſtvolleren oder ärmeren wurde der Eintritt durch ſtipendiariſche Stiftungen, — für die letzteren in untergeordneter Stellung — erleichtert. Der eigentliche Zweck der Hauptſtiftungen übrigens und der Theilhaberſchaft an dem Einkommen der Colleges war natürlich nur der, den damit begünſtigten Jüngern der Wiſſenſchaft für die Zeit ihrer Studien den nöthigen Unterhalt zu gewähren. Eben weil ſich dies von ſelbſt verſtand, war über die Zeitdauer des Genuſſes in den älteren Statuten nichts beſtimmt worden, und ſo kam es, daß diejenigen Mitglieder (fellows), die nach Beendigung ihrer Studien nicht gleich ein Amt erlangten, Jahre lang, ja manchmal während ihrer ganzen Lebensdauer in den Colleges verblieben. Aus dieſem Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch entwickelte ſich alsbald das Recht der lebenslänglichen Theilhaberſchaften oder fellowships, wie der engliſche Ausdruck heißt, ein Recht, welches in den ſpäteren Stiftungen meiſtens ausdrücklich als ſolches feſtgeſtellt wurde und in den meiſten Colleges noch bis auf den heutigen Tag beſteht, trotz der energiſchen Oppoſition, die von verſchiedenen Seiten in neuſter Zeit dagegen gemacht wird. Natürlich wurde der Genuß ſolcher Beneficien nur unter gewiſſen Bedingungen gewährt; namentlich war die Erlangung des Magiſtergrades nothwendig und in den meiſten Fällen auch der Eintritt in den geiſtlichen Stand. Hiermit war zugleich die Eheloſigkeit ausgeſprochen, wenigſtens für die Dauer des Aufenthalts im College, und auch jetzt noch iſt dies faſt überall unerläßliche Bedingung für die Erlangung einer ſolchen Stellung.

Aus dem Zuſammenleben dieſer älteren, höher geſtellten und zum Theil lehrenden Inſaſſen der Colleges mit den jüngeren, lernenden entwickelte ſich mit Nothwendigkeit eine ebenfalls noch jetzt beobachtete, ziemlich ſtrenge Disciplin und Hausordnung. So müſſen noch heutigen Tages die Studenten um 10 Uhr Abends innerhalb der College-Mauern ſein oder werden beim

ſpäteren Zurückkommen notirt, ferner müſſen ſie morgens zu einer beſtimmten Zeit aufſtehen, dürfen außer den erſten Hôtels keine Reſtaurants oder Schenklokale beſuchen, und was derartige Vorſchriften mehr ſind. Andrerſeits aber bildeten alle College-Einwohner zuſammen nach Außen hin, der Bürgerſchaft gegenüber, eine eng verbundene, durch allmählich erworbene und erweiterte Privilegien geſchützte Corporation und kennzeichneten ſich auch als ſolche durch eine gemeinſame ſchwarze, talarartige Tracht. Alle dieſe Einrichtungen die hier nur angedeutet werden können, exiſtiren noch bis auf den heutigen Tag und tragen nicht wenig dazu bei, den beiden engliſchen Univerſitäten ein gewiſſes geiſtliches, ja klöſterliches Anſehen zu geben, welches durch andere aus dem Mittelalter ſtammende Eigenthümlichkeiten noch mehr gehoben wird. So wurde ſchon Merton-College gleich bei der erſten Anlage mit einer Kapelle ausgeſtattet, und in Folge der gottesdienſtlichen Bedürfniſſe, wie auch der vorgeſchriebenen Seelenmeſſen für die einzelnen Wohlthäter wurde eine ſolche fortan als nothwendiges Erforderniß eines jeden College betrachtet. Aus demſelben Grunde wurde das Perſonal des College mit Chorknaben, Cantoren, Organiſten, Sakriſtanen vermehrt, und für alle dieſe Aemter, die noch jetzt meiſt in derſelben Weiſe exiſtiren, fanden ſich auch alsbald eigene Vermächtniſſe. Für die wiſſenſchaftlichen Bedürfniſſe, die ſich zunächſt weſentlich auf theologiſche Gelehrſamkeit beſchränkten, doch alsbald ſich auch auf die humaniſtiſchen Studien ausdehnten, wurden Bibliotheken eingerichtet, deren ebenfalls jedes College eine eigene anlegte, wie denn überhaupt von Anfang an jede einzelne Stiftung ein für ſich abgeſchloſſenes Ganze bildete.

Nachdem durch die Merton'ſche Stiftung zu Ende des 13. Jahrhunderts ein glänzendes Beiſpiel gegeben worden war, welches bald durch eine ähnliche Stiftung des Biſchofs von Ely in dem ebenfalls ſchon als Sitz gelehrter Studien hervorragenden Cambridge nachgeahmt wurde, fanden ſich fortan immer von Zeit zu Zeit freigebige Wohlthäter, welche entweder durch Gründung neuer Colleges oder durch Vermächtniſſe und Schenkungen zu Gunſten der alten, auf beiden Univerſitäten beſtehenden, das Wohl der Kirche und ſomit das Studium der Wiſſenſchaften zu befördern, namentlich aber auch das Heil ihrer Seelen ſicher zu ſtellen beſtrebt waren. Grundbeſitz, Häuſer, Gelder, Kirchenpatronate, Zehnten wurden in reichem Maße von den verſchiedenen Wohlthätern den Collegien und ihren Mitgliedern zu ihrem Unterhalte angewieſen, und ein ſo edler, reger Wetteifer für das Gedeihen jener Bildungsſtätten hatte ſich aller Stände bemächtigt, daß ſelbſt Genoſſenſchaften und Bürgergilden ſich um dieſelben verdient machten, wie denn z. B. Corpus Chriſti College in Cambridge zweien ſolcher Genoſſenſchaften dieſer Stadt ſeine Entſtehung verdankt (1352).

Der große Reichthum, zu dem viele Colleges auf dieſe Weiſe nach und

nach gelangten, und die fürstliche Freigebigkeit, mit der andere von vorn herein ausgestattet wurden, gab zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, zugleich mit andern Ursachen, Veranlassung zu dem großartigen Aufschwung des englischen Baustils jener Epoche, der unter dem Namen des Tudor'schen bekannt ist, und von dem mehrere der Colleges, wie New College, Magdalen College und später Christ Church College in Oxford, Kings, Queens, und Trinity College in Cambridge als die würdigsten Denkmäler können angesehen werden. Fast alle diese Neugründungen wurden in viel großartigerem Maßstabe eingerichtet, als die älteren Collegien. So wurde das von Bischof Wykenham von Wincheſter erbaute New College angelegt für 70 Mitglieder, 3 Cantoren und 16 Chorknaben; nach demselben Maßstabe wurde Kings-College in Cambridge eingerichtet; beide Stiftungen wurden aber noch tief in Schatten gestellt durch die großartigen Schöpfungen des Cardinals Wolsey, welcher das palastähnliche Christ Church College in Oxford erbaute, und Heinrich's VIII., welcher Cambridge mit dem noch großartigeren Trinity College beschenkte, der bedeutendsten Stiftung dieser Art, welche England überhaupt besitzt, deren Einkommen jetzt über 400,000 Thlr. jährlich beträgt.

Bevor wir dazu übergehen, die innere Organisation der beiden Universitäten und ihrer Collegien, die sich übrigens an beiden Orten und unter einander durchaus ähnlich sind, sowie das Wesen und die Methode der dort betriebenen Studien näher zu betrachten, dürfte es zweckmäßig sein, zunächst ein, wenn auch nur oberflächliches Bild zu entwerfen von der äußeren Gestalt und der Einrichtung der Colleges.

Nach den bisher gegebenen Andeutungen über die Entstehung der Colleges wird es kaum noch auffallen, daß dieselben auch äußerlich mit Klosterbauten die allergrößte Aehnlichkeit haben. Fast alle Colleges mit nur wenigen Ausnahmen sind in quadratförmiger Gestalt, mit einem großen entweder gepflasterten, gewöhnlich aber als Rasenplatz ausgelegten Hof im Innern erbaut, und zwar meistens aus grauem Sandstein, der bei vielen der älteren Gebäude ein sehr verwittertes Aussehen erlangt hat. Der eine Flügel des Gebäudes wird gewöhnlich ganz oder zum Theil von der Kapelle eingenommen, in der sich die Studenten und die Fellows Morgens oder Abends — die ersteren des Sonntags mit weißen Talaren bekleidet — zu gemeinschaftlichem Gesange und Gebet vereinigen. In einem zweiten Flügel befindet sich die geräumige Wohnung des Präsidenten und seiner Familie, sowie die Zimmer einer Anzahl der stets unverheiratheten Fellows. Ein dritter Flügel gewährt die Localitäten für Küche und Keller, sowie für einen großen gemeinsamen Speisesaal. Dieselbe Seite enthält vielleicht noch einige Hörsäle und Wohnungen der Studenten, doch auch der vierte Flügel hinzugenommen reicht dazu selten aus, da sich die Oxforder und Cambridger Herren nicht mit unseren

deutſchen Studentenwohnungen begnügen, ſondern ſtets für jeden einzelnen zwei ſehr geräumige und elegant eingerichtete Zimmer beanſpruchen. Wir ſind alſo genöthigt, uns noch einen zweiten Gebäude-Complex von derſelben Geſtalt und Ausdehnung hinzuzudenken, um etwa 150 Studenten und ca. 20 Fellows, wenn wir ein College von reichlich mittlerer Größe annehmen, unterzubringen und außerdem noch für die in vielen ſolcher Anſtalten ſehr großartige Bibliothek Platz zu gewinnen. Unmittelbar an das College ſtößt gewöhnlich ein prachtvoller, oft parkähnlich großer Garten mit üppig grünen Raſenplätzen, ſorgfältig gehegten Blumenbeeten, zierlichen Springbrunnen, künſtlichen Teichen und uralten, ſchattigen Baumgruppen, unter denen ſogar in dem Park von Magdalen College in Oxford, dem ſchönſten von allen, zahme Hirſche und Rehe in kleinen Rudeln friedlich graſen. Bedenkt man, daß Cambridge 17, Oxford gar 21 ſolcher theils größerer, theils kleinerer Gebäude beſitzt und rechnet man dazu noch die anderen zu der Univerſität gehörigen monumentalen Bauten, wie die verſchiedenen öffentlichen Bibliotheken, Muſeen, Druckereien, ſo kann man in der That für dieſe Oerter von etwa 30,000 Einwohnern die ſtolze Bezeichnung Städte von Paläſten, wie namentlich Oxford manchmal genannt wird, nur gerechtfertigt finden.

So erſcheinen dieſe engliſchen Wohnſitze gelehrter Studien, die mit den reichſten wiſſenſchaftlichen Schätzen, mit einem wahren Ueberfluß an Hülfsquellen, mit allen Erforderniſſen und Privilegien zu einer ungeſtörten und unabhängigen Pflege der Studien ausgeſtattet ſind, auf den erſten Blick als wahrhaft ideale Pflegeſtätten der Wiſſenſchaft. Betrachten wir aber, was mit dieſen großartigen, beneidenswerthen Mitteln für die Wiſſenſchaft erreicht wird, ſo finden wir das Reſultat — und darüber machen ſich auch die aufgeklärteren Engländer ſelber keine Illuſionen — leider den aufgewandten Mitteln ſehr wenig entſprechend. Daß dem ſo iſt, wird ſchwerlich beſtritten werden nach einer genaueren Prüfung der Organiſation der beiden Univerſitäten ihrer Unterrichtsgegenſtände und ihrer Unterrichtsmethode.

Was zunächſt die gegenwärtige Organiſation derſelben betrifft, ſo iſt zu dem ſchon Angedeuteten nur wenig hinzuzufügen. Die Univerſität als eine Körperſchaft wird gebildet von dem lebenslänglich ernannten Kanzler und dem alle 4 Jahre wechſelnden Vicekanzler — erſterer ſtets einer der vornehmſten Adligen des Landes, letzterer ſtatutenmäßig ſtets ein Präſident eines der Colleges, — ferner den beſonders angeſtellten Univerſitäts-Profeſſoren, den Präſidenten und Fellows der Colleges und den übrigen ſtimmfähigen Mitgliedern derſelben. Zu dieſen ſtimmfähigen Mitgliedern gehören aber nicht bloß die in irgend einer Stellung an der Univerſität beſchäftigten oder anweſenden, ſondern auch ſolche Perſonen, welche die Univerſität nach Erlangung des für die dauernde Mitgliedſchaft erforderlichen akademiſchen Grades eines

M. A. (magister artium) längſt verlaſſen haben, deren Namen aber gegen jährliche Bezahlung einer gewiſſen Summe in den Regiſtern weiter fortgeführt werden, und die alſo in der Convocation d. h. im General-Concil Sitz und Stimme haben. Dieſe Einrichtung iſt für die Verwaltung der Univerſitäts-Angelegenheiten von höchſter Bedeutung und vielfach gewiß von ſehr verderblichem Einfluß, da Fragen von großer Wichtigkeit auf dieſe Weiſe manchmal von dem Votum von Leuten abhängig gemacht werden, die in ihrer Stellung etwa als Lehrer an ſonſtigen Unterrichtsanſtalten oder meiſtens als Landpfarrer nach längerer Abweſenheit von der Univerſität entweder nicht mehr im Stande oder von ihrem Parteiſtandpunkte aus nicht geneigt ſind, eine veränderte und namentlich nicht eine freiere Entwickelung der Dinge zu befördern. Indeß betheiligen ſich die auswärtigen Mitglieder an den Univerſitätsangelegenheiten erklärlicher Weiſe nur in Ausnahmefällen, und die laufenden Geſchäfte werden natürlich nur von den anweſenden Univerſitäts-, reſp. College-Mitgliedern beſorgt.

Die einzelnen Colleges nun, die in ihrer Geſammtheit die Univerſität bilden, ſind, wie ſchon bemerkt, im Ganzen alle in derſelben Weiſe organiſirt. Jedes College hat ſeinen Vorſteher, der ſtatutenmäßig in den meiſten Fällen dem geiſtlichen Stande angehört, der an den verſchiedenen Collegien oft verſchiedene Benennungen hat, wie president, master, principal, provost, dem aber überall dieſelben Pflichten obliegen. Dieſe ſind indeß faſt nur repräſentativer Art, und ſo einträglich und ehrenvoll eine ſolche Stelle zu ſein pflegt, ſo wenig iſt ſie im Ganzen für das wiſſenſchaftliche Gedeihen eines College von Bedeutung. Daher macht ſich ſeit einiger Zeit in dem rührigen Cambridge eine lebhafte, aber trotzdem ſchwerlich erfolgreiche Agitation bemerkbar, dieſe Präſidentenſtellen, welche einen bedeutenden Theil der Univerſitäts-Einkünfte verſchlingen, ganz abzuſchaffen. Auch an andern Reform-Beſtrebungen fehlt es dort nicht, denen noch eher ein glücklicher Erfolg zu wünſchen wäre. Dahin gehört namentlich die beabſichtigte gänzliche Abſchaffung der ſchon theilweiſe beſeitigten lebenslänglichen Fellowſhips und ferner des noch in den meiſten Collegien geltenden Statuts, daß die Inhaber ſolcher Stellen ſich nicht verheirathen dürfen oder mit der Verheirathung auf den Genuß ſolcher oft 2000—3000 Thlr. betragenden Einkünfte verzichten müſſen. Es iſt erklärlich, daß man ſich für die vollſtändige Beſeitigung dieſer mittelalterlichen Unſitte auch noch in den aufs Schmerzlichſte davon mit betroffenen Damenkreiſen lebhaft intereſſirt. Sieht man aber von dieſer Beſchränkung ab, ſo muß man zugeſtehen, daß die Fellows oder Genoſſen des Collegiums, welche zuſammen mit dem Präſidenten das Vermögen, ſowie die äußeren und inneren Angelegenheiten der Stiftung verwalten, das angenehmſte Leben haben, was ſich ein gelehrter Kloſterbruder, wie ſie ſich manchmal im Scherz ſelber nennen, nur

immer wünſchen kann. Auch iſt die Errichtung ſolcher Fellowſhips in ihrer urſprünglichen Idee gewiß als eine vorzügliche zu bezeichnen, indem dadurch einer Anzahl von jungen Leuten, die ihre Examina mit Auszeichnung beſtanden haben, Gelegenheit gegeben wird, während einer weiteren Reihe von Jahren in vollſtändig unabhängiger, ſorgenfreier, ja glänzender Stellung, unterſtützt von den reichſten wiſſenſchaftlichen Hülfsmitteln, ihre Kenntniſſe zu erweitern und dieſe dann wieder der Univerſität zu Gute kommen zu laſſen. Manchmal freilich ſind dieſe Stellen durch Vorſchrift des Stifters an gewiſſe Familien, Schulen oder Grafſchaften gebunden, für gewöhnlich jedoch hängt die Beſetzung einer Vacanz von der Wahl der Fellows ſelber ab. Leider wurde aber, wie ſchon bemerkt, der urſprüngliche gute Zweck durch verſchiedene Mißbräuche, namentlich die lebenslängliche Berechtigung ſehr beeinträchtigt, indem, wie leicht begreiflich, die weniger Strebſamen nach Erlangung einer ſolchen Sinecure oftmals alles ernſthafte Studiren völlig aufgeben, da ſie ja entweder im College lebenslänglich verſorgt ſind oder nach einiger Zeit ſtatutenmäßig oder auch oft freiwillig in den geiſtlichen Stand treten und alsdann leicht in den Beſitz einer der zahlreichen von dem College abhängigen Pfarreien gelangen können, womit dann gewöhnlich auch die Eheloſigkeit ein vergnügtes Ende nimmt. Indeß geben die tüchtigeren Leute nach einer Reihe von Jahren in der Regel aus freien Stücken jene Stellungen auf, um in irgend einen praktiſchen Lebensberuf überzutreten, wofür ſie ſich während der Dauer und mit Hülfe ihres Fellowſhip vorbereitet haben. Denn nach Verlauf einer beſtimmten Aufenthaltszeit im College bindet ſie meiſtens nichts mehr an daſſelbe; ſo lange ſie unverheirathet bleiben und nicht irgend ein ſehr einträgliches Amt annehmen — die Grenze des erlaubten Nebeneinkommens iſt meiſtens angegeben — können ſie ihr College-Einkommen verzehren wo ſie wollen, alſo etwa in London ſich für die Juriſten-Carrière vorbereiten, oder auch, wie dies neuerdings manchmal geſchieht, auf irgend einer Univerſität des Continents weiter ſtudiren. Dieß iſt gewiß eine vortreffliche Einrichtung, und bei den reichen Mitteln der Colleges kann es kaum in Betracht kommen, wenn hin und wieder in Folge der großen Freiheiten im Genuß ſolcher Stipendien das eine oder das andere nicht in der würdigſten Weiſe verwandt wird. Im Allgemeinen muß anerkannt werden, daß man bemüht iſt, Mißbräuche und Auswüchſe nach und nach zu beſeitigen, und wenn uns auch zuweilen einzelne in den Colleges alt und grau gewordene Fellows begegnen, die für nichts weiter beſonders viel Intereſſe an den Tag legen, als etwa für die Beſetzung der letzten vacanten Pfarreien oder etwa für Fuchsjagden, Angeln, Wettrennen und dgl., ſo wird doch jeder unbefangene Beobachter gern anerkennen, daß unter den jüngeren Mitgliedern ein tüchtiger,

wiſſenſchaftlicher Geiſt herrſcht, der ſich oftmals in bedeutenden literariſchen Leiſtungen kund giebt.

Aus den im College anweſenden Fellows, — und die meiſten bleiben doch während des Semeſters beſtändig da, — werden nun die nöthigen Tutors oder Lehrer gewählt, denen die Leitung des Unterrichts und der Privatarbeiten der Studirenden anvertraut wird. Hierfür werden ſie, weil ſie durchaus nicht etwa als Fellows ein ſolches Amt zu übernehmen verpflichtet, noch auch von vorn herein dazu berechtigt ſind, vom Collegium und auch von den ihnen zugewieſenen Studenten beſonders bezahlt, und da ſie außerdem noch manchmal andere Aemter inne haben, wie das eines Bibliothekars oder eines Cantors an der Kapelle, ſo kommt es nicht ſelten vor, daß ſolche Leute, meiſtens im Alter von 25—35 Jahren, eine Einnahme von 600 — 700 £, alſo etwa 4000 Thlr. jährlich genießen.

Außer dieſen Fellows, deren Anzahl je nach der Größe der einzelnen Collegien variirt von zehn bis zu ſechzig, und die vollſtändig von denſelben erhalten werden, beziehen einen bedeutenden Theil des Einkommens die ſogenannten Scholars oder Stipendiaten, deren jede Anſtalt gewöhnlich eine ebenſo große Anzahl, als ſie Fellows hat, unterſtützt. Die Stipendien, meiſtens im Betrage von 30 — 60 £, alſo 200 — 400 Thlr. (zuweilen mit freier Wohnung), die für die Dauer des vorgeſchriebenen Trienniums gezahlt werden, erhalten gewöhnlich diejenigen, welche ſich in den ſemeſterlichen College-Prüfungen in beſtimmten Fächern auszeichnen. Zuweilen werden natürlich auch, je nach dem Willen des Stifters, gewiſſe Familien oder Schüler gewiſſer Schulen oder auch dürftige Studenten beſonders berückſichtigt. Außerdem werden von den Colleges zahlreiche Preiſe vergeben in Geſtalt von Büchern, Medaillen, kleineren und größeren Geldſummen bis zu 20 und 30 £ für alle möglichen Zweige der dort betriebenen Studien und der verſchiedenen, mehr oder weniger nützlichen Kenntniſſe und Fertigkeiten. Auch viele der größeren Schulen des Landes, die hin und wieder mit den Colleges in einer gewiſſen Verbindung ſtehen, ſind reich an ſolchen Stipendien und Preiſen, und ſo kommt es zuweilen vor, daß fleißige und tatentvolle Studirende von ihrem zehnten oder zwölften Jahre an mit Hülfe der durch ihren eigenen Fleiß erworbenen Unterſtützungen ganz und gar die Koſten ihrer Erziehung beſtreiten, die in England durchaus nicht unbedeutend ſind. Die Durchſchnittsſumme nämlich, die ein Oxforder oder Cambridger Student während der Dauer des etwa 7 Monate ausfüllenden Studienjahrs zu verausgaben hat, beträgt 180 — 200 £; wer ſich einzuſchränken weiß, wird mit etwa 125 — 130 £ auskommen können, und erſt neuerdings, ſeitdem die Studenten nicht mehr ſtatutengemäß gezwungen ſind, irgend einem College anzugehören, dort zu wohnen und zu ſpeiſen, ſondern einfach an der Univerſität immatriculirt werden können, iſt es den weniger Vermögen-

den möglich, mit etwa 90 — 100 £, also etwa 600 Thlrn., ihre Ausgaben während eines Studienjahrs zu bestreiten. Mit dem zunehmenden Reichthum der Collegien wurde auch das Leben in denselben immer luxuriöser, und so war bald trotz der vielen Stipendien nur noch den Söhnen reicher und wohlhabender Eltern der Eintritt in dieselben möglich. Mit dieser Thatsache nun ist die hauptsächlichste Schattenseite des englischen College-Systems bezeichnet, nämlich die Kostspieligkeit des Studiums einerseits und die außerordentliche Verschwendung von Hülfsmitteln andrerseits. Die Unterhaltung von so vielen großartigen Gebäuden, die Besoldungen der großen Anzahl von Beamten und Unterbeamten, die für das kleinste College, wie für das größte fast in derselben Weise nöthig sind, verschlingen natürlich beträchtliche Summen, die, wenn sie auch nicht den Studenten zur Last fallen, sondern vom College-Einkommen bestritten werden, doch wenigstens nicht ihnen und den Studien zu Gute kommen.

König Roderich.

Aus Königsberg i. Pr. — Ende März 1875.

Sicherlich ist es nicht oft vorgekommen, daß in einer für das große deutsche Publikum bestimmten Zeitschrift über ein künstlerisches Ereigniß aus Königsberg Bericht erstattet werden muß. Aber jedem Freunde unserer dichterischen Literatur liegt die Pflicht ob, einen Vorfall dieser Art, der allgemeineres Interesse ansprechen darf, auch wirklich zu allgemeinerer Kenntniß zu bringen. Es handelt sich um die erste Aufführung eines in großem Style geschaffenen Dramas, das aus der Fluth langweiliger und unpoetischer Erzeugnisse, mit denen wir überschwemmt werden, Aufsehen erregend hervorragt.

Vorab muß es anerkannt werden, daß die Leitung des Königsberger Stadttheaters, über deren sonst übliche Leistungen ein Königsberger Patriot gut thut, ein wohlwollendes Schweigen zu beobachten, den Entschluß gefaßt hat, das dramatische Erstlingswerk eines in Königsberg lebenden Dichters zur Aufführung zu bringen. Und auch der Ausstattung, dem Fleiß und der Sorgfalt der Aufführung darf Lob gezollt werden, besonders im Hinblick auf das, was wir Königsberger sonst zu genießen verurtheilt sind. Wenn das neue Drama aber — und das muß sofort hinzugefügt werden, — gleich bei der ersten Aufführung am 25. Februar einen durchschlagenden und hinreißenden Erfolg sich errungen und in zahlreichen Wiederholungen stets aufs neue

erlebt hat, so wird Niemand im Stande sein, etwa hervorragenden künstlerischen Leistungen der Hauptdarsteller diesen Erfolg beizumessen. Nein, die Macht der Dichtung einzig und allein ist es, welche das Königsberger Publikum bezwungen! Wie gewaltig die Wirkung der Dichtung sein muß, wenn erst einmal wirkliche Künstler die beiden Hauptfiguren zur Darstellung bringen, — das läßt sich aus dem hier Erlebten mit ziemlicher Sicherheit ahnen! Möchten die größeren Bühnen Deutschlands sich bald aufraffen, eine Probe auf die Richtigkeit des eben Gesagten zu versuchen!

Der Name des Dichters, über dessen dramatische Erstgeburt wir hier berichten, ist ein nicht ganz unbekannter: es ist Felix Dahn, ordentlicher Professor des deutschen Rechtes an der Universität Königsberg, der seit dem Herbst 1872 hier lebt und lehrt, also ein Gelehrter, dessen rechtshistorische und historische Arbeiten ihm unter den Fachgenossen einen geachteten Namen verschafft haben. Schon mehrfach hatte Dahn in den letzten Jahren poetische Schöpfungen veröffentlicht*), Gedichte epischen und lyrischen Inhaltes, unter denen immerhin einzelne patriotische Lieder und einzelne Balladen und Romanzen eine wirklich poetische Begabung und ein nicht gewöhnliches Talent dichterischer Formengebung an den Tag gelegt hatten. Alles bisher geleistete aber ist weit übertroffen durch das erste Drama, das vor Kurzem im Buchhandel erschienen**) und nun sich auch auf der Bühne bewährt hat.

Auf dem Boden historischer Studien ist die Dichtung erwachsen und zwar derjenigen Studien, die gerade in den letzten Jahren auch zu gelehrten Arbeiten dem Verfasser Anlaß gegeben. Dahn behandelt hier wie in seinem rechtshistorischen Werke die Geschichte des Westgothenreiches in Spanien. Bekanntlich hieß der letzte Westgothenkönig Roderich, der nach ganz kurzer Regierung bei dem Einbruch der Mauren unter Tarek 711 in der Schlacht von Xerez de la Frontera Thron und Leben eingebüßt hat.

Die Geschichte weiß von der Persönlichkeit dieses Roderich so gut wie gar nichts; nur die nackten Thatsachen stehen fest, daß nach Witiza's Tode mit Uebergehung seiner Söhne Roderich auf den Thron sich geschwungen, daß die Söhne Witiza's an die Mauren in Nordafrika sich gewendet und daß diese Mauren dann, gerufen also von einer Gothischen Partei, das Reich Roderich's und der Westgothen im ersten Anlauf zu Boden geworfen. Im späteren Mittelalter hat die Sage einzelne neue Züge zu diesem Bilde hinzu erfunden. Spätere spanische Chronisten erzählen von der verrätherischen Thä-

*) Gedichte. Erste Sammlung. Stuttgart 1867. — Gedichte. Zweite Sammlung in zwei Abtheilungen. Stuttgart, 1872 u. 1873. — Sind Götter? Die Halfred Sigfskaldsaga. Stuttgart, 1874. — Zwölf Balladen. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1875.

**) König Roderich. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn. Leipzig, J. F. Hartknoch. 1875.

tigkeit des Grafen Julianus in Nordafrika*), deſſen Tochter Roderich entehrt haben ſollte. Auch hieß es nun, Roderich habe ſeine Krone einem Aufſtande gegen Witiza verdankt, ja er habe den Vorgänger ſelbſt ermordet.

Von allen derartigen ſpäteren Zuſätzen würde eine hiſtoriſche Darſtellung abzuſehen haben: es iſt des Dichters Vorrecht, ſoweit ſie ihm paſſen, ſie zu verwerthen, umzugeſtalten und noch weiter zu entwickeln.

Dies äußere Gerüſt der Thatſachen war dem Dichter gegeben. Daß ſie nicht ohne weiteres den Stoff zu einem Drama zu liefern vermögen, liegt auf der Hand. Es war die Aufgabe des Dichters, den Untergang Roderich's und der Weſtgothen zu motiviren und damit erſt einen wirklich dramatiſchen Inhalt dem äußeren Stoff zu verleihen. Es ſtand ihm frei, durch Erfindung von Details und Zuſätzen dieſen Inhalt frei zu ſchaffen. Möglich war es, den Untergang Roderich's mit jener romantiſchen Beziehung zwiſchen ihm und der Tochter des Julianus in Verbindung zu bringen: ein intereſſantes und ſpannendes Liebesdrama hätte ſich daraus machen laſſen! Aber dahin ging nicht die Abſicht Dahn's. Obgleich er auch dies Motiv verwerthet, ging er darauf aus, einen viel größeren Gedankeninhalt für ſein Werk zu gewinnen. Und nicht ſowohl die einzelnen Thatſachen der Ueberlieferung, als die ihm aus ſeinen hiſtoriſchen Studien erwachſene Einſicht in den Zuſammenhang und die Verkettung der Ereigniſſe bot ihm die dem Drama zu Grunde liegende Idee dar.

Ein Ergebniß der hiſtoriſchen Forſchung über die weſtgothiſche Geſchichte iſt das folgende. Das Gothiſche Reich iſt vollſtändig von der Kirche beherrſcht geweſen: Königthum und Ariſtokratie waren dienende Faktoren gegenüber der übermächtigen Stellung des Clerus und der Kirche. Und dieſes Ueberwuchern der kirchlichen Macht im ſtaatlichen Leben der Nation hatte die Lebenskraft des Staates vernichtet und untergraben. Der Untergang des Gothenreiches war nach übereinſtimmendem Urtheil der Hiſtoriker die Folge der Prieſterherrſchaft über die Gothen: die Schaaren Tarek's brachen nur die Frucht, die ſchon überreif war; der Einfall der Mauren war nur der äußere Anſtoß, der den morſchen Bau umwarf.

Indem der Gelehrte Dahn dem Dichter Dahn dieſen Gedanken, — wie geſagt, das unbeſtrittene Ergebniß der bisherigen Studien — übermittelte, war die leitende Idee für das hiſtoriſche Trauerſpiel gewonnen, eine Idee, welche in der Empfindung unſerer Zeitgenoſſen dem lebhafteſten Echo zu begegnen gewiß war.

Wie König Roderich hiſtoriſch ſich zu der kirchlichen Uebermacht verhalten, wie weit vielleicht ſein Untergang mit der Stellung zur Kirche in Beziehung

*) Nach neueren Unterſuchungen iſt übrigens dieſer Julianus ein Statthalter des byzantiniſchen Kaiſers, nicht ein Gothe geweſen.

gestanden — darüber ist gar nichts überliefert. Ueberhaupt wissen wir von Roderich's Charakter und Absichten gar nichts. Eine gelehrte Hypothese dagegen, die zuerst von zwei spanischen Historikern aufgestellt wurde, der aber gegenwärtig die meisten Forscher beipflichten, da sie einzelne dunkele und zweideutige Aussagen der älteren Quellen in ansprechender und verständiger Weise erklärt, — eine Annahme gelehrter Combination ist es, daß König Witiza, Roderich's Vorgänger, gegen das herrschende Kirchensystem sich aufgelehnt und die kirchliche Uebermacht einzuschränken versucht habe.

Das, was die meisten Historiker also von Witiza anzunehmen sich berechtigt geglaubt, das hat Dahn auf Roderich übertragen. Er macht den Roderich zum Vertreter der Staatsidee, der, um vor dem drohenden Untergang sein Volk zu retten, sich vorgesetzt das bisherige Verhältniß von Staat und Kirche umzuwandeln und der es unternimmt, die Emancipation des Staates von der Kirche durchzusetzen. Freilich, an dem endlichen Ausgang Roderich's konnte der Dichter nichts ändern. Die Thatsache stand fest. Trotz aller seiner Versuche, — mit denen der Dichter zu sympathisiren nicht verhehlt, — mußte Roderich dem Anprall der Mauren unterliegen, dem der Verrath auf gothischer Seite Unterstützung verliehen.

Wir haben ein Drama vor uns, daß auf das offenkundigste und lebendigste an die Ideen und Gefühle sich wendet, welche durch den unsere Gegenwart bewegenden Conflikt zwischen Staat und Kirche in der Brust der Menschen erweckt sind. Im historischen Drama stellt uns der Dichter grade die Gegensätze vor Augen, deren Kampf in unserer Gegenwart wir täglich vor uns sehen. Es ist ein kühnes Wagniß, — aber von glänzendem Erfolge ist es gekrönt.

Mit reicher Erfindungsgabe hat Dahn es verstanden, eine Menge Einzelzüge und Details zu schaffen und zu combiniren, die ein lebendig bewegtes Abbild des gothischen Volkslebens uns bringen. Auch der Nichtkenner westgothischer Ueberlieferung und westgothischen Rechtes wird es herausfühlen, daß das Bild des gothischen Lebens von innerer Wahrheit erfüllt ist. „Freie Erfindung auf Grund der Quellen" nennt Dahn selbst seine Schöpfung. Die Quellen haben ihm den Hintergrund der Anschauungen, Sitten und Denkungsart, mit einem Worte die ganze Situation erschlossen, in welcher das Stück gedacht ist. Die Figuren und die Vorgänge im Einzelnen sind Kinder dichterischer Erfindung.

Wie schon bemerkt, Dahn verbirgt es nicht, auf wessen Seite er selbst im Kampf der beiden Prinzipien steht, er widmet sein Gedicht „dem deutschen Reich"; er schickt ihm das Motto voraus „So gebt dem Kaiser was des Kaisers ist — Jesus von Nazareth". Aber der Mann historischer Bildung zeigt sich darin, daß er mit großartiger Objektivität auch das Prinzip des Gegners

zum Ausdruck gebracht hat. Der Kirchenfürſt Sindred von Toledo und der Gothenkönig Roderich, beide Gegner ſind tiefgedachte groß angelegte und ihrer Bedeutung ſich bewußte Vertreter des kirchlichen und ſtaatlichen Prinzipes. Ja pſychologiſch tiefer und großartiger geſtaltet iſt — wenigſtens wir haben den Eindruck — der Biſchof, in weit höherem Grade noch als der König. Dieſer Sindred iſt in der That ein dramatiſcher Charakter, der ſich den erſten und bedeutendſten Schöpfungen dramatiſcher Muſe in dieſer Beziehung würdig zugeſellt.

Wir referiren kurz den Inhalt des Dramas.

Die erſte Scene zeigt uns die gothiſchen Biſchöfe in gemeinſamer Berathung über die bevorſtehende Königswahl nach Witiza's Tode. Daß man eines kräftigen Mannes bedürfe, darüber ſind alle einig; und aus dieſem Grunde verſtändigen ſich die Biſchöfe auch den im Volke beliebten kriegstüchtigen Grafen Roderich dem Adel zur Wahl vorzuſchlagen, obwohl ſie ſeiner der kirchlichen Herrſchaft feindlichen Geſinnung ſich bewußt ſind. Ein Eid vor der Wahl ſoll ihm die Hände binden. Der Primas Sindred glaubt jedenfalls Mittel zu beſitzen, Roderich's Arm nach ſeinem Sinne zu lenken.

In der zweiten Scene erſcheint Roderich mit ſeinen Freunden, voll hoher Hoffnung demnächſt König zu werden, mit dem Entſchluſſe gerüſtet als König die ſtaatsfeindliche Macht der Kirche zu brechen: von perſönlichem Haß gegen Clerus und Kirche iſt ſeine Seele erfüllt; und ſeine perſönlichen Motive zu einem ſolchen werden hier und an ſpäteren Stellen uns mitgetheilt. Und nichtsdeſtoweniger verſpricht er der Deputation Sindred's jenen von den Biſchöfen als conditio sine qua non geforderten Eid vor der Krönung zu ſchwören, trotz der Warnung ſeiner Freunde.

Und nun erfolgt die Königswahl. Das iſt eine prächtige Scene, die Raum zu pomphafter Ausſtattung und großer Maſſenentfaltung gewährt, die aber auch durch ihren dramatiſchen Inhalt und die ſich ſteigernden Effekte die Zuſchauer mit ſich fortreißt. Nachdem die Stimmen der Wähler auf Roderich gefallen, verlangt und erzwingt er, ehe er die Krone annimmt, daß auch das gothiſche Volk ſeine Zuſtimmung zur Wahl ausſpricht. Den verheißenen Eid dagegen vor der Krönung leiſtet er nicht; er hatte gelobt die Krone nicht eher aus Sindred's Hand zu nehmen, bis er den verlangten Eid geſchworen; nun aber nimmt er die Krone gar nicht aus Sindred's Hand, ſondern ſetzt ſie mit raſchem Griffe ſich eigenmächtig aufs Haupt, geſtützt auf den jubelnden Zuruf des Adels und Volkes.

Somit iſt Roderich im erſten Akte König geworden und hat ſeine Abſicht deutlich angezeigt, der Kirche entgegenzutreten und ihre bisher beſeſſenen Rechte im Intereſſe des Staates einzuſchränken. Der Kampf zwiſchen Staat und Kirche, zwiſchen Königthum und Prieſterthum iſt angekündigt, die Gegenſätze

ſind gegen einander ins Feld getreten. Mit ganzer Energie hat Roderich ſich dieſem Kampfe gewidmet; er hat verſichert, ſein Geiſt ſei jeder anderen hemmenden oder ablenkenden Gefühle frei — rückſichtslos wollte er ſich dieſer ſeiner Aufgabe widmen. Sein Gegner Sindred war dagegen der Meinung, die Stelle zu kennen, wo der kirchenkämpfende König ſelbſt der Hülfe der Kirche bedürfen würde: er ſah einen Weg, den König zum Dienſte der Kirche ſelbſt zu bezwingen. Und hier benutzt Dahn nun in origineller und feiner Weiſe die ſagenhaften Erinnerungen an Donna Cava. Roderich, der früher als Gefangener in Afrika gelebt, hatte dort ſeine Freiheit verdankt der liebevollen Theilnahme einer ſchönen ihm unbekannten Dame: ihr Bild lebte in ſeinem Herzen, doch glaubte er ihr nie wieder begegnen zu können. Aber auch Cava, die Tochter des Julianus Grafen von Ceuta, gedachte mit ſchwärmeriſcher Sehnſucht jenes Gefangenen, den ſie befreiet. Sie war das Beichtkind Sindred's, dem es nicht entgangen, wer jener geheimnißvolle gothiſche Gefangene geweſen, deſſen Erinnerung Cava's Herz noch im Banne hielt. Ihr Vater, bei der Königswahl Roderich's Rivale, hatte ſie dem Grafen Tulga zur Ehe beſtimmt; ſie aber, ſich dem väterlichen Zwange zu entziehen, flüchtete zu Sindred, der ſie ins Kloſter aufnahm. Damit hatte Sindred den Preis in ſeine Hand erhalten, mit welchem er Roderich's Freundſchaft zu gewinnen gedachte.

Die Entwicklung verläuft in folgender Weiſe. Cava's Vater und Bräutigam fordern vom Könige, daß er den Erzbiſchof zwinge, die wider des Vaters Willen ins Kloſter eingelaſſene junge Nonne ihnen zurückzugeben; und trotz der Proteſte Sindred's wird auf Roderich's Befehl Cava dem Kloſter entriſſen. Da aber, als Roderich und Cava ſich perſönlich begegnen, erkennen beide mit einem Schlage, wer ſie ſind: ſie ſieht den Gefangenen der früheren Tage als ihren König vor ſich, er hat die für immer aufgegebene Herrin ſeines Herzens gefunden; und in wenigen leidenſchaftlich hin und her fliegenden Worten ſchließt ſich ſofort auch der Bund dieſer Herzen. Zwar erheben Kloſter und Kirche Einſprache, zwar proteſtiren aufs lebhafteſte der Vater und der Verlobte gegen dieſen Eingriff in geheiligte Rechte, die auch das Königthum zu achten habe: über des Prieſters Worte ſetzt Roderich ſich hinweg, und den Widerſpruch der Familie bringt Julianus' Pflichtverſäumniß gegen das gothiſche Reich wenigſtens momentan zum Schweigen. In erregter Spannung läßt uns der zweite Aktſchluß zurück.

Die einzelnen Maßregeln Roderich's im Kirchenkampf, von denen wir bis dahin gehört, waren gerechtfertigte und maßvolle Schritte zur feſten Aufrichtung ſtaatlicher Souverainetät. Die Kirche hatte ſich jedem einzelnen Akte des Königs widerſetzt; aber Roderich hatte ſich nicht beirren laſſen in der Ausführung ſeiner ſtaatlichen Gedanken. Wohl mochte hier und da in uns, den Leſern oder Hörern des Dramas, die Reflexion aufgeſtiegen ſein, daß Roderich,

Digitized by Google

ein ſo leidenſchaftlicher Haſſer der Kirche, am Ende ſich im Streite wider die Kirche zu weit würde fortreißen laſſen; und es möchte zuletzt vielleicht noch die andere Befürchtung in uns erwachen, daß er durch ſein Verhältniß zu Cava eine Schuld auf ſich laden könnte, die ihn weiterhin zu Grunde richten würde. Jenem Gedanken iſt im Drama ſchon im Anfang Ausdruck geliehen; von dieſer zweiten Beſorgniß ſind ſelbſt Roderich's Freunde erfüllt: in ergreifend rührender Scene warnt ihn die Schweſter, warnt ihn der Freund; aber die Liebe zu Cava iſt ſtärker als alles andere: er iſt entſchloſſen, ſie als die Seine zu behaupten. Sindred ſucht ihn auf, ihm ſelbſt zu dieſem Zwecke die Hülfe der Kirche zu bieten; er macht ſich anheiſchig, ihm die geliebte Frau ſelbſt zu verſchaffen, um den Preis, daß Roderich dem Kirchenkampf entſagen wolle. Aber ſolchen Compromiß weiſt der König entſchieden zurück; indem Roderich ohne Wiſſen des Erzbiſchofes Zeugen ihrer Unterredung aufſtellt, hat er mit liſtigem Stratagema zum zweiten Male dem Gegner eine Niederlage vor dem Volke bereitet. Eine noch heftigere Phaſe muß damit für den Krieg beginnen: indem Sindred die Unmöglichkeit eines Ausgleiches mit Roderich erkennt, muß ſein Sinn und ſein Thun nach anderer Seite ſich wenden.

Mittlerweile war der Angriff der Mauren Spanien näher gekommen. Die letzten gothiſchen Plätze in Nordafrika, Ceuta und Tanger, die Poſten Julian's und Tulga's waren durch Verrath dieſer Grafen in die Hand der Mauren gefallen. Die Entdeckung dieſes Hochverrathes iſt es, welche Roderich es ermöglicht, gegen den Willen des Vaters, ohne Bruch des Volksrechtes, Cava's Hand für ſich zu beſitzen. Sonnenklar und unbeſtritten war des Vaters Recht, über die Tochter zu verfügen, verkündet und anerkannt; Julian hatte gegen Roderich's Werbung um Cava proteſtirt; wollte Roderich dennoch ſich die Geliebte aneignen, — er ſchien im Begriffe zu dieſem Schritte zu ſein, — dann hätte wirklich ſeine Leidenſchaft ihn in eine Schuld verwickelt, der Vorkämpfer des Staates wäre nicht rein geblieben. Bis hart an den Punkt heran, in welchem Leſer und Zuſchauer das tragiſche Schuldmoment einzutreten erwarten, hat der Dichter dieſe Entwicklung geführt. An dieſem Punkte angelangt aber wendet er mit plötzlichem Rucke das Drama nach einer andern Seite hin. Im Augenblicke, in welchem wir alle Roderich's Fehltritt erwarten, wird der Hochverrath Julian's entdeckt; dies ändert die ganze Lage: nun mußte Roderich die Schuld von ſelbſt erſpart ſein; denn der Hochverräther Julian hatte alles Recht über die Tochter verwirkt; nun wurde Roderich ſelbſt als König derjenige, der Cava's Hand zu vergeben hat: er giebt ſie natürlich ſich ſelbſt.

Wir haben in dieſer Scene den Punkt erreicht, bei welchem begründete Einwendungen gegen des Dichters Verfahren ſich erheben müſſen. Die Art, mit der hier der ſchon vorbereitete Conflikt vermieden wird, iſt eine gewalt-

ſame. Die Einreden der Schweſter und des Freundes gegen Roderich's Heirath (Akt 3, Scene 3) ſind tief und wahr empfunden; der eigene Vortrag des Dichters ſenkt ſie auch dem Leſer und dem Zuſchauer als nicht leichthin abzuweiſende ins Gedächtniß; und die Bemerkung Pelago's, mit der er zurückzieht von dem früher Geſagten:

Ich gebe mich beſiegt! was ſo gewaltig
So groß und recht, das trägt ſein Recht in ſich,
Und ob's Verderben iſt — es iſt doch ſchön!

dieſe Aeußerung hat nicht für Jedermann überzeugende Kraft. Immerhin macht die Darſtellung der Sache, die der Dichter bis zur 7. Scene des 3. Aktes verfolgt hat, den Eindruck, als ob es ſeine Abſicht geweſen, aus des Königs Verbindung mit Cava einen erſten und ſchweren Conflikt entſtehen zu laſſen; die Umgebung hatte ihn nachdrücklich gewarnt (ſchon in früheren Geſprächen mit Pelago war dieſen Warnungen präludirt worden) und die öffentliche Verhandlung vor dem Gothenvolke mit ihren wuchtigen Erklärungen des „Rechtswartes", des Organes gothiſcher Volks- und Rechtsanſchauungen mußte nach dieſer Richtung hin unſere Auffaſſung ſpannen und lenken. Da plötzlich zerrinnt der drohende Conflikt, — in der oben angegebenen Weiſe. Ueberraſchend, ja befremdend iſt ſicherlich dieſe Ausbiegung, mit der Dahn dem Drama eine andere Wendung giebt. Unzweifelhaft hat ihn eine ganz beſtimmte Abſicht dabei geleitet: wenn wir richtig vermuthen, ſo wollte er das mehr romantiſche Element in ſeiner Dichtung in möglichſt enge Schranken eindämmen, ſo wünſchte er eine Theilung des Intereſſes zu vermeiden, ſo fürchtete er die Sympathie für den Heldenkönig durch die Theilnahme an dem Schickſal des Liebhabers leicht abzuſchwächen: er aber wollte — ſo denken wir — die dramatiſche Entwickelung des Kampfes der feindlichen Prinzipien — Staatsſouverainetät und Prieſterherrſchaft — ungeſtört durch eine Einmiſchung andersgearteter Motive ſich vollziehen laſſen.

Mögen ſo oder anders die Gedanken lauten, die den Dichter zur Wahl ſeiner dramatiſchen Motive beſtimmt haben, wir haben es grade bei dem hohen Intereſſe, das uns dies Drama eingeflößt hat, für richtig gehalten, auch unſere kritiſchen Bedenken gegenüber dieſer vom Dichter beliebten Wendung nicht zu unterdrücken.

Mit den heranziehenden Mauren läßt Sindred ſich in geheime Verbindungen ein, welche Roderich's Sturz vorbereiten ſollen und herbeiführen. Zunächſt war von den fanatiſirten Anhängern der Kirche ein Mordanfall auf Roderich verſucht worden, der ihn zur höchſten Heftigkeit reizen mußte! Dann verweigern die Biſchöfe dem Könige alle und jede Hülfe und Unterſtützung für den bevorſtehenden Maurenkrieg. Vergebens bittet und beſchwört Roderich ſeinen Gegner Sindred.

Da endlich reißt ihm die Geduld, und der alte leidenſchaftliche Haß, der in ſeiner Bruſt von Anfang an vorhanden geweſen, bricht in heftigem Toben gegen die Biſchöfe und die Kirche Spaniens los. Seine Umgebung iſt durch dies Auftreten des Königs erſchreckt und beunruhigt; ſeine einzelnen Gebote werden von dem eigenen Anhang mit abmahnenden Worten begleitet: der Gipfel ſeines Unmuthes iſt erreicht, als er das Privilegium Reccared's, auf das die Kirche ihre Anſprüche gegründet, und das Sindred zur Abwehr ihm entgegengehalten mit eigenem Schwerte zerſtückt. Als er ſich zum Vertheidigungskampfe wider die Mauren erhebt, da hat er — ſo iſt unzweifelhaft die Anſchauung des Dichters — durch Uebertreibung ſeiner antikirchlichen Maßregeln das Maaß des Nothwendigen und Gerechten überſchritten. Das iſt ſeine Verſchuldung: deshalb geht er unter.

Bei lebendiger Darſtellung auf der Bühne erhalten wir unzweifelhaft den Eindruck, daß die letzten Maßregeln Roderich's von ihm erlaſſen ſind in leidenſchaftlicher Aufwallung, in ſtürmiſchem Jähzorn. Und die Ausrufe von Roderich's Freunden, die voller Entſetzen ihn warnen, ſind ganz geeignet dieſe Stimmung in uns zu befeſtigen und verſtärken. Aber wir können nicht umhin an dieſer Stelle noch einmal eine Schwäche dramatiſcher Begründung zu erblicken, welche im engſten Zuſammenhang ſteht mit jener ſoeben beſprochenen früheren Wendung. Mag die Aufführung bei ſchnell gewähltem Tempo der Sprache, bei gelungener Verſinnlichung der Leidenſchaft die Schwäche vorübergehend verdecken, vorhanden iſt ſie doch und bei der Lectüre wird ſie wenigen Leſern entgehen. Denn jene letztern Maßregeln Roderich's, in denen er, von ſeinem Jähzorn bethört, unbilliges und ungehöriges der Kirche aufgelegt haben ſoll, — ſie ſind für unſer Empfinden ganz ſicher gar nicht ſo ungeheuerliche, wir werden ſie vielmehr eigentlich für ganz wohl motivirte und billige erklären müſſen. Roderich verfügt die Freilaſſung der Kirchenſklaven, ihre Waffenfähigkeit und Einreihung ins gothiſche Heer; ſtatt der bisherigen Steuerfreiheit legt er den Kirchengütern eine doppelte Steuerquote auf; er nimmt der Kirche die Hälfte der Kirchengefäße, um damit den Kriegsſchatz zu füllen: alles das ſind Maßregeln, die einſchneidend den bisherigen Zuſtand ändern, die aber in dieſer äußerſten Noth und Gefahr des Reiches kaum dem Gefühl der damaligen Zeit, ſicher nicht unſerer Anſchauungsweiſe allzu hart oder gar unerhört erſcheinen können. Und wenn auch Roderich zuletzt, in ſymboliſcher Handlung die Aenderung des Rechtszuſtandes der Kirche darſtellend, das Kirchenprivilegium vernichtet, d. h. wenn er die von ſeinem Vorgänger der Kirche gewährte Ausnahmeſtellung ſeinerſeits kraft königlicher Macht aufhebt, ſo iſt nach dem was vorgegangen auch dieſe raſche That kein ſo ſchweres Verbrechen, keine ſo ſchwere Schuld, daß ſie Roderich's Untergang nach ſich ziehen müßte. Ein ſo ſtark gereizter, muthwillig vom Prieſter ver-

höhnter König begeht keine Sünde, wenn er in etwas heftigerer Tonart die sonst nöthigen Gesetze einführt.

Nachdem von den beiden in den ersten Akten die tragische Schuld Roderich's vorbereitenden Motiven — wir meinen seine Verbindung mit Cava und seine Neigung zu allzu gewaltsamer That — der Dichter selbst das eine am Ende des dritten Aktes aus irgend welchem Grunde vollständig bei Seite geschoben hat, war es nöthig, auf das andere die ganze Last der tragischen Motivirung zu legen — wir glauben es ist dadurch in der That diesem an und für sich schon nicht sehr tragfähigen Pfeiler eine zu schwere Last aufgebürdet worden. Der Leser allerdings wird sich dieses Verhältnisses deutlicher bewußt werden, als der bloße Zuschauer, dem der Lärm der Aufführung Manches verdeckt.

Was den Untergang Roderich's und des Gothenreiches heraufbeschworen, lag am Ende des 4. Aktes schon klar vor uns. Die Bischöfe hatten einen geheimen Bund mit Tarek dem Maurenführer geschlossen, ihm das Reich zu überliefern. Der letzte Akt zeigt sie in Thätigkeit gegen den Gothenkönig als Helfer des auswärtigen Feindes. Zwar prallt an den Gothen selbst Sindred's Bannfluch ohnmächtig ab, der Gothen Seelen bleiben ihrem Könige treu; aber in der entscheidenden Schlacht im entscheidenden Augenblick thut der Fluch der Kirche seine volle Wirkung bei jenen freigelassenen Sklaven und Leibeigenen der Kirche, welche Roderich unter seine Krieger aufgenommen hatte; sie gehen zum Feinde über. Er selbst der König fällt im Kampfe von verrätherischer Hand.

Es war des Dichters Sache auch trotz des Unterganges seines Helden unseren Sympathien mit Roderich Genugthuung zu verschaffen. Und auf doppelte Weise versucht er die poetische Gerechtigkeit zum Ausdruck zu bringen. Einmal ereilt die Bischöfe ihre Strafe. Sindred hatte der Kirche volle Freiheit zusichern lassen, „so lange in Spanien Christenprieſter leben"; von dieser Clausel macht Tarek einen ähnlichen Gebrauch wie Roderich im ersten Akt von der Bedingung seiner Krönung: er nimmt sie wörtlich; er schafft seine Zusage aus dem Wege, indem er die Bischöfe alle todtzuschlagen befiehlt. Trotz des drastischen Effektes dieser Schlußscene hätte sich diese Wiederholung vermeiden lassen. Viel tröstlicher wirkt auf uns der Ausblick in die Zukunft, den die vorletzte Scene uns eröffnet. Der sterbende Roderich übergiebt seinem Freunde Pelago die Krone der Gothen; auf Pelago beruht nun die Hoffnung gothischer Zukunft. In Asturiens Berge gedenkt er sich zurückzuziehen; und niemals sich zu ergeben, schwören die Gothen mit ihrem neuen König. Mit Beziehung auf den wirklich eingetretenen Verlauf durfte der Dichter den Ausspruch dem neuen Gothenhelden in den Mund legen:

„Einſt kommt die Zeit, da von den Bergen wieder
Dein Volk, o Rod'rich ſieghaft niederſteigt."

Aus dieſer kurzen Inhaltsangabe wird ſchon hervorleuchten einen wie gewaltigen ideenreichen und feſſelnden Inhalt dies hiſtoriſche Trauerſpiel in ſich birgt. Unverkennbar iſt überall der große dramatiſche Zug, der die ganze Handlung bewegt und allenthalben auch den Dialog erfüllt.

Und wenn immerhin gegen einzelne Punkte in der Motivirung mit Fug und Recht, wie wir geſehen, Einwendungen ſich erheben, wenn auch an einzelnen Stellen ſtörende Wiederholungen ſich aufzeigen laſſen (z. B. jene afrikaniſche Gefangenſchaft Roderich's wird, allerdings immer mit Nuancen, dreimal erzählt): ſo ſind alle dieſe Punkte geringfügig und verſchwindend, ſobald man auf das Ganze der Dichtung hinſieht. Das Ganze übt auf Leſer und Zuſchauer eine großartige Wirkung. Aus dieſem Drama weht uns der Hauch idealer Poeſie entgegen. Hier werden hohe und ernſte Gedanken ausgeſprochen, große Fragen und Aufgaben menſchlichen Lebens mit dichteriſcher Vertiefung in künſtleriſchen Formen behandelt.

Der Dialog iſt lebendig und charakteriſtiſch; wiederholt begegnen wir reiflich durchdachten und prächtig ausgedrückten Sentenzen. Und wenn bisweilen die letzte Feile der Sprache vermißt wird, ſo entſchädigt dafür an anderen Stellen hohe Schönheit der Form und des Gedankens.

Auch unter den Nebenfiguren ſind eine ganze Anzahl charakteriſirter Perſönlichkeiten. Der edle Pelago, der biderbe Garding, der kriegeriſche Biſchof Gundomar, der Maurenfeldherr Tarek, der als ſein eigener Geſandter und Späher bei den Gothen geweſen, auch Roderich's Schweſter Theodoſia — ſie alle erregen unſer Intereſſe. Ganz beſonders Tarek iſt eine markige charaktervolle Erſcheinung. Am wenigſten gelungen iſt nach unſerer Meinung die Geliebte: Cava iſt die ſtereotype blonde Jungfrau, die ſich lieben und küſſen läßt und auch nach Kräften wieder liebt; eine wirkliche Charakteriſtik ſcheint der Dichter nicht beabſichtigt zu haben.

Alle Kraft und Kunſt dichteriſcher Charakteriſtik ſind dagegen aufgewendet bei den beiden Hauptperſonen — Roderich und Sindred. Roderich's Heldenfigur iſt mit Begeiſterung vom Dichter erfaßt und ausgeführt. Die perſönlichen Eigenſchaften Roderich's verbinden ſich mit der königlichen Majeſtät in ihm zu einem mächtigen Ganzen. Mit vollem Bewußtſein ſtürzt Roderich ſich in den Kampf gegen die Kirche; von ſeinem guten Rechte iſt er aufs lebendigſte durchdrungen. Mit Energie und mit Klugheit weiß er den Prieſter zu faſſen; — er erliegt allein dem Verrathe, der dem auswärtigen Feinde die Thore des Reiches eröffnet.

Sindred auf der andern Seite iſt die volle Repräſentation des kirchlichen Prinzipes, deſſen Bedeutung und Tragweite er voll und ganz überſieht und

mit kräftigem Worte ausspricht. Es lag für einen andersgesinnten Dichter die Gefahr nahe, dem Vertreter der bekämpften Kirchengewalt die Züge des hergebrachten Theaterbösewichtes und Intriganten zu verleihen. Davon ist Dahn so weit als möglich entfernt. Sein Kirchenfürst ist in der That ein Bild jener großen Kirchenmänner des Mittelalters, die sich die Welt zu beherrschen angemaßt und eine wirkliche Herrschaft auszuüben sich befähigt erwiesen haben. Nur ein ins Geistesleben des Mittelalters so tief eingedrungener Dichter, wie der Rechtshistoriker Dahn augenscheinlich dies von sich rühmen darf, vermochte in Zeichnung und Farbenstellung ein so treues, historisch und psychologisch wahres Charakterbild zu schaffen.

Die Kirche verschmäht die kleinen Mittel der Intriguen und der indirekten Wege durchaus nicht, wo sie Erfolge von ihnen erwartet; sie pflegt ihre Feinde nicht zu unterschätzen; sie sucht lieber in freundlicher Weise den Gegner, der als solcher ihr kräftig entgegentritt, für sich zu gewinnen, als daß sie von vornherein auf Kampf und Krieg sich einrichtet. Erst wenn der Compromiß sich als unthunlich herausgestellt, dann erst erhebt sie den Kampf, dann aber auch mit voller Wucht, mit allen Mitteln, ohne Rücksicht und Bedenken in der Wahl ihrer Waffen. Und wo sie mit ihrer Agitation auf Erfolg rechnen darf, an welche Gefühle sie sich wenden muß, — Niemand weiß dies besser als derjenige, dem die Kirche die Herrschaft über Menschen aufträgt. Der Sindred Dahn's ist ein Musterbild eines solchen Bischofs: alle wesentlichen Züge und Elemente, welche nach Erfahrung der Geschichte den Charakter eines solchen Bischofes ausmachen, sind in ihm mit gut gewählter Mischung alles Einzelnen vorhanden. Diesem Geschöpfe seiner Muse hat Dahn das vollste Gepräge von Lebenswahrheit verliehen.

Zwischen Sindred und Roderich wird der Kirchenkampf geschlagen. Wiederholt treten sie sich persönlich gegenüber, wiederholt sprechen sie den Gegensatz der Prinzipien gegeneinander aus. Wir möchten zum Schluß dieser Besprechung auf einige Stellen hinweisen, welche in besonders gelungener Form die streitenden Prinzipien kundgeben.

Gleich in der ersten Scene, in der sich die Bischöfe für die Wahl Roderich's entscheiden und Sindred jenen Eid von Roderich zu erheischen vorschlägt, entgegnet er dem Einwurf: „Was gilt ein Eid!" mit dem gut gedachten Worte:

„Viel für die Hörer, Brüder,
Und d'rum auch Ein'ges für den Schwörer selbst.

Trotz aller seiner Einsicht aber läßt Sindred sich von Roderich überlisten, wie wir schon berichtet haben. Anfangs glaubt er noch nicht recht an den Ernst des Königs, wider die Kirche zu streiten; der Priester, der die Schwächen der Menschen kennt meint, Roderich verfolge ganz andere Ziele. Aber

ſeine Speculation auf Roderich's Liebesneigung zu Cava ſchlägt ihm fehl. Da erſt ſieht auch Sindred dieſen Kampf an für einen unvermeidlichen, da erſt enthüllt ſich uns ſeine ganze prieſterliche Energie. Im dritten Akt (Scene 5), nachdem die erſten Plänkeleien der Gegenſätze vorüber, treten ſich die Prinzipien offen und unverhüllt entgegen. Als Roderich ihm droht: „Du weißt: den Hochverrath trifft Tod," antwortet er ſtolz:

„Du aber weißt, das ſchreckt den Prieſter nicht:
Er ſteht am höchſten auf dem Blutgerüſt!"

Er bekennt, zu des Papſtes Füßen, in Rom, ſeine Ideen über die Macht und das Recht der Kirche gelernt zu haben; er ſpricht auch unverholen das Axiom der Kirche aus:

„der Kirche Herrſchaft gründet
Auf ſünd'ger Schwäche menſchlicher Natur.
Schlecht iſt und ſchwach der Menſch: erbſündig wuchert
Die Selbſtſucht von Geſchlecht fort zu Geſchlecht:
Auf Erden ſucht die Menſchheit und im Himmel
Stets nur das eigne Wohl, wer dies ihr ſpendet,
Wer dies ihr ſichert, der beherrſcht ſie ganz.
Lernt nun die zage Seele, daß auf kurze,
Sehr kurze Erdenzeit das Jenſeits folgt,
Mit ew'gen Wonnen oder ew'ger Qual,
Blindlings gehorcht die bange Schaar der Hand,
Die, wie ſie weiß, des Himmels und der Hölle
Furchtbare Pforten aufthut oder ſchließt:
Denn feig, gemein und elend iſt der Menſch."

Roderich beruft ſich gegen dieſe Theorien auf das Gefühl der Menſchen für ein größeres Ganze:

„Nein, Prieſter! Nein! laut ſtraft mein Herz Dich Lügen:
Nicht Selbſtſucht nur pocht in des Mannes Bruſt:
Begeiſtert bringt er ſich als Opfer dar,
Gilt es ſein Höchſtes — Volk und Vaterland.

Sindred: An dieſe todten Götzen glaubſt du noch?

Roderich: Sie ſind nicht Götzen und ſie ſind nicht todt.

Sindred: Wohl, jeder ſchafft ſich thöricht ein Idol,
Das ihm als Höchſtes gilt und betet's an —
Und liebt und betet an doch nur — ſich ſelbſt."

Roderich ſetzt in längerer Ausführung darauf ſeine Gefühle auseinander, zuletzt ſeine begeiſterte Liebe für ſein Gothenvolk. Darauf

„Sindred: Und doch iſt Selbſtſucht dieſe Liebe auch,
Nur höh're, fein're als der großen Menge:
Und niemals wird, Dir ähnlich, dieſe Menge
Im Staat, in Volksehre, Volksfreiheit

Ihr Höchſtes finden: nein, die Menge ſucht
Das eigne Wohl im Himmel und auf Erden:
Nicht die Begeiſt'rung für das Vaterland,
Die Furcht vor Höllenſtrafe iſt das Stärkſte:
Und wohl der Menſchheit, daß dem alſo iſt,
Daß eine Schranke Gott auf Erden ſetzte,
Sonſt wüchſen Uebermuth und Luſt und Sünde
Hochfärtig durch die Wolken in den Himmel.
Drum laß vom Kampf mit uns, Du kühner König,
Schon vor der Schlacht haſt Du den Sieg verloren:
Es wär ein Kampf um dieſes Volkes Seele
Und dieſe Seele — hat die Kirche ganz.

Roderich: Nein, Erzbiſchof, nein, bei dem Stern der Gothen!
Das Höchſte iſt dem Volk des Volkes Ehre,
Und nicht der Kirche Segen oder Fluch.
Ich ſetze Thron und Leben dafür ein:
Ich wette und ich ringe mit Dir, Prieſter,
Um meines Volkes Seele.

Sindred: Es ſoll gelten!"

Der Verlauf des Dramas lehrt, daß bei den gothiſchen Volksgenoſſen Roderich Recht behält, aber die Leibeigenen der Kirche — wie ſie hier kurz bezeichnet werden, die „Kirchenknechte" — folgen dem Worte des Biſchofs ganz anders als dem Befehle des Königs:

„geknechtet hat die Kirche ihre Seelen,
Und dieſe kann kein Königswort befrei'n."

Ihr Abfall hat die Maurenſchlacht entſchieden. Und ſomit hat allerdings zunächſt im Bereiche deſſen, was im Drama vorgeht, Sindred mit der Kirche geſiegt; — in der Seele moderner Menſchen aber ruft dieſer zeitweilige Sieg ganz andere Empfindungen und Reflexionen wach: der Eindruck der ganzen Dichtung auf das heutige Publikum iſt ganz gewiß nicht der, daß der Kirche über den Staat der Sieg gebühre.

Und zu leidenſchaftlicher Höhe wird dieſe Empfindung, mit der wir dem Drama folgen, in uns erregt grade durch die objektive und ſichere Art, in welcher der Dichter Sindred's Standpunkt ſich dem Gebote des Staates gegenüber offenbaren läßt. Ergreifend und aufregend iſt ſicher das Wechſelgeſpräch zwiſchen Roderich und Sindred am Ende des vierten Aktes. Nachdem alle Bitten des Königs bei der feindlichen Kirche um Hülfe für das Reich in ſeiner höchſten Gefahr vergeblich geblieben, ruft Roderich unwillig aus:

„Biſt Du ein Gothe? ſprich, biſt Du ein Mann?

Sindred: Ich bin ein Prieſter und ich bin ein Chriſt.

Roderich: Haſt Du kein Herz für Deines Volkes Ehre?

Sindred: Des Christen Ehre ist nur Christi Kreuz.
Roderich: Hast Du kein Herz für Vaterland und Heimath?
Sindred: Des Christen Heimath ist im Himmel nur."

Zuletzt als der König seine einschneidenden Befehle gegeben, die Mitwirkung der kirchlichen Machtmittel zur Vertheidigung des Vaterlandes zu erzwingen, da schleudert Sindred gegen ihn die Verwünschung:

„Fluch und Verderben schlage Dich, Du Wüth'rich.
Verfallen ist Dein Thron, Dein Haupt, Dein Leben!
Und Jedem, der Dich mordet, lohnt der Himmel."

Was Roderich damals nicht weiß, daß Sindred im geheimen Bunde mit dem Landesfeind steht, wir wissen es, wir haben selbst wenige Scenen vorher den Abschluß des Bundes auf der Bühne gesehen! Desto furchtbarer erscheint uns der Fluch Sindred's, desto greller tönt in unsere Ohren der Ruf, mit dem er die Nachricht vom Maureneinfall begrüßt:

„Die Rächer nah'n. In Blut wirst Du versinken:
Ein ungeheures Blutmeer überschwemmt
Dich, Deinen Thron, Dein Reich; und einsam schwimmt
Allein gerettet, nur die Arche Gottes,
Die Kirche, siegreich durch die Sintfluth hin."

Wir modernen Menschen wenden unseren Sinn entsetzt ab von diesem Priester, der seines eigenen Volkes Untergang in einem Blutmeere herbeiwünscht, der sein Vaterland verräth aus Rache wider den König, welcher die Rechte der Staatsgewalt gegenüber der Kirchenmacht herzustellen und zu behaupten unternommen. Mit solchen Gefühlen zorniger Entrüstung über die Anmaßung der Kirche wird Dahn's Roderich Leser wie Zuschauer entlassen!

Betrachtungen über die Bankfrage.

Von Max Wirth.

II.

Kurz vorher war in dem Lande der Bankexperimente, in den Vereinigten Staaten von Amerika, eine Organisation des Zettelbank-Wesens angenommen worden, welche einen neuen Beweis für die Vorzüge der Concentration gegenüber der Zersplitterung des Notenbank-Wesens liefern sollte. Die amerikanische Bundesregierung, welche sich während des Bürgerkrieges am Ende ihrer Hülfsquellen sah, verschaffte sich ein neues Anlehen von über 300 Millionen

Dollars mit Hülfe einer Reorganisation der Zettelbanken. Bis zum März 1862 waren die amerikanischen Zettelbanken Anstalten, welche ihre Concession von den Regierungen der einzelnen Staaten erhielten. Durch ein Gesetz vom 25. März 1863 wurde das Institut der Nationalbanken gegründet und mit solchen Vorrechten ausgestattet, daß den Staatenbanken nichts anderes übrig blieb, als sich in Nationalbanken umzuwandeln. Die Hauptbestimmung der neuen Organisation war, daß ein einheitliches Notenformular für die ganze Union an die Stelle von 1466 verschieden gestaltigen Noten, soviel eben Staatenbanken existirten, gesetzt wurde und daß die Bundesnoten den Banken fortan nur gegen Hinterlassung von Unions-Obligationen beim Staatscontrol-Amt verabfolgt wurden. Diese Unions-Staatspapiere werden nur zu 90% des Curses angerechnet, die Zinsen aber vom Control-Amt den betreffenden Banken verabreicht. Diese Einrichtung konnte gegen den frühern Zustand als eine wesentliche Verbesserung der Credit-Umlaufsmittel betrachtet werden. Denn während vorher das Publikum unmöglich 1466 Banken controliren konnte und ebensowenig wissen konnte, welche davon am Rande des Bankerottes standen, als es aus den tausenden von Notensorten die gefälschten herauszufinden vermochte, war gegen die erstere Gefahr vollständige Garantie gegeben und die letztere war bedeutend verringert, weil die Fabrikation der Noten von der Bundesregierung sorgfältiger eingerichtet und die Ueberwachung derselben leichter bewerkstelligt werden konnte. So hatte man zuerst in Amerika die Noten und das Staatspapiergeld in solchen Farben hergestellt, welche der photographischen Nachahmung widerstehen und die Bank von Frankreich war nachgefolgt. Die Folge war, daß trotzdem Bundespapiergeld (Green-Backs) im Betrage von ungefähr 400 Millionen Dollars umlief, trotzdem der Banknoten-Umlauf in den sich gegenwärtig rund 1700 Banken theilen, schon innerhalb drei Jahren von 245 auf 300 Millionen Dollars gestiegen war und gegenwärtig (23. Januar 1875) 345 Millionen Dollars beträgt. Diese bedeutende Vermehrung des Notenumlaufes um 100 Millionen Dollars innerhalb 10 Jahren beweist deutlich, wie sehr die Concentration der Noten ihren Umlauf, begünstigt. Der Umstand, daß die amerikanischen Banken gegenwärtig ihre Noten nicht baar einlösen können, hat seinen Grund nicht in der Haltung der Banken, sondern in der bekannten Thatsache des Umlaufs von 386 Millionen Staatspapiergeld mit gesetzlichem Curse. Eine andere Thatsache aber, daß nämlich die New-Yorker Banken, welche den gegenwärtigen Nationalbanken zum Vorbilde gedient haben, schon vor dem Bestand der Green-backs z. B. in der Krisis von 1857 ihre Baarzahlungen einstellen mußten, hatte seinen Grund in der übermäßigen Annahme verzinslicher Depositen, welche beim Ausbrechen der Panik nicht so rasch zurückgezahlt wer-

den können als sie verlangt werden, weil die Banken von dem Eingehen ihrer Ausstände abhängen.

Ein anderes Beispiel von den Vortheilen der Concentration gegenüber der Zersplitterung des Notenumlaufs hatte im verflossenen Jahre Italien gegeben. Dort hatten die großen Banken sich mit einer großen Anzahl kleiner Volksbanken in die Emission der Noten getheilt, von denen eine große Zahl bis zum Betrag von 50 ja sogar von 20 Centimes herab umliefen. Im verflossenen Jahre wurde ein neues Bankgesetz erlassen, in Folge dessen der Notenumlauf dahin reformirt wurde, daß nur sechs Banken in Besitz des Noten-Emissionsrechtes blieben mit der Befugniß zur Ausgabe von ungefähr 450 Millionen Lire, neben welchen noch für 1000 Millionen Lire Staatsbanknoten ausgegeben werden, für welche der Staat und jene sechs Zettelbanken gemeinsam Garantie leisten. Durch diese Reform ist der Gesammtumlauf, welcher früher über 1800 Millionen Lire betrug, auf 1450 Millionen reduzirt worden. Die Wirkung, welche diese Reform auf die italienische Rente hatte, war eine außerordentliche, denn dieselbe ist von 61·74 am 2. Januar 1874 auf 71·45 am 9. März 1875 emporgeschnellt und auch die Valuta hat sich wesentlich gebessert.

Zwar läßt sich das Steigen der Rente nicht in seinem ganzen Umfang der Reform des Emissions-Wesens beimessen, weil die allgemeinen europäischen Verhältnisse sowie die Bemühungen der italienischen Regierung zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes auch ihren Theil daran haben. Allein das Sinken des Goldagios um fast 4% im Verlaufe von kaum neun Monaten ist fast ausschließlich dieser Reform der Umlaufsmittel zuzuschreiben, welche zeigt, wie wohlthätig die Concentration der Notenausgabe auf den Credit der Umlaufsmittel zu wirken im Stande ist.

Auch bei einem gemischten System wie es in England und Deutschland besteht, liegt der Vorzug einer großen centralisirten Zettelbank vor vielen kleinen Banken in Beziehung auf die Umlaufsfähigkeit und den Credit ihrer Noten klar zu Tage.

In Deutschland bestehen neben der großen preußischen Bank, deren Umwandlung in eine deutsche Reichsbank bevorsteht, noch 33 Privat-Zettelbanken. Während aber die Noten der letzteren nicht durchgehend anstandslos in sämmtlichen Staaten des deutschen Reiches circuliren, wenigstens bis jetzt und vor dem ins Leben Treten des neuen Bankgesetzes nicht einmal in Deutschland überall gern genommen werden, sind die Staaten der preußischen gegenwärtig nicht bloß das beliebteste Zahlungsmittel im deutschen Reiche geworden, sondern sie werden auch im Auslande bis in überseeischen Ländern ebenso gerne wie die Noten der Banken von Frankreich und England in gewissen Beziehungen als Tauschmittel angenommen.

Während die Notencirculation der preußischen Bank am letzten Januar

dieſes Jahres 784,777,000 Mark betrug, erhob ſich der Zettelumlauf der 33 deutſchen Privat-Banken nur auf 392,473,000 Mark. Da ſich unter dieſen Zettelbanken auch eine Anzahl befindet, welche, wie die Frankfurter, Bremer und Lübecker Bank in großen Handelsmetropolen ſich befinden, oder ſolche, welche für ihr ſpecielles Land gewiſſermaßen ein centraliſirtes Inſtitut repräſentiren, wie die badiſche, würtembergiſche und bairiſche Bank, ſo läßt ſich daraus umſomehr der Vortheil einer großen concentrirten Notenbank für die Sicherung und Ausdehnung der Circulation ermeſſen.

Aehnlichen Erfahrungen begegnen wir in Großbritanien. In England und Wales beſtehen oder beſtanden wenigſtens 1865 noch 153 Privatbanken und 63 Actienzettelbanken neben der Bank von England. Die letztere beſaß nur 13 Zweiganſtalten, während die Privatbanken 551 und die Actienbanken 656 Zweigcomptoirs hielten. Einige dieſer Privat- und Actienbanken ſind eingegangen oder haben ihr Emmiſſionsrecht der Bank von England ſeitdem abgetreten; ihre Zahl iſt aber ſo verſchwindend klein, daß ſie bei der Geſammtziffer nicht in Betracht kommt. Nun hatte die Bank von England am 23. Januar dieſes Jahres einen Notenumlauf von 26,313,715, Pfund Sterling; die Privatbanken einen ſolchen von 2,612,932 Pf. St. und die Actienbanken einen ſolchen von 2,328,482 Pf. St. Während alſo die Bank von England die ihr vom Geſetz vom Jahre 1844 zugeſtandene Summe ungedeckter Noten um 12 Millionen Pf. Sterling durch Gold gedeckter Zettel überſchritt, hatten die 216 andern Banken nicht viel mehr Noten im Umlauf als ihnen durch das Geſetz zugewieſen ſind. Die ſchottiſchen Banken haben den Vortheil für ihre Circulation, daß ſie Einpfund-Noten ausgeben dürfen, während die geringſten Abſchnitte der engliſchen Banken auf fünf Pfund laufen. Ferner haben die ſchottiſchen Banken den Vortheil, daß ſie mit über 700 Zweiganſtalten arbeiten und auch viel Credit gegen Bürgſchaft geben.

Trotz dieſer den Umfang der Notencirculation an und für ſich ſehr vergrößernden Umſtände, hatten die 11 ſchottiſchen Zettelbanken an dem genannten Zeitpunkt doch verhältnißmäßig zur Bevölkerung keinen größeren Umlauf als die engliſchen. Derſelbe betrug nämlich 5,862,215 Pf. St. In Irland beſtehen neben der Bank von Irland mit 26 Zweiganſtalten ſechs Actienbanken mit 183 Zweigcomptoirs, dieſe ſämmtlichen Banken hatten am 23. Januar dieſes Jahres einen Geſammtumlauf von 6,882,942 Pf. St. Der Geſammtumlauf von England und Wales betrug etwas über 31¼ Millionen Pf. Sterling, der Geſammtumlauf des vereinigten Königreiches etwas über 44 Millionen Pf. Sterling. Der Geſammtumlauf der Bank von England allein mit nur 13 Zweiganſtalten war aber ſtärker als der von 233 Privatbanken in England, Schottland, Wales und Irland, trotz ihrer 2116 Zweigcomptoirs.

Wir haben bisher die Erfahrungen von vier verſchiedenen Kategorien von

Zettelbankorganisationen vorgeführt: die reine Centralisation, die Bankfreiheit mit Concentration der Note, ein gemischtes System, bei welchem eine große Bank von einer Schaar von Satelliten umgeben ist und endlich ein System in der Zahl beschränkter mittelgroßer Banken, wie wir es in Italien gesehen haben. —

Es bleibt uns nun noch übrig die Bankfreiheit, beziehungsweise die Bankvielheit bei Zersplitterung der Notenausgabe zu betrachten. In Beziehung auf die zersplitterte Zettelbank-Freiheit sind die reichsten Erfahrungen im zweiten Viertel dieses Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten gemacht worden. Es würde uns zu weit führen, die Nachtheile zu schildern, welche dieses System zur Folge gehabt hat; es genügt hier darauf hinzuweisen, daß die Uebelstände dieses Systems zu der Radical-Reform geführt haben, durch welche das amerikanische Zettelbankwesen unter dem Vorgange New-Yorks in seine jetzige concentrirte Gestalt verwandelt worden ist. Die Unhaltbarkeit der zersplitterten Zettelbankfreiheit ist damit für Amerika wenigstens faktisch erwiesen. Wir wollen uns auf ein europäisches Beispiel der Gegenwart beschränken, auf die schweizerischen Zettelbanken. Die Schweiz ist zwar gegenwärtig damit beschäftigt zum Ausbau ihrer neu revidirten Bundesverfassung auch ein allgemeines Bankgesetz zu erlassen, durch welches das Verhältniß der Zettelbanken zu einander ähnlich wie im deutschen Reiche nur mit etwas laxeren Bestimmungen geregelt wird, bis jetzt aber war das Notenbank-Wesen nur der Gesetzgebung der 25 einzelnen souverainen Cantone und Halbcantone unterworfen. Obwohl in den einen derselben die Notenausgabe Monopol einer einzigen Anstalt, in den andern von der Concession der Regierung abhängig war und in dem dritten sogar unbedingte Freiheit der Zettelausgabe sogar für Privatpersonen bestand, obgleich also nicht in jedem Cantone die Zettelbankfreiheit existirte, so wurde doch in der ganzen Schweiz, weil die meisten Cantone Concessionen und manche sogar mehrere ertheilten, wahrscheinlich mehr Zettelbanken hergestellt, als in einem centralisirten Staate von gleicher Bevölkerungszahl bei voller Zettelbankfreiheit errichtet werden würden. Denn 22 Zettelbanken, welche bis vor Kurzem in der Schweiz bestanden, sind für eine Bevölkerung von 2,600.000 Menschen mehr, als ein anderer europäischer Staat, Schottland nicht ausgenommen, aufzuweisen hat. Man kann also sagen, daß die Vielheit der Zettelbanken in der Schweiz in der Wirkung der vollen Zettelbankfreiheit gleichkommt, zumal die letztere in einem großen Theil der Cantone bisher auch wirklich gesetzlich bestand. Was sind nun die Wirkungen dieser Einrichtung? Die erste Zettelbank war im Jahre 1836 gegründet worden. Die Zahl der Notenbanken war bis im Jahre 1864 auf 22 gebracht worden. Im Jahre 1868 waren aber zwei davon schon wieder eingegangen, über welche der Concurs

verhängt worden war, weil sie sich zu stark in Speculationsgeschäfte eingelassen hatten. Im Canton Bern hatte das Bankgeschäft von Marcuard & Co. einige Zeit sogar auf eigene Faust Noten ausgegeben, aber nach kurzer Zeit wieder darauf verzichtet, weil das Unternehmen sich als unrentabel erwies. Es war zu schwer gewesen, die Noten an den Mann zu bringen und wenn untergebracht, kehrten sie so rasch wieder an die Kasse zurück, daß das Erträgniß an ersparten Zinsen nicht einmal die Anfertigungskosten der Noten aufwog. Eine ähnliche Erfahrung wurde obwohl in geringerem Maße auch von den verschiedenen Actienbanken gemacht. Mehr als ein schweizerischer Bankdirector hat mir im Vertrauen gestanden, daß ihre Anstalt gerne für den Ersatz der Druckkosten der Noten auf die Emission verzichten würde. In keinem Lande Europa's sah man bis vor 2 Jahren so wenig Banknoten im Umlauf als in der Schweiz, denn das Publikum des einen Cantons nahm die des anderen in der Regel nicht in Zahlungsstatt an; letztere mußten vielmehr fast immer beim Banquier gegen Disagio verkauft werden, gerade als wenn es Noten eines nicht schweizerischen Staates gewesen wären. Um diesen mißlichen Zustand der Credit-Umlaufsmittel einigermaßen zu bessern, bildeten sich 2 Cartell-Vereine von Zettelbanken, welche sich zu gegenseitiger Annahme ihrer Noten zum Nominal-Betrage verpflichteten. Zu dem einen dieser Cartell-Vereine gehörten die consolidirten Zettelbanken der größeren Handelsplätze, an der Spitze des anderen, von diesen ausgeschlossen, stand die eidgenössische Bank in Bern. Da aber die beiden Cartell-Vereine in keiner Beziehung zu einander standen und überdieß nicht alle Banken dem einen oder andern angehörten, so war doch nicht viel gewonnen und es konnten trotzdem noch in vielen Fällen Noten schweizerischer Banken nur gegen Verlust angebracht werden. Die Notencirculation stieg daher nie über 7 bis 8 Franken per Kopf der Bevölkerung, und der Gesammtnotenumlauf der schweizerischen Zettelbanken erhob sich am Ende des Jahres 1868 auf nicht höher als 20½ Millionen Franken.

Seit zwei Jahren hat sich diese Circulation allerdings mehr als verdoppelt; allein dieser plötzliche bis dahin nie erhörte Sprung entstammte einer Ursache, welche mit der Organisation des Zettelbankwesens in gar keiner Beziehung steht — dem Verschwinden des Goldes aus dem schweizerischen Verkehr. Wir haben den Grund dieser Erscheinung schon an anderer Stelle*) nachgewiesen und beschränken uns hier nur auf eine kurze Andeutung. In Folge der Vorbereitungen zur deutschen Münzreform begann der Preis des

*) Man vergleiche: Die Münzkrisis und die Notenbank-Reform im Deutschen Reiche von Max Wirth. Köln 1874. Verlag der M. Du Mont-Schauberg'schen Buchhandlung und insbesondere „Die Reform der Umlaufsmittel im Deutschen Reiche. Ein Nachtrag zur „Geschichte der Handelskrisen". (Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag.) Seite 7 bis 14.

Silbers zu ſinken und letzteres verdrängte bei der in der Schweiz herrſchenden Doppelwährung das in höherem Cours ſtehende Gold. Da der ſchweizeriſche Geſchäftsverkehr aber ſeit zehn Jahren den Gebrauch der Silberthaler verlernt hatte und das Publikum ſich davon ſehr beläſtigt fand, ſo wurde es faſt wider Willen gezwungen, größeren Gebrauch von den Banknoten zu machen. Bis vor wenigen Jahren aber ſtand die Schweiz in der Notencirculation hinter den Staaten mit centraliſirtem oder gemiſchtem Notenbankweſen weit zurück und nur Baiern würde noch weiter dahinter bleiben, wenn man nur die Emiſſion der bairiſchen Hypotheken- und Wechſelbank in Anſchlag brächte, welche fünf Franken auf den Kopf betrug, allein dieſes Verhältniß iſt nur ſcheinbar, weil in Baiern bislang auch Noten der preußiſchen und der Frankfurter Bank in großen Summen circuliren und weil auch noch 21 Millionen Gulden Staatspapiergeld im Umlauf waren.

Die Wirkung der Zettelbankfreiheit auf den Umfang der Notenemiſſion läßt ſich am beſten durch einen Vergleich mit den Staaten centraliſirter und gemiſcher Zettelbankorganiſation erkennen. Wir wählen zu der nachfolgenden Tabelle die Ausweiſe von den Jahren 1867 und 1868, weil da in Frankreich der Zwangscours noch nicht beſtand und überhaupt die wirthſchaftlichen Ausnahme-Zuſtände noch nicht begonnen hatten, welche durch den Krieg, die Milliarden-Zahlung, die deutſche Münzreform und die Kriſis hervorgerufen worden ſind.

	Notenumlauf per Kopf:
Bayeriſche Hypotheken- und Wechſelbank	5.0
20 ſchweizeriſche Notenbanken	7.5
Sämmtliche Zollvereinsbanken mit Ausſchluß der Hypothekenbanken	17.5
Preußiſche Bank, 31. Dezbr. 1866	19.6
Bank von England per Kopf der Bevölkerung von Großbritannien mit Inſel Man	20.0
Dieſelbe per Kopf von England und Wales . . .	29.0
Preußiſche Bank 31. Dezbr. 1867	21.6
Belgiſche Nationalbank	25.7
Bank von Frankreich	31.9
12 ſchottiſche Banken	36.3
93 engliſche Joint-Stockbanken mit Bank von England	37.3
Bank von England . 93 Joint-Stockbanken 12 ſchottiſche Banken 6 iriſche Banken .	34.7

Nachdem wir ſomit die Hauptmomente des ſtatiſtiſchen Thatbeſtandes vorgeführt, wollen wir zur Prüfung der weſentlichen Gründe übergehen, welche ſowohl zu Gunſten der Einheit wie der Vielheit der Zettelbanken angeführt werden. Dieſe Gründe ſind am eingehendſten bei Gelegenheit der franzöſiſchen

Bank-Enquete*) erörtert worden und man kann sagen, daß die Frage seitdem als wissenschaftlich zu Gunsten der Bankeinheit entschieden betrachtet werden kann. An die Spitze jeder derartigen Erörterungen muß die Betrachtung gestellt werden, daß der heutige Verkehr ohne die Banknote gar nicht mehr denkbar ist. Man könnte sich ebenso gut den Transport gegenwärtig ohne Dampfschifffahrt und Eisenbahnen denken. Für denjenigen, welcher den Umsatz einer großen Handelsstadt ohne Banknoten wie z. B. den in Frankfurt a. M. vor Errichtung der Frankfurter Bank im Jahre 1854 angesehen hat, bedarf diese Frage gar keiner Erörterung mehr. Aber auch schon jeder Einzelne kann sich die Unbequemlichkeit vorstellen, welcher er ausgesetzt wäre, wenn er bei herrschender Silberwährung die Baarschaft, welche er persönlich bei sich zu tragen pflegt, in Silbermünzen mit sich führen müßte. Bei dieser Unentbehrlichkeit der Banknote bedarf die Zweckmäßigkeit ihrer Existenz gar keiner weiteren Untersuchung und es kann sich daher nur darum handeln, diejenige Organisation ausfindig zu machen, bei welcher dieselbe die möglichste Sicherheit den ausgebildetsten Credit und den größtmöglichen Umlaufskreis erlangt, weil dadurch die Gefahr vor Verlusten am meisten vermindert und die Bequemlichkeit des Geschäfts- und Reise-Verkehrs am meisten gefördert wird.

Unter solchen Umständen brauchen wir uns mit den Ansichten Derjenigen nicht zu befassen, welche, wie Cernuschi, deshalb für die unbeschränkte Freiheit der Zettelbanken auftreten, weil sie die Banknote überhaupt principiell verdammen und deshalb die Emissionsfreiheit als ein die Circulation störendes Element eingeführt haben möchten, welche wollen, daß Jedermann Noten ausgeben könne, damit Niemand sie mehr nehme. Die ernsthaften Anhänger der Zettelbank-Freiheit führen im Wesentlichen zu Gunsten ihrer Ansicht folgende Gründe an:

1. Sie verwerfen das Monopol. Sie sehen keinen Unterschied zwischen der Freiheit der Zettelbanken und der anderer Handels- und Industriezweige.— 2. Sie verwerfen die Bezeichnung der Banknote als Geld-Surrogat. Dieselbe sei nur ein Zahlungsversprechen wie jeder andere Schuldschein. Wenn die Banken Noten ausgeben, so thun sie nichts anderes, als wenn die Kaufleute Wechsel ziehen. Und wenn die Kaufleute und Industriellen das Publikum durch Bankerott schädigen können, so verhalte es sich mit den Banken nicht anders. 3. Sie legen ein Hauptgewicht auf die Concurrenz, welche in Sachen der Notenemission ebenso vortheilhaft sei, als bei anderen Geschäften. Die Concurrenz drücke den Zinssatz herab, während das Monopol einer einzigen

*) Man findet einen Auszug davon in meinem Handbuch des Bankwesens, Grundzüge der National-Oekonomie, 3. Band 2. Aufl. (Verlag der M. Du Mont-Schauberg'schen Buchhandlung) Seite 104 bis 185 und 208 bis 212.

Bank erlaube, den Discontosatz nach Belieben zu regeln. — 4. Durch die Freiheit der Zettelbanken werde das Bankgeschäft in viele Anstalten decentralisirt, welche ohne die Notenemission nicht bestehen könnten, während sie die bis in die kleinsten Lokalitäten zerstreuten müssigen Kapitalien sammeln und dadurch ihrerseits die Wohlthat billigen Credits verbreiten. — 5. Eine monopolisirte Bank sei viel leichter in Gefahr bei politischen Nothständen von der Regierung mißbraucht zu werden, um die Hand zu einer Verschlechterung der Valuta zu bieten, als viele Banken. — 6. Die Beaufsichtigung einer monopolisirten Bank durch die Regierung sei nicht so wirksam als die Ueberwachung, welche bei vielen Banken durch gegenseitige Controle obwaltet. —

Diesen Gründen stehen zahlreiche Argumente von Seiten der erfahrensten Theoretiker und Praktiker entgegen: a) Wenn nirgend sonst, so ist hier das Monopol gerechtfertigt, weil die Note ein Umlaufsmittel ist, dessen sich Jedermann bedient, welches überall statt Geld angenommen wird und welches nicht bloß zwischen bestimmten auf dem Schuldschein selbst verzeichneten Personen circulirt, für welches jeder Zeichner haftbar ist. — b) Die Banknote ist zwar ein Schuldschein aber sie unterscheidet sich von der gewöhnlichen Obligation dadurch, daß sie unverzinslich ist. Es ist also nicht richtig, die Note mit dem Wechsel zu vergleichen, welcher verzinslich ist. Der Notenumlauf bildet vielmehr ein unverzinsliches Darlehen, welches die Noteninhaber, also ziemlich das ganze Publikum, der Emissionsbank gewährt und dadurch genießt eine jede Zettelbank auch bei der unbeschränkten Freiheit der Errichtung von solchen ein Monopol, dessen Vortheile sie durch gewisse Leistungen an den Staat vergüten sollte. — c) Die Zettelbankfreiheit würde sogar noch ein neues Monopol schaffen, ein Privilegium des Reichthums, denn die Armen können keine Noten ausgeben. — d) Die Erfahrung zeigt, daß die Concurrenz vieler Zettelbanken von gar keinem Einfluß auf den Zinsfuß ist, denn auf dem Geldmarkt geben die großen Banken den Ton an und die vielen kleinen folgen ihrem Beispiel. Im Gegentheil pflegen die öffentliche Meinung, die Wünsche der Geschäftswelt und der Vertreter des Staates auf die Feststellung des Discontosatzes der großen privilegirten Banken viel mehr Einfluß zu äußern, als die Concurrenz der kleinen Zettelbanken. Namentlich die Gleichmäßigkeit des Zinsfußes, welche eine Hauptbedingung eines geregelten Ganges der Geschäfte ist, wird vielmehr durch große privilegirte Banken aufrecht erhalten, als durch die vielen kleinen. Die Haltung der Bank von Frankreich, der preußischen Bank und der österreichischen Nationalbank liefert dafür den Beweis. — e) Die Wirksamkeit bis in die kleinsten Kreise ist einestheils den centralisirten Notenbanken unbenommen, denn sie können denselben Zweck durch Errichtung von Zweig-Comptoirs erreichen, andererseits ist zur Befriedigung des Creditbedürfnisses der kleinen Kreise die Thätigkeit einer Zettelbank gar nicht erfor-

derlich, denn demſelben kann durch die Errichtung von reinen Disconto- und Depoſitenbanken ebenſo gut und oft noch beſſer entſprochen werden. Die Bankpraxis giebt dafür einen beachtenswerthen Beleg, denn diejenigen Banken, welche ſowohl in Deutſchland wie in England die höchſten Dividenden zu vertheilen pflegen, ſind nicht Zettelbanken.

In Deutſchland iſt auch ſogar der Durchſchnitt des Reinertrages der Nicht-Zettelbanken höher, als der der Emiſſionsinſtitute. — f) Die Gefahr des Mißbrauchs durch den Staat in politiſchen Nothlagen iſt bei einem Syſtem der Zettelbankfreiheit in nicht minderem Grade vorhanden, nur daß man dabei des kräftigen Beiſtandes entrathen muß, welchen eine centraliſirte Bank in den Stunden der Gefahr dem Staate leiſten kann. In den Vereinigten Staaten, wo keine centraliſirte Notenbank exiſtirt, hat der Staat während des Bürgerkrieges Zwangspapiergeld ausgegeben und überdies noch Mittel und Wege gefunden, den Banken ein Darlehen von gegen 300 Millionen Dollars abzulocken. In Oeſterreich wurden 1866 die Staatsnoten geſchaffen und in Rußland wurden zur Zeit des Krimkrieges Creditbillete ausgegeben, zu denen die ruſſiſche Reichsbank nur als Verwalterin in Beziehung ſteht. Wir ſehen alſo, daß der Brauch der Staaten, ſich in Zeiten höchſter Gefahr, wo auf keine andere Weiſe Kapital zu haben iſt, durch eine übertriebene Ausgabe von Papiergeld die erforderlichen Mittel zu verſchaffen, ganz unabhängig von den centraliſirten Zettelbanken beſteht. In Momenten, wo der Spruch zur Herrſchaft gelangt: „Noth bricht Eiſen," müſſen die regelmäßigen Grundſätze der Volkswirthſchaft in den Hintergrund treten. Die Eigenſchaft, die von den Anhängern der Zettelbankfreiheit den centraliſirten Inſtituten vorgeworfen wird, in Zeiten der Noth mißbraucht werden zu können, ſtellt ſich alſo eher als ein Vortheil derſelben heraus. — g) Gerade die Frage der Ueberwachung läßt bezüglich der Notenausgabe die Vorzüge der Centraliſation im beſten Licht erſcheinen; denn die gegenſeitige Ueberwachung der Banken untereinander mag wol für dieſe Anſtalten ſelbſt von Vortheil ſein, für das Publikum aber hat ſie nur wenig Werth. Dieſes iſt gar nicht im Stande, den ſtändig circulirenden Noten gegenüber die Solidität der Banken fortwährend zu prüfen, welche dieſelben ausgegeben haben. Dieſe Unterſuchung iſt nicht einmal in der Schweiz bei nur 20 Zettelbanken möglich, wie viel weniger wäre es bei 1700 Banken, wie ſie in den Vereinigten Staaten beſtehen. Aus dieſem Grunde gerade iſt das Bankweſen in Amerika dahin reformirt worden, daß für die umlaufenden Noten beim Staate Deckung in Bundesobligationen deponirt iſt; deshalb gerade wird in der Schweiz eine Reform bewerkſtelligt. Wegen der Noten einer centraliſirten Bank braucht das Publikum keine Sorge zu tragen, denn ſie iſt nicht blos von der Regierung überwacht, ſondern ſie ſteht auch unter der freiwilligen Controle des

internationalen Geldmarktes, d. h. aller hervorragenden Fachmänner und Geschäftsleute. h) Eine centralisirte Zettelbank kann ihre Baarschaft besser zu Rathe halten und vertheilen und deshalb ihre Noten mit weniger Mitteln wirksamer einlösen als viele Zettelbanken.

Dieser in der Natur der Sache liegende und von selbst einleuchtende Vorzug wird im speciellen durch die von der Bank von Frankreich beobachtete Thatsache erwiesen, daß manche ihrer Zweiganstalten mehr Baarschaft in die Centralkasse einschließen als sie daraus verlangen, während andere mehr heischen als sie einzahlen. Man schließt daraus, daß die einen dieser Filialen, wenn sie unabhängige Banken wären, Mangel an Fonds, die andern Mangel an Verwendung hätten. Daraus geht hervor, daß eine centralisirte Notenbank den gleichen Zweck mit geringerem Stammkapital und Baarschatz erreichen kann als viele Banken, oder daß sie bei gleichem Stammkapital und gleicher Baarschaft mehr leistet und sicherer fungirt als viele Banken. — i) Dank dem letzteren Umstande, sowie den Ersparungen, welche eine Central-Bank in der Verwaltung machen muß, kann sie auch mit mehr Rücksichtnahme auf das öffentliche Wohl geleitet werden. Sie kann ihren Baarschatz in Zeiten der Geldfülle vorsorglicher füllen, denn sie braucht nicht aus Besorgniß für die Dividende der Aktionäre durch voreilige Herabsetzung des Discontosatzes nach Geschäften zu jagen und sie kann dann in Zeiten der Geldklemme der Geschäftswelt durch freigebigere Credit-Gewährungen zu Hülfe kommen, ohne den Zinssatz übermäßig zu erhöhen. Bei den kleinen Noten-Banken wird gerade die entgegengesetzte Erfahrung beobachtet. Denn in guten Zeiten pflegen dieselben die Speculation durch alle möglichen Erleichterungen anzureizen, sowie aber eine Klemme herannaht, schränken sie rasch ihre Credite ein, oder kündigen sie ganz und helfen dadurch die Verlegenheit noch auf die Spitze treiben. — k) Eine centralisirte Notenbank kann in ihrem über das ganze Land ausgedehnten Wirkungskreise viel genauere Personenkenntniß sich aneignen und sicherere Erfahrungen über die Solidität ihrer Wechselschuldner sammeln und sich dadurch leichter vor Verlusten hüten. — l) Die Noten einer centralisirten Bank können viel eher bei den öffentlichen Kassen in Zahlung angenommen werden und erlangen dadurch sowohl wie durch ihre einheitliche Natur einen größeren Umlauf, der sich nicht bloß auf das Inland beschränkt. Ihre Noten haben den Vortheil, daß namentlich der Reisende sich derselben auch im Auslande bedienen kann. — m) Eine centralisirte Notenbank ist endlich sicherer, durch alle wirthschaftlichen und politischen Stürme ungefährdet gesteuert zu werden, denn sie findet leichter Männer von der erforderlichen Tüchtigkeit um ihre Verwaltung zu leiten. Wie z. B. 1700 Zettelbanken in den Vereinigten Staaten von Amerika die geeigneten Capazitäten zu ihrer Administration finden sollen, ist uns ein Räthsel. Vielleicht ist dieser Umstand die

Urſache, warum in den Vereinigten Staaten im Bankweſen die meiſten Experimente und Mißgriffe gemacht worden ſind.

Wägt man die beiderſeitigen Gründe gegen einander ab, ſo wird man ſich nicht mehr darüber wundern, daß alle erfahrenen Theoretiker und Praktiker des Bankweſens gegenwärtig die Frage der Zettelbankfreiheit für abgethan betrachten, daß ſie bei der Bankreform im Deutſchen Reiche gar nicht mehr aufgeworfen wurde und daß man die Reform der Schweiz auch auf dem Wege einer Concentration anbahnt.

Vom preußiſchen Landtag.

Berlin, den 11. April 1875.

Am 5. April hat das Abgeordnetenhaus ſeine Sitzungen nach den Oſterferien wieder aufgenommen. Die Sitzung vom 5. April bot keinen bemerkenswerthen Gegenſtand. Am 6. April wurde die dritte Berathung des Geſetzes über die Einſtellung der Leiſtungen aus Staatsmitteln für die römiſch-katholiſchen Biſthümer und Geiſtlichen vorgenommen. Wenn es auch wahr iſt, daß in dem deutſch-römiſchen Streit nachgerade nichts Neues vorgebracht werden kann, ſo gelingt es doch noch immer einzelnen Rednern, die nach und nach gefundene richtige Anſchauung der Streitſache in beſonders glückliche und ſelbſt volksverſtändliche Formeln zu kleiden.

Von ſolchem Gelingen bot gerade die Sitzung am 6. April verſchiedene Beiſpiele. Schon mehrmals hat der Abgeordnete Jung die römiſchen Anſprüche und ihren Contraſt mit der Gegenwart in beſonders treffender Weiſe beleuchtet. Am 6. April gelang ihm dies wieder. Die Redner des Centrums werden nicht müde, den Kampf des Staates gegen die Hierarchie als einen Eingriff in das Gewiſſen darzuſtellen. Darauf iſt längſt die Erwiderung erfolgt, daß es ein Gewiſſen nur giebt für innere Fragen der Perſönlichkeit, daß die objectiven Normen der Geſellſchaft nicht unmittelbar aus dem Gewiſſen, ſondern aus der gewiſſenhaften Erwägung der Zwecke und Mittel des Gemeinlebens zu finden ſind, vor denen das individuelle Gewiſſen zurücktreten muß. Die Normen des Gemeinlebens feſtzuſtellen iſt aber Sache des Staates, und wenn die Kirche im Namen des Gewiſſens dieſe Normen ganz oder zum Theil ihrerſeits feſtſtellen will, ſo maßt ſie ſich das Recht des Staates an.

Zur völligen Karrikatur wird aber der im Namen des Gewiſſens erhobene Anſpruch der Kirche, wenn er in ſeinen Grenzen nach den Erwägungen weltlicher Zweckmäßigkeit hin- und herſchwankt. Das Lächerliche der Be-

gründung hierarchiſcher Anſprüche auf das Gewiſſen illuſtrirte nun der Abgeordnete Jung vortrefflich durch den Vergleich des ultramontanen Gewiſſens mit einem Werkzeug, das von einem Telegraphendraht regiert wird.

Setzt der Papſt den Fuß auf den elektriſchen Knopf, ſo entſteht Gewiſſensnoth, zieht er ihn zurück, ſo hört ſie auf. Keiner der Herren vom Centrum wagte auf dieſe Illuſtration etwa zu entgegnen, daß jeder Soldat und jeder im öffentlichen Dienſt Stehende in derſelben Lage ſei. Das war ſehr vorſichtig, denn mit ſolchen Beiſpielen hätten die Redner unmittelbar anerkannt, wer die Streitenden ſind: nämlich der hierarchiſche Staat und der nationale Staat, nicht aber der Staat und das Gewiſſen. Das Gewiſſen hört auf, wo es ſich nur gehorchend und ausführend verhält. Ein Soldat, der eine gewiſſe Stellung beſetzt, wird ſich auf den erhaltenen Befehl, aber nicht auf ſein Gewiſſen berufen.

Er wird nicht ſagen, daß er in ſeinem Gewiſſen bedrängt worden, wenn der Feind ihm die Ausführung des Befehls verwehrt. Freilich gebietet das Gewiſſen, einen übernommenen Dienſt oder Beruf treulich auszuführen. Aber wenn eine dritte Gewalt den Beruf ſelbſt ſchädlich findet oder mit ihrem Recht unvereinbar, ſo iſt es eine ſeltſame Verdrehung, von Bedrückung des Gewiſſens zu ſprechen.

Gerade ſo hätten die franzöſiſchen Generale ſich beklagen können, daß man ihnen 1870 nicht erlaubt, dem erhaltenen Auftrag gemäß in Deutſchland einzufallen. Heilig für Freund und Feind iſt nur das perſönliche Gewiſſen für den Umkreis der innern Rechte der Perſönlichkeit, darum hat Niemand daran gedacht, franzöſiſche Soldaten zu einem andern Glauben oder zu einem andern Patriotismus zu bekehren.

Der Abgeordnete Jung wußte noch andere Seiten der Stellung, welche die Hierarchie einnimmt, glücklich zu beleuchten. Von ultramontaner Seite wird zu Gunſten der ungekränkten Anſprüche der Hierarchie nicht nur an die Gewiſſensfreiheit, ſondern auch an die modernen Grundſätze der Toleranz, der Gleichberechtigung der Confeſſionen u. ſ. w. appellirt.

Aber hat der Ultramontanismus jemals daran gedacht, ſich ſeinerſeits an dieſelben Grundſätze zu binden? Erſt in dieſem Jahre hat der Papſt wiederum ein ſogenanntes Jubeljahr verkündet und in Folge deſſen allgemeine Gebete zur Bekehrung der abgefallenen Ketzer angeordnet. Zwei Drittheile der Bewohner des preußiſchen Staates ſind ſolche Ketzer, für deren Bekehrung oder Ausrottung das eine Drittheil zu beten angehalten wird. Gehört es nun zur Toleranz, ſolche Anſprüche nicht nur zu dulden, ſondern durch jedes erdenkliche Mittel groß zu ziehen? Ganz mit Recht fragte der Abgeordnete Jung die Herren vom Centrum, was ſie ſagen würden, wenn der Oberkirchenrath Gebete zur Ausrottung der Katholiken anordnen wollte.

Man hat ſich gewöhnt, die Confeſſionen mit ganz verſchiedenem Maß zu meſſen. Darum nimmt es Niemanden mehr Wunder, mitten in der Hauptſtadt des Proteſtantismus eine katholiſche Kathedrale zu ſehen, während in der Hauptſtadt des Katholicismus nicht einmal eine proteſtantiſche Kapelle beſtehen durfte. Mit ihrem Anſpruch, nicht nur die allein ſeligmachende Lehre zu beſitzen, ſondern auch die alleinige Verwalterin und Vertheilerin der Seligkeit zu ſein, hat die römiſche Kirche, wie der Abgeordnete Jung ganz richtig hervorhob, wie ein rieſiges Petrefact mitten in der Geſchichte geſtanden. Es gab eine Zeit, wo die Nationen dieſes Petrefact ignoriren durften. Aber dieſe Zeit iſt vorüber, ſeitdem jene Anſprüche mit einem Ernſt wie ſeit Jahrhunderten nicht, nicht nur erhoben werden, ſondern auch die Mittel zu ihrer Verwirklichung unter Benutzung aller Freiheiten des modernen Staates aufgeboten werden. Daß der moderne Staat die von ihm verliehene Freiheit nicht ausbeuten laſſen will zur Aufrichtung einer Gegenherrſchaft, über die man den Staat längſt Herr zu werden glaubte, das iſt im Grunde die Bedeutung des heutigen Kampfes gegen die Curie.

Nicht minder glücklich war am 6. April der Abgeordnete Gneiſt. Er hatte in einer der letzten Sitzungen vor Oſtern, wie wir ſahen, mit beſonderem Gelingen ausgeführt, wie ohne die Souveränität des Staats über die verſchiedenen Kirchen die Einheit der Nation wiederum zerſtört werden müßte. Denn nur durch die Souveränität des Staates iſt die Einheit der Nation erhalten worden. Dies Mal führte Gneiſt aus, wie diejenigen Rechte der Souveränität, welche jetzt der deutſche Staat beanſprucht, bei rein katholiſchen Nationen vom Staat längſt unbeſtritten behauptet werden, z. B. daß die Disziplinarurtheile nur von inländiſchen Behörden geſprochen und nur mit Genehmigung des Staats vollzogen werden.

Das Widerſtreben der Curie, den deutſchen Staat dieſelben Rechte an ſich nehmen zu laſſen, die der Staat allerwärts längſt an ſich genommen, beruht auf dem beſonderen Gefühle des Gegenſatzes, welchen die Curie zu dem deutſchen Staate empfindet.

Am 6. April leuchtete auch dem Abgeordneten Virchow ein günſtiger Stern. Dieſer Abgeordnete hat, was ihm hoch anzurechnen iſt, von ſeinem Standpunkt der allgemeinen individuellen Freiheit ſich gleichwohl längſt zu der Anſicht bekehrt, daß man im Namen der individuellen Freiheit nicht die ſchrankenloſe Entfaltung einer Organiſation, wie die römiſche Kirche, geſtatten kann. Auch er fand einen ſehr glücklichen Ausdruck gegen die Behauptung der Bedrückung des katholiſchen Gewiſſens. Er ſagte, das durch die Kirchengeſetze aufgelegte Martyrium ſei kein Martyrium des Glaubens, ſondern ein Martyrium des Dienſtes. Dieſer Ausſpruch trifft in der That den Kern der

Sache. Der Abgeordnete fügte dann noch hinzu, es komme darauf an, die Dogmatik aus der klerikalen Organisation zu befreien.

Er wollte damit sagen, daß jeder Glaubenslehre über die höchsten Dinge freie Bewegung zu gestatten sei, daß aber niemals das Privilegium einer bestimmten Corporation auf den Alleinbesitz der Glaubenswahrheit zum unverbrüchlichen Glaubensartikel gemacht und vom Staat geschützt werden dürfe. Wer hierin nicht soweit wie der Abgeordnete Virchow geht, weil er jene privilegirte Corporation als eine historische Schöpfung hinnimmt und selbst respectirt, der wird doch daran festhalten müssen, daß jene Corporation ihr historisches Privilegium durch fortgesetzten maßlosen Mißbrauch endlich verwirken muß.

Dieselbe Sitzung vom 6. April brachte aus dem Munde des Abgeordneten Windthorst die seltsame Aeußerung zum Vorschein, daß das Centrum nicht an den Sturz des Fürsten Bismarck denke, weil dieser Staatsmann der einzige sei, der den Frieden zwischen Rom und Deutschland wieder herstellen könne, sobald er die Nothwendigkeit davon eingesehen. War dies nur ein Spaß des spaßhaften Redners ohne tieferen Sinn, oder war es der unwillkürliche Ausbruch der Zufriedenheit über eine politische Combination, von welcher der Ultramontanismus die Nöthigung zur Umkehr für den deutschen Staat erwartet?

Am 8. April begann die zweite Berathung des Entwurfs der Provinzialordnung. Gleich der erste Paragraph gab den Anlaß zu einer sehr erregten Verhandlung, worin, freilich auf verborgene Weise, auch die Kernfrage des Gesetzes einen herrschenden Gesichtspunkt bildete. Die Commission hatte nämlich bei Aufzählung der 5 Provinzen, für welche das Gesetz zunächst eingeführt werden soll, einen Zusatz beantragt, welcher die Theilung der Provinz Preußen aussprach. Um diesen Zusatz wurde nun gekämpft, wie einst zwischen den Troern und Achäern vor Ilion. Für den außenstehenden Beobachter ist es in der That ein Bedürfniß, über die Motive dieses Kampfes diejenige Aufklärung zu erhalten, die sich aus der Verhandlung auf keine Weise schöpfen läßt. Was soll der ferne Beobachter sagen, wenn er das Resultat der Abstimmung überblickt und daraus ersieht, daß der Commissionsvorschlag mit 207 gegen 120 Stimmen abgelehnt worden und daß die Majorität sich zusammensetzte aus den vier anwesenden Ministern, aus der Fortschrittspartei mit Ausnahme von dreien ihrer Mitglieder, worunter Herr Eugen Richter, aus dem Centrum, aus den Polen und einer geringen Zahl Mitglieder der verschiedenen conservativen Fractionen; wogegen die Minorität aus der Mehrzahl der Nationalliberalen und Freiconservativen bestand. Ein Doppelpaar von Motiven hat diesen Kampf und diese Abstimmung beherrscht. Das zweite Motivenpaar ist rein provinzieller Art, das erste ist allgemein staatlicher Natur. Für den Commissionsvorschlag, also für die Theilung der Provinz

Preußen, stimmten alle Diejenigen, welche in der Provinzialverfassung die Regierungsbezirke beseitigen möchten. Die Gegner der Regierungsbezirke sehen ein, daß in einer Provinz von dem jetzigen Umfange der Provinz Preußen ohne die Regierungsbezirke, ohne die Theilung der Mittelinstanz nach unten, nicht auszukommen ist.

Dieselben Gegner wünschen auch im Stillen, daß die Theilung der Provinz Preußen das Beispiel zur Theilung noch anderer Provinzen geben möchte. Ein sehr löblicher Wunsch, von dem nur zu verwundern ist, warum er nicht herausgesagt wird. Alle Abgeordneten nun, die aus wie verschiedenen Gründen immer, aus Liebhaberei für angeblich historische Reminiscenzen aus Gouvernementalismus u. s. w. die großen Provinzen beibehalten wollen, stimmten gegen die Theilung, darunter natürlich die Minister. Daneben hat nun das zweite, rheinprovinzielle Motivenpaar eine nicht minder einflußreiche Rolle gespielt. Alle Vertreter Ost-Preußens mit Ausnahme des einzigen nationalliberalen Mitgliedes aus diesem Theil der Provinz stimmten gegen die Theilung; alle westpreußischen Abgeordneten mit Ausnahme von dreien stimmten dafür.

Das hat folgende Gründe. Das dünnbevölkerte Ost-Preußen möchte für die kostspieligen, künftig immer mehr durch Provinzialauflagen zu beschaffenden Einrichtungen das begüterte Westpreußen mit seinen wohlhabenden Städten nicht entbehren. In Westpreußen hat man natürlich grade das entgegengesetzte Interesse. Es kommt aber für West-Preußen noch ein anderes, viel werthvolleres Motiv hinzu. West-Preußen zählt mehrere Kreise von ganz oder überwiegend polnischer Bevölkerung.

In West-Preußen herrscht das Gefühl des nationalen Gegensatzes vor. In Ost-Preußen überwiegt die Fortschrittspartei, bei welcher das Gefühl der Opposition gegen die Regierung vorherrscht und welche bereit ist, zum Zweck der Opposition, nach Umständen auch den Polen die Hand zu reichen. Das sind sehr unverträgliche Gesichtspunkte. Aus ihrem Verständniß wird die Aeußerung des fortschrittlichen Abgeordneten Herrn von Saucken-Tarputschen verständlich: „wenn man nur das Nationale im Auge hat, geht das Liberale verloren"; welcher Aeußerung der Pole Herr Kanta kein „Sehr wahr" hinzufügte. Durch dieses Motiv wird auch verständlich, weßhalb das Centrum und die Fortschrittspartei mit den am meisten rechtsstehenden Conservativen und mit den Ministern gegen den großen Theil der Nationalliberalen und Freiconservativen stimmten. Bunter war nie eine Majorität zusammengesetzt, und nie war eine Minorität so von ihren naturgemäßen Führern und Bundesgenossen verlassen. Dergleichen Vorfälle bringt das parlamentarische Leben mit sich. Sie sind zum Glück im deutschen Staatsleben jetzt selten. Wenn sie aber dennoch auftreten, darf man es als ein Zeichen einer verkehrten Maßregel nehmen, zu welcher vielerseits die naturgemäße Stellung nicht gefunden wird. Damit bestätigt sich denn nochmals unsere oft ausgesprochene Ansicht, daß dieser ganze Entwurf einer Provinzialordnung verfehlt ist. — Die Verhandlungen vom 9. April, welche sich mit den Einzelheiten des Entwurfs in seinen folgenden Paragraphen beschäftigten, können uns bei jener unserer Ansicht nicht interessiren. Wir werden den Entwurf in der Gestalt, wie er vor dem Herrenhause erscheinen wird, nach vollendeter dritter Berathung im Abgeordnetenhaus, noch einmal überblicken und charakterisiren.

C—r.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 17.

Ausgegeben am 23. April 1875.

Inhalt:

	Seite
Die Stellung der Privatdozenten.	121
Die englischen Universitäten. II. J. Schipper.	133
Betrachtungen über die Bankfrage. III. Max Wirth. . . .	142
Vom preußischen Landtag. C—r.	152
Aus Mexiko.	156
Rottmann's Italienische Landschaften. R. Bergau.	158

Grenzbotenumschlag Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Die Stellung der Privatdozenten.

Auswärtige und heimiſche Beobachter unſeres deutſchen Univerſitätsweſens pflegen als eine der weſentlichſten und wichtigſten Eigenthümlichkeiten unſerer Hochſchulen das Inſtitut der Privatdozenten zu bezeichnen und in ihm eine der Wurzeln zu erkennen, aus denen die Blüthe derſelben ſich erklären laſſe. Das iſt in der That ein richtiger Gedanke: wem das Wohl unſerer Univerſitäten am Herzen liegt, der wird beſorgt ſein dieſe Richtung ihrem wohlbewährten Charakter zu erhalten und zu ſchützen.

Ein Privatdozent iſt derjenige Univerſitätslehrer, der an einer beſtimmten Hochſchule ein Fach zu lehren das Recht hat, ohne dazu verpflichtet zu ſein; es iſt gewöhnlich ein jüngerer Gelehrter, der ſich auf den Beruf des Profeſſors praktiſch vorbereitet; er erhält vom Staate keine Beſoldung; im Empfang von Collegienhonoraren durch die Studirenden iſt er rechtlich dem Profeſſor gleichgeſtellt, wenn er auch faktiſch auf große Einnahmen aus dieſer Quelle nicht zählen kann. Die Bedeutung dieſer Einrichtung unverpflichteter aber lehrberechtigter akademiſcher Lehrer beruht darin, daß ſie die Pflanzſchule bilden, aus der in der Regel die Profeſſoren hervorgehen. Gilt es eine Profeſſur zu beſetzen, ſo richtet ſich naturgemäß zunächſt das Auge auf die Privatdozenten, die meiſtentheils in einer kürzeren oder längeren Zeit ſchon akademiſche Vorträge gehalten, die, wie man annehmen darf in dieſer Probezeit zu lehren ſelbſt gelernt haben und die in dieſer ſelben Periode zu eigenen wiſſenſchaftlichen Arbeiten Gelegenheit und Muße gehabt haben. Die Privatdozenten ſind gewiſſermaßen Freiwillige, welche die Thätigkeit der berufsmäßig verpflichteten Lehrer ergänzen, durch freiwillige Uebernahme und Erfüllung des Lehramtes ihre Fähigkeit zu einem ſolchen ausbilden und an den Tag legen. Sie ſind nicht Staatsbeamte. Bei ihrer Zulaſſung wirkt der Staat nur negativ mit, d. h. er *kann* höchſtens einzelne Perſonen von vornherein fernhalten; der Eintritt in die Carrière iſt im weſentlichen in die Macht der Fakultäten geſtellt, welche über die wiſſenſchaftliche Vorbereitung der Candidaten ſich ein Urtheil bilden und danach Jemanden zulaſſen oder abweiſen. In der Regel wird der Dozent nach kürzerer oder längerer Friſt Profeſſor; erreicht er dies Ziel nicht, ſo pflegt er nach einiger Zeit zu einem anderen Berufe überzugehen.

Nun hat ſich — es iſt ſchwer zu ſagen, woher das gekommen — im außerakademiſchen Publikum eine ſonderbare Auffaſſung über dieſe Dinge gebildet. Man beklagt die rechtloſe Stellung der Dozenten; man bedauert, daß ſie unentgeltlich ein Lehramt auszuüben hätten; man malt ſich ein melodramatiſches Bild aus von dem Gegenſatze zwiſchen Profeſſoren und Dozenten, den man ſich etwa ſo denkt, wie die Gefühle des reichen Geizhalſes gegen die erwartungsvollen Erben. Man kann das immer wieder hören, daß der verdiente Dozent von dem privilegirten Profeſſor (der dann des beſſeren Effektes halber ein abgelebter leiſtungsunfähiger gallſüchtiger Pedant ſein muß) arg gedrückt, mißtrauiſch beobachtet und auf jede Weiſe niedergehalten würde; u. dergl. mehr.

Das alles ſind Einbildungen, Produkte einer den Dozenten wohlgeneigten aber einſeitig ungerechten Phantaſie. Das Publikum in ſeinem lobenswerthen Wohlwollen für dieſe Klaſſe von Gelehrten, auf denen die Hoffnung der Zukunft beruht, iſt von vorneherein zwei Irrthümer zu begehen geneigt durch die ihm eine richtige Beurtheilung nahezu unmöglich gemacht wird. Erſtens, man überſieht, daß der Privatdozent freiwillig es übernimmt eine Vorbereitungsſtufe für ſeinen Beruf durchzumachen. Jeder Gelehrte, der Privatdozent wird, weiß, daß er eine Reihe von Jahren der Univerſität dienen muß ohne ſtaatliche Belohnung; er weiß von vorneherein, daß er einer Probe- und Schulzeit entgegengeht, an deren Ende ihm erſt die Profeſſur als der erwartete Lohn winkt.

Man könnte die Stellung des Privatdozenten vergleichen mit der des Referendars, nur daß dieſer die unentgeltliche Probezeit nicht freiwillig, ſondern gezwungen auf ſich nimmt. Sodann aber, man erträumt ſich einen Gegenſatz zwiſchen Profeſſor und Privatdozent, der in der Wirklichkeit nicht vorhanden iſt. Wer das akademiſche Leben kennt, weiß, daß dieſe Dinge ganz anders verlaufen.

Wir Profeſſoren ſind unſerer Mehrzahl nach und zwar der überwiegenden Mehrzahl nach, früher ſelbſt Dozenten geweſen. Wir kennen die Freuden aber auch die Leiden eines Dozenten, beſonders ſeine oft getäuſchten Erwartungen baldiger Anſtellung, alle aus eigener Erfahrung. Und ferner, wir wiſſen ſehr wohl, daß jeder einzelne Dozent, der neben uns lehrt, mit unſerem Zuthun, aber ebenſo gut ohne unſer Zuthun in jedem Augenblicke Profeſſor, d. h. unſer College werden kann. Sollten wir uns da verſucht fühlen zu Chicanen und Bedrängungen? Für ſo unpraktiſch ſollte uns ſelbſt der Philiſter nicht halten, der von unſerem unpraktiſchen Weſen ſich Geſchichtchen zu erzählen liebt. Doch, ernſthaft zu reden: Jeder, der Univerſitäten kennt, wird uns beſtätigen, daß die Regel, — eine Regel von der es nur wenige Ausnahmen giebt, — ein ſehr collegialiſches und harmoniſches und beiderſeitig erfreuliches

Zuſammenwirken und Zuſammenleben oder oft ſogar ein erfolgreiches Zuſammenarbeiten von Profeſſoren und Privatdozenten aufzeigt.

Müſſen wir darauf hinweiſen, daß faſt ausnahmslos der Eintritt eines jungen Gelehrten als Dozent bei einer Fakultät mit Gutheißung und Beihülfe, ſehr oft auf ſpeziellen Wunſch und direkte Aufforderung der Fachprofeſſoren zu geſchehen pflegt? Und in ſolchen Fällen, — wir wiederholen, etwa neun Zehntel ſämmtlicher Fälle gehören in dieſe Katagorie — ſollte ein Verhältniß feindſeligen Gegenſatzes ſich bilden, wie es das Publikum und die Preſſe als das übliche ſich ausdenkt? Wer wird dies noch glauben, wenn er nur der Sache etwas näher getreten? Jeder Profeſſor, der das Glück hat beſonders fähige Schüler unter ſeinen Zuhörern zu entdecken, läßt es ſich angelegen ſein, für den akademiſchen Beruf ſie zu gewinnen; viele und tüchtige Privatdozenten des eigenen Faches an der eigenen Univerſität zu haben, iſt der Stolz jedes akademiſchen Lehrers; eine Fakultät ſieht nichts lieber als zuſtrömende jüngere Kräfte.

Jenen üblichen Nachtgemälden ſtellen wir hier dieſe Behauptung entgegen, geſtützt auf eigene Erfahrung als Dozent und als Profeſſor, und mit der vollſten Ueberzeugung, die Wahrheit der Thatſachen des akademiſchen Lebens sine ira et studio auszuſprechen. Nein, bei der Zulaſſung von Dozenten zur Habilitation herrſcht in den meiſten Fakultäten weit eher eine zu weitgehende Milde und Connivenz, als das Gegentheil. Auch hierüber reden wir aus Erfahrung. Die meiſten Profeſſoren und Fakultäten gehen von der Vorausſetzung aus, daß die Zulaſſung zur Habilitation weder dem betreffenden Petenten noch der Fakultät ſchaden könne, daß man jedem, auch dem minder bewährten, die loyale Chance öffnen müſſe, aus ſich einen akademiſchen Lehrer zu machen. Die Stimmen, die vor der Zulaſſung offenbar unwiſſenſchaftlicher Leute warnen und der Fakultät bei der Zulaſſung eine gewiſſe Verantwortlichkeit für das Geſchick des Dozenten zuſchieben wollen, pflegen ſeltener ſich hören zu laſſen: ſie pflegen nirgendwo die Majorität zu bilden. Mit der größten Liberalität vielmehr nehmen die Profeſſorencollegien — eher mit zu großer Bereitwilligkeit als zu großer Engherzigkeit — jüngere Gelehrte als Dozenten in ihren Kreis auf.

Aber was nützt die Aufnahme, wenn ſie nicht Erfolg dem Aufgenommenen bringt? Der Erfolg d. h. die Gewährung der Profeſſur, iſt nicht allein Sache der Fakultät, bei der ſich der Dozent habilirt; die eigene Fakultät iſt nur ein Faktor unter mehreren, und nicht einmal der maßgebende. Auch über das akademiſche Berufungsweſen würden aufklärende Erörterungen wohl am Platze ſein; es führte zu weit, wollten wir ſie jetzt hier bringen. Begnügen wir uns einſtweilen mit dem Hinweis darauf, daß neben dem Gutachten der Fakultät das Schickſal eines jungen Gelehrten abhängt von dem Urtheil über

ſeine Leiſtungen, das die Vertreter ſeiner Wiſſenſchaft überhaupt über dieſelben gewinnen. Zuletzt ruht die eigentliche Entſcheidung über Anſtellung und Beförderung bei den deutſchen Staatsregierungen, in deren Ländern ſich Univerſitäten befinden. Immer wird das Urtheil einer einzelnen Fakultät über einen Dozenten compenſirt oder controlirt durch die Erklärungen anderer Univerſitäten. In der Mehrzahl der Fälle erfolgt ja auch die Anſtellung eines Dozenten als Profeſſor an einer andern Hochſchule als an der, bei der er habilitirt war; und jedenfalls wünſcht ſich Jeder dieſe Berufung nach auswärts. Je lebendiger in unſerer Zeit der Verkehr und der Austauſch unter Gelehrten, deſto geringer iſt die Beſorgniß geworden, daß aus ungerechter Malice einer localen Profeſſorengröße ein fähiger Dozent bei der Beförderung überſehen werden könnte.

Wir erwarten hier den Einwand, daß es der Willkür der Fakultäten überlaſſen, einen Dozenten wieder zu entfernen, der ſich, obwohl von ihr zugelaſſen, bei ihr mißliebig gemacht, — ohne Weiteres fügt man, wie ſelbſtverſtändlich, den freundlichen Zuſatz hinzu, daß ein Dozent ſich natürlich nur mißliebig gemacht haben könne durch eine, einem Profeſſor zugefügte, erdrückende Concurrenz. Entſpräche dieſe Vorſtellung der Wirklichkeit der Dinge, dann wäre allerdings der Dozent ein rechtloſes Individuum. Aber auch hier wird ein ſo allgemeines Urtheil, das nach einer beſtimmten Vorausſetzung über alle Fälle in Bauſch und Bogen aburtheilt, von vornherein abgelehnt werden dürfen. Was die Disciplinargewalt der Fakultäten über ihre Dozenten, was insbeſondere die Befugniß angeht, einem Habilitirten die ſogenannte venia legendi wieder zu entziehen, ſo ſind an den verſchiedenen Univerſitäten die Beſtimmungen darüber ganz verſchiedene, — überall aber giebt es feſte, rechtliche Beſtimmungen auch hierüber, und die Aufſicht der Regierung läßt keine Eigenmächtigkeit einer Fakultät zu. Und wer in ſolchen Fragen unbefangen urtheilen will, muß objektiv die einzelnen Fälle prüfen. Es iſt nicht zu überſehen, daß der Dozent noch nicht Staatsbeamter iſt; wir erinnern daran, auch der Referendar kann ohne Weiteres, wenn er ſich nicht bewährt oder Anſtoß gegeben, aus ſeinem Berufe entfernt werden. Sind fernerhin die Fälle ganz unerhört, daß ein Offizier oder Richter oder Beamter quittiren muß? Alles derartige aber, wenn es einmal vorkommt, geht ſo ſtill als möglich vorüber, — nur wenn es ſich um einen Privatdozenten handelt, dann ſchlägt durch das ganze Reich, ſo weit die deutſche Zunge klingt, die geſammte Preſſe einen furchtbaren Lärmen, bei dem ohne Weiteres dem Dozenten die Rolle des unſchuldig gekränkten Märtyrers und der Fakultät die Stellung des ungerechten Verfolgers angewieſen iſt.

Im Jahre 1858 machte die Affaire Beckhaus in Bonn viel von ſich reden. In unverhüllteſter Weiſe rief man ſich damals zu, der „Brodneid“

einiger Bonner Professoren habe den trefflichen Gelehrten verjagt! Und dennoch, wer würde, nachdem der Sachverhalt auch weiteren Kreisen klar geworden, die früheren Beschuldigungen wiederholen wollen? wer giebt heute der Bonner Fakultät nicht Recht? — Gegenwärtig hat die Berliner Frage — Wagner-Dühring — viel Staub aufgewirbelt. Viel sittliche Entrüstung wird zu Markt gebracht wider die Berliner Fakultät, zu Gunsten des betreffenden Dozenten. Wir fragen hier ganz ernsthaft: von allen die darüber in der Tagespresse schreiben, wie viele haben das betreffende Werk, um das es sich handelt, gelesen? Wenn sonst in gebildeter Gesellschaft ein Mann über die Corporation, der er angehört und in welche er noch enger einzutreten wünscht, oder über die Collegen, in deren Cirkel er dauernden Einlaß verlangt, in ähnlicher Weise losschimpft (von wissenschaftlicher Polemik ist hier nicht die Rede, sondern von ganz persönlichem Schimpfen), dann pflegt man sonst einen solchen Herrn einfach an die Luft zu setzen. Nur einer Fakultät spricht man dies Recht ab, das man sonst jeder Gesellschaft bereitwillig gestattet. Es ist also die Fakultät, welche hier Unrecht erduldet, nicht der einzelne Dozent, der als „gemaßregelter" dem Publikum sich präsentirt.

Unserem Sinne liegt es ferne zu behaupten, daß niemals ein Fall vorgekommen, in dem von einer Fakultät oder einem Professor in irgend einer Weise ein Privatdozent gekränkt oder benachtheiligt wäre. Es mag wohl bisweilen geschehen sein, daß ein recht befähigter und würdiger Gelehrter von der Habilitation zurückgewiesen wurde; es ist als möglich immerhin anzunehmen, daß ein tüchtiger und erprobter Dozent bei der Beförderung zum Professor bisweilen übergangen oder zu langem Warten verurtheilt worden ist; auch Chicanen von Seiten einer Fakultät gegen einen, in Thätigkeit befindlichen Dozenten, wenn gleich uns kein Fall in den letzten Jahrzehnten bekannt ist, wollen wir nicht als absolut undenkbar bezeichnen. Aber wenn wir alles dies in einzelnen Ausnahmefällen zuzugeben bereit sind, wo in aller Welt beurtheilt man menschliche Einrichtungen und Verhältnisse nach dem Maßstabe einzelner Ausnahmen? Die allgemeine Ansicht hat sich vielmehr zu bilden nach dem, was die Regel ist. Und die Regel entspricht nicht dem Zerrbilde, das man in weiten Kreisen sich macht, sondern demjenigen Bilde, das wir so eben entworfen.

Die Stellung der Privatdozenten, wie sie sich bis heute gestaltet und wie sie heute sich darstellt, ist eine gesunde und richtige. Und alle die Vorschläge, die offenbar in der wohlwollendsten Absicht gemacht werden, sie zu ändern, zu verbessern und umzugestalten, würden dies bewährte Institut nur gefährden und schädigen. Dahin rechnen wir die Idee, den Dozenten innerhalb der Fakultäten Sitz und Stimme oder eine Vertretung zu gewähren, dahin gehört aber auch der Vorschlag, eine feste Besoldung ihnen zu ver-

ſchaffen. Beide Maßregeln, für die ſich mancher Freund der Wiſſenſchaften erwärmt, ohne die Tragweite derſelben zu bedenken, beide Maßregeln würden die Privatdozenten zu Staatsbeamten machen, ihnen beſtimmte Pflichten auflegen und ihre bisherige ganz freie Stellung weſentlich alteriren. Der Sache nach hieße das gar nichts anderes, als das Inſtitut der Privatdozenten virtuell abſchaffen und die einzelnen Perſönlichkeiten ſofort als Profeſſoren anſtellen und behandeln. Die Einführung eines beſonderen Examens für Profeſſoren, die Beſchränkung der zuläſſigen Dozenten auf eine beſtimmte Anzahl bei jeder Univerſität und dergleichen wären die nothwendigen Folgen. Denn darauf wird ja im Ernſte Niemand heraus wollen, daß Jedermann den akademiſchen Beruf ergreifen kann, der nur will, ohne jede Leiſtung eines ſtaatlichen Gehaltes verſichert.

Das Gedeihen und die geſunde Entwickelung der Univerſitäten hängt davon ab, daß eine Anzahl von Gelehrten ſich freiwillig dem Lehrerberufe zuwendet und ſomit eine Pflanzſchule für künftige Profeſſoren bildet. Auf dieſen Grundlagen dieſe Einrichtung zu erhalten, fordert das Intereſſe, das alle Welt für die wiſſenſchaftliche Zukunft unſerer Univerſitäten zu beſitzen bekennt.

Da erhebt ſich nun die Frage: iſt es möglich, dieſe bisherigen Grundlagen zu erhalten? Grade die wärmſten Freunde der Univerſitäten äußern ſich heute mit Beſorgniß dahin, daß das Inſtitut der Privatdozenten auszuſterben drohe, daß die Zahl der verfügbaren Dozenten in erſchreckendem Maaße abnehme; ſie fordern, daß die Univerſitäten, daß die Staatsgewalten Maßregeln treffen gegen die Abnahme der Dozenten! So dankbar wir für das in ſolchen Erörterungen den Univerſitäten bezeugte Intereſſe ſind, ſo wird doch auch hier erſt zu unterſuchen ſein, ob der Uebelſtand, von dem man letzthin ſo viel reden gehört, wirklich in dem behaupteten Umfang vorhanden und ob die in guter Abſicht vorgeſchlagenen Hülfsmittel gegen denſelben die geeigneten ſind.

Wir halten zunächſt die neuerdings oft conſtatirte Abnahme der Privatdozenten größtentheils für eine optiſche Täuſchung. Der Beſtand und die Zahl der Dozenten iſt eine fluctuirende Größe; von Faktoren, die ſelbſt wechſeln und ſich verändern, iſt ſie abhängig; in den verſchiedenen Wiſſenſchaften und Fächern nimmt ſie zeitweiſe ab und nimmt dann wieder zu, je nach dem augenblicklichen Stand der Wiſſenſchaft, je nach der Autorität der eine Schule bildenden Perſonen u. ſ. w. Als der Schreiber dieſer Zeilen ſich vor jetzt 13 Jahren habilitirte, gab es in ſeiner Wiſſenſchaft einen, vielleicht zwei Privatdozenten auf den ſämmtlichen deutſchen Univerſitäten zuſammengenommen; zwei Jahre nachher war Ueberfluß allenthalben an Privatdozenten ſeines Faches. Eine ähnliche Ebbe und Fluth hat ſich auf demſelben Gebiete ſeit-

dem ſchon wiederholt; und ganz dieſelben Erfahrungen laſſen ſich für die meiſten Disciplinen nachweiſen.

Im Allgemeinen dürfte vor Kurzem in den meiſten Fächern eine tiefe Ebbe vorhanden geweſen ſein. Wer aber nicht abſichtlich blind ſein will, kann auf den meiſten Gebieten heute ſchon die beginnende Rückkehr der Fluth gewahr werden. Und jene momentane Ebbe hatte doch eine ganze Reihe von Urſachen gehabt, von denen wir zum Troſt unſerer Leſer wenigſtens einige hier nennen wollen.

Die materielle Lage der Profeſſoren war im letzten Jahrzehnt gradezu eine unerträgliche geworden. Nur der mit Glücksgütern geſegnete konnte verſtändiger Weiſe den Entſchluß faſſen, ſich der akademiſchen Laufbahn zu widmen, d. h. alſo Privatdozent zu werden. Vor allem in Preußen war das Budget der Univerſitäten lange Zeit auf das engſte zuſammengepreßt; manche vorhandenen Bedürfniſſe waren künſtlich zurückgedrängt und unbefriedigt geblieben. Nun begann 1870 und 1871 eine Periode, in der mehr für die Zwecke des höheren Unterrichts und der Wiſſenſchaften aufgewendet werden konnte. Viele längſt gefühlte Lücken in den Lehrkörpern wurden jetzt ausgefüllt: eine Menge Privatdozenten wurden jetzt in kurzer Zeit angeſtellt. Der Verbrauch von Privatdozenten zu Profeſſoren wurde für die nächſte Zeit ein ſtärkerer, als daß der damalige Beſtand und der hergebrachte Nachwuchs plötzlich ihn leiſten konnte: in einzelnen Fällen entſtanden Verlegenheiten für Fakultäten und Regierungen. Neben den Univerſitäten ſind techniſche Hochſchulen erwachſen, welche die disponibeln Lehrkräfte in vielen Fächern für ſich in Beſchlag genommen und den Univerſitäten entzogen haben. Dazu kam die Neugründung von Straßburg, das in größerem Style ſofort angelegt wurde und viele Kräfte abſorbirte. Viele Profeſſoren geriethen in eine Art von Wanderfieber: hier und da ſtellte ſich einmal ein Mangel heraus.

Wer über dem Treiben des Momentes nicht den Kopf verloren, mußte ſich ſagen, daß dies nichts weiter als eine vorübergehende Unbequemlichkeit ſei, daß ſehr bald das Gleichgewicht ſich herſtellen müſſe. Vielfachen Forderungen nachgebend, ſchuf man neue Lehrſtühle für Fächer, die bisher ſo gut wie gar nicht an den Univerſitäten vertreten. Wir erinnern nur an die Einführung der engliſchen und franzöſiſchen Philologie, an die Vermehrung der nationalökonomiſchen Lehrſtühle: kein Wunder, daß es in dieſen Fächern hier und da an verfügbaren und brauchbaren Dozenten mangelte. Und wenn jetzt die preußiſche Regierung mit einem Schlage aus dem Nichts heraus ſechs neue geographiſche Profeſſuren auf den Etat geſetzt hat, ſo iſt das nachherige Erſtaunen jedenfalls ſehr ungerechtfertigt, wenn demnächſt ſich ein Rufen und Klagen über den Mangel an Dozenten der Geographie erhebt!

Und auch auf eine andere Thatsache dürfen wir wohl andeutend noch hinweisen. Grade bei Besetzung von Professuren, die zu den angesehensten und maßgebendsten gezählt werden, hat man in letzter Zeit Aeußerungen des Bedauerns gehört über die Abnahme des jüngeren akademischen und wissenschaftlichen Nachwuchses. Dieser Satz, dessen Begründung wir hier nicht discutiren wollen, bezieht sich aber mehr auf die Qualität als die Zahl: an Candidaten bei derartigen Stellungen hat es noch nicht gefehlt, wohl aber bisweilen an hervorragenden Gelehrten, denen Regierung und Fakultät mit einiger Freudigkeit des Entschlusses die wichtigeren Posten übertragen konnten. Uns erfüllt mit Besorgniß um die Zukunft unserer Hochschulen nicht ein etwa vorauszusehendes Deficit an Privatdozenten und Professoren (daran glauben wir nicht), wohl aber die vielfach beobachtete Ueberschwemmung wissenschaftlicher Arbeitsgebiete durch die sich immer breiter machenden Mittelmäßigkeiten. Eine geistige Null an einer Universität, sei es als Dozent oder Professor, wirkt immer viel schlimmer oder schädlicher als eine zeitweise Lücke. Ist aber die Beobachtung, die wir hier andeuten, eine richtige, so ist mit äußerlichen Maßregeln nichts gethan. Nur von einem neuen Impulse unseres geistigen Lebens überhaupt ist eine Besserung zu erwarten, nicht von Vermehrung der ohnehin schon schädlichen mittelmäßigen Dozenten durch künstliche Mittel.

Der Mangel an Dozenten vertheilt sich übrigens in sehr ungleicher Weise auf die einzelnen Fakultäten und Wissenschaften. Besonders stark ist er hervorgetreten und auch jetzt noch nicht gehoben bei Theologen und Juristen. Und grade bei diesen Fakultäten lassen sich zu Allem, was wir bisher gesagt haben, auch noch innere Gründe anführen. Die theologische Wissenschaft, wie sie von Altersher auf unseren Universitäten vorgetragen worden, ist neuerdings bei einem Zersetzungsprozeß angelangt, dessen Endresultat sich noch nicht sicher voraussehen läßt: auf der einen Seite nähert die Entwickelung der theologischen Wissenschaft sich einem Punkte, bei dem von Theologie nicht mehr viel übrig bleibt, auf der anderen Seite ist die Theologie im Begriffe, die Wissenschaft aus der bisherigen Verschmelzung der beiden Elemente auszuscheiden. Daß bei diesem Zustande der theologischen Universitätslehre ein großer Zudrang von Dozenten nicht erwartet werden kann, liegt auf der Hand. Und wenn der verflossene preußische Cultusminister von Mühler Jahre lang die Praxis verfolgte, statt der Dozenten beliebige Pastoren an den Universitäten anzustellen, so wird man dies auch nicht als eine Ermuthigung der Dozenten ausgeben wollen. Die letzte Zeit hat übrigens an einzelnen Universitäten die neue Habilitation mehrerer theologischer Privatdozenten gebracht.

Was die juristischen Fakultäten angeht, so tritt dem Nichtjuristen

eine merkwürdige Thatsache entgegen. Es giebt seit mehreren Jahren eine ganze Literatur über die Frage, wie der juristische Universitätsunterricht eingerichtet werden solle: daß der gegenwärtige Modus unhaltbar, darin stimmen Alle überein, so sehr sie in den Reformvorschlägen auch auseinander gehen. In vielen, ja in den meisten Fällen (Ausnahmen davon sind uns sehr wohl bekannt) besteht der juristische Universitätsunterricht in einem mehr oder weniger energischen Einpauken für die spätere Praxis. An das wissenschaftliche Denken der Studirenden werden in den üblichen juristischen Vorlesungen möglichst geringe Anforderungen gemacht. Sollte hierin nicht einer der Gründe zu sehen sein, weshalb verhältnißmäßig so wenige Juristen sich der akademischen Laufbahn von vorneherein widmen? Daß pekuniäre Gründe im Spiele seien und durch pekuniäre Lockungen Dozenten angeworben werden müssen wird grade bei den Juristen Niemand behaupten, der sich den wirklichen Thatbestand vergegenwärtigt: juristische Collegien gehören zu den einträglichsten der ganzen Universität; und ein unentgeltlicher Probedienst ist ja auch von dem praktischen Juristen verlangt. Im römischen und im deutschen Recht fehlt es übrigens nicht an Dozenten; für Strafrecht und Prozeß aber sind schon hergebrachter Weise vielfach ohne Schaden der Universitäten Praktiker zu Professoren berufen worden. Ein wissenschaftlicher Aufschwung unserer juristischen Fakultäten, den wir erhoffen, würde die etwaigen Mängel und Gebrechen ohne allen Zweifel in kürzester Frist abstellen.

Aus dem Schooße der medizinischen Fakultäten sind die erwähnten Klagen am wenigsten gehört worden. Jeder Blick in die Lectionskataloge beweist Reichthum, ja Ueberfluß an Dozenten.

Sehr großen Schwankungen sind in der letzten Zeit die philosophischen Fakultäten ausgesetzt gewesen. Von ihnen ist alles zu wiederholen, was wir oben über die zeitweilige Abnahme jüngerer Kräfte und die Ursachen dieser Erscheinung gesagt haben; von ihnen gilt ebenso unsere frühere Behauptung eines neuerdings schon eingetretenen Umschwunges. Wir bitten aber bei der Erörterung unserer Frage für die Wissenschaften, die in der philosophischen Fakultät vereinigt sind, noch eine andere Thatsache nicht zu übersehen. Bei den meisten Disciplinen, — bei den philologischen und historischen, zum Theil auch bei den mathematischen — können erfahrungsmäßig Professoren auch aus dem Kreise der Gymnasiallehrer ausgewählt werden. Eine ganze Reihe von Namen, welche zu den ersten Zierden der Wissenschaft und der Universitäten geworden, ließe sich zum Beweise dieser Thatsache hier anführen! Ein Gymnasiallehrer, der hervorragende wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen, der in seinem Lehrerberufe eine gewisse Uebung des Vortrags sich erworben hat, wird wohl concurriren dürfen mit manchem Dozenten der Universität; ein solcher wird oft mit Erfolg in eine Professur übergehen. Beispiele gegen-

theiliger Erfahrung liegen allerdings vor (meiſtens dann, wenn die Verſetzung vom Gymnaſium an die Univerſität in vorgerückteren Jahren riskirt worden iſt), aber ſie ſind verhältnißmäßig ſicher nicht zahlreicher, als die Mißerfolge mancher zu Profeſſoren gemachten Privatdozenten.

Nach unſeren Ausführungen iſt alſo die Gefahr, der man entgegenzuwirken verlangt, nicht in ſo hohem Maaße vorhanden, als viele dies meinen; ſie hat, wo ſie ſich zeigt, mehr einen vorübergehenden als bleibenden Charakter. Und das, was wirklich ein bedenkliches Symptom unſerer akademiſchen Zuſtände iſt, — die Aufnahme wiſſenſchaftlicher Mittelmäßigkeiten in das Lehrerperſonal der Univerſitäten, die Verſchlechterung des wiſſenſchaftlichen Durchſchnittscharakters unſerer Univerſitätslehrer — das iſt etwas, das ſtaatlicher Einwirkung nicht weicht, das durch äußerliche Heilmittel nicht curirt wird. Eine Periode neuen wiſſenſchaftlichen Aufſchwunges allein kann hier Hülfe ſchaffen; ſie wird eintreten, — ob heute oder morgen, wer will dies ſagen? Wenn ſie gekommen, dann wird ſich auch die bisher ſo trefflich bewährte Einrichtung unſeres Privatdozententhums mit neuem Leben erfüllen! Wenn die gebildete Welt heute verlangt, daß den Privatdozenten ihre Probezeit erleichtert, ihr Beruf begehrenswerther gemacht werden ſollte, und wenn in Folge ſolcher Aeußerungen das preußiſche Miniſterium ſchließlich zu einer Unterſtützungsmaßregel Einleitung getroffen, ſo wird ſelbſtverſtändlich jeder Univerſitätslehrer Freude und Dank für dieſe wohlwollenden Abſichten ausſprechen. Nur wird es ihm naheliegen, gleichzeitig hinzuweiſen auf die Gefahr, daß die Grundlagen dieſer ſegensreichen und nothwendigen Einrichtung, auf der gerade unſere Univerſitäten eigentlich aufgebaut ſind, ſehr leicht verletzt und geſchädigt werden können.

Will man fähige Leute für den akademiſchen Beruf gewinnen, ſo treffe man Sorge, daß dem Dozenten, wenn er die in der Regel nothwendige, immer aber heilſame Vorbereitungszeit hinter ſich hat, dann auch bei der Anſtellung eine menſchenwürdige Exiſtenz geboten werde! Einige Schritte ſind ja in den letzten Jahren in dieſer Richtung geſchehen; wenigſtens das Anfängergehalt des Profeſſors iſt jetzt leidlich bemeſſen. Aber wie ſieht es mit den ſpäteren Verbeſſerungen aus? Darüber ließe ſich viel ſagen und allerlei erzählen! Einzelne Notabilitäten erzielen ausreichendes Einkommen, — d. h. in dem Fall daß ſie von auswärts berufen oder bei einem Rufe nach auswärts feſtgehalten werden müſſen. Alles Andere bewegt ſich noch immer in traurigem Geleiſe. Hier iſt der Punkt, wo geholfen werden kann. Nicht *während* der Probezeit des jüngeren Anfängers ſondern *nach* der Probezeit ſollte man dem erprobten und bewährten eine geſicherte und bequeme Lage in Ausſicht ſtellen.

Es iſt oft vorgekommen, daß junge Gelehrte, deren wiſſenſchaftliche

Fähigkeiten die materiellen Mittel überragten, während der Probezeit als Dozenten vom Staate Unterstützungen erhalten haben. Es ist eine der vielen Unwahrheiten und Lügen, die in der Welt circuliren, daß es bei unseren heutigen Einrichtungen dem Armen, der Fähigkeiten zu wissenschaftlichem Berufe in sich trägt, unmöglich sei, sich einem solchen Berufe zu widmen. Nein, schon von der Schule her giebt es Stipendien und Unterstützungen in solcher Anzahl, daß einem wirklich befähigten jungen Manne der Besuch des Gymnasiums und der Universität selbst bei der größten Armuth geöffnet wird. Wer die Praxis des Schullebens und der Universitäten kennt, wird diese Thatsache nicht läugnen. Und ähnlich geht es auch heute schon mit armen Privatdozenten. Auch heute ist es schon ganz hergebracht, daß der Minister aus seinem Dispositionsfonds Unterstützungen, „Remunerationen", an einzelne bedürftige Dozenten zahlt.

Es ist uns unzweifelhaft, daß nicht jedes derartige Gesuch befriedigt worden ist. Doch als eines der erfreulichsten Zeichen von dem Wohlwollen des gegenwärtigen preußischen Unterrichtsministers für die seinem Ressort unterstellten Universitäten haben wir es betrachtet, daß der Minister das Bedürfniß und den Wunsch geäußert, durch Vergrößerung seiner Mittel unter anderm auch den Universitätsdozenten bessere und reichlichere und nachhaltigere Unterstützung verschaffen zu können. Daß ihm der Fonds zur zeitweisen Remuneration junger Gelehrten verstärkt werde, war eine gerechtfertigte Forderung, deren Erfüllung erst ihn in den Stand versetzt, jungen Gelehrten und damit auch den wissenschaftlichen Studien selbst fruchtbare Wohlthaten zu erzeigen. Nur durfte man dabei nicht die Losung ausgeben, dies solle geschehen um der Verminderung der Privatdozenten vorzubeugen, um eine größere Zahl derselben an die Universitäten heranzulocken! Indem man dies Motiv für jene an und für sich so erwünschte Maßregel geltend gemacht, hat man — mehr unabsichtlich als wissentlich — ganz falsche Vorstellungen erzeugt und sicher an vielen Stellen ganz irrige Hoffnungen und Wünsche erregt! Dadurch, daß man Mittelmäßigkeiten oder gar Nullen heranlockt an die Universitäten, fördert man nicht ihre Blüthe und hilft etwaigen Bedürfnissen nicht ab. Und gerade nach dieser Seite hin ist augenblicklich zur größten Vorsicht gegründeter Anlaß! —

Ja, die Art und Weise, mit welcher im Abgeordnetenhause der Etat die Forderung des Ministers einführte und die Etatsberathung sie erläuterte, muß einzelne schwere Bedenken erregen. Wir wiederholen, wir begrüßen es mit freudiger Zustimmung und Genugthuung, daß der Unterstützungsfonds des Ministers für junge Gelehrte, die in den Anfangsstadien ihrer wissenschaftlichen Laufbahn stehen, so bedeutend vermehrt ist, daß er den gewachsenen Bedürfnissen gegenüber ausreichend geworden. Aber daß man auf der

Digitized by Google

Regierungsseite die Absicht gehabt, die Austheilung solcher Gelder auf Dozenten zu beschränken, daß man eine bestimmte Portion auf eine Anzahl von Jahren einem bestimmten Dozenten zusichern wollte, das verräth uns den Gedanken, besoldete Privatdozenten einzurichten und in das bisherige bewährte System des akademischen Lebens gerade an einer der empfindlichsten Stelle Bresche zu legen. Das Abgeordnetenhaus war offenbar sich selbst der Tragweite dieser Position gar nicht bewußt — bei der Bewilligung derselben ist es ganz gelegentlich möglich gemacht, eine der fundamentalsten Umwälzungen des Universitätswesens von oben her einzuführen. Das Amendement Mommsen, das zur Annahme kam, hat wenigstens diese Gefahr verringert, indem es neben den habilitirten Privatdozenten auch andere jüngere für die Universitätslaufbahn voraussichtlich geeignete Gelehrte als empfangsberechtigt hinstellt. Aber es bleibt der Uebelstand, daß jetzt nicht mehr eine Unterstützung nach dem Bedürfniß der einzelnen Fälle gezahlt, sondern daß eine feste Summe in kleinere Portionen vertheilt, wenigstens in 35 im Ganzen etatsmäßig ausgegeben werden soll! Es trennt die neue Einrichtung nur ein kleiner Schritt von der Schaffung etatsmäßig dotirter, also bleibender Privatdozentenstellen.

Wir behaupten nicht, daß nach Bewilligung dieser Position nun auch sofort der bedenkliche revolutionäre Schlag gegen die Universitäten fallen müsse, — nein es ist für die Ausführung dem Minister noch so viel Spielraum gelassen, daß er sehr wohl im erweiterten Rahmen nach bisheriger Weise Unterstützungen an bedürftige und verdiente junge Gelehrte, vornämlich Privatdozenten, auch fernerhin zu zahlen fortfahren kann. Aber er kann mit ebensoviel Berechtigung jetzt die bestehenden Einrichtungen des Universitätslebens durch die Einschiebung besoldeter Dozenten desorganisiren und umgestalten. Es kommt auf die Behutsamkeit, den Takt, die Besonnenheit an, mit welcher der Minister oder sein vortragender Rath von der ihm ertheilten Befugniß Gebrauch machen will.

Wenn überhaupt im Ministerium der Plan vorliegen sollte, in wesentlichen Dingen Reformen bei den Universitäten anzubahnen — manches Reformbedürftige ist auf ihnen vorhanden — dann ist es doch nicht mehr als billig, gutachtlich die Universitäten selbst über die beabsichtigten Reformen zu hören*).

*) Nur zu begründet ist es, was der fortschrittliche Abgeordnete Dr. Virchow — in politischen Dingen meistens unser Gegner — am 9. März im Abgeordnetenhaus gesagt: „Es besteht — und ich möchte das gerade dem jetzigen Herrn Minister gegenüber aussprechen — in den gelehrten Körpern des Landes die Auffassung, daß in Beziehung auf Organisationsverhältnisse die liberalen Minister gefährlicher seien als die reaktionären, sofern nämlich als die reaktionären Minister mit ungleich mehr Behutsamkeit und Vorsicht ihre Maßregeln unternahmen, während die liberalen, gestützt auf die gute Meinung des Volkes und der Landesvertretung, viel frischer, viel gewaltsamer und zuweilen auch auch viel akuter

Ueber die jetzt eingeführte Neuerung von besonderen Privatdozentenstipendien sind die Universitäten nicht gehört worden, obwohl hinlänglich Zeit dazu gewesen wäre.

Niemand nimmt für unsere Hochschulen das Recht in Anspruch, selbständig ihre Einrichtungen ordnen und feststetzen zu wollen. Die Entscheidung kann und soll nur von der Staatsgewalt erfolgen, d. h. von der Regierung, im Einvernehmen mit der Landesvertretung für diejenigen Dinge, bei denen ihre Mitwirkung erfordert ist. Aber das ist eine berechtigte Forderung, daß nicht die wichtigsten und folgenreichsten Neuerungen über sie verhängt werden, ehe man sie gutachtlich angehört hat. Sehr oft wird es nur eines Wortes der Aufklärung bedürfen, um alle Welt in den rechten Stand zu einem sachlichen Urtheil über eine Universitätsangelegenheit zu versetzen. Sehr oft mag ein competentes und motivirtes Gutachten erst die richtigen Gesichtspunkte für die Behandlung der Reformmaßregeln eröffnen. Niemand verliert dabei, wenn Gutachten der Sachverständigen vorliegen, — in einzelnen Fällen dürften auch die entscheidenden Instanzen aus denselben etwas gelernt zu haben bekennen!

Ein preußischer Professor.

Die englischen Universitäten.

Von J. Schipper.

II.

Mehr noch, als in der äußeren Einrichtung und inneren Organisation der Colleges, zeigt sich die nachtheilige Eigenthümlichkeit jener ganzen vom Mittelalter überkommenen Erbschaft in dem dort verarbeiteten Lehrstoff und in der Lehrmethode.

Es wird vielleicht schon aufgefallen sein, daß bisher noch mit keinem Worte der verschiedenen Fakultäten Erwähnung gethan wurde, die wir doch nach unseren deutschen Vorstellungen zu einer Universität für unumgänglich nöthig erachten. Unsere Fakultäten-Gemeinschaft aber ist diesen beiden englischen Universitäten völlig fremd; man hat eigentlich nur die Idee gerettet,

in die Sachen hineingehen." Was Mommsen und Virchow in dieser Hinsicht im Einzelnen angeführt haben von Nichtachtung und Nichtbefragung der zunächst sachverständigen Instanzen bei einzelnen Maßregeln des Ministers hätte zur Zeit Mühler's einen Sturm der Entrüstung erregt!

insofern man dort wenigstens auch in der Medicin und Jurisprudenz promoviren kann, und so ist denn auch nach unseren Begriffen die Möglichkeit eines wissenschaftlichen Studiums dieser Disciplinen, die durch je einen oder zwei Professoren vertreten sind, nicht mehr als angedeutet. Die wenigen jungen Leute, die sich in Oxford und Cambridge überhaupt mit medicinischen Studien befassen, gehen zu dem Professor der Medicin so zu sagen in die Lehre, besuchen mit ihm das Hospital und hören nebenbei einzelne Vorlesungen über Botanik, Chemie, Anatomie und drgl. (die indeß nur spärlich gehalten werden), um sich dann später in den großen Londoner Hospitälern in ähnlicher Weise theoretisch und praktisch auszubilden.

Der zukünftige Jurist verschafft sich seine Ausbildung ebenfalls hauptsächlich in praktischer Weise, indem er im Bureau irgend eines Londoner Anwalts arbeitet. Zu gleicher Zeit hat er, um sich seine Berechtigung zur juristischen Carrière zu erwerben, in eins der großen Londoner Rechts-Collegien als Student oder Aspirant, wie man es eher nennen könnte, nach Ablegung eines kleinen Examens einzutreten, hat dort *Gelegenheit* gewisse juristische Vorlesungen zu hören und namentlich die *Verpflichtung*, seine Angehörigkeit an diese Corporationen dadurch zu documentiren, daß er semesterlich zu einer bestimmten Anzahl von gemeinsamen Mahlzeiten, die an festgesetzten Tagen in den Speisesälen der Londoner Rechts-Collegien Statt finden, zu erscheinen hat. Würde er ein einziges dieser Diners versäumen oder etwa erst nach dem Tischgebet erscheinen und vor dem Schlußgebet aufbrechen, so würde das ganze Semester für seine juristische Studienzeit nicht gezählt werden. Für den gewöhnlichen Rechtsstudenten sind jährlich 24, also während der drei Studienjahre 72 Mahlzeiten erforderlich, um sich die Qualification zum Juristen zu ereſſen. Der allgemein gangbare, populäre englische Ausdruck für Jurisprudenz studiren ist deshalb auch davon hergenommen: hört man von einem jungen Manne sagen he has eaten his dinners, so heißt das: er hat jura studirt. — Einem solchen Studenten aber, der sich schon auf einer englischen oder schottischen Universität mit theoretischen Rechtsstudien befaßt und sich den ersten juristischen Grad, den eines baccalaureus juris erworben hat, wird die Sache wesentlich erleichtert; freilich nicht rücksichtlich der Dauer der Studienzeit oder der bedeutenden semesterlichen Beitragsgelder, sondern nur in Bezug auf das Eintrittsexamen, welches ihm erlassen wird und auf die Anzahl der Diners, denen er beiwohnen muß, da die betreffenden Autoritäten befriedigt sind, wenn er durch 12 Mahlzeiten jährlich seine Befähigung zum Juristen darthut. Der Student selber hat dabei höchstens den zweifelhaften Vortheil, daß er sich bei der Gelegenheit die viel vortrefflicheren Diners seines Oxforder oder Cambridger College ins Gedächtniß zurückrufen kann, welche, beiläufig

bemerkt, ſehr gut den Vergleich mit denjenigen unſerer beſſeren Gaſthöfe aushalten können.

Daß unter ſolchen Umſtänden in einem Lande der vorwiegend praktiſchen Intereſſen ſich nur verhältnißmäßig wenige junge Leute finden, welche der allein erforderlichen und in London vollſtändig zu erwerbenden praktiſchen Ausbildung zum Juriſten die allerdings geſchätzte Zier einer theoretiſchen Univerſitätsbildung hinzufügen, iſt leicht begreiflich. Und ſelbſt in dieſem Fall iſt nicht das eigentliche juriſtiſche Studium, welches ſich zur Erlangung des baccalaureus-Grades auf beſtimmt vorgeſchriebene Kapitel aus dem römiſchen Recht, dem engliſchen Recht und der engliſchen Geſchichte beſchränkt, die Hauptſache, ſondern die ſtets damit combinirte allgemeine Univerſitäts-Ausbildung. Gerade ſo verhält es ſich mit dem Mediciner, in noch viel ausgedehnterem Maße mit dem Theologen. Ja, nichts iſt mehr geeignet, die mittelalterlichen Traditionen der engliſchen Univerſitäten ſofort ins rechte Licht zu ſtellen, als die Darlegung ihres Verhältniſſes zu der engliſchen Kirche.

Aus der Entſtehung und Entwickelung der engliſchen Univerſitäten iſt ſchon erſichtlich, daß dieſelben von jeher zu der Kirche in der innigſten Beziehung ſtanden. Dies Verhältniß wurde mit der Reformation nicht geändert, da dieſelbe ſich ja in Engländ darauf beſchränkte, das Land von Rom zu befreien und die weſentlichſten Mißbräuche zu beſeitigen, dagegen aber die ganze frühere Kirchenverfaſſung mitſammt dem äußeren Ritus beibehielt. Die Landesuniverſitäten und die Landeskirche blieben aufs Engſte verbunden und ſind es noch bis auf den heutigen Tag. Es wurde ſchon erwähnt, daß die Präſidenten faſt aller Collegien ſtatutenmäßig Geiſtliche ſein müſſen. Und dieſe Präſidentenſtellen ſind vielfach die Uebergangsſtufen zu den höheren und höchſten Kirchenwürden. Mit den Präſidentenſtellen ſind gewöhnlich noch einträgliche Pfarreien verbunden, welche von Vicaren verwaltet und während der Ferien als angenehmer Landaufenthalt von dem College-Präſidenten und ſeiner Familie benutzt werden. Auch Profeſſoren und Bibliothekare ſuchen gewöhnlich ihr Einkommen durch Uebernahme einer der Pfarreien, welche ihr College etwa zu vergeben hat, zu vermehren. Mehr als die Hälfte der Fellows ferner gehört, wie ſchon bemerkt, dem geiſtlichen Stande an. Niemand wird überhaupt zu einem Fellowſhip oder zu irgend einem Lehramt an der Univerſität zugelaſſen, der nicht die 39 Artikel der anglikaniſchen Kirche unterzeichnet. Andrerſeits wird von der Kirche die gewöhnliche Univerſitäts-Ausbildung, die namentlich auf dem Studium der alten Klaſſiker, der Mathematik, Geſchichte, Philoſophie und des neuen Teſtaments beruht, für hinreichend angeſehen zur Führung von Kirchenämtern jeder Art. Erſt in neuerer Zeit pflegen die Biſchöfe vor der Ordination die Ablegung eines theologiſchen Examens zu verlangen, wobei die Früchte tüchtiger theologiſcher Privatſtudien, nament-

lich auch Kenntniß des Hebräiſchen, zwar anerkannt werden und eine Empfehlung ſind zur Erlangung höherer Kirchenämter, doch keineswegs unerläßliche Bedingung. Das neue Teſtament in der Urſprache, das alte in der Ueberſetzung, etwas Kirchengeſchichte, ein Commentar über die 39 Artikel, einige populäre theologiſche Abhandlungen und Predigtſammlungen: das iſt das zu verarbeitende Material für den gewöhnlichen Geiſtlichen. Und dies niedrige Niveau der Anforderungen iſt um ſo leichter zu erreichen, als es ja einen Theil der gewöhnlichen Univerſitätsſtudien bildet, welche auf den beiden engliſchen Univerſitäten faſt ausſchließlich betrieben werden und etwa denjenigen Fächern entſprechen, die man bei uns zu der philoſophiſchen Fakultät rechnen würde. —

Bis zu einem gewiſſen Grade haben alle Studenten, alſo auch die zukünftigen Mediciner und Juriſten ſich zunächſt dieſen Studien zu widmen. Der Grund liegt darin, daß die ſyſtematiſche Ausbildung des engliſchen Gelehrten erſt mit dem Eintritt in die Univerſität beginnt und nicht, wie bei uns, die Abſolvirung eines Gymnaſiums ihn zum Abgange zur Univerſität vorbereitet und berechtigt. Demgemäß wird zum Eintritt in ein College weiter nichts verlangt, als ein äußerſt leichtes Examen bei der Immatriculation oder in Cambridge in vielen Colleges nur die Beſcheinigung eines Cambridger Graduirten, daß er den betreffenden jungen Menſchen für hinlänglich vorbereitet halte. So kommt es, daß ſich dort ſemeſterlich neue Ankömmlinge von der allerverſchiedenartigſten Vorbildung zuſammenfinden, unter denen Leute, die früher Geſchäfte aller Art mit gutem, pecuniärem Erfolge betrieben haben, keine ungewöhnliche Erſcheinung ſind, und die nun mit Weib und Kind in Oxford oder Cambridge ſich niedergelaſſen haben, um ſich durch Erlangung des akademiſchen Grades in eine andere Lebensſphäre hinaufzuſchwingen. Hin und wieder, wenn wirklicher Wiſſensdrang der Beweggrund war, gelingt dies mit bedeutendem wiſſenſchaftlichem Erfolge. So wird erzählt, daß einer der jetzigen Profeſſoren für Geſchichte in Oxford Seekapitain war, bevor er die Univerſität bezog.

Etwa ein Jahr nach der Immatriculation nun hat der engliſche Student und zwar jeder in gleicher Weiſe das erſte Examen zu beſtehen. Die Gegenſtände, in denen examinirt wird, ſind eins der vier Evangelien in der Urſprache, lateiniſche und griechiſche Elementargrammatik, ein griechiſcher und ein lateiniſcher Schriftſteller, etwa Cicero und Xenophon, die drei erſten Bücher von Euklid und etwas Arithmetik. Trotz der Leichtigkeit der Anforderungen, die alſo höchſtens Secundaner-Kenntniſſe unſerer Gymnaſiaſten vorausſetzen, pflegt ſtets der vierte Theil der Examinanden dieſe Prüfung nicht zu beſtehen, ein Beweis für die mangelhafte Beſchaffenheit der engliſchen Schulen. Uebrigens wird es von den vornehmeren Studenten oft förmlich für faſhionable

gehalten, in dem ersten Examen wenigstens einmal durchzufallen, zumal da die Fama berichtet, daß selbst einem Gladstone dies widerfahren sei. — Nach diesem ersten Examen, welches für alle dieselben Anforderungen stellt, können die Studien des englischen Studenten auf zweierlei Art verlaufen, d. h. er hat zu erklären, ob er den einfachen akademischen Grad zu erlangen wünscht, oder ob er versuchen will, sich denselben mit gewissen Auszeichnungen zu erwerben. In letzterem Falle werden in den verschiedenen Prüfungen, deren in dem Triennium nach dieser ersten noch zwei zu bestehen sind, etwas höhere Anforderungen gestellt. Namentlich auch ist es nöthig, mit Leichtigkeit einen englischen Autor in lateinische und griechische Prosa übertragen zu können und eine gewisse Gewandtheit im Verfertigen griechischer und lateinischer Verse zu besitzen. Alle diejenigen griechischen und lateinischen Schriftsteller nun, die auf unseren deutschen Gymnasien gelesen werden, und auch einige der ungewöhnlicheren, die man erst auf der Universität kennen zu lernen pflegt, werden auch dort vorgelegt, aber für jedes Examen werden immer ganz bestimmte Autoren und meistens bestimmte Abschnitte aus denselben verlangt. Ganz dasselbe System befolgt man in der Philosophie, wobei man sich fast nur auf bestimmte Kapitel aus Plato und Aristoteles sowie auf gewisse Elementarbücher der Logik beschränkt und ebenfalls in den Naturwissenschaften, in der Geschichte und in der Mathematik. Gewisse Combinationen dieser Fächer unter einander oder in Verbindung mit den juristischen Wissenschaften reichen aus, sich den ersten Grad, den eines Bachelor of arts zu erwerben. Zur Erlangung der Magisterwürde ist kein weiteres Examen erforderlich, sondern nur nach Verlauf von drei Jahren die Bezahlung einer gewissen Geldsumme. Auf dieselbe Art kann man sich nach Verlauf einer weiteren Reihe von Jahren die Grade eines Dr. juris oder eines Bachelor und Doctor der Theologie erwerben. Das letzte Examen nach dem akademischen Triennium und die dabei erlangte Auszeichnung ist also namentlich von Bedeutung für die spätere Stellung und für die weitere Carrière innerhalb oder außerhalb der Universität.

Die Art und Weise, wie die dazu erforderlichen Kenntnisse erworben werden, ist ebenfalls wesentlich von der bei uns gebräuchlichen verschieden. Während in dem Lehrsystem unserer Universitäten der zusammenhängende Vortrag die Hauptsache ist, der erst in neuerer Zeit durch Errichtung von Seminarien für fast alle Zweige der Wissenschaften eine vortreffliche Ergänzung erhalten hat, ist dort das schulmäßige Unterrichten bei weitem vorwiegend. Der Tutor übersetzt einen bestimmten Schriftsteller mit einer Klasse Studenten, läßt sie griechische und lateinische Verse auswendig lernen, corrigirt ihre prosaischen und poetischen Arbeiten in diesen Sprachen und giebt ihnen namentlich bei ihren Privatstudien die nöthige Anleitung. Professuren,

königliche und von den verſchiedenen Wohlthätern geſtiftete, ſind zwar eine ganze Anzahl vorhanden, ſo in Cambridge z. B. vier für Theologie, fünf für Naturwiſſenſchaften, drei für Mathematik, vier für orientaliſche Sprachen, je eine für Philoſophie, Nationalökonomie, neue Geſchichte, Muſik und ſeltſamer Weiſe auch nur eine einzige für alte Sprachen, nämlich für Griechiſch; in vielen Fällen aber ſind dieſe Stellen bloße Sinecuren, im günſtigſten Falle Belohnungen für verdienſtvolle Gelehrte in dieſen Fächern. Auch die angezeigten Vorleſungen, die wirklich gehalten werden, beſchränken ſich auf eine ſehr geringe Anzahl und werden nur von wenigen der ſtrebſameren und fähigeren Studenten beſucht. Die meiſten ſind für dieſe Art des Studiums, wenigſtens während der erſten zwei Jahre ihrer Univerſitätszeit nicht genügend vorgebildet, im Gegentheil, ſie ſind ſo weit davon entfernt, ſich dieſer ſelbſtändigeren Methode bedienen zu können, daß ihnen ſelbſt der Tutor, dem ſie angewieſen ſind, nicht ausreicht und ſie ſich ſtatt deſſen an einen der ſogenannten „coaches“, zu Deutſch „Einpauker“ wenden, welche ſehr zahlreich an beiden Univerſitäten anſäſſig ſind und mit ihrem dort ſehr einträglichen Gewerbe des Privatunterrichts ſich durchſchnittlich leicht 1000 £ jährlich erwerben. Uebrigens ſind dieſe Leute, die alſo, wie die Verhältniſſe liegen, die Hauptarbeit zu thun haben, durchweg ſehr achtungswerthe, tüchtige Männer, oft frühere Fellows der Colleges, die aber ein Leben in der eigenen Familie jenen Kloſtermauern vorgezogen haben und neben ihrer momentanen und ſauren Arbeit doch noch Zeit finden zu literariſcher Thätigkeit.

Aus dem bisher Geſagten geht nun wohl zur Genüge hervor, daß keine der beiden engliſchen Univerſitäten Anſpruch machen kann auf den Namen einer universitas literarum in unſerem Sinne, da ſie zunächſt der wohlthätigen Wechſelwirkung entbehren, welche für Docenten und Studenten aus der Fakultätengemeinſchaft entſteht, ja daß ferner mit den dort faſt ausſchließlich betriebenen klaſſiſchen, mathemathiſchen und philoſophiſchen Studien im günſtigſten Fall die Leiſtungen unſerer beſten Gymnaſien vielleicht in einzelnen Fächern übertroffen, nicht aber an Vielſeitigkeit des gebotenen Unterrichts erreicht werden. Von einem eigentlich wiſſenſchaftlichen, quellenmäßigen, ſelbſtändigen Studium der Studenten kann ſelbſtverſtändlich bei der durchſchnittlichen Dürftigkeit der Vorbildung und der eben dadurch bis zu einem gewiſſen Grade berechtigten Methode der beſtändigen Bevormundung und Anleitung nicht die Rede ſein. Doch dies liegt erklärter Weiſe auch nicht in der Abſicht der engliſchen Univerſitäten, ebenſowenig, wie die Studenten für einen beſonderen Beruf, etwa den eines Juriſten, Theologen oder Mediciners auszubilden; im Gegentheil, ganz wie unſere Gymnaſien wollen ſie nur den Geiſt bilden und für weitere Studien auf jenen Gebieten befähigen, die dann allerdings aus Mangel an wirklichen höheren Lehranſtalten nur auf privatem

Wege oder im Auslande zu betreiben ſind, dasjenige aber, worauf die beiden engliſchen Univerſitäten ſtets den größten Werth legen, und was ſie allen Tadlern der vielen Schattenſeiten ſtets mit ſtolzem Selbſtbewußtſein entgegenhalten, iſt die Ausbildung ihrer Zöglinge zu echten gentlemen. Dieſem Zwecke ſollen denn auch namentlich die zwar nicht obligatoriſchen, aber von den Univerſitäten begünſtigten und in übertriebenem Maße von den dortigen Studenten betriebenen körperlichen Uebungen dienen, wie Rudern, Cricketſpiel, Reiten, Laufen, Schwimmen u. drgl., deren Zweckmäßigkeit für eine gewiß berechtigte harmoniſche Ausbildung des Körpers freilich nicht abzuläugnen iſt, und deren Einführung bis zu einem gewiſſen Grade auch unſeren Univerſitäten zu wünſchen wäre.

Obwohl wir nun gern zugeſtehen, daß die engliſche ſtudirende Jugend einen durchaus geſitteten Eindruck macht, und die Studenten wirklich im Großen und Ganzen auf die Bezeichnung gentlemen vollen Anſpruch erheben können, ſo müſſen wir doch aufs Entſchiedenſte beſtreiten, daß die Univerſitäten allein ſie dazu bilden. Im Gegentheil, als Söhne vornehmer, reicher oder doch wohlhabender Eltern bringen ſie die weſentlichſten mit der Geburt und erſten Erziehung überkommenen Eigenſchaften, die nach engliſchen Begriffen dazu unumgänglich nöthig ſind, mit auf die Univerſität, und wenn ſich dort im Umgange mit den Studiengenoſſen der Charakter bildet und feſtigt, ſo iſt dies in Oxford oder Cambridge gewiß nicht mehr der Fall, als auf irgend einer anderen britiſchen oder deutſchen Univerſität. Sicherlich auch würde dieſe Seite der engliſchen Univerſitätsausbildung keinen Schaden erleiden, wenn das ganze Unterrichtsweſen reformirt würde, wozu man ja allerdings dort die Nothwendigkeit einzuſehen ſcheint, wenn man es zunächſt durchſetzte, den Volksunterricht obligatoriſch zu machen, und wenn durch Einrichtungen von Schulen, welche die Vorbereitung zur Univerſität übernehmen und abſchließen, dieſe Anſtalten auf eine ſolche Stufe gehoben würden, daß ſie den Namen Univerſitäten mit Recht verdienten.

Wenn dies erreicht ſein wird, dürfte man dort vielleicht auch zu der Ueberzeugung kommen, daß nicht mehr die bloße Schulung des jugendlichen Geiſtes die Aufgabe der Univerſität ſein kann, ſondern daß ihr Streben zugleich bei wiſſenſchaftlicher Vorbereitung für den ſpäteren Beruf darauf gerichtet ſein muß, den Menſchen geiſtig ſelbſtändig und frei zu machen, wie wir dies von unſeren deutſchen Univerſitäten rühmen können. Heinrich von Sybel hat vor einigen Jahren in einer akademiſchen Feſtrede (Die deutſchen und die auswärtigen Univerſitäten. Bonn 1868.) dieſe weſentlichſte Eigenthümlichkeit unſerer Hochſchulen im Gegenſatz zu den ausländiſchen mit ſo treffenden Worten gezeichnet, daß es geſtattet ſein mag, um ſofort den Hauptunterſchied zwiſchen dem deutſchen und engliſchen Syſtem darzulegen, einige

Sätze derſelben hier zu wiederholen: „Nicht hoch genug“, heißt es dort (S. 21), „kann der Gewinn angeſchlagen werden, daß unſere Lehranſtalten in ihrem innerſten Weſen die Tendenz auf die volle Befreiung des männlichen Geiſtes haben. In der vorausgehenden Schule beherrſcht die Autorität nothwendig den ganzen Menſchen; im ſpätern Leben nimmt die Praxis, und mit derſelben wieder die Autorität, anſehnliche Strecken des Daſeins in Beſchlag. Aber wenigſtens Einen Augenblick ſoll auf deutſchem Boden jeder gebildete Mann in ſeinem Leben haben, wo die Organe der Autorität, wo Nation, Staat und Lehrer ſelbſt, als die höchſte aller Anordnungen ihm das Gebot verkünden, geiſtig frei zu ſein. Aus dem Grunde der eigenen Seele heraus mit der Leuchte ſelbſtändigen Wiſſens ſich den Lebensweg ſelbſt zu bahnen, das iſt das Ziel, welches das deutſche Univerſitätsſyſtem ſeinen Schülern aufſteckt. Möge der einzelne in Folge dieſer Studien und Arbeiten die eine oder die andere Richtung einſchlagen, möge er liberal oder conſervativ, Reaktionär oder Progreſſiſt, orthodox oder ketzeriſch werden: das für uns Weſentliche iſt nur, gleichviel was er ſei, daß er es nicht aus Jugendgewohnheit, unklarer Stimmung, überlieſertem Gehorſam, ſondern daß er es für ſein ferneres Leben aus wiſſenſchaftlicher Erwägung, kritiſcher Prüfung, ſelbſtändiger Entſchließung ſei. Dann und nur dann wird er zu den tüchtigen Gliedern ſeines Berufs, den kräftigen Vertretern ſeiner Partei, den wirkſamen Organen ſeiner Conſeſſion, den Zierden und Ehren ſeiner Nation, dann, und nur dann wird er in der Wahrheit zu der alle Stände durchbrechenden Ariſtokratie unſerer Zeit, zu den Männern wirklicher Bildung zählen.“

Wenn wir nun mit v. Sybel übereinſtimmen, daß dies das Ziel ſei, welches unſere Univerſitäten, wir dürfen wohl ſchwerlich ſagen *erreichen*, aber doch ein Ziel für ſie aufs Innigſte zu wünſchen, ſo möchte es faſt ſcheinen, als ob wir von den engliſchen Univerſitäten, wo alles der Autorität unterworfen iſt, wo die Studien jedes Einzelnen nach derſelben Norm verlaufen, nur ſehr wenig für unſere Zwecke lernen könnten. Und dennoch giebt die Betrachtung derſelben abgeſehen von manchen ſchätzenswerthen äußeren Einrichtungen, wozu namentlich auch die Fürſorge für das körperliche Wohlbefinden und Gedeihen der Studenten zu rechnen iſt, uns in einer Hinſicht ein großes nachahmenswerthes Beiſpiel. Freilich finden wir dies nicht ſo ſehr in dem, was die beiden Univerſitäten für das engliſche Volk leiſten, ſondern vielmehr darin, was das Volk für die Univerſitäten thut; und in dieſer Hinſicht fällt ein Vergleich mit unſeren Verhältniſſen ſchwerlich zu unſeren Gunſten aus.

Die engliſchen Univerſitäten ſind, wie aus den wenigen Andeutungen, die in dieſer Hinſicht gegeben wurden, ſchon zur Genüge erhellt, aus der Nation ſelber hervorgegangen, und die Nation hat ſie zu allen Zeiten gehegt

und gepflegt wie ihren Augapfel. Soll irgend eine neue Anstalt eingerichtet, eine Professur gegründet, ein wissenschaftliches Unternehmen gefördert werden, so finden sich sofort tausend Hände, die zur Unterstützung bereit sind; aber meistens genügt schon die Hülfe eines einzigen Mannes, um dasselbe auszuführen. Und nicht etwa sind es bloß die reichen Adligen des Landes, welche auf diese Weise der Hochschule, die sie gebildet hat, ihren Dank zollen; nein, alle gebildeten Stände, und auch diejenigen, die nur zu den wohlhabenden zu zählen sind, handeln hierin überein. Es ließen sich zahlreiche Beispiele dafür, selbst aus neuer und neuester Zeit anführen. Wer in Oxford gewesen ist, erinnert sich der Radcliffe-Bibliothek, der Sternwarte, des Hospitals: alle drei Anstalten sind Stiftungen des Dr. Radcliffe, des Leibarztes König William's III.; das Taylor-Institut, eine Akademie für neuere Sprachen, wurde von einem wohlhabenden Kaufmann gegründet, und der jetzige Professor der angelsächsischen Sprache in Oxford stiftete erst vor wenigen Jahren eine mit 500 £ dotirte Professur für dasselbe Fach in Cambridge, wie überhaupt eine ganze Anzahl von Professuren Privatleuten, vielfach früheren Docenten, ihre Entstehung zu danken haben. So kam es, daß die englischen Universitäten von jeher mit einem solchen Reichthume ausgestattet waren, daß der Krone kaum etwas zu thun übrig blieb.

Wie ganz anders liegen die Verhältnisse bei uns in Deutschland.

Wer wollte nicht stets in Dankbarkeit derjenigen Wohlthäter gedenken, die sich auch um unsere Universitäten verdient gemacht haben, dennoch aber müssen wir eingestehen, daß die englische Nationalwohlthätigkeit auf diesem Gebiete sicherlich in dreifach höherem Maße die unsere übersteigt, als der englische Nationalreichthum dem unsrigen überlegen ist, daß bei uns gerade die Landesfürsten, die Regierungen, zu allen Zeiten, im Glück und Unglück es waren und noch sind, denen unsere Universitäten durchschnittlich ihre Entstehung und Blüthe zu danken haben. Berlin, Bonn, Straßburg sind davon die letzten beredten Zeugen. Sind wir nun solchen Thatsachen gegenüber unter allen Gesichtspunkten berechtigt, von der Regierung und nur von der Regierung, wie wir dies in Deutschland so gern zu thun pflegen, die Abhülfe von Mängeln zu verlangen, unter denen unsere Universitäten leiden? oder wäre es nicht etwa gerathen, da so manche Gebrechen derselben hauptsächlich aus der einen Ursache, dem Mangel an Geld herrühren, auch selber, so weit es in unseren Kräften steht, Hand mit anzulegen? — Die englischen Universitäten geben uns die richtige Antwort auf diese Frage, und an Veranlassungen, ihrem Beispiele zu folgen, fehlt es bei uns wahrlich nicht.

Betrachtungen über die Bankfrage.

Von Max Wirth.

III.

In Beziehung auf den Geschäftskreis der Zettelbanken hat sich eine internationale Praxis herausgebildet, welche überall als Norm dient und von der gegenwärtig nur wenige Ausnahmen noch vorkommen. Als der normale Geschäftskreis der Notenbanken ist das Wechsel-Geschäft zu betrachten; sie sollen die Hauptmasse ihrer eigenen und fremden Betriebsmittel zur Discontirung von kurzen guten Wechseln verwenden, welche auf Grund reeller Waarengeschäfte gezogen sind und dadurch müssig liegendes Geldkapital geldbedürftigen Geschäftsleuten zuführen. Die Wechsel sollen die Unterschriften von drei und ausnahmsweise wenigstens zwei, notorisch zahlungsfähigen Personen tragen und nach dem am meisten geltenden Brauche auf nicht länger als drei Monate ausgestellt sein. In letzterer Beziehung kommen in einzelnen Ländern Ausnahmen von der allgemeinen Regel vor.

So giebt es z. B. in der Schweiz Banken, welche für die Wechsel, die sie discontiren, Fristen von vier bis sechs Monaten gestatten, allein diese Anstalten werden nicht zu den solidesten gezählt und außerdem bilden in den meisten Cantonen der Schweiz drakonische Schuldgesetze das Correktiv für leichteren Credit. —

Eine hundertjährige Erfahrung hat übrigens festgestellt, daß Schuldforderungen, welche aus kurzen Wechseln entspringen, am pünktlichsten und sichersten abgetragen werden und am wenigsten Verluste mit sich bringen. Da der große, namentlich der internationale Handelsverkehr, um überflüssige Hin- und Hersendungen von ungeheuren Geldsummen zu ersparen, durch Compensation mittelst der Wechsel vor sich geht, so hat sich auf der ganzen Erde der Brauch eingebürgert, daß Waarenkäufe erst in bestimmten Fristen gezahlt werden, während welcher eben die vom Verkäufer auf den Käufer gezogenen Wechsel umlaufen. Der Käufer muß die Zahlungsfrist pünktlich einhalten, wenn er nicht für die Zukunft seinen Credit verlieren und seine Lebensstellung preisgeben will. Ueberdieß schärfen in den meisten civilisirten Staaten besondere Wechselgesetze mit rascherem Exekutionsverfahren diesen Brauch nachdrücklich ein. Haben ja doch auch die Käufer den Werth ihrer Zahlung längst vorher empfangen und Zeit gehabt ihn umzutreiben und für Deckung zu sorgen. Weil also der Wechselverkehr auf reellen Handelsgeschäften beruhen soll, so muß eine solide Bank auch alle Wechsel von sich weisen, welche auf fingirten Geschäften beruhen und nur dazu dienen sollen, momentan Geld flüssig zu machen — alle sogenannten Reitwechsel. Als Beweis für die Sicherheit des

richtigen Wechſelverkehrs führt Prof. Naſſe die merkwürdige Thatſache an, daß zur Zeit des tiefſten Unglückes Preußens nach der Schlacht von Jena, wo für eine Reihe von Jahren ſogar hypothekariſche Forderungen nicht mehr einzutreiben waren, die von der preußiſchen Bank diskontirten Wechſel faſt ſo pünktlich wie in gewöhnlichen Zeiten eingelöſt wurden, ſo daß der Durchſchnitts-Verluſt kaum nennenswerth überſchritten wurde.

Man erſieht daraus, daß der ſolide Wechſelverkehr eine faſt ebenſo feſte Baſis für die Sicherheit einer Zettelbank abgibt, wie die Baarſchaft ſelbſt. Denn eine jede normal geleitete Bank kann faſt mit mathematiſcher Sicherheit berechnen, wie viel baares Geld jeden Tag in ihre Kaſſe zurückfließt, um darnach das Maß und die Bedingungen ihrer Creditbewilligungen bemeſſen zu können. Sieht ſie z. B., daß die Creditbegehrer dieſes Maß überſchreiten, ſo erſchwert ſie ihre Bedingungen, d. h. ſie erhöht zunächſt ihren Zinsſatz und ſchreckt dadurch einestheils Creditſuchende ab, deren Unternehmungen auf billiges Kapital berechnet ſind, anderntheils lockt ſie Depoſiten heran, deren Eigenthümer von dem höhern Zinsfuß Nutzen ziehen wollen. Aus dieſen Gründen bildet das regelmäßige Disconto-Geſchäft für eine Zettelbank die größte Sicherheit und wenn eine Bank in dieſer Hinſicht nicht von den ſoliden internationalen kaufmänniſchen Grundſätzen abweicht, ſo kann ſie aller Vorſichtsmaßregeln und Schranken entbehren, welche die Geſetzgebung in einzelnen Staaten ihnen zur Sicherung der Notengläubiger auferlegen zu müſſen glaubte. Es können den Zettelbanken daher zwar noch einige andere Geſchäfte erlaubt werden, welche zu den Normen des reinen Discontogeſchäftes paſſen, allein dieſelben müſſen ſich hüten, ihre Mittel in Unternehmungen zu ſtecken oder Unternehmern zu creditiren, bei welchen es entweder auf ſehr lange Zeit feſtgenagelt wird oder wo gar die Gefahr des Verluſtes ſich weſentlich vergrößert. Es kann alſo den Zettelbanken noch das Darlehens-Geſchäft gegen Unterpfand geſtattet werden; es iſt aber dabei rathſam eine gewiſſe Grenze zu ziehen, weil man bei Darlehen nicht ſo ſicher darauf rechnen kann, daß ſie auf Geſchäften beruhen, für welche der Kaufpreis raſch liquid wird und weil die Unterpfänder in kritiſchen Zeiten nicht ſo leicht ohne Verluſt veräußert werden können, ſelbſt wenn man ſie nur gegen einen namhaften Abſtrich vom Marktpreiſe bei der Darlehensbewilligung übernommen hat. Deshalb werden auch bei der Berechnung der Notendeckung der preußiſchen Bank die Lombarddarlehen gar nicht mit in Anſchlag gebracht. Zu ähnlichen regelmäßigen Geſchäften gehört das Giro- oder Umſchreibegeſchäft, ſowie das Contocurrentgeſchäft ſoweit die deponirten Gelder nicht verzinſet werden. Die Verzinſung von Contocurrent-Depoſiten iſt bereits zu den nicht abſolut ſicheren Zetteibankgeſchäften zu rechnen; denn die Annahme verzinslicher Depoſiten muß, wenn ſie rationell ſein ſoll, den Bedingungen

angepaßt werden, unter welchen die Anſtalt ihre Mittel creditirt; da ihre Gelder aber erſt im Laufe von drei Monaten wieder zurückkehren, ſo darf ſie verzinsliche Depoſiten nur für beſtimmte Friſten oder auf Kündigung annehmen, wobei die Zinſen um ſo geringer zu berechnen ſind, je kürzer die Kündigungsfriſt iſt. Als ſelbſtverſtändlich iſt unter den Geſchäften einer Zettelbank auch der Handel mit Edelmetall, die Aufbewahrung von Werthgegenſtänden, ſowie die Einkaſſirung für fremde Rechnung zu betrachten. Endlich mag den Zettelbanken verſtattet ſein, bis zum Belauf ihres Reſervefonds ſolide Staatspapiere zu kaufen und zu verkaufen. In Zeiten ſtarken Capitalbedarfs kann der Reſervefonds indeſſen unbedenklich auch zu Discontirungen verwendet werden.

Alle über dieſen Kreis hinausgehenden Geſchäfte ſind für die Zettelbanken nur von Uebel, denn ſie gefährden oder beeinträchtigen mehr oder minder die Sicherheit und Regelmäßigkeit ihrer Gebahrung, ſodaß ſie in kritiſchen Zeiten dann ihren Zweck nicht erfüllen, eine Stütze des Credits und Kapitalumlaufes, ſowie des Gleichgewichts der Umlaufsmittel zu ſein. Denn der Hauptberuf einer richtigen, namentlich centraliſirten Zettelbank iſt nicht blos der, den Vermittler zu bilden zwiſchen Kapitaliſten, welche müſſiges Geld liegen haben, und kapitalbedürftigen Unternehmern durch ihre Discontirungen an die Stelle des verzinslichen, nur für beſtimmte Perſonen gültigen, erſt nach feſtgeſetzter Friſt zahlbaren Wechſels die unverzinsliche jederzeit auf Verlangen des Inhabers von der Bank gegen Baar eingelöſte, wie Metallgeld umlaufende Note zu ſetzen, ſondern auch der Geſammtſumme der Umlaufsmittel ihres Geſchäftskreiſes bez. Landes diejenige Elaſticität zu verleihen, durch welche ſie dem Umfang der Käufe und Verkäufe, der Umſätze und Transaktionen aller Art, welche eine Liquidation erheiſchen, angepaßt wird; letzteres iſt vielleicht der Hauptvorzug einer zweckmäßig eingerichteten und ſoliden Zettelbank. Während dieſelbe durch die kategoriſche Pflicht der Baareinlöſung ihrer Noten von ſelbſt ſich gezwungen ſieht ihr Verhalten ſo umſichtig einzurichten, daß ſie ſolvent bleibt, iſt ſie dadurch, vorausgeſetzt daß ihre Leitung den der Größe ihrer Aufgabe entſprechenden Scharfblick beſitzt von ſelbſt darauf angewieſen in Zeiten der Fülle an baarem Gelde ihren Zinsfuß etwas höher als auf dem offenen Markte zu halten um ihren Baarſchatz vorſorglich zu füllen. Sie beugt dadurch gleichzeitig einigermaßen einem Uebermaß der Speculation vor und wirkt indirekt mäßigend und ausgleichend auf die Waarenpreiſe. Tritt dann nach ſolcher vorſichtiger Rüſtung eine politiſche oder wirthſchaftliche Kriſis ein, während welcher das einreißende Mißtrauen die Gemüther bis zum paniſchen Schrecken zu erſchüttern pflegt, ſodaß Jedermann anfängt ſein Geld zu verſtecken oder doch ſich für den Fall zu ſichern, daß ſeine Außenſtände nicht ſo pünktlich eingehen, um die fällig

werdenden Wechsel damit zahlen zu können, tritt in solchen Fällen eine faktische Verminderung des Durchschnittes der disponiblen Umlaufsmittel ein, dann kann eine dermaßen ausgerüstete Zettelbank vollkommen ausreichende Hülfe leisten und durch reichliche Discontirung mittelst verstärkter Notenausgabe die Lücke ausfüllen, welche momentan in die Umlaufsmittel gerissen ist und so das Gleichgewicht des Verkehrs wieder herstellen.

Sowie aber eine normale Zettelbank, will sie diese ihre Aufgabe vollkommen erfüllen, ihre Betriebsmittel nicht an unsolide und verwegene Speculanten verleihen und nicht auf lange Zeit festlegen darf, so darf sie auch selbst keine solchen Geschäfte unternehmen, welche diese Folgen nach sich ziehen. Deshalb sind aus dem Geschäftsbereich solider Zettelbanken, Speculationsgeschäfte aller Art, also auch Börsengeschäfte, Report-, Zeit- und Mobiliarcredit-Geschäfte unbedingt ausgeschlossen und auch das Hypotheken-Geschäft ist ihnen in der Regel untersagt. Es kommen zwar Ausnahmen von dieser Regel vor, allein die Erfahrung hat gelehrt, daß die betreffenden Anstalten entweder zu Grunde gegangen sind oder ihr Hauptgewicht nur auf den einen oder anderen Zweig der Geschäfte geworfen haben, zu welchen ihre Statuten sie berechtigten. In Genf sind zwei Speculations-Banken, welche zur Notenemission berechtigt waren zu Grunde gegangen, die eidgenössische Bank in Bern hat auf ihr Mobiliarcredit- und Hypothekengeschäft faktisch verzichtet, bei der bayerischen Wechsel- und Hypotheken-Bank, welche sich durch ihre im übrigen solide Führung auszeichnet, ist der Notenumlauf nie zur rechten Entwicklung gekommen, so daß die Frankfurter-Bank ihr im eigenen Lande weidliche Concurrenz machen konnte und bei anderen Banken ist wieder das Börsengeschäft die Hauptsache geworden und die Noten-Ausgabe Nebensache geblieben. Es würde uns zu weit führen für jeden einzelnen Fall die betreffenden Beispiele zu citiren. Ueber die Unzulässigkeit der Speculations-Geschäfte bei Zettelbanken herrscht unter ernsthaftern und erfahrenen Gesetzgebern kein Zweifel mehr. Nur das Hypotheken-Geschäft hat sich noch bei einzelnen Notenbanken erhalten. Es ist aber wünschenswerth und im Interesse des allgemeinen Verkehrs, daß dieselben auf den einen oder andern Zweig, d. h. entweder auf die Notenausgabe, oder das Hypotheken-Geschäft verzichten. Es verträgt sich, wie gesagt, mit der Aufgabe einer Zettelbank nicht, einen großen Theil ihrer Mittel auf lange Zeit festzulegen. Zwar soll das richtige Hypothekengeschäft nur das Amt eines Vermittlers vollziehen; es soll die Bank mit ihrem eigenen Kapital nur Garant sein und den Hypothekar-Schuldnern blos das Kapital anderer Privatpersonen und Anstalten zuführen, welche Kapital müssig liegen haben. Allein dieses Geschäft erfordert doch, daß die Bank zeitweise einen Theil ihrer Mittel in Pfandbriefen anlegt, bis diese wieder untergebracht sind. Das ist ja der Hauptvorzug der neuen Hypothekenbanken vor den ursprüng-

lichen genossenschaftlichen Hypotheken-Verbänden in Preußen, durch welche überhaupt das Hypotheken-Geschäft zuerst ins Leben geführt wurde, daß sie, während letztere ihren Schuldnern die Versilberung der Pfandbriefe überließen, ihre Hypotheken-Schuldner baar auszahlen und den Verkauf der Pfandbriefe durch die Anstalt übernehmen. Während bei den genossenschaftlichen Verbänden die Hypotheken-Schuldner fast immer mehr oder weniger Agio-Verlust erleiden, Zeit und Reisekosten daran wenden müssen, bis sie ihre Pfandbriefe verkauft haben, zahlt die Hypothekenbank sofort bei Ausfertigung der letzteren. Unter solchen Umständen kann es aber nicht ausbleiben, daß eine Bank, wenn sie sämmtliche Bedürfnisse der Landwirthe befriedigen, also dem Zweck ihrer Hypotheken-Abtheilung entsprechen will, einen größeren Theil ihrer Mittel in den bei ihr zu- und abströmenden Pfandbriefen anlegen muß, als es im Interesse ihres Disconto-Geschäftes und der prompten Einlösungsfähigkeit ihrer Noten wünschenswerth ist. Die beiden Abtheilungen stehen einander im Wege, entweder das Disconto- und Notengeschäft wird prompt und solid besorgt und allen legitimen Bedürfnissen entsprochen und das Hypothekengeschäft wird stiefmütterlich behandelt, oder das letztere wird voll befriedigt, dann werden die Mittel des ersteren geschmälert. In einem Falle muß die Landwirthschaft, im andern müssen Industrie und Handel an Zurücksetzung leiden. Noch ein anderer Grund spricht für die Zweckmäßigkeit einer vollständigen Trennung und selbständigen Führung des Hypotheken-Geschäftes, das ist die Personenfrage bei der Verwaltung. Jeder dieser beiden Zweige erfordert seinen ganzen Mann die ganze unzersplitterte Aufmerksamkeit eines tüchtigen Kopfes, namentlich wenn es sich um die Beurtheilung und Leitung großer Verhältnisse handelt.

Es sind nur ausnahmsweise hochbegabte Männer, welche in zwei Specialitäten zugleich Ausgezeichnetes leisten. Da man mit Bestimmtheit aber nur darauf rechnen kann, Durchschnittskräfte zu gewinnen, so darf man, wo die höchsten Anforderungen gestellt werden, dem obersten Leiter einer Anstalt auch nur die Führung eines homogenen Geschäftszweiges zumuthen.

Einer Zettelbank kann im beschränkten Maße, und ohne daß ihre volle Zahlungsfähigkeit beeinträchtigt wird, auch das Recht zugestanden werden, Immobilien zu erwerben. Diese Befugniß bezieht sich in erster Linie auf die Bankgebäude und Einrichtungen, in zweiter Linie auf solche Fälle, wo der Bank durch den Concurs eines Schuldners ein namhafter Verlust droht, denn es kann ein solcher Concurs in einer Zeit der Krisis ausbrechen und bei der gerichtlichen Liquidation der Liegenschaften kein annehmbares Gebot oder selbst gar kein Käufer sich einfinden.

Nächst der Frage der Geschäftsbegrenzung der Zettelbanken ist der wichtigste Punkt die Art und Weise der Sicherung des geordneten Notenumlaufes und der Noten-Inhaber. Die Bankpraxis hat in dieser Beziehung zu dem

Ergebniß geführt, daß das wirksamste Sicherungsmittel in der Leitung der Bank nach ächt kaufmännischen Grundsätzen ruht. Im Speciellen liegt die Hauptsicherheit in der Beschränkung des wesentlichen Theiles der Geschäfte auf den Wechselumsatz. Ist die Bank sodann gehalten, bei Gefahr des Concurses ihre Noten jederzeit gegen Baar einzulösen, so wird eine ihrer Aufgabe gewachsene Direktion von selbst dafür sorgen, so zu operiren, daß sie in allen Fällen solvent bleibt. Sie wird sich also durchschnittlich unter der Grenze zu halten suchen, welche ihr vom Gesetze gezogen ist. Sie wird nur in den seltensten Fällen sich zu Prolongationen verstehen, sie wird alle Wechsel, welche nach Gefälligkeits-Tratten aussehen, zurückweisen und sehr sorgfältig in der Auswahl ihrer Schuldner sein, sie wird mit Aufmerksamkeit die Schwankungen des Geldmarktes beobachten und je nachdem ihre Baarschaft sich vermehrt oder schmilzt ihren Discontosatz rechtzeitig herabsetzen oder erhöhen. Alle anderen mechanischen Vorkehrungen, durch welche der Gesetzgeber zum Voraus die ungestörte Functionirung der Bank sichern zu müssen glaubte, indem er gewisse Schranken aufstellte, nach welchen die Direktion sich zu richten hat, ganz ohne Rücksicht darauf, wie sie selbst den jeweiligen Stand des Geldmarktes und die zu ergreifenden Maßnahmen beurtheilt, — alle solche Schranken haben sich in der Erfahrung bis jetzt theils als unschuldig und unwirksam, theils sogar als nachtheilig erwiesen. Das Beste, was man ihnen nachsagen kann, ist, daß sie den Bankdirektionen selbst oft gar nicht unliebsam sind, weil diese sich hinter dieselben gegen unzweckmäßige oder unliebsame Ansprüche des Publikums verschanzen können. Die Erfahrung hat gerade hier gelehrt, daß diejenige Bank, welche ohne andere Schranken als die kaufmännische Klugheit operirt, die Bank von Frankreich, an und für sich noch am wenigsten Anlaß zu Besorgnissen gegeben hat. Die hauptsächlichsten Schranken, welche den Zettelbanken in dieser Beziehung bis jetzt in verschiedenen Ländern gezogen worden, sind die Festsetzung einer bestimmten Minimalgrenze der Baarschaft und die einer bestimmten Maximalgrenze des nicht durch Baarschaft gedeckten Notenumlaufes, oder der Notencirculation überhaupt. Unter die erstere Kategorie gehört die Forderung der sogenannten Currency-Partei, welche verlangt, daß die Zettelbanken ihren Notenumlauf durch einen gleichen Betrag bereiter Baarschaft gedeckt haben müßten.

Diese Forderung verlohnt keine ernsthafte Erörterung, weil sie den Banken zumuthet die Herstellungskosten der Noten zu verlieren; weil es schon eine physische Unmöglichkeit ist bei großen Zettelbanken, den Gesammtbetrag der umlaufenden Noten an einem Tage bei der Kasse zu präsentiren, weil, wenn auch dieses Hinderniß überwunden werden könnte, der ganze Verkehr während des Umwechslungsgeschäftes stocken müßte, weil ihm so lange die er-

forderlichen Umſatzmittel fehlen würden, und weil ja die Außenſtände der Bank täglich zurückkehren und den Abzug in ihrer Kaſſe erſetzen. Wir können alſo ernſthaft nur von der ſogenannten Drittelsdeckung ſprechen, welche bei der Mehrzahl der Zettelbanken des europäiſchen Continents eingeführt iſt. Die Idee zu dieſer Einrichtung iſt in England entſtanden. Dort verſtand man den Vorſchlag urſprünglich aber dahin, daß nicht bloß ein Drittheil der umlaufenden Noten ſondern auch der verzinslichen Depoſiten durch bereite Baarſchaft gedeckt ſein müſſe. Auf dem Continent ließ man die Depoſiten in der Verhältniß-Berechnung fallen, da man erfahrungsmäßig ſicher zu ſein glaubte, daß jede Zettelbank mit einem ſtändigen Vorrath an Baarſchaft, welche einem Drittel des Zettelumlaufes gleichkäme, dem Einlöſungsbedürfniß unter allen Umſtänden gewachſen ſein müſſe. Da die weitere Erfahrung dieſe Annahme nicht Lügen ſtrafte, ſo wurde ſeit zwanzig Jahren bei Errichtung jeder neuen Zettelbank in Deutſchland und der Schweiz (wenige Ausnahmen in letzterem Lande abgerechnet) ſchablonenhaft die Drittelsdeckung in die Statuten aufgenommen ohne die Gründe aufs neue zu prüfen, geradeſo wie jede neue Aktiengeſellſchaft die ſtatutariſchen Beſtimmungen der früheren bezüglich der Einrichtung des Verwaltungsraths u. ſ. w. getreu abzuſchreiben pflegt. Einen wirklichen rationellen Grund für dieſe Vorkehrung giebt es aber nicht; ſie iſt eine willkürlich aus einer nicht einmal für alle Länder gültigen Erfahrung herausgegriffene Grenze.

In Zeiten und in Ländern, wo das Publikum ſehr an den Gebrauch der Note gewöhnt iſt, kann dieſe Grenze zu hoch erſcheinen, in Zeiten und Ländern, wo die Banknote nicht beliebt iſt, kann ein Drittheil zum regelmäßigen Vollzug des Einlöſungsgeſchäftes nicht einmal ausreichen. In Frankreich hatte die Bank ſchon zu einer Zeit, wo ihre Noten nicht unter hundert Franken ausgeſtellt waren und die arbeitenden Klaſſen noch wenig Gebrauch davon machten, den Zettelumlauf einmal ſo erhöht, daß er das ſechs- ja das achtfache der Baarſchaft erreichte. Gegenwärtig hat ihr Baarſchatz bereits die Hälfte des Notenumlaufes überſchritten und ſie kann gleichwol ihre Baarzahlungen noch nicht wieder aufnehmen. Es geht daraus hervor, daß eine rein mechaniſche Vorſchrift nicht im Stande iſt, den menſchlichen Verſtand zu erſetzen, in Fällen, wo es zur richtigen Steuerung weſentlich auf das ſachgemäße Urtheil der Bankdirektion ankommt. Wir würden die Drittels-Deckung als ein gleichgültiges, weil unwirkſames Palliativ-Mittel etwa hingehen laſſen, wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß Bankdirektionen ſich durch mechaniſche Vorkehrungen leicht einſchläfern laſſen, daß ſie verſäumen, die nöthige Umſicht anzuwenden, den erforderlichen Scharfblick aufzubieten und daß dadurch eben dieſe ſchablonenhafte Einrichtung die Direktionen verführen kann, diejenige Vorſicht zu verſäumen, welche ihr von den echt kaufmänniſchen Grundſätzen

geboten sind. Da nun überdies die Führung der Bank von Frankreich, welche dieser Schranke ganz entbehrt, von allen Bankautoritäten als Muster hingestellt wird, so halten wir es für zweckmäßiger, daß bei der Zettelbankorganisation der Zukunft die Schablone der Drittels-Deckung hinwegfalle. Der jeweilig erforderliche Umfang der Baarschaft muß gänzlich dem besten Ermessen der Bankdirektion anheimgegeben werden. In neuester Zeit hat Herr Ernst Seyd in London bei Gelegenheit der Berathung des deutschen Reichsbankgesetzes den Versuch gemacht, eine Art Regulativ, einen Kraftmesser für die Bankdirektionen aufzustellen, nach welchem sie ihre bankpolitischen Maßregeln zu richten hätten. Selbstverständlich ist auch ihm das Hauptmittel, um das Gleichgewicht zwischen Zettelumlauf und Baarbestand aufrecht zu erhalten — die Veränderung des Discontosatzes. Er stellt nun an der Hand der Erfahrungen über das Verhältniß des Baarbestandes zum Discontosatz der Bank von England eine Stufenleiter des Verhältnisses auf, in welchem der Metallschatz zur Höhe des Zinsfußes stehen sollte und welche als Richtschnur für die Bankverwaltungen dienen könnte. Dieselbe ist folgende:

Baarschaft-Prozente	Zinsfuß Prozente	Baarschaft-Prozente	Zinsfuß Prozente
100,0	2	50,0	8½
100,0	2½	47,6	8
90,9	3	43,5	9
83,3	3½	40,0	10
77,0	4	34,5	12
71,4	4½	28,6	15
66,6	5	24,6	20
62,5	5½	16,2	30
58,8	6	9,9	50
55,5	6½	4,9	100
52,6	7	0,4	1000

Es läßt sich auf den ersten Blick erkennen, daß diese Stufenleiter in zu starker Progression angelegt ist. In der That kann auch die Bank von England, die wegen ihrer fehlerhaften Einrichtung, von der wir weiter unten sprechen werden, gerade in den schwierigsten Zeiten einen ungeheuern Baarschatz in seinem höchsten Stande nicht zur Unterstützung des bedrängten Verkehrs gebrauchen darf, gar nicht als Maßstab dienen. Dies hat auch der Verfasser selbst gefühlt, denn er läßt auch die Eventualität zu, daß die Stufenleiter mit einem Zinssatz von 1½ Prozent beginne. Allein auch unter dieser Voraussetzung wäre dieselbe zu schroff, denn schon bei der sogenannten Drittels-Deckung würde der Discontosatz elf Prozent überschreiten. In gemäßigterer Progression ist diese Stufenleiter ein Maßstab der für jede Bankdirektion selbstverständlich sein muß und wenn dieser Vorschlag den Bankverwaltungen also auch nichts neues sagt, so war dessen Veröffentlichung doch ganz zweckmäßig um sich das wirksame Mittel zu veranschaulichen, welches die Banken

in Geſtalt der Veränderung des Zinsſatzes zur Aufrechthaltung ihres Gleichgewichtes in Händen haben, um zu zeigen wie die Banken die Anforderungen an ihre Mittel nach Belieben ſteigern und ermäßigen und ihren Baarſchatz leeren und füllen können, je nachdem ſie ihren Discontoſatz ermäßigen oder erhöhen.

Die Contingentirung der Noten.

Eine ebenſo geringe Garantie für die Sicherheit der Gebahrung der Zettelbanken wie die Feſtſetzung eines Minimums der Baarſchaft gewährt die Beſtimmung eines Maximums des Zettelumlaufes, ſei es daß man dasſelbe nach einem gewiſſen Verhältniß zum Stammkapital oder nach einer Schätzung des Bedürfniſſes an Umlaufsmitteln bemeſſe. Denn dieß ſind die beiden Maßſtäbe, welche bisher bei dieſer Vorkehrung in Anwendung gekommen ſind. Der erſtere Maßſtab ſucht ſeine nationale Berechtigung darin, daß die Notengläubiger, welche bei faſt allen Zettelbanken ein Vorpfandsrecht zu haben pflegen, durch das Stammkapital eine ſcheinbare Sicherheit erlangen. Wir ſagen vorſätzlich „ſcheinbare Sicherheit", denn da das Stammkapital zu den Betriebsmitteln einer Zettelbank gehört, ſo kann es auch verloren gehen, wenn die Direktion in ihrer Geſchäftsführung leichtſinnig verfährt, z. B. Wechſel zahlungsunfähiger Perſonen discontirt und Darlehen auf Speculations-Papiere gewährt. In einem ſolchen Falle würde das Vorpfandsrecht den Notengläubigern wenig helfen und der Verluſt unvermeidlich ſein, trotz der Maximalbeſtimmung der Notenausgabe. Auch in dieſer Richtung gewährt alſo die beſte Sicherheit eine ſolide Verwaltung nach echten kaufmänniſchen Grundſätzen. Eine ſolche braucht auch hinſichtlich der Zettel-Ausgabe keiner Schranke unterworfen zu werden. Sie wird unwandelbar dafür ſorgen, daß ihre Noten ſtets beim Vorzeigen eingelöſt werden, wenn ihr auch gar keine Schranke in der Ausgabe derſelben auferlegt iſt. Zahlreiche Erfahrungen liegen in der Bankgeſchichte insbeſondere in neueſter Zeit aus der Schweiz für die Richtigkeit dieſer Beobachtung vor.

Der andere Maßſtab, nach welchem eine Maximalbeſtimmung des Notenumlaufs rationell begründet werden kann, iſt die Schätzung des Bedarfs an Umlaufsmitteln. Nach dieſem Maßſtab wurde bei der Reform des engliſchen Bankgeſetzes im Jahre 1844 verfahren. Damals wurde der zwanzigjährige Durchſchnitt des nicht durch baares Geld gedeckten Notenumlaufs in England und Wales auf 22 Millionen Pf. Sterling geſchätzt. Es wurde in dem neuen noch heute giltigen Geſetze dieſer Durchſchnitt für die Zukunft als die Maximalgrenze des ungedeckten Notenumlaufes in England und Wales feſtgeſetzt und 14 Millionen Pf. Sterling davon der Bank von England, 8 Millionen den übrigen Zettelbanken zugewieſen. Alle Noten, welche

über dieſen Betrag hinaus ausgegeben werden, müſſen durch einen gleichen Betrag von Geldmünzen und Barren, welche in dem Baarſchatze der betreffenden Banken zu liegen haben, geſichert ſein. Dagegen haben die Provinzial-Banken das Recht, ihre Notenbefugniß gegen eine Entſchädigung an die Bank von England abzutreten. Von dieſem Rechte hat ſchon eine Anzahl von Banken Gebrauch gemacht, ſo daß die berechtigte Emiſſion ungedeckter Noten der Bank von England jetzt etwas mehr als wie die urſprünglichen 14 Millionen Pfd. Sterling beträgt. Dieſe Beſtimmung, für welche man in Deutſchland den Namen Contingentirung angenommen hat, leidet an mehrfachen Gebrechen, welche namentlich in kritiſchen Momenten ſo auffallend zu Tage getreten ſind, daß es in Großbritanien nur wenige Fachmänner mehr giebt, welche die gegenwärtige Organiſation der Bank von England noch vertheidigen. Der erſte Fehler war der, daß der Geſetzgeber den Bedarf an Umlaufsmitteln in die Zukunft hinaus fixirte, welche nur durch das Erlöſchen des Privilegiums begrenzt iſt. Freilich konnte er nicht wiſſen, daß die Production und der Verkehr Englands ſo raſch zu ſo rieſigem Umfang anwachſen werde, wie es ſeitdem geſchehen iſt, ſo daß die auf die zwanzig Jahre vor 1843 baſirte Berechnung des Umlaufsmittelbedarfs auf die jetzigen Verhältniſſe gar nicht mehr paßt. Am beſten läßt ſich dies aus den Ziffern des Ausfuhrhandels entnehmen. Die Geſammtziffer der Ausfuhr und Einfuhr Großbritanniens zeigt ſeit dem Jahre 1841 folgende, in der Geſchichte des Handels vollkommen unerhörte Vermehrung:

1841	116,012,585 Pf. Strlg.	1873	626,177,000 Pf. Strlg.
1851	184,933,719 „ „	1874	607,406,000 „ „
1861	377,117,522 „ „		

Seit dem Bankgeſetze von 1844 hat ſich demnach der Umfang des auswärtigen Handels von Großbritanien nahezu verſechsfacht. Zur Zeit dieſer Bankreform hatte das im Jahre 1775 gegründete Clearing-houſe in London ſchon eine anſehnliche Bedeutung gewonnen, ſonſt würde man nicht begreifen, wie Robert Peel, der damalige Leiter der engliſchen Regierung und das britiſche Parlament nicht an die Möglichkeit einer allmäligen Vermehrung der Umſätze, die ja auch durch die naturgemäße Vergrößerung der Bevölkerung geboten iſt, und an die darausfolgende Steigerung des Bedürfniſſes an Umlaufsmitteln denken konnte. Eben nur dadurch, daß das Londoner Clearinghouſe ungefähr eine ähnliche Entwicklung nahm, die aber erſt durch den Beitritt der Bank von England im Jahre 1864 den Dimenſionen des Ausfuhrhandels ebenbürtig wurde, iſt es möglich geworden, bisher mit dem von der Bankakte von 1844 feſtgeſetzten Maximalbetrag ungedeckter Noten auszukommen. Der Jahresumſatz des Londoner Klärungshauſes, wel-

cher in der ersten Hälfte des Jahrhunderts durchschnittlich nur 1500 bis 2000 Millionen Pf. Sterling betragen hatte, hob sich von 1867 an wie folgt:

1867—1868 . . .	3,257,411,000 Pf. Strl.	1871—1872 . . .	5,389,722,000 Pf. Strl.
1868—1869 . . .	3,534,039,000 „ „	1872—1873 . . .	6,003,335,000 „ „
1869—1870 . . .	3,720,623,000 „ „	1873—1874 . . .	5,993,506,000 „ „
1870—1871 . . .	4,018,464,000 „ „		

Auch der Check-Verkehr, welcher sich in London bis auf die Transaktionen des Privatverkehrs erstreckt, so daß Jedermann seine Zahlungen nur mittelst Anweisungen auf ein Bankhaus macht oder empfängt, trägt einigermaßen dazu bei, die Knappheit der Circulationsmittel weniger fühlbar zu machen. Denn dieser Check-Verkehr wächst natürlich im Verhältniß zur Zunahme der Bevölkerung der Stadt, welche nahezu vier Millionen erreicht hat, worunter die reichsten Leute Englands. Neuerdings gehen auch Provinzial-Städte z. B. Liverpool damit um, den Check-Verkehr bei sich einzuführen. Trotz der Aushilfe, welche diese Einrichtungen gewähren, scheint die Einsicht sich geltend zu machen, daß die gegenwärtige Organisation der Creditumlaufsmittel auf die Dauer nicht genügen könne, denn von Zeit zu Zeit treten Anträge auf eine Reform der Bank von England auf und erst neuerdings ist der Vorschlag zur Creirung von Staatspapiergeld veröffentlicht worden.

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 18. April 1875.

Die Sitzungen des Abgeordnetenhauses vom 12., 13. und 14. April waren noch der Einzelberathung der Provinzialordnung gewidmet, die am 14. April beendigt wurde. Die meisten Zwischenfälle der Verhandlung interessiren uns um so weniger, als wir zur Stunde an das Zustandekommen des Gesetzes noch immer nicht glauben können. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß das Gesetz im Wesentlichen nach den Vorschlägen der Commission angenommen worden. Aus der Sitzung vom 13. April ist anzuführen, daß der Minister des Innern mit großer Bestimmtheit die bereits in der Commission abgegebene Erklärung vor dem Hause wiederholte, daß die Regierung auf eine Aufhebung der Regierungsbezirke nicht eingehen könne. Dies hat denn auch seine Wirkung auf die Fassung der betreffenden Beschlüsse nicht verfehlt. Man hat die Theilung des Provinzialausschusses in Bezirksausschüsse, welche für gewisse Geschäfte den Bezirksregierungen an die Seite treten sollen, im Wesentlichen nach dem Regierungsvorschlag, jedoch in der

Redaktion der Commission genehmigt, welche die Theilung fakultativ macht und abhängig von dem späteren Gesetz über die allgemeine Landesverwaltung.

Als die zweite, also die Hauptberathung, vollendet war, schien doch die Zufriedenheit mit dem Ergebniß in den Abgeordnetenkreisen nicht groß zu sein. Man fürchtete, das Gesetz könne bei der dritten Berathung eine Majorität gegen sich bekommen oder mit einer kleineren Majorität als wünschenswerth durchgehen. Dieser Ausgang trat nicht ein. Am 17. April ist die Provinzialordnung in dritter Lesung vom Abgeordnetenhaus genehmigt worden und zwar von 240 gegen 103 Stimmen. Die Minorität bildeten das Centrum und die Polen aus nicht recht ersichtlichen Gründen, ferner der größere Theil der Fortschrittspartei und vereinzelte Mitglieder der andern Fraktionen.

Das Hauptresultat des Gesetzes, wenn es in der jetzigen Gestalt durchginge, würde die Einrichtung einer Communalverwaltung für gemeinsame Angelegenheiten der Provinz neben der königlichen Verwaltung sein, und zwar würde die Communalverwaltung sich auf eine Reihe von Provinzialinstituten beschränken, während die obrigkeitlichen Funktionen den Oberpräsidenten und den Bezirksregierungen verbleiben würden. Die Theilnahme der Provinzial- und Bezirksausschüsse an den obrigkeitlichen Funktionen ist durch das Gesetz zwar in Aussicht genommen, soll aber den Inhalt erst durch die zu erwartenden Spezialgesetze einer Wegeordnung, Schulordnung u. s. w. bekommen. Die ebenfalls in Aussicht genommene Theilnahme jener Ausschüsse an der Beaufsichtigung der Lokalverwaltung kann nur zu Verwirrungen führen. Die Verwaltungsgerichte, welche als ein drittes Organ, getrennt von den Bezirksausschüssen, neben die Regierungen treten sollen, erwarten ihre Einführung ebenfalls von einem besonderen Gesetz, welches, wie früher erwähnt, bereits vorgelegt ist.

Der Hauptgedanke der jetzigen Provinzialordnung, nämlich die Errichtung einer Communalverwaltung für die Provinzialinstitute, Verkehrsanlagen und dergl. scheint aus der Provinz Hannover zu stammen und den Abgeordneten von dort besonders theuer zu sein. Bei der angesehenen Stellung, welche diese Abgeordneten in der nationalliberalen Partei einnehmen, ist es natürlich, daß die nationalliberale Partei aufgefordert wurde, für die Provinzialordnung als gleichsam ihr Werk mit besonderem Eifer einzutreten. Im Herrenhaus soll man dazu neigen, die Communalverwaltung stehen zu lassen, auf den Kreis derselben die neuen Organe der Selbstverwaltung aber auch zu beschränken. Es wäre immerhin eine Verbesserung, wenn die Theilnahme der Provinzial- und Bezirksausschüsse an den obrigkeitlichen Funktionen wegfiele, womit wenigstens die Bezirksausschüsse überhaupt wegfallen würden. Es ist dies der erste Gedanke des Regierungsentwurfs gewesen, wie er bei der Einbringung in der vorjährigen Session gestaltet war. Es ist aber

immerhin möglich, daß, wenn das Herrenhaus diese Einschränkung vornimmt, das Gesetz vom Abgeordnetenhaus ganz zurückgewiesen wird.

Wir würden auch diesen Ausgang nicht beklagen, weil wir in der einzurichtenden Communalverwaltung keinen Gewinn und keinen Fortschritt sehen. Die wahre Reform scheint uns darin zu liegen, daß, nach Vermehrung der Provinzen, Provinzialausschüsse mit Zuziehung ständiger, juristischer Mitglieder zunächst in die Funktion der Verwaltungsgerichte treten. Diesen Verwaltungsgerichten wird dann an der Hand der Praxis eine geeignete Theilnahme, eine Mitentscheidung gewisser Verwaltungsangelegenheiten einzuräumen sein. Die Verwaltung der gemeinsamen Institute aber würden wir am liebsten in der Hand der königlichen Behörden lassen, unter geeigneter Controle und Mitwirkung der Provinzialversammlungen. —

Am 14. April trat das Herrenhaus in die erste Berathung des Entwurfs, betreffend die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln für die römischen Bisthümer und Geistlichen, auch kurz das Sperrgesetz genannt. Die an sich nicht bedeutende Verhandlung wird merkwürdig dadurch, daß der Fürst Bismarck zweimal das Wort ergriff. Wenn der Kanzler sonst immer das Recht des Staats gegenüber den usurpatorischen Ansprüchen der römischen Hierarchie betont hat, so sprach er jetzt zum ersten Mal als Protestant, und seine Worte erhielten dadurch, wie uns dünkt, eine außerordentliche Bedeutung. Der Fürst sprach seine Genugthuung aus, daß ein conservatives Mitglied des Herrenhauses sich vom evangelischen Standpunkt für die Regierungsvorlage erklärte. Bis dahin hatte nämlich, wie man weiß, die Kreuzzeitungspartei, welche ja leider die conservativen Prinzipien des preußischen Staates so lange ohne wirksamen Einspruch gefälscht hat, immer die Solidarität der positiven Glaubensrichtungen, einerlei, ob katholisch oder protestantisch, behauptet. Ein ärgerer Widerspruch gegen den Geist der Reformation, auf welchem der Protestantismus und der preußische Staat ruhen, ist nicht denkbar. Aber mit dieser Solidarität tritt die Kreuzzeitungspartei immerfort der jetzigen Kirchenpolitik der Regierung entgegen. Dagegen berief sich Fürst Bismarck auf den Geist der Reformation, wie er sagte, auf das Evangelium, und diese Berufung dünkt uns von historischer Bedeutung. Der Kanzler erkennt und hält an der Zeit, es auszusprechen, daß er in dem heutigen Kampfe nicht blos den Staat gegen die Hierarchie, sondern den Protestantismus gegen den Katholicismus vertheidigt. In der That erhält der Kampf damit erst seine wahre Bezeichnung. Den Staat gegen die Hierarchie haben seit den mittelalterlichen Kaisern viele katholische Regierungen mit mehr oder minderem Erfolg vertheidigt. Warum ist der Kampf gegen den deutschen Staat von Seiten Roms mit einer Heftigkeit unternommen worden, wie gegen keine andere Regierung der neuern Zeit? warum versagt Rom dem deutschen Staat,

was es von so vielen andern Regierungen hingenommen, oder ihnen ausdrücklich gewährt hat? Weil Rom im deutschen Staat die Consolidation des Protestantismus erblickt, den es schon der Selbstauflösung nahe glaubte.

Der deutsche Staat kämpft gegenwärtig nicht bloß für seine obrigkeitlichen Attribute, die ihm wie jedem andern Staat unentbehrlich sind, sondern kämpft zugleich für das Evangelium als die eigentliche Wurzel seiner Kraft. Um diese Wurzel untergraben zu können, hält Rom so starr an einer Freiheit der Bewegung auf deutschem Boden fest, deren Einschränkung es auf manchem andern Boden unbedenklich hingenommen. Nicht bloß die Sicherheit des Staates, sondern ebenso die Sicherheit des Protestantismus muß den protestantischen Deutschen im gegenwärtigen Kampf leiten. Das hat der Reichskanzler ausgesprochen, und uns will bedünken, als sei mit diesem Ausspruch der Kampf in ein neues Stadium getreten.

Eine Vorlage von höchster Bedeutung, im Abgeordnetenhaus eingebracht, kündigt dieses neue Stadium auch formell an: das Gesetz betreffend die Aufhebung der Artikel 15, 16 und 18 der preußischen Verfassung. Der Leser erinnert sich, daß Artikel 15 der Religionsgesellschaften, insbesondere der evangelischen und katholischen Kirche die selbständige Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten zusichert, während Artikel 16 das landesherrliche Placet aufhebt und den Verkehr mit den auswärtigen Oberen freigiebt, Artikel 18 endlich den Einfluß des Staates auf die Besetzung der kirchlichen Stellen aufhebt. Der Leser erinnert sich ferner, daß die Artikel 15 und 18 bei Berathung der Maigesetze von 1873 einschränkende Zusätze erhalten hatten, wovon der zu Artikel 15 die Unterwerfung der Religionsgesellschaften unter die Staatsgesetze aussprach, der zu Artikel 18 die Aufhebung des staatlichen Einflusses bei der Besetzung der kirchlichen Aemter insoweit wieder beschränkte, als er dem Staat das Recht allgemeiner Vorschriften über die Vorbildung, Anstellung und Entlassung der Geistlichen zurückgab. Jetzt handelt es sich um die völlige Aufhebung dieser Verfassungsartikel. Und so natürlich erscheint diese Maßregel, daß man sich nur wundern möchte, warum sie so lange unterblieben. Aber es liegt im Lauf der Natur, daß das Natürlichste und Nothwendigste zuletzt erkannt wird. Wäre nicht eine lange Verdunkelung des Verständnisses der katholischen Kirche bei uns eingetreten, so wäre ja der ganze Kampf nicht nöthig, der um die Rückeroberung leichtsinnig verlassener Positionen des Staates geführt wird. Das Dunkel weicht nur nach und nach. Aber mit der Einbringung dieser Vorlage scheint das helle Licht angebrochen. Am 16. April fand die erste und zweite Berathung im Abgeordnetenhaus vor überfüllten Tribünen statt. Wiederum ergriff der Fürst Bismarck zweimal das Wort. Der bedeutendste Ausspruch, den er diesmal that, war der, daß er nach Aufhebung jener drei Verfassungsartikel und, so muß man wohl hinzu-

denken, nach Wiederherſtellung der durch dieſe Artikel aufgehobenen Staatsrechte, den Kampf mit Rom nur — noch defenſiv zu führen gedenke. Das darf wohl ſo ausgelegt werden, daß nach Wiederherſtellung des landesherrlichen Placet, nach Verbot jeder unmittelbaren Communication mit Rom, nach Wiederherſtellung des gebührenden ſtaatlichen Einfluſſes auf die Beſetzung der Kirchenämter, nach Aufhebung der Klöſter und nach Sequeſtration der Stiftungen, bei Aufrechthaltung aller bisherigen Maßregeln, der Fürſt den Culturkampf, ſoweit er durch den Erlaß neuer Geſetze geführt worden, für beendigt anſieht. Das ſetzt freilich voraus, daß die ultramontane Partei, wie ſie ſo oft verſichert hat, ihrerſeits über den paſſiven Widerſtand nicht hinausgeht.

C—r.

Aus Mexico.

Was wir in der Fremde lebenden Deutſchen aus dem Vaterland hören und leſen, dreht ſich Alles um den Culturkampf. Wir denken uns, daß manchem Landsmann dieſes Kampfes bald zu viel wird, daß er wenigſtens von Herzen das Ende herbeiſehnt. Darüber können wir in der Fremde natürlich nichts ſagen, wohl aber mögen die Landsleute daheim daran erinnert ſein, daß der Kampf mit der Hierarchie eine Weltlaſt iſt. Diejenigen Völker und Staaten, welche den Streit nicht, wie unſer Vaterland, heute entſchloſſen durchkämpfen, werden ſich des Aufſchubs ſpäter nicht erfreuen. Unſere junge Republik hier in Mexiko verfährt anders. Sie kämpft ihren Strauß mit der Hierarchie muthig aus.

Die Landsleute daheim erinnern ſich vielleicht, daß der ſo traurig beendigte Invaſionsverſuch des unglücklichen Maximilian mehr noch auf Betrieb der Hierarchie, als des Napoleoniſchen Frankreich erfolgte, daß der jammervolle Ausgang dieſes Verſuches wiederum mehr noch auf Rechnung der Hierarchie, als desſelben Frankreich kommt. Zwar die Gründung einer dauerhaften Herrſchaft konnte Maximilian durch einheimiſche Mittel nie gelingen, was ſo viel heißt, als ſie konnte ihm überhaupt nicht gelingen. Aber, daß der Ausgang ſich ſo geſtaltete, wie er ſich geſtaltet hat, das kommt auf Rechnung der Hierarchie. Doch es iſt nicht meine Abſicht, dieſes traurige Blatt der Geſchichte heute aufzuſchlagen. Ich beabſichtige eine Mittheilung über den Kampf unſerer Republik mit der Hierarchie.

Unſere Staatsverfaſſung hat im September 1873 unter verſchiedenen Zuſatzartikeln auch einen erhalten, der klöſterliche Ordensgemeinſchaften ohne Ausnahme verbietet. Neuerdings iſt von dem Congreß ein organiſches Geſetz zur Ausführung dieſes Artikels angenommen worden. Darin ſind die klöſter-

lichen Ordensgemeinschaften als Vereinigungen definirt, deren Mitglieder vermöge zeitweiliger oder für immer bindender Versprechen nach einer bestimmten Regel und mit Unterordnung unter bestimmte Obere leben. Diese Definition und zum Theil das ganze neue Gesetz ist gegen den Orden der barmherzigen Schwestern der heiligen Vincenz de Paula gerichtet. Denn als im Jahr 1861 die Klöster in Mexiko aufgehoben wurden, ward der Orden jener barmherzigen Schwestern ausdrücklich ausgenommen. Jetzt hat man die Nothwendigkeit erkannt, gerade diesen Orden noch zu beseitigen. Ueber die Gründe giebt den besten Aufschluß eine Schrift des Herrn Juan José Baz. Derselbe war Mitglied der mit der Ausarbeitung des Gesetzes beauftragten Commission und hat die drei wichtigsten Reden, welche er zur Vertheidigung der Vorlage im Congreß gehalten, in Form einer Broschüre zusammengestellt und veröffentlicht. Wir werden allerdings nicht leugnen können, daß die Definition der klösterlichen Ordensgemeinschaften etwas zu weit ausgefallen ist, indem sie, um die barmherzigen Schwestern nachträglich mit dem Verfassungsverbot gegen die klösterlichen Orden zu treffen, diese Orden so definirt, daß alle Regularorden, auch wenn sie ein klösterliches Zusammenleben nicht vorschreiben, unter die Definition gefaßt werden. Es ist indeß nicht meine Sache, darüber zu richten, ob der mexikanische Congreß nicht juristisch correkter verfahren wäre, wenn er die geistlichen Orden überhaupt verboten hätte, anstatt einen Theil derselben so zu definiren, daß er alle umfaßt. Worauf es ankommt, ist, ob das Verbot gegen die barmherzigen Schwestern gerechtfertigt war, und dafür finden sich die schlagendsten Gründe.

Das Haupt der barmherzigen Schwestern ist der im Mutterhaus zu Paris residirende Generalsuperior. Dieser allein ernennt die Delegirten, welche die über alle Theile des Erdballs verstreuten Filialen mit unbeschränkter Machtvollkommenheit verwalten. Es giebt kein Recht der Mitglieder, die Oberen aus ihrer Mitte zu wählen, nicht einmal die Wahl des Beichtvaters ist den Mitgliedern vergönnt. Die Schwesterschaft stellt nach Allem sich dar als ein in Mexiko thätiges Organ des Auslandes. In Paris heimisch, betrachtet sie sich mit ihren über die verschiedensten Ländern verzweigten Niederlassungen als eine große französische Körperschaft, und wird als solche von Frankreich anerkannt und geschützt. Sehr interessant sind die Beweise für diese Thatsache, welche Herr Baz mittheilt. Er führt u. A. an eine Note des kaiserlichen Gesandten Marquis des Gabriac vom Januar 1858, worin derselbe Maßregeln zum Schutz der Niederlassungen der Schwestern gegen die Gefahren des Bürgerkrieges verlangt. In dieser Note werden die barmherzigen Schwestern und die Lazaristen als französische Körperschaften bezeichnet, welche der Gesandte Frankreichs nach ausdrücklicher Anweisung seiner Regierung als unter seinem Schutz stehend betrachte. Herr Baz führt eine zweite Note

desſelben Geſandten an, die zehn Tage ſpäter datirt iſt, worin der Geſandte gegen die Weigerung Mexikos, das von Frankreich beanſpruchte Schutzverhältniß anzuerkennen, ſeinerſeits Proteſt erhebt, und in Bezug auf die Lazariſten hinzufügt, das Protektoramt Frankreichs über dieſe Congregation werde überall anerkannt, und der Papſt habe die Verlegung des Mutterhauſes von Paris nach Rom nicht erwirken können. Herr Baz führt drittens an ein Schreiben des franzöſiſchen Geſandten Saligny vom März 1861, worin derſelbe über eine im Convent der Schweſtern vorgenommene Hausſuchung nach verſtecktem Kloſtergut Beſchwerde führt und ſogar mit ſofortigem Abbruch der diplomatiſchen Beziehungen droht. Auf dieſes Schreiben folgt ein anderes, worin die Drohung wiederholt wird. Herr Baz führte in ſeiner Rede vor dem Congreß aus, daß Mexiko damals den franzöſiſchen Drohungen habe nachgeben müſſen und den Fortbeſtand des Ordens der barmherzigen Schweſtern zulaſſen. Doch ſei dies nur unter der Bedingung erfolgt, daß der Orden ſich als bürgerlicher Wohlthätigkeitsverein einrichte und dem franzöſiſchen Schutz entſage. Dies ſei natürlich nicht geſchehen. Die Folge ſei, daß die Vermögensverwaltung der Schweſtern Gaben, von Mexikanern für die Armen Mexikos beſtimmt, nicht ſelten dem Mutterhaus zu Paris überweiſe. Ueber die Art der Krankenpflege, die allen rationellen Regeln zuwider iſt, führt Herr Baz Beiſpiele an, die ich nicht zu wiederholen brauche.

Als beſonders merkwürdig verdient noch erwähnt zu werden, wie nach der Ausführung des Herrn Baz die klerikale Partei Mexikos darum ſo heftig für die Erhaltung des Ordens kämpft, weil ſie in ihm ein brauchbares Werkzeug erkennt, die Propaganda einer antinationalen und antiſtaatlichen Geſinnung unter einer unſcheinbaren Maske wirkſam fortzuſetzen.

Ich weiß nicht, ob dieſe barmherzigen Schweſtern auch im deutſchen Reich Niederlaſſungen haben. Dann wäre es von doppeltem Intereſſe, den Charakter des Ordens als eines ultramontanen und dabei ſpecifiſch franzöſiſchen Werkzeuges ſich zu vergegenwärtigen.

Rottmann's Italieniſche Landſchaften.

Zu den glänzendſten Namen der ältern Münchener Malerſchule gehört der des Landſchaftsmalers Carl Rottmann (geb. 1797 geſt. 1850) deſſen Bilder, im Gegenſatz zur modernen Richtung der Landſchaftsmalerei, welche vor Allem möglichſte Naturtreue erſtrebt, einer mehr idealen Richtung angehören. Rottmann benutzte, an ältere Meiſter wie Pouſſain, Claude Lorrain, dann auch Koch, Schinkel u. A. ſich anlehnend, die einzelnen Formen der Natur zu künſtleriſchen Compoſitionen, durch welche er gewiſſe poetiſche Ideen darſtellte. Sein Name iſt der jüngeren Generation beſonders durch die „Griechi-

schen Landschaften", welche in einer raffinirt günstigen Aufstellung einen ganzen Saal in der neuen Pinakothek ausfüllen und die „Italienischen Landschaften", welche in einem Flügel der Arkaden des Hofgartens zu München auf die Wand gemalt sind, bekannt. Diese Cyclen sind aber auch die Hauptwerke des Meisters; ihre Herstellung bildet den Mittelpunkt seiner gesammten künstlerischen Thätigkeit.

Zu ihrem wahren Verständnisse sind einige Mittheilungen aus dem Leben des Künstlers nothwendig: Carl Rottmann begab sich im Jahre 1826 auf eine Studien-Reise nach Italien, durchstreifte das Land seiner ganzen Länge nach und setzte auch nach Sicilien über. Während dieser Reise bildete er bei dem Studium der ruhigen, klaren und einfachen Formen der Italienischen Landschaft seinen ihm später eigenthümlichen Styl aus. Er fertigte, fleißig arbeitend, eine große Anzahl landschaftlicher Studien in Aquarell. Nach München zurückgekehrt, vollendete er im Auftrage des Königs Ludwig zunächst eine Ansicht von Palermo, welche bei ihrer Ausstellung mit allgemeinem Beifall aufgenommen wurde. Nun faßte König Ludwig, an ähnliche Anlagen in Italien sich erinnernd, den Plan die Arkaden des Hofgartens durch Rottmann, dessen Styl ihm für diese Aufgabe monumentaler Art mit vollem Rechte besonders geeignet schien, ausmalen zu lassen. Der König selbst wählte aus den Studien des Künstlers 28 Bilder aus; Dieselben stellen eine Wanderung durch ganz Italien, von Trient über Verona, Florenz, Perugia nach Rom und dessen Umgebungen, dann nach Terracina, Bajae, Ischia, Palermo, Selinunt, Girgenti, Syracus, Messina, Reggio Cefalu ꝛc. dar und repräsentiren die verschiedenen in Italien vorhandenen Landschaftstypen. Zugleich waren bei der Auswahl natürlich auch die historischen und künstlerischen Interessen mit bestimmend.

Das erste Bild welches Rottmann, nachdem er im Auftrage des Königs Italien nochmals besucht hatte, im Frühjahr 1830 an der Wand ausführte, gelang, obgleich er die damals wenig bekannte Technik der Malerei al fresco sich erst wieder erfinden mußte, zur vollen Zufriedenheit. Mit jedem folgenden Bilde vervollkommnete er seine Technik und entwickelte mehr und mehr sein Geschick in der schwierigen Behandlung eines landschaftlichen Fresco-Gemäldes. Im Jahre 1833 konnte der ganze Cyclus — zu jedem Bilde hatte der König selbst ein Dystychon gedichtet, welches über dem betreffenden Bilde angeschrieben wurde — enthüllt werden.

In diesen Bildern spricht sich der Kunstcharakter Rottmann's mit vollkommener Klarheit aus. Großartige Auffassung der Natur und getreue Darstellung derselben in wenigen, großen aber bezeichnenden Zügen, unter absichtlicher Ausschließung aller zufälligen Einzelnheiten. Dabei wußte der Künstler bei jeder Landschaft die für sie besonders passende Lichtstimmung zu finden, derselben ein gewisses poetisches, mit historischen Anklängen vermischtes Gepräge zu geben. Auch die Staffage ist dieser Stimmung stets angepaßt. Um eine möglichst große Mannigfaltigkeit in diese Bilder zu bringen, hat er alle Abstufungen der Lichtstimmung, vom reinsten Sonnenlichte bis zum dunkelsten Schatten bei Stürmen über Land und Meer, alle Tages- und Jahreszeiten charakterisirt.

Leider sind diese klassischen Bilder nicht in erwünschter Weise erhalten geblieben. Sie haben durch den Einfluß der Witterung und Beschädigung roher Menschen vielfach gelitten, wurden aber in neuester Zeit sorgfältig restaurirt. — Mit Rücksicht auf die geringe Haltbarkeit der Ausführungen an der Wand ist es von großem Werthe, daß die von Rottmann selbst mit

Kohle und Kreide vor der Ausführung al fresco gezeichneten Cartons (seit dem Tode des Künstlers im Großherzoglichen Museum zu Darmstadt) und auch die vom Künstler selbst in verkleinertem Maßstabe in Oel gemalten Wiederholungen*) der fertigen Bilder noch erhalten sind.

Es lag der Wunsch nahe, diesen Cyclus so vortrefflicher Bilder, gleich ausgezeichnet durch ihren Kunstwerth, wie durch ihr historisches Interesse, vervielfältigt zu sehen. Schon vor vielen Jahren begann E. Neureuther sie in Kupfer zu radiren, Borum sie zu lithographiren. Doch stieß die Fortsetzung dieser Unternehmungen damals auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Später gab H. M. Kurz in München (im Selbstverlage) den vollständigen Cyclus in sehr sauber und sorgfältig ausgeführten Stahlstichen heraus, welche wenig bekannt und nicht nach Gebühr gewürdigt zu sein scheinen.

Vor zwei Jahren ließ dann die bekannte Verlags-Buchhandlung Fr. Bruckmann in München die Darmstädter Cartons auf photographischem Wege vervielfältigen.

Zur völlig getreuen Reproduction der Originale fehlt jedoch unbedingt auch die Farbe, welche für die künstlerische Wirkung derselben so wesentlich mitwirkend ist. Obgleich die Nachbildung solcher Bilder in Chromolithographie mit großen Schwierigkeiten und demgemäß auch mit sehr bedeutenden Kosten verbunden ist, ist die Verlagshandlung Fr. Bruckmann in München, allbekannt durch ihre künstlerischen Unternehmungen großartigster Art, im Vertrauen auf den Kunstsinn des Publikums, davor doch nicht zurückgeschreckt, sondern hat sich — und der kolossale kaufmännische Erfolg der Nachbildung Hildebrandt'scher Aquarelle, hat wesentlich mit zu diesem Entschlusse beigetragen — dazu entschlossen sämmtliche Fresken Rottmann's, also auch die griechischen Landschaften, in originalgetreuen Farbendrucken reproduciren zu lassen und hat die für diese schwierige Aufgabe besonders geeignete Kunstanstalt von R. Steinbock in Berlin, deren Leistungen rühmlichst bekannt sind, mit der Ausführung beauftragt. Von dieser neuesten und bei Weitem besten Ausgabe der „Italienischen Landschaften" liegen bis jetzt 2 Hefte mit zusammen sechs Blatt — Taormina, Tivoli, Cyclopenfelsen, Terracina, Reggio, Scylla Charybdis enthaltend — vor. Es sind vollkommen getreue, von Künstlerhand mit Verständniß, Geschick und Pietät gefertigte, natürlich verkleinerte Nachbildungen der Originale, welche als Freskogemälde zur Nachbildung in Aquarell und Farbendruck ganz besonders geeignet sind. Mehr zu ihrer Empfehlung zu sagen, hieße nach dem Vorhergehenden, Eulen nach Athen tragen. —

Dieses große gediegene Prachtwerk, begleitet von einer biographischen Skizze des Künstlers von R. Bayersdörfer wird nach den ausgegebenen Prospecte in Lieferungen à 3 Blatt, davon jährlich zwei erscheinen sollen, ausgegeben und kostet 10 Thlr. pro Lieferung, ein mit Rücksicht auf den hohen künstlerischen Werth dieser Farbendrucke und auf die sehr bedeutenden Kosten der Herstellung gewiß nicht hoher Preis. Möge das Publikum dem großartigen Unternehmen des Verlegers hülfreich zur Seite stehen, denn ohne die Gunst des Publikums kann der Verleger nichts unternehmen und andrerseits muß das Publikum ohne den großartigen Sinn kunstsinniger Verleger auf den häufigen und bequemen Genuß klassischer Kunstwerke verzichten.

R. Bergau.

*) Wer ist jetzt der Besitzer derselben?

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 18.

Ausgegeben am 30. April 1875.

Inhalt:

	Seite
Schön's Memoiren. W. Maurenbrecher.	161
Auf Wache.	169
Zur Geschichte der Uniaten in Rußland.	182
Zur Musterschutzfrage. Friedr. Fischbach.	187
Vom preußischen Landtag. C—r.	193
Untersuchungen über die Bankfrage. (Schluß.) Max Wirth.	194
Ein Schreiben des Herrn Ministers v. Mittnacht an die Redaction.	198
Literatur.	200

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Schön's Memoiren.*)

Schon seit längerer Zeit war es bekannt, daß der 1856 gestorbene Oberpräsident von Schön, einer der Mitarbeiter an den Arbeiten der großen Jahre 1807 — 1814, eine Menge literarischen Materiales zur Geschichte jener Zeit hinterlassen; es war auch bekannt, daß unter diesem Materiale sich Denkwürdigkeiten befinden, welche Schön selbst zur Geschichte seines eigenen Lebens aufgezeichnet hatte. Mit großem Verlangen sah man der Veröffentlichung dieser Schätze entgegen, aus denen man neue Aufschlüsse über jene Heldenzeit des modernen Preußen zu empfangen hoffte. Einzelne Schriftsteller hatten allerdings schon Einblick in diesen literarischen Nachlaß erhalten, so besonders O. Nasemann in Halle, welcher 1860 in den preußischen Jahrbüchern mit Benutzung desselben ein Leben Schön's veröffentlichte; auch haben Mejer und Treitschke 1873 Einzelnes aus derselben Quelle zur Erläuterung eines bestimmten Vorfalles geschöpft, (vgl. Preuß. Jahrbücher, Band 31). Wiederholt war nun neuerdings eine vollständige Veröffentlichung der Memoiren und des Nachlasses von Schön in Aussicht gestellt; von Zeit zu Zeit brachten Zeitschriften und Zeitungen schon darauf bezügliche Notizen: endlich ist vor wenigen Wochen wirklich ein erster Band aus Schön's Papieren erschienen.

Der Herausgeber ist nicht genannt, er gehört aber offenbar der Schönschen Familie an. Er ist auch offenbar ein Mann, der sonst mit historischen Studien nicht vertraut ist: von dem Vielen, was aus Schön's eigener Feder schon bekannt ist, nimmt er gar nicht Notiz; zur Aufhellung und Erklärung einzelner Punkte thut er so gut wie gar nichts. Hätten wir es mit einem Fachmanne zu thun, so würde unser Urtheil über die Art und Weise der Herausgabe kaum scharf genug formulirt werden können: jetzt mag es genug sein, unser Bedauern darüber auszusprechen, daß die Familie nicht einem Sachverständigen die Herausgabe so interessanter Documente übertragen hat.

Der erste Band, der uns vorliegt, zerfällt in zwei Theile, die besonders paginirt sind. Zuerst lesen wir eine „Selbstbiographie bis zur Ernen-

*) Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön. Erster Theil X. 110 S. Anlagen 242 S. Halle, Lippert'sche Buchhandlung 1875.

nung zum Oberpräſidenten von ganz Preußen. Von 1773 bis ins Jahr 1827 hinein." So lautet die Aufſchrift. Ob dieſer Titel vom Herausgeber oder von Schön ſelbſt gewählt, erfahren wir nicht; das letztere ſcheint ſehr unwahrſcheinlich, da der Bericht faktiſch nur bis 1824 geht. Die einzige Orientirung über die zum Abdruck gebrachte Erzählung giebt uns die Note des Herausgebers: „Wann dieſe Selbſtbiographie begonnen iſt, kann ebenſowenig feſtgeſtellt werden, wie der genaue Zeitpunkt, an welchem ihre Bearbeitung aufgehört hat."

Man braucht nicht grade Hiſtoriker von Fach zu ſein, um zu wiſſen, daß der Werth einer Autobiographie ſehr weſentlich abhängt von dem Zeitpunkt, in dem ſie geſchrieben. Die Dinge, die ein Menſch erlebt, ſehen ihm ſelbſt ganz anders aus in dem Augenblick, in dem er ſie erlebt, und ganz anders in ſpäterer Rückerinnerung.

Es liegt auf der Hand, daß ein bedeutender Menſch, wenn er die Erlebniſſe jüngerer Jahre in ſpäterer Lebenszeit niederſchreibt, ſchon die ſpäteren Ereigniſſe mitverwerthet zur Beurtheilung der früheren. Die Auffaſſung und Denkungsart des Alters wird gleichſam von ſelbſt in die Jugendgeſchichte hinein reflectirt. Immer wieder muß der Hiſtoriker hinweiſen auf das Vorbild, das Goethe für eine Selbſtbiographie gegeben: unſer deutſcher Dichterfürſt in ſeiner Wahrheitsliebe hat ſelbſt ſeine Lebenserinnerungen bezeichnet als „Dichtung und Wahrheit". Es kann in der That nicht ausbleiben, daß Jemand aus ſeinem eigenen Leben neben richtigen Thatſachen auch erdachte, eingebildete, erdichtete Dinge erzählt. Wenn man aber dieſen kritiſchen Grundſatz nicht ganz außer Augen laſſen will, dann darf man nicht unerörtert und ununterſucht laſſen die Frage der Abfaſſungszeit ſolcher Memoiren.

Sollte wirklich ſich in der Familientradition gar nichts darüber haben ermitteln laſſen? Das iſt kaum glaublich. Jedenfalls wird man aus dem Inhalte auf die Abfaſſungszeit Schlüſſe ziehen können und dürfen.

Nun begegnet uns in den Preuß. Jahrbüchern (31, S. 521) ein Citat aus Schön's im Jahre 1844 geſchriebenen Denkwürdigkeiten. Dieſe Stelle ſteht aber nicht in dem hier gedruckten Texte. An anderer Stelle finden wir eine dort (31, S. 516 und 518) aus Schön's Memoiren gegebene Mittheilung nicht dem Wortlaute, wohl aber dem Sinne nach in der jetzt gedruckten Selbſtbiographie wieder: in dieſer letzteren fehlen beſonders die kauſtiſchen Worte Schön's über die „Handwerker" die „ſieben Weiſen" (ſo hatte er ſich über Männer ausgelaſſen, mit denen er nicht ganz übereinſtimmte). Es ergiebt ſich, daß die autobiographiſchen Aufzeichnungen Schön's wenigſtens in doppelter Geſtalt vorhanden ſind. Nicht eine Silbe der Aufklärung über dieſen Punkt und was damit zuſammenhängt, (z. B. äußere Beſchaffenheit, Ausdehnung u. ſ. w. des Manuſcriptes) hat uns der Herausgeber gegönnt.

Der Text von 1844 (wir haben keinen Grund, an der Richtigkeit dieser durch Mejer gemachten positiven Angaben zu zweifeln) ist ein anderer, als der hier gedruckte. Was hier vorliegt, muß früher geschrieben sein.

Denn annähernd läßt sich allerdings die Zeit bestimmen, in der der neu gedruckte Text geschrieben sein muß. Schön nennt S. 8 unter seinen Jugendfreunden den „damaligen Lieutenant, jetzt General von Jaski" — derselbe ist 1831 General geworden, und Anfangs 1846 gestorben.*) Kurz vorher (S. 6) rühmt er seine Beziehungen zu dem Geheimenrath und Stadtgerichtsdirektor Göbel mit dem Zusatz: „Unsere Freundschaft wird wohl bis ans Ende unseres Lebens fortdauern." Als Schön dies schrieb, lebte also Göbel noch. Da derselbe aber am 14. April 1839 gestorben, so muß vor diesen Termin die Abfassung der Memoiren fallen. Zwischen 1831 und 1839 hätten wir sie also anzusetzen. Noch mehr engt sich dieser Zeitraum ein durch eine andere Notiz. Auf S. 83 berührt Schön die Errichtung der Landwehr auf dem Landtage zu Königsberg und sagt: Die Schrift des General-Auditeur Friccius „Zur Geschichte der Errichtung der Landwehr" enthält darüber alle Thatsachen! Die hier angezogene Schrift aber, für die Schön stets ein großes Interesse gehabt (wir kommen darauf zurück), ist „als Manuscript für seine Freunde" von Friccius zuerst 1838 gedruckt worden. Fassen wir diese Angaben zusammen, so kommen wir zu dem Schlusse, daß im Jahre 1838, spätestens Anfangs 1839 die Selbstbiographie verfaßt ist, die wir jetzt gedruckt vor uns sehen. Wie sie sich zu jener anderwärts citirten Aufzeichnung von 1844 verhält, darüber ist ohne eine Vergleichung der Manuscripte nichts zu sagen. Wir dürfen aber den Wunsch nicht unterdrücken, daß auch jetzt noch von Sachkundigen eine kritische Untersuchung des Original-Nachlasses vorgenommen und ihr Ergebniß bekannt gemacht werde.

Der zweite Theil dieses Bandes bringt als „Anlagen," eine Anzahl von Aktenstücken und Briefen, unter denen manches überflüssige und interesselose Stück sich findet, aber auch einzelnes von wirklicher Bedeutung. Nur muß eine zusätzliche Bemerkung gemacht werden. Wirklichen Aufschluß in die Geschichte der Jahre 1807—1814 gewähren die paar vereinzelten wichtigen Documente dieses Bandes nur demjenigen, der alles das andere originale Material kennt, das aus jener Zeit schon gedruckt vorliegt. Will man die Correspondenz Schön's aus jener Zeit, aus der hier einzelnes gegeben wird, mit Nutzen lesen, so muß man gleichzeitig die Werke von Pertz und Droysen, die Lebensnachrichten und Briefe von Niebuhr und Raumer neben diesem neuen Buche lesen. Der alte Schön, der ja in seinen letzten Lebensjahren sich mit dem Wunsche getragen, sein „Lebensbild" dem Publikum zugänglich

*) Die Bemerkung auf S. 12 über den „jetzigen General von Knesebeck" stimmt mit diesen Zeitgrenzen überein.

zu machen, der allerlei Verbindungen mit Hiſtorikern zu dieſem Zwecke angeknüpft und allerlei Wünſche dafür ausgeſprochen (vgl. darüber ſeinen Briefwechſel mit Eichendorff, Vorrede S. IV—X und mit Varnhagen, in der Gegenwart vom 3., 17. und 24. Auguſt 1872 gedruckt), er würde ſicher wenig erbaut geweſen ſein von dieſer Methode bruchſtückweiſer, zuſammenhangsloſer Mittheilungen aus ſeinem Leben und ſeinem Nachlaſſe!

An zwei Stellen dieſes Buches wird uns verrathen, daß weiteres ſchätzbares Material von Schön noch vorhanden iſt, welches uns — weßhalb, iſt nicht geſagt — nicht mitgetheilt worden iſt. S. 60 werden täglich von Schön gemachte Notizen aus dem Ende des Jahres 1808 erwähnt und S. 149 des Anhanges heißt es, vom 17. April bis 14. September 1813 habe Schön täglich Aufzeichnungen gemacht, aus denen hier eine Niederſchrift vom 17. Mai 1813 abgedruckt iſt, — äußerſt intereſſanten Inhaltes. Es wäre, wenn die ganze Publikation unſerer Kenntniß der Geſchichte dienen und nützen ſoll, gewiß das Richtige, alle dieſe Tagebücher zu veröffentlichen. Aus gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Staatsmannes, — ſeien es Tagebücher oder Briefe, oder amtliche Arbeiten — erwächſt der hiſtoriſchen Wiſſenſchaft ein ganz anderer Gewinn als aus den Denkwürdigkeiten desſelben Staatsmannes, die er nach 30 oder 40 Jahren verfaßt hat, in ganz anderer Stimmung des Geiſtes, von einer Anſchauung aus, die ſich unter dem Einfluß der Erlebniſſe jener langen Zwiſchenzeit ſehr leicht ganz umgeſtaltet haben kann.

Die vorliegende Selbſtbiographie Schön's iſt ein intereſſantes Denkmal und Selbſtzeugniß ſeines Geiſtes; als hiſtoriſche Quelle iſt ſie nur mit der größten Vorſicht zu benutzen und unterliegt jedenfalls an vielen Stellen ſehr ſtarken Bedenken und Zweifeln. Die Subjectivität des Autors tritt in ſo ſtarkem Maaße in ihr auf, daß die Zuverläſſigkeit des thatſächlichen Berichtes vielfach von der ſubjektiven Stimmung des Berichterſtatters beeinflußt erſcheint.

Ein unbefangener Leſer, der die Kundgebungen Schön's aus ſeinem ſpäteren Leben ſich vorher nicht vergegenwärtigt hat, wird bei der Lectüre der Selbſtbiographie aufs höchſte erſtaunt ſein, einmal durch die Animoſität Schön's gegen Stein, ſodann durch Schön's Beſtreben, für die entſcheidenden Thatſachen der Jahre 1807—1813 ſich perſönlich das hauptſächlichſte Verdienſt beizulegen. Daß dieſe beiden Gedanken die ganze Darſtellung erfüllen und beſtimmen, liegt auf der Hand, — ſo ſehr, daß dies keinem Leſer entgehen kann. Das Bemühen, das hier unzweideutig zu Tage tritt, Stein's Bedeutung und Verdienſte bei der Geſetzgebung von 1807 und 1808 zu ſchmälern, wird ſicherlich jeden Leſer befremden, der ſonſt gehört und geleſen hatte, daß Schön einer der Genoſſen und Gehülfen Stein's in jenen Jahren geweſen, und der ſich des ſonſt üblichen Bildes von dem großen Reformer und Orga-

niſator unſeres Staates erinnert. Nun meine ich allerdings, daß die Briefſchaften und vertraulichen Papiere aus der Zeit ſelbſt, d. h. alſo von 1807—1813, ſoweit ſie gedruckt vorliegen, den Darſteller jener Periode unwillkürlich zu der allgemein üblichen Anſicht Stein's hinführen müſſen; ja ich muß ferner behaupten, daß ſelbſt die gleichzeitigen Briefe Schön's, abgeſehen von einzelnen Detaildifferenzen zwiſchen ihm und Stein, eine ganz andere Auffaſſung Stein's durch Schön ausdrücken, als ſie nachher von ihm ausgeſprochen worden iſt. Erſt in ſpäterer Zeit iſt ein Umſchlag in Schön's Urtheil über Stein eingetreten; in ſpäteren Jahren erſt hat Schön die Anſicht ausgeſprochen, daß das gute, was Stein gethan, von ihm ſelbſt bei Stein angeregt oder veranlaßt worden; in dieſer Stimmung des Geiſtes aber behauptete er dann bei allem ſonſtigen Lobe über Stein ſelbſt an allgemeiner, wie an politiſcher Bildung Stein unendlich überlegen geweſen zu ſein. Seit wann Schön in dieſem Sinn über Stein geurtheilt, ſcheint bisher nicht conſtatirt zu ſein; auch dieſe Publikation giebt dazu weder Anhalt noch Schlüſſel. Aber daß in ſpäteren Jahren in dieſer abfälligen Richtung ſich Schön's Erinnerungen an die Freiheitskriege bewegt haben, das war bekannt ſchon vor dem Erſcheinen dieſes Buches.

Schon bald nach 1840 hatte Schön für ſich die Vaterſchaft des ſog. Stein'ſchen Teſtamentes von 1808 in Anſpruch genommen. Daß er die Feder geführt bei dem Entwurfe dieſes herrlichen Manifeſtes, wie er durch Facſimilirung des Originales nachwies, diente ihm zum Beweiſe auch für die geiſtige Conception des im Namen und Auftrag Stein's geſchriebenen Entwurfes: ſo argumentirte er 1845 gegen Pertz, der im Leben Stein's die Beweiskraft dieſes Argumentes ſehr richtig mit der Bemerkung abwies, „daß nicht der vorbereitende Rath, ſondern der beauftragende und unterzeichnende Miniſter Verantwortlichkeit wie Verdienſt der Urkunde haben müſſe“ (II. S. 618).

Bald nachher trat Schön mit der Behauptung auf, die günſtige Wendung des Februar 1813 in Oſtpreußen, die Erhebung der Provinz ſei im weſentlichen ſein Werk, das er gradezu im Widerſpruch zu Stein habe durchführen müſſen. Er richtete eine ausführliche Darlegung darüber 3. März 1849 an den Hiſtoriker Schloſſer, welche unter den Quellenzeugniſſen für den Beginn der Freiheitskriege bis heute eine hervorragende Stelle einnimmt*). Bei der Abwägung ihres Werthes darf man aber dieſen Umſtand nicht überſehen, daß dies Zeugniß eines Zeitgenoſſen nicht etwa eine gleichzeitige Aufzeichnung

*) Dieſer merkwürdige Brief Schön's an Schloſſer ſteht ſchon im Leben Stein's III. 649—656. Die Preußiſchen Jahrbücher haben 1872 ihn noch einmal abgedruckt (30,213 ff.) ohne zu ſagen daß er ſchon einmal vollſtändig (nur die Formalia des Einganges ließ Pertz weg) gedruckt war. Die neue Schön'ſche Publikation druckt ihn zum 3. Male ab und zwar in ſeltſamer Laune als Einſchiebſel in die Selbſtbiographie!

von 1813, ſondern eine mit beſtimmter Tendenz gemachte Niederſchrift iſt, die erſt 36 Jahre nach dem Ereigniß zu Papier gebracht iſt. Man darf ferner nicht überſehen, daß faſt gleichzeitig mit dieſer Expectoration Schön an eine andere Adreſſe (an Profeſſor Roſenkranz in Königsberg) am 15. Februar 1849 jene bittere, leidenſchaftliche und maßloſe Auslaſſung über die Geſetzgebung von 1807 und 1808 niedergeſchrieben hat, die man als das Thema, über das ſeine Selbſtbiographie die Variationen bringt, oder als das condenſirte Excerpt aus derſelben bezeichnen könnte*). Wenn man dies letztere Schriftſtück zum erſten Male lieſt, traut man nur mit Ueberwindung und Anſtrengung ſeinen Augen: Stein ſollte nur die Firma zu den Reformgeſetzen gegeben haben; er habe mehr geduldet das was unter ſeiner Firma geſchah, als daß es von ihm ausging. In der Selbſtbiographie erhält dieſer Gedanke noch die weitere Ausführung, daß Stein ſich die Glorie angeeignet habe für Maßregeln, die eigentlich gegen ſeine Grundſätze geweſen (vgl. S. 42). Die Porträts, die Schön an jenen beiden Stellen von den Staatsmännern der Jahre 1807—1813 gezeichnet, ſind größtentheils durch ſeine Malice und Abneigung charakteriſirt; ſo neben Stein auch Hardenberg und Altenſtein. Als die eigentlichen Macher der preußiſchen Geſchichte bezeichnet er Rhediger, Scheffner, Frieſe, Nicolovius, Süvern und natürlich Schön ſelbſt. Das Geſetz vom 9. October 1807 über den erleichterten Beſitz und freien Gebrauch des Grundeigenthums ſtellt er gradezu als ein Werk hin, das ſeinen perſönlichen Anregungen das Leben verdankt (S. 39 ff.). Es wird hier dem Leſer dieſer Selbſtbiographie Schön's zugemuthet, alles das zu vergeſſen, was wir ſonſt über die früheren Verſuche und Intentionen der preußiſchen Könige, über die Vorbereitungen der neuen Geſetzgebung ſchon in den erſten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's III. wiſſen: im Gegenſatz zu vielen bekannten Thatſachen ſoll man Schön's einfacher Behauptung glauben!

Noch ein anderer Punkt muß hervorgehoben werden zur Charakteriſtik der Selbſtbiographie. Bekanntlich hat der oſtpreußiſche Localpatriotismus, der mit Stolz grade auf das Jahr 1813 und Oſtpreußens Leiſtungen und Haltung im Augenblick der Kriſis zurückzuſchauen das vollſte Recht hat, neben anderen wohl begründeten Dingen für Oſtpreußen auch ein Verdienſt in Anſpruch genommen, das eine unbefangene Erwägung der Verhältniſſe ihm nicht zuerkennen wird. Man hat ſich in Oſtpreußen gerühmt, daß die Errichtung der Landwehr eine oſtpreußiſche Idee geweſen und daß erſt nach dem Vorgange und dem Vorbilde Oſtpreußens die Staatsregierung die allgemeine Einführung der Landwehr angeordnet habe. Dieſe Behauptung war 1833 von Joh. Voigt in ſeiner Biographie des Miniſters Dohna vorgetragen worden; er war ſo

*) Mitgetheilt in der Gegenwart vom 3. Auguſt 1872.

weit gegangen, Scharnhorſt den Berufsſoldaten zum Gegner der Landwehr zu machen. Gegen dieſe Meinung trat ſofort Einer der Vertrauten Scharnhorſt's ins Feld, der General von Boyen in ſeiner Schrift „Beiträge zur Kenntniß des Generales von Scharnhorſt und ſeiner amtlichen Thätigkeit" 1833. Obgleich hier Voigt ſchlagend widerlegt war, ſo hielten doch Schön und ſeine oſtpreußiſche Umgebung an der oſtpreußiſchen Tradition feſt: Friccius in jener ſchon erwähnten, 1838 als Manuſcript für ſeine Freunde gedruckten Schrift gab derſelben aufs neue Ausdruck, und wiederholte dieſelben Anſichten dann auch in ſeiner 1843 erſchienenen Geſchichte des Krieges von 1813. Wir begegnen nun auch in der Selbſtbiographie Schön's, die nach unſerer Berechnung 1838/1839 geſchrieben iſt, dieſer oſtpreußiſchen Auffaſſung, für die Schön ſich geradezu auf Friccius beruft! Wie zäh er trotz aller Widerlegungen an ihr feſthielt, legte er bald nachher noch mehrmals an den Tag. 1846 erſchien nämlich von Seiten unſeres großen Generalſtabes eine aktenmäßige Geſchichte der Organiſation der Landwehr in Oſtpreußen. Der wahre Sachverhalt war für Jeden, der ſehen wollte, unwiderleglich von der competenteſten Stelle dargethan worden; es war erwieſen, daß man in Oſtpreußen Gedanken damals ausführte, die früher, 1807 und 1808, im Scharnhorſt'ſchen Kreiſe in Königsberg erwogen und behandelt waren; es war gezeigt, daß die Vorbereitungen zum Landwehredikt vom 17. März 1813 ſchon im Zuge waren, als die oſtpreußiſchen Nachrichten in Breslau einliefen; es war auch darauf hingewieſen, daß einige ſehr weſentliche Beſtimmungen der oſtpreußiſchen Landwehrordnung ſofort von Scharnhorſt abgeändert werden mußten. Die Preußiſchen Provinzialblätter hielten es 1847 auch für ihre Pflicht, in einem Auszug aus dem authentiſchen Werke des Generalſtabes das oſtpreußiſche Publikum ganz rückhaltslos über dieſe hiſtoriſchen Dinge aufzuklären. Das verdroß den alten Schön, der die oſtpreußiſche Lieblingsvorſtellung nicht angetaſtet haben wollte: er feuerte ſelbſt in den Provinzialblättern 1848 einen Artikel ab zur Widerlegung des Generalſtabes. Dem Letzteren fiel es nicht ſchwer, im Militairwochenblatt (Nr. 9 von 1848) mit Nachdruck und mit Erfolg derartige Einreden zu vernichten. Und — ſoweit wenigſtens ich im Stande geweſen dieſer Polemik nachzugehen — gegen dieſen ihm ſo überlegenen Gegner beobachtete Schön wirklich Schweigen, wenn er auch an Schloſſer 1849 ſeine genügend widerlegten Annahmen und Erinnerungen wieder mitzutheilen nicht unterließ.

In dieſem Falle wie in manchen anderen ſtellt ſich dem hiſtoriſchen Kritiker das Verhältniß ungefähr ſo dar: auf der einen Seite ſteht die gleichzeitige, ſei es auf aktenmäßigen oder auf privaten Zeugniſſen beruhende Ueberlieferung; und ihr tritt entgegen die perſönliche Erinnerung eines überlebenden Zeitgenoſſen, der ſeine Eindrücke aus früherer Zeit, nachdem er Jahrzehnte lang ſie

bei sich herumgetragen und in mündlicher wiederholter Erzählung an seine Umgebung sie weiter ausgebildet, endlich im höheren Lebensalter zu Papier gebracht hat. Widersprüche unter diesen verschiedengearteten Quellen können nicht ausbleiben: der Memoirenschreiber hält, selbstverständlich im besten Glauben, seine eigene Erinnerung für die richtige und maßgebende Autorität und schreitet kühn über alle Einwendungen aus anderer Quelle hinweg. Die historische Kritik dagegen wird, unbeschadet einer genauen Untersuchung und Abwägung in jedem einzelnen Falle, im allgemeinen die gleichzeitige unmittelbare, mit Beweisstücken ausgerüstete Ueberlieferung vor der späteren auf das Gedächtniß eines Einzelnen allein gestützten Erinnerung eines Zeitgenossen bevorzugen; sie wird ganz besonders dann mit begründetem Mißtrauen gegen derartige Erinnerungen sich verhalten, wenn sie eine persönliche Leidenschaft und Gereiztheit des Erzählers gegen die historischen Persönlichkeiten, um deren Geschichte es sich handelt, bemerkt hat.

Aus welchen Motiven Schön's Abneigung gegen Stein entsprungen, in welcher Weise ein Gegensatz der Charaktere und der Lebensanschauungen zwischen beiden Männern angenommen werden muß, — dies zu erörtern behalten wir uns bis dahin vor, daß noch weiteres Material aus den Papieren Schön's gedruckt sein wird. Schon in dem ersten Bande steht mancher Beitrag zu dieser Frage; und die Correspondenzen von 1807—1813, die sonst bekannt geworden sind, würden wohl einzelne Erläuterungen hinzufügen können.

In der „Selbstbiographie" zieht uns besonders die Darstellung des Entwickelungsganges des jungen Schön an. Wenn auch die einzelnen Daten schon durch Nasemann bekannt waren, so ist es immerhin ein nicht gewöhnlicher Genuß, die eigene Skizze Schön's zu studiren. Auch die literarische Gewandtheit, die geistreiche Diktion der Darstellung tritt gerade hier im hellsten Lichte auf, ungestört und unbeeinträchtigt durch alles das, was in anderen Theilen des Werkes unsere Empfindung stört und unsere Stimmung beeinträchtigt.

Die äußere Ausstattung dieser Publikation ist eine außergewöhnlich reiche, ja glänzende zu nennen. Die hierauf verwandte Mühe und Sorgfalt sticht gewaltig ab gegen die Sorglosigkeit, mit der die eigentliche Arbeit des Herausgebers gethan, oder richtiger gesagt, nicht gethan ist. Möchten die weiteren Bände, auf die wir wohl noch hoffen dürfen, in dieser Hinsicht ein anderes Angesicht zeigen!

Königsberg, 15. April 1875.

Maurenbrecher.

Auf Wache!

So still und geschäftslos, wie das Jahr 1874 nach dem Zeugniß des Fürsten Bismarck war, scheint das Jahr 1875 nicht verlaufen zu wollen. Seit einigen Wochen sind Zeichen aufgetaucht, welche wenn nicht auf Sturm, doch mindestens auf zweifelhaftes Wetter deuten. Jene Zuversicht auf einen langen Frieden, die wir aus der tiefen Zerrüttung Frankreichs schöpften, fängt an erschüttert zu werden. Statt an das Wort Gambetta's, daß Frankreich 10 Jahre Vorbereitung zur Revanche gebrauche, denken wir jetzt mehr an den Ausspruch Moltke's, daß Deutschland 50 Jahre lang den Erwerb des Frankfurter Friedens mit dem Schwerte werde vertheidigen müssen. Frankreich hat schneller gezahlt und schneller sich erholt, als man früher annahm, und mit der Wiederkehr seiner Kräfte steigert sich auch in den übrigen Staaten die Rührigkeit der uns feindlichen Parteien. Sie haben in dem Ultramontanismus ihr vermittelndes Band. In den Wiener Hofkreisen wie in der italienischen Conforterie, im Cabinet Mac Mahon's wie im Ministerium d'Aspremont-Lynden sind die römischen Einflüsse mächtig, arbeiten nach einem Plan, suchen gegen uns das Terrain zu erobern, neue Allianzen zu flechten. Die Clerikalen in Deutschland verwahren sich freilich gegen den Vorwurf einer Verbindung mit dem Ausland; aber das Ausland rechnet auf sie. Bischof Ketteler erklärt den von Europa garantirten Religionsfrieden für gebrochen, ja die baiersche Winkelpresse predigt offen den Religionskrieg und verlangt; daß das katholische Oesterreich den Franzosen die Hand gegen die norddeutschen Ketzer reiche. Wenn in Folge der Neuwahlen im nächsten Herbst das baiersche Ministerium stürzen und König Ludwig sich einschüchtern lassen sollte, so wird die römische Kriegspartei ihr Hauptquartier in München aufschlagen. Sie wird, indem sie die Gemüther für den Verrath am Reich wissenschaftlich vorbereitet, bei gewissen ausländischen Höfen den Eindruck hervorzurufen suchen, daß sie durch Unterstützung der französischen Waffen das Signal zum Abfall des katholischen Südens geben könnten, daß es jetzt noch Zeit sei, den Bau des Deutschen Reichs zu zertrümmern, die alte Herrschaft über Deutschland wiederzugewinnen. So verknüpft sich der Kampf zwischen Kaiser und Papst mit den in den letzten beiden Kriegen unterlegenen Interessen und Parteien. Ob und wie weit durch Vorspiegelungen dieser Art die bisherigen intimen Verhältnisse zwischen einzelnen Mächten schon erkaltet sind, läßt sich für die, welche außerhalb der diplomatischen Zunft stehen, nicht erkennen. Wir beobachten nur seit einigen Wochen eine ungewöhnliche Bewegung in unserer Politik. Zu Anfang des Monats erschienen die drei Botschafter in Paris, London und Wien zur Conferenz mit ihrem Chef; vorher war Herr von

Radowitz von seiner Petersburger Mission zurückgekehrt, unser Militärbevollmächtigter am russischen Hof, General von Werder, weilte vor Kurzem in Berlin. Die Reise nach Mailand, die Kaiser Wilhelm in Begleitung seines Kanzlers beabsichtigt hatte, ist plötzlich aufgegeben, und der Kronprinz geht nicht in Vertretung seines Kaiserlichen Vaters nach Italien, sondern als einfacher Tourist im strengen Incognito. Das Publikum erklärt sich diese Vorgänge aus politischen Motiven. Es versteht nicht, wie die Reise des Kaisers vor Ostern trotz der Aerzte beschlossen und nach Ostern bei steigendem Wohlbefinden Sr. Majestät auf ihr Andringen aufgegeben werden konnte. Sollte es hierin irren, so bleibt doch die plötzliche Aenderung in dem Charakter der kronprinzlichen Reise. Warum ist auf die officielle Begegnung des Deutschen Thronfolgers mit dem König von Italien in einer norditalienischen Stadt auf einmal Verzicht geleistet? Es müssen doch Zwischenfälle vorgekommen sein, die es für Deutschland würdiger erscheinen ließen, den bis vor kurzem beabsichtigten Plan fallen zu lassen. Als im Sommer 1873 nach dem Sturze von Thiers die legitimistische Restauration und der Kreuzzug zur Befreiung des „Gefangenen im Vatican" im Anzug schien, führte die Sehnsucht nach dem deutschen Bundesgenossen den König Victor Emanuel bis nach Berlin. Dieses heiße Verlangen nach einem innigen Einvernehmen scheint sich jetzt bereits etwas moderirt zu haben. Der Bewohner des Vatican hatte an sich zu keiner Zeit etwas Abschreckendes für den König von Italien. Die Entfremdung zwischen König und Papst war nie so schlimm, wie man aus gelegentlichen Wuthausbrüchen der Curie schließen zu sollen vermeinte. Pius IX. hatte stets die „Vaterliebe" für den Fürsten, zu dessen Ahnen „Heilige" gehören, wie es in der jüngsten Anrede des Papstes an Hugo Windischgrätz lautet, „im Schrein des Herzens". Doch nun blieb diese „Vaterliebe" nicht einmal ohne Eindruck auf den einen und andern Minister des noch niemals ganz aufgegebenen Königs, und der eine oder andre Epigone Machiaveli's mag sich überschlagen haben, wieviel die Bismarck'schen Daumschrauben dazu beitrügen, um den Papst für ein gottseliges Italien kirre zu machen. Da wäre es erklärlich, daß dem Kaiser Wilhelm der Appetit zum Reisen verging. Doch — lassen wir die Conjecturen: es ist unzweifelhaft, daß das Gutachten der Aerzte hinreicht, um das Aufgeben der Reise, die nur Lieblingsgedanke des Kaisers geworden war, völlig zu erklären.

Eine so schwache Regierung, wie die italienische, ist schon glücklich, wenn sie die französische Degenspitze nicht mehr direct auf ihrer Brust fühlt. Die französischen Rüstungen gelten zur Zeit nur uns, und nach alter savoyischer Tradition läßt man eine Allianz im Stich, wenn sie hinreichend ausgebeutet ist. Taxiren wir die Stimmungen — nicht des Volks, aber der regierenden Kreise Italiens recht, so werden in dem Maße, als die französischen Rüstun-

gen ſich entwickeln, ihre Stimmungen gegen uns lauer werden; die Rückkehr der Wärme haben wir dann nach unſern erſten ſiegreichen Schlachten zu erwarten. Jene Rüſtungen aber ſind in ein Stadium getreten, welches die allgemeinſte Aufmerkſamkeit erregt. Es iſt ein Unterſchied zwiſchen militäriſchen Reformen und zwiſchen Kriegsvorbereitungen. Jede Verbeſſerung des Heerweſens bezweckt freilich auch eine größere Schlagfertigkeit für den Krieg, aber wenn ſie ein Maß innehält, welches dauernd von dem Volke getragen werden kann, ſo iſt die eifrigſte Sorge für die Vervollkommnung der militäriſchen Einrichtungen kein Grund zur Beſchwerde für die Nachbarſtaaten. Alle Mächte Europas haben nach den Erfahrungen der beiden letzten Feldzüge ihre Armeen und deren Bewaffnung reformirt. Die allgemeine Dienſtpflicht iſt nicht nur in Frankreich, ſondern auch in Rußland und Oeſterreich eingeführt; für die Infanterie ſind weittragende Gewehre beſchafft, die Geſchütze und die Kampfweiſe der Artillerie ſind oder werden nach deutſchem Muſter allenthalben umgeſtaltet. Die Unglücksfälle von 1870 deckten den Franzoſen ſchwere Mißſtände auf, deren Beſeitigung das ſelbſtverſtändliche Recht jeder unabhängigen Nation iſt. Sie reorganiſirten mit erſtaunlicher Raſchheit die zerrüttete, aus der Gefangenſchaft heimkehrende Armee. Sie knüpften ihre Reformen an den Punkt an, wo Marſchall Niel 1868 hatte ſtehen bleiben müſſen. Die Feldarmee, über welche Napoleon III. beim Ausbruch des Krieges gebot, zählte in erſter und zweiter Linie nur 336,000 Mann. Dieſes Stärkeverhältniß entſprach weder der politiſchen Stellung des Landes noch der Wehrkraft der Nachbarſtaaten. Auch eine Regierung, die keinen Angriffskrieg im Auge hatte, durfte daran denken, es zu ändern, die jährliche Recrutirung und die Zahl der Reſerven zu erhöhen. Das Geſetz vom 27. Juli 1872 verfolgte dieſes Ziel; es hob die Stellvertretung des Recruten durch den ſchon gedienten Soldaten, die Befreiung der beſitzenden Klaſſen auf, es führte die allgemeine Wehrpflicht ein. Das Geſetz vom 24. Juli 1873 ſchuf im Intereſſe der raſcheren Mobilmachung eine der deutſchen ähnliche Organiſation; es ſtellte die höheren Verbände der Brigaden, Diviſionen und Armeecorps bereits für den Friedensſtand her, gliederte das franzöſiſche Territorium in Corpsbezirke, und theilte die beurlaubten Reſerviſten dem Regiment zu, welches ſich ihrem Wohnort jedesmal am nächſten befindet. Indeß ſchon in jenem erſten Geſetz, noch mehr aber in ſeiner praktiſchen Durchführung lag ein Moment, welches von Jahr zu Jahr mehr unſere ernſte Beachtung forderte. Das Geſetz behielt neben der neueingeführten allgemeinen Wehrpflicht den 9jährigen Dienſt (5 Jahr activ, 4 in der Reſerve) in der Feldarmee bei, und legte mit rückwirkender Kraft einem jeden Franzoſen noch eine 11jährige Verpflichtung für die Territorialarmee (Landwehr) auf. Durch die letztere Schöpfung wollte man den Bedarf an Mannſchaften für die Feſtungen, Städte und die innere Lau-

desbewachung gewinnen, um die 9 Jahrgänge der Feldarmee ungeschwächt gegen den Feind werfen zu können. Zu diesem Zweck legte sich ein Volk, das bisher nur eine Berufsarmee besaß, den spartanischen Zwang einer 20-jährigen Wehrpflicht auf. Da jedoch die Territorialarmee bis zum vorigen Jahre nur auf dem Papier stand, da sie bis heute schwerlich eine solidere Existenz gewonnen haben wird, so liegt auch hierin bis jetzt kein Grund der Beunruhigung. Anders steht es mit den 9 Jahrgängen, die zur Feldarmee gehören, und die von Jahr zu Jahr eine gewaltigere Masse darstellen. Deutschland recrutirt bei einer Bevölkerung von 41 Millionen jährlich 130,000 Mann, Frankreich hat seine Aushebung bei 36 Millionen Einwohnern seit 1872 auf 150,000 Mann erhöht. Um diese anschwellende Armee zu ernähren, zu bekleiden und zu bewaffnen, hat es im Jahre 1874 im ordentlichen und außerordentlichen Budget 164 Millionen Thaler verausgabt, während unser Militäretat auch nach der jüngsten Vermehrung des Präsenzstandes immerhin nur auf 112 Millionen Thaler gestiegen ist. Auch jene, auf die Dauer unmögliche Ausgabe, hat nicht hingereicht, um die gesammte Recrutenzahl für längere Jahre unter die Fahnen zu stellen. Denn eine massenhafte Aushebung und die lange Dienstzeit einer Berufsarmee sind finanziell und volkswirthschaftlich mit einander nicht verträglich. Man hat also die Recruten in zwei Portionen getheilt, und stellt etwa 90,000 Mann auf 5, thatsächlich wohl nur auf 4 Jahre ein, während man den Rest, die deuxième portion, nach jedesmal 6 monatlicher Waffenübung beurlaubt. Trotz dieser Beschränkung hält Frankreich durchschnittlich 471,000 Mann unter den Waffen, während unsere Friedenspräsenz bis vor kurzem kaum 370,000, und erst jetzt 401,000 Mann beträgt. Indeß auch auf diesen Unterschied des Friedensstandes legen wir wenig Gewicht, da er nichts für die Stärke im Kriege beweist; selbst die 9 Jahrgänge zu 150,000 Mann neben unseren 7 Jahrgängen zu 130,000 sind nicht erschreckend, solange Deutschland seine Landwehr in die Wagschale wirft, während die Territorialarmee nicht organisirt ist. Man hat, um für die letztere gediente Soldaten zu gewinnen, die Jahrgänge von 1866 an abwärts ihr zugewiesen, während alle seit 1867 dienstpflichtig gewordenen Franzosen der Feldarmee angehören. Aus jener Zuweisung folgt, daß bis zum Sommer 1877, wo für die Klasse von 1867 die neun Dienstjahre um sind, die Feldarmee keine Reserven verliert, also jährlich um den gesammten Betrag der neu eintretenden Recruten wächst. Aus diesem Umstande schließt man, daß die Franzosen jenen Zeitpunkt der höchsten Stärke ihrer Armee abwarten werden, ehe sie losschlagen.

Allein an Mannschaften hat Frankreich schon heute keinen Mangel, da ihm, außer den gewöhnlichen Recrutirungen, die enormen Aushebungen der beiden Kriegsjahre zu Gebote stehen. Entscheidender ist, wie weit es mit der

Bildung der Cadres gediehen ist, in denen jene Massen formirt und für den Krieg verwendbar gemacht werden sollen. Und gerade hier sind die Fortschritte, quantitativ wenigstens, erstaunlich. Die Zahl der Feldbatterien war bis zum vorigen Frühjahr von 164 auf 323 gestiegen, also verdoppelt, und sie sollte bis auf 380 gebracht werden. Die Cavallerie war um 56 Escadrons gewachsen. Die Feldbataillone, zur Napoleonischen Zeit 372, waren bis auf 496 vermehrt. So schritt man auf dem Wege der Thatsachen vorwärts, ehe das schon lange in Aussicht genommene Cadregesetz zur Berathung kam. Die Formationen waren fertig, als man daran ging zu legalisiren. Und nun geschah während der Berathung jenes Gesetzes ein neuer Schritt, der an Tragweite alle bisherigen übertrifft. Man vermehrte die Cadres der Infanterie mit einem Schlage um abermals 159 Bataillone. Der Beschluß wurde dem Ausland einige Zeit verdeckt durch den Lärm des Verfassungskampfes; er wurde officiell motivirt durch das Bedürfniß, die 1200 Capitains unterzubringen, welche durch die Zusammenziehung der bisherigen 6 Compagnien des Bataillons in 4 überzählig würden. In Wahrheit muß die Maßregel parlamentarisch wie militärisch längst vorbereitet gewesen sein. Am 13. März erschien das Gesetz und schon am 5. April war, wie der Moniteur triumphirend verkündet, die Maßregel „eine vollendete Thatsache". In drei Wochen organisirt man aber nicht 149 Bataillone; zu der Durchführung des neuen Gesetzes waren also längst die Anordnungen getroffen. Es handelte sich darum „den Infanteriemassen anderer Großmächte die Spitze bieten zu können"; zu diesem Zweck wurden 175 Feldbataillone mehr geschaffen, als die deutsche Armee zählt.

Dieser neue Beschluß geht weit über die dauernde Leistungsfähigkeit Frankreichs hinaus, er erschwert noch die Last des Budgets, wofür die ordentlichen Einnahmen schon längst nicht ausreichten; er würde sinnlos sein, wenn er den Krieg nicht in den nächsten Jahren zum Ziel hätte. So entsteht nun die Frage: Sollen wir den Feind sich rüsten lassen, bis der für ihn günstigste Augenblick zum Losschlagen gekommen ist? Fürst Bismarck hat darauf schon am 16. Januar 1873 offen antworten lassen. Alle ehrlichen Leute in der Welt müssen uns bezeugen, daß wir den Krieg mit Frankreich so wenig suchen, als 1870. Wir würden in Verlegenheit sein, welchen Preis wir nach einem zweiten glücklichen Feldzug ihm abverlangen sollten. Aber die Hände in den Schooß legen, bis der Gegner marschirt, können wir unmöglich. Will Frankreich in zwei Jahren schlagen, so werden wir im Interesse der Selbsterhaltung vielleicht gezwungen sein, es früher zum Schlagen zu bringen. Hat Frankreich Aussicht mit dem Anwachsen seiner Armee größeres Vertrauen auf eine Wendung seines Kriegsglücks zu finden und alte Sympathien wieder zu beleben, so müssen wir diesen still sich vorbereitenden Allianzen zuvorkommen.

Das klingt ziemlich kriegeriſch und iſt doch nur der einfachſte Ausdruck des geſunden Menſchenverſtandes. Aber da die Verantwortung für einen — wenn auch uns aufgedrungenen, von uns nur beſchleunigten Krieg ungeheuer iſt, ſo wird auch ein ſolcher Entſchluß nur aus der ſorgfältigſten, militäriſchen wie diplomatiſchen Prüfung der Lage hervorgehen können. Friedrich der Große ſah den dritten ſchleſiſchen Krieg lange voraus, aber er brach in Sachſen erſt ein, als das Netz der europäiſchen Verſchwörung nicht mehr anders zu zerreißen war. Wann für uns der Augenblick gekommen ſein wird, wo wir Frankreich die Wahl zwiſchen Abrüſtung oder Krieg ſtellen, kann nur der Reichskanzler mit Hülfe Moltke's entſcheiden. Die Anleihe von 800 Millionen Francs ſoll man in Paris wieder aufgegeben haben. Zur Zeit ſcheint es alſo nicht, als ob uns eine nahe Gefahr drohe. Oder wäre ſie nur auf kurze Zeit vertagt, um den heutigen Discuſſionen ſich zu entziehen? Die Rothſchilds ſchienen doch mit Léon Say bereits handelseinig.

In der gewaltigen Entwicklung des letzten Jahrzehnts hat Preußen an dem Czaren Alexander den treueſten Freund gefunden. Er war der Rückhalt, durch den gedeckt wir gegen den Gegner in der Front unſere volle Kraft entfalten konnten. Das deutſche Volk hat es wohl im Gedächtniß, wie bedeutſam dieſes Verhalten für ſeine Geſchicke war; es empfindet für den Kaiſer Alexander aufrichtige Dankbarkeit und Verehrung. Aus der perſönlichen Freundſchaft der beiden Monarchen und den Handlungen, die daraus hervorgingen, iſt ein allgemeines Gefühl der Sympathie erwachſen; die Parteien in Deutſchland, auch die liberalen, haben in der Beurtheilung ruſſiſcher Verhältniſſe ihre frühere Schroffheit und Befangenheit abgelegt. Ein Schritt z. B., wie die Convention von 1863, welche Bismarck beim Ausbruch des polniſchen Aufſtandes abſchloß, würde heute ebenſo einmüthige Billigung, wie damals Mißbilligung finden. Ob die gleiche Zunahme ſympathiſcher Stimmungen auch bei dem Adel, dem Beamtenthum und der Armee Rußlands ſtattgefunden hat, mag dahin geſtellt bleiben, vielleicht haben die letzten Jahre wenig Gelegenheit gegeben, die Wahrheit zu veranſchaulichen, daß die Freundſchaft Deutſchlands den ruſſiſchen Intereſſen ebenſo förderlich iſt, als die Freundſchaft Rußlands den deutſchen. Bei den unveränderten Geſinnungen der beiden Monarchen wird auch das ruſſiſche Volk Zeit haben, dieſe Intereſſengemeinſchaft zu ſeinem Nutzen zu erproben. Ein Conflict zwiſchen beiden Nationen liegt glücklicher Weiſe in weiter Ferne.

Als in dem großen Völkerkampf von 1870 die Würfel für Preußen gefallen waren, empfand auch Oeſterreich, daß die Weltgeſchichte zwiſchen ihm und ſeinem alten Rivalen entſchieden habe. Es war das ironiſche Loos des Grafen Beuſt, jene Depeſche zu ſchreiben, worin Oeſterreich das Schwergewicht der Thatſachen anerkannte und die Freundſchaft des neugeſtalteten Deutſchen

Reichs ſuchte. Dieſe Freundſchaft iſt ihm ehrlich zu Theil geworden. Oeſterreich datirt von da ab die innere Beruhigung ſeiner Völker, die gleichmäßige Fortbildung ſeiner Verfaſſungsverhältniſſe und eine geſicherte und machtvolle Stellung nach Außen. Denn Deutſchland nahm es nun auf ſich, die aus dem Krimkrieg herſtammende Spannung zwiſchen Wien und Petersburg zu löſen, es vermittelte einen modus vivendi im Orient, der den Kaiſerſtaat vor einem einſeitigen ruſſiſchen Vorgehen ſicherte und der Agitation der ſlaviſchen Stämme den Rückhalt entzog. Erſt jetzt begann eine Conſolidirung der vielgeprüften, in einigen Jahrzehnten durch ein Dutzend von Verfaſſungsexperimenten hindurchgehetzten Monarchie auf der Grundlage der Vorherrſchaft der Magyaren und Deutſchen. Wäre es möglich, daß dieſe geſicherte Bahn wieder verlaſſen würde, um auf abenteuerlichen Wegen über Abgründe hinweg nach dem Luſtgebilde der alten Hegemonie in Deutſchland zu jagen? Sollte die Kunſt der Beichtväter und der militäriſchen Heißſporne ein ſo verhängnißvolles Wageſtück plauſibel machen können? Sollte die Broſchüre des Erzherzogs Nepomuck Salvator, die gleichzeitig die gänzliche Unbrauchbarkeit der öſterreichiſchen Feſtungsartillerie und das dringende Bedürfniß nach einem Krieg gegen Deutſchland bewies, bei ernſthafteren Männern einen Hintergrund haben? Hätte das Beſtreben der deutſchen Politik nach einer Verſtändigung mit allen, ihrer Würde bewußten Staaten zu gemeinſamer Abwehr päpſtlicher Uebergriffe eine Abneigung gerade da geweckt, wo man den Schimpf einer Nichtigkeitserklärung des Staatsgrundgeſetzes hatte erfahren müſſen? Die confeſſionellen Geſetze werden im Mai ein Jahr alt; ſeit der Dreikaiſerzuſammenkunft ſind im kommenden September erſt drei Jahre verfloſſen; wohin würde ein Staat gerathen, der in ſo jähem Wechſel von einer den preußiſchen Maigeſetzen verwandten Kirchenpolitik zum Papſt, von der Allianz der beiden ſtärkſten Mächte zu Frankreich hinüberſchwankte? Und was würden die Ungarn zu der Abſchwenkung ſagen, die von den ihnen feindlichen Anhängern des militäriſchen Abſolutismus oder des Föderalismus vollzogen werden müßte? — Für Oeſterreich iſt der Friede gleichbedeutend mit der fortſchreitenden innern Befeſtigung und Wohlfahrt; der Krieg — mit dem Zerfall in zwei oder drei Theile. Das Intereſſe, welches der Kaiſerſtaat an der Aufrechterhaltung des Friedens und an einer ſtetigen Fortführung des jetzigen Regierungsſyſtems hat, liegt ſo klar vor Augen, daß der neulich von Wien her nach Köln hin ertönende Warnruf über die Eventualität einer Bedrohung der Stellung Andraſſy's von vielen nicht recht gewürdigt wurde. Und doch — woher kämen die weltgeſchichtlichen Kataſtrophen, wenn die Illuſionen und Leidenſchaften nicht zuweilen Herr über die Vernunft würden?

Kaiſer Franz Joſeph bewies viel Selbſtüberwindung, als er zur Begrüßung Victor Emanuel's die Stadt Venedig wählte; ſtärker konnte er kaum

ausdrücken, daß die Erinnerung an den herrlichen Besitz seines Hauses für ihn versunken und vergessen sei. Wiener Mittheilungen lassen den Kaiser sogar eine Ansprache in diesem Sinn an den König von Italien halten. Wie viel Zeit zu politischen Geschäften in dem Rausch der Festlichkeiten übrig blieb, wissen nur die Eingeweihten. Officielle Berichte aus Wien heben hervor, daß die begleitenden Minister und Räthe sich über einen Handelsvertrag und eine Eisenbahnlinie, also sehr nützliche und unschuldige Dinge, verständigt hätten. Sonst sei die Absicht der Begegnung gewesen, Italien enger an das Dreikaiserbündniß heranzuziehen. Im Gegensatz hierzu erzählen italienische Blätter von zwei Briefen, welche der Cardinal-Erzbischof von Venedig den beiden Monarchen im Auftrag des Papstes überreicht habe. Sicher ist die römische Frage in der Conversation der Souveräne nicht unberührt geblieben, und es ist durchaus glaubwürdig, daß sie gegenüber der energischen deutschen Politik sich in dem Gedanken zusammengefunden haben, es müsse jeder Staat in jener Frage seine besonderen Wege gehen — und vielleicht, eine Diagonale sei denkbar zwischen Ultramontanismus und dem „andern Extrem," eine Politik der Mäßigung, die nicht „Indifferentismus", es wäre das die Linie des Verhaltens der „troppo prudenti". Sollte Frankreich sich nicht von der Curie insoweit entfernen können, um sich diesem System der „Mäßigung" und also hinwiederum (in andrem Sinn als bisher) der Curie mit anzuschließen? In Oesterreich scheint mit den confessionellen Gesetzen die Kraftanstrengung gegen die Curie erschöpft zu sein. In Italien aber ist man zwar bereit, unseren Streit mit dem Papstthum zu benutzen, aber sehr wenig geneigt daran Theil zu nehmen.

Je heftiger der Kampf zwischen Rom und Deutschland tobt, desto leichter, wie schon oben angedeutet worden, glauben die italienischen Minister eine „Versöhnung" mit dem Papst erreichen zu können. Diese Seite unserer Anstrengungen gefällt ihnen sehr wohl. Selbst die diplomatische Besprechung des Garantiegesetzes, so lange sie nur nicht zu positiven Forderungen fortschreitet, hat für Italien den großen Vortheil, daß die Bewohner des Vatican in Angst gerathen und eine plötzliche Begeisterung für die Einheit, Größe und Unabhängigkeit Italiens empfinden. Der Umschwung in der Sprache der päpstlichen Blätter bei dem ersten Auftauchen jener Frage war überraschend. All die feierlichen Proteste der Curie gegen das Werk „der Lüge, der Verschlagenheit und des Hohns", welches unter dem Vorwand, die Kirche zu schützen, ihr einen „eilfhundertjährigen" Besitz rauben und den Papst der Herrschaft eines anderen Fürsten unterwerfen wolle, waren mit einem Male vergessen. Die Frage des Kirchenstaats trat völlig in den Hintergrund. Die Jesuiten machten die merkwürdige Entdeckung, daß das Papstthum zu allen Zeiten das mächtigste Bollwerk für die Unabhängigkeit Italiens gewesen sei.

Um dieſen koſtbaren Schatz vor dem Eingreifen des preußiſchen Despoten zu ſchützen, öffnete die Curie dem bedrängten Italien ihre Arme. Nur unter der Führung des Papſtthums, ſo hieß es, als Glied jener furchtbaren ſich erneuernden „Liga“ der katholiſchen Mächte, wird Italien den neuen Einbruch des Kaiſerthums von ſich abwehren können.

Die italieniſchen Miniſter ſind zu nüchtern, um dieſen jeſuitiſchen Traumbildern zu folgen, aber ſie ſind auch zu ſchwach und durch die Phraſe von der freien Kirche im freien Staat, ſowie durch die alten Sympathien der Conſorterie für Frankreich zu ſehr beherrſcht, um an der Seite des deutſchen Reichs entſchiedene Stellung zu nehmen. Für unſern Kampf mit dem Papſtthum hat die Mehrzahl der gebildeten Italiener kein Verſtändniß. Gänzlich unkirchlich wie ſie ſind, begreifen ſie nicht, in wie hohem Maße bei einem religiös ernſten Volk die kirchliche Seite jener Inſtitution zur Verwirrung der Gewiſſen benutzt werden kann: das hat der Marcheſe Guerrieri-Gonzaga mit erſchütternder Wahrheit noch kürzlich im „Diritto“ klargeſtellt! Die Wirkungen der heilloſen Preisgebung aller Staatshoheitsrechte über den Clerus, deren das Garantiegeſetz ſich ſchuldig macht, empfinden ſie noch nicht, die Bullen und Bannflüche laſſen ſie gleichgültig, und ſie meinen, daß auch wir pedantiſche Deutſchen dieſelbe nicht ſo tragiſch nehmen ſollten. Hinter dieſer Indifferenz ſteckt aber das Intereſſe an der Conſervirung einer Inſtitution, welche der Stadt Rom ihren Glanz verleiht, Millionen Geldes als Petrospfennige u. ſ. w. jährlich dahin ſtrömen läßt und den Italienern den Vorzug giebt, als hohe Würdenträger der Kirche die katholiſche Welt zu regieren. Im Intereſſe ſeiner nationalen Einheit hat Italien ſich den Kirchenſtaat einverleibt. Es hat dadurch bewirkt, daß die andern Mächte keinen directen Angriffspunkt gegen den Papſt mehr finden, wenn derſelbe ſeinen kirchlichen Einfluß zu politiſchen Uebergriffen mißbraucht. Gleichzeitig aber hat es den Papſt, der jetzt innerhalb des Königreichs lebt, mit der Souveränetät und der vollen Freiheit in der Ausübung ſeiner Funktionen bekleidet, und keinen Vorbehalt für den Fall gemacht, daß er zu dieſen Funktionen auch die Aufwiegelung fremder Unterthanen gegen die Geſetze ihres Staats und die Anſtiftung des Bürgerkriegs rechnet. Das Garantiegeſetz iſt ein innerer Widerſpruch, der entweder das Papſtthum zur Auswanderung aus Rom zwingen oder Italien mit ſeinen völkerrechtlichen Verpflichtungen in Conflict bringen muß.

Die Regierungspartei in Italien ſetzt ſich über den Widerſpruch hinweg. Sie will den Nutzen nicht preisgeben, welchen die Domicilirung des Papſtthums in Rom für ſie hat. Sie will *Rom und den Papſt* behalten. Sie lehnt alſo jede Preſſion auf den Vatican ab. Wir Deutſche ſollen in Geduld den Schaden tragen, der aus der zügelloſen Freiheit des landloſen Papſtkönigs für uns hervorgeht.

In seiner Schrift über die „vatikanischen Decrete" wirft Gladstone die Frage auf: welchen letzten Zweck die römische Curie bei ihrem sichtbaren Streben, Europa in einen Krieg zu stürzen, verfolge; und er kommt zu der Ansicht, daß sie aus der allgemeinen Verwirrung den Kirchenstaat als Beute davon zu tragen hoffe. Wenn die Jesuiten heute Italien das Bild der katholischen Liga vorhalten, so werden sie sich freilich hüten, als Bedingung der Aussöhnung zwischen Italien und dem Papst die Rückgabe des Kirchenstaates zu fordern. Im Gegentheil; es giebt geschichtliche Vorgänge, die man zu Belegen für eine weitgehende Resignation der Curie benutzen kann. Soll ja 1870 Napoleon III. den Italienern als Preis der Allianz das Patrimonium Petri bis auf den leoninischen Theil der Hauptstadt angetragen haben. Vielleicht weist man nach, daß dieses Angebot der Curie nicht fremd war, oder beruft sich darauf, daß schon im April 1871 der Papst vor dem Botschafter Frankreichs erklärte: „Alles was ich wünsche, ist ein kleines Stück Land, wo ich Herr sein kann. Wenn man mir anbieten würde, meine Staaten mir zurückzugeben, so würde ich es nicht annehmen." Freilich gehörte zu dem kleinen Stück Land auch Rom; aber wenn die Italiener sich mit allgemeinen Versprechungen begnügen wollen, warum sollte man ihnen nicht auch den Verzicht auf Rom in Aussicht stellen? — Der Papst hat die Gewalt, zu binden und zu lösen. Ist Deutschland nur erst niedergeworfen, so kommt man über Eide und Versprechungen schon hinweg. Angesichts des allgemeinen Verlangens der katholischen Welt, würde die Curie dann nicht umhin können, die weltlichen Regierungen von ihrem Gelübde zu entbinden.

An der Einheit des mächtigen deutschen Reichs hängt die Einheit Italiens. Hätten die italienischen Minister die Klarheit und Energie Cavour's geerbt, sie würden aus dieser einfachen Thatsache entschlossen die Folgerungen ziehen. Sie würden nicht schwanken zwischen uns und dem Papst. Sie würden keinen Augenblick im Zweifel sein, daß Italien bei einem zweiten französischen Krieg sich weder bei Seite stellen noch gar die Intentionen vom Frühjahr 1870 noch einmal aufnehmen dürfe. Man weiß übrigens in Deutschland, daß das italienische Volk patriotischer, stolzer denkt als seine Regierung. Es hat nicht wie die Conforterie durch die Gewohnheit der Dienstbarkeit gegen Frankreich den Unabhängigkeitssinn verloren. Setzten wir auf dieses gesunde Volksgefühl, das im entscheidenden Momente zum Durchbruch kommen wird, nicht unsere Hoffnung, so würde die Haltung, welche die italienische Regierung in unserm Kirchenkampf einnimmt, für dieselbe eine große Gefahr sein. Denn nur solange Italien seine Interessen als solidarisch mit den unsrigen anerkennt, können auch wir an dieser Solidarität festhalten. Wäre dies einmal nicht mehr der Fall, so entstände für uns die Frage: welches Interesse haben wir daran, daß Rom und Civita Vecchia

von italieniſchen ſtatt von päpſtlichen Behörden regiert werden? Die letztere Regierungsweiſe iſt freilich ſchlechter als die erſtere, aber wir haben nicht die Aufgabe, unter eigenen Opfern für die Wohlfahrt fremder Völker zu ſorgen. Können wir durch Verzicht auf ſolche Sorge bei uns den Frieden und die Unterwerfung unter das Geſetz herbeiführen, warum ſollte uns die Heimath nicht näher angehn als die Fremde? Sollte das deutſche Volk durch die Verkehrtheiten der italieniſchen Politik jemals zu ſolchen Reflexionen gebracht werden — der Zeitpunkt, ſie in Thatſachen umzuſetzen, würde bald genug gekommen ſein.

Italien verdankt den deutſchen Waffen Venedig und Rom; Belgien verdankt ihnen, daß es überhaupt noch exiſtirt. Am 24. Juli 1870 veröffentlichte die Times jenen berüchtigten Allianzentwurf, welcher Preußen den deutſchen Süden überließ, wenn daſſelbe die Erwerbung Luxemburgs und die Eroberung Belgiens zulaſſen wollte. Die diplomatiſchen Enthüllungen, welche der franzöſiſche Krieg hervorrief, offenbarten der erſtaunten Welt, wie ruhelos die franzöſiſche Politik an der Vernichtung des Grenzſtaates gearbeitet hatte und wie wenig ſeine Neutralität ihn geſchützt haben würde, wenn der hohe Sinn des preußiſchen Staatsmannes eine Regelung der deutſchen Angelegenheiten im Bunde mit Frankreich und um ſolchen Preis zugelaſſen hätte. Führte das Glück der Waffen die franzöſiſche Armee nach Berlin, ſtatt die deutſche nach Paris, ſo fiel Belgien trotz der papiernen Proteſte Englands, dem Sieger zum Opfer. Wir rechnen in der Politik nicht auf Dankbarkeit, aber wir fordern von der Regierung eines Landes, welches ſo ohne ſein Verdienſt dem Untergang entronnen iſt, daß ſie wenigſtens einige kluge Rückſicht denen gegenüber nehme, die als willige Werkzeuge der Vorſehung es gerettet haben. Man kann doch nicht wiſſen, ob dieſe Willigkeit nicht auch ſpäter noch von Nutzen ſein wird. Denn der Gedanke, für den Verluſt von Elſaß-Lothringen eine Entſchädigung in Belgien zu ſuchen, liegt den franzöſiſchen Politikern aus begreiflichen Gründen ſehr nahe. Es würde uns nicht wundern, wenn man von Paris aus verſuchte, vor dem Ausbruch eines zweiten Kriegs oder im Verlauf deſſelben in dieſer Richtung uns Ausgleichungsvorſchläge zu machen. Eine monarchiſche Reſtauration würde in erſter Linie die Revanche bieten ohne den Krieg, d. h. den Deutſchen Elſaß-Lothringen laſſen und Belgien dafür einſtecken. Oder ſollten die belgiſchen Clerikalen trotz der Unglücksfälle, welche Frankreich heimgeſucht haben, die Vereinigung mit der großen Nation der bisherigen Selbſtändigkeit vorziehen? — Belgien iſt das Land der conſtitutionellen Schablone; als ſolches hatte es einſt einen Ruf bei den liberalen Parteien, bis die Welt dahinter kam, daß die formalen Grundrechte von den Jeſuiten zur Vernichtung wahrer Bildung und Volksfreiheit benutzt worden ſeien. Auch in dieſer Entwicklung zum jeſuitiſchen

Musterstaat wollen wir Belgien nicht stören; aber da die Clerikalen, deren Parteidisciplin so streng ist, die Regierung des Landes in der Hand haben, so dürfen wir von dieser Regierung erwarten, daß sie ihre Priester von jeder aufhetzenden Einmischung in unsere innern Kämpfe fernhält. Sie kann es, sobald sie nur will. Ultramontane Manifestationen sind nicht der Ausdruck individueller Freiheit, sondern sie erfolgen auf Anstiften oder unter Zulassung der geistlichen Oberen, mit denen das Ministerium im besten Einvernehmen steht. Die Berufung auf die „illustren Institutionen" Belgiens kann diesen einfachen Sachverhalt nicht verhüllen.

Der Zusammenhang zwischen dem vatikanischen Concil und den Einflüssen, welche Napoleon III. in den Krieg trieben, ist geschichtlich ziemlich festgestellt. Ob auch die Bulle quod nunquam und die gesteigerte Feindseligkeit der Ultramontanen aller Länder mit der Mobilmachung der 149 neuen französischen Feldbataillone im Zusammenhang steht, wird die Zukunft lehren. Immer mehr enthüllt sich der politische Hintergrund unseres kirchlichen Kampfes und je näher wir der weltgeschichtlichen Entscheidung rücken, desto mehr wird die Führung jenes Kampfs von dem Leiter unserer Politik direct in die Hand genommen. Von ihm stammt der Gedanke, bis an den Ausgangspunkt unserer verkehrten kirchenpolitischen Entwicklung zurückzugehen und jene Verfassungsartikel aufzuheben, welche einst von den Clerikalen eingeschmuggelt wurden und seitdem die staatsrechtliche Grundlage ihrer ungemessenen Ansprüche waren. Gestützt auf den vieldeutigen Satz von der Selbstständigkeit der Kirche schleuderten sie den Vorwurf der Verfassungswidrigkeit gegen jedes Specialgesetz, welches die hierarchische Willkür beschränkte. Die Verfassungsurkunde diente als Vorwand, um selbst vom bürgerlichen Standpunkt aus die Verweigerung des Gehorsams gegen die Gesetze zu legitimiren. Dieser Vorwand wird jetzt beseitigt; an die Stelle einer sophistisch ausgebeuteten Theorie treten die klaren und deutlichen Vorschriften der positiven Gesetzgebung. Freilich das Rechtsverhältniß, wie es vor 1850 zwischen Staat und Kirche bestand, lebt dadurch nicht von selber wieder auf; ob der Verkehr zwischen dem Papst und den Bischöfen und die Bekanntmachung kirchlicher Anordnungen künftig beschränkt, ob das Ernennungs- und Bestätigungsrecht des Staats bei Besetzung kirchlicher Stellen wieder in Anspruch genommen werden soll, unterliegt der nunmehr ungehemmten Entscheidung der gesetzgebenden Faktoren. In der Aenderung der Verfassung liegt also der Antrieb zu einer gesteigerten legislativen Thätigkeit. Das ist die Antwort auf den trotzigen Protest der Fuldaer Bischöfe. Sie ist noch eindrucksvoller als die schneidige schriftliche Erwiderung des Staatsministeriums. Die Bildung von selbständigen Gemeindeorganen zur Verwaltung des lokalen Kirchenvermögens, oder wenn die Bischöfe die Wahlen verhindern, die commissarische Verwaltung des Vermögens durch den Staat;

die Siſtirung der Zuſchüſſe an die geſetzwidrigen Geiſtlichen auch aus der Gemeindecaſſe, die Auflöſung der Klöſter und Congregationen — das ſind Maßregeln, die den Clerus wenigſtens zur Beſinnung bringen, die ihm den Ernſt des gegen den Staat unternommenen Kriegs fühlbar machen werden. Wichtiger noch, als dieſe Geſetze, iſt die Beſeitigung der ultramontanen Verwaltungsbeamten. Ein Drittheil der Landräthe am Rhein gilt für clerikal; einer von ihnen iſt ſo eben zum Oberbürgermeiſter gewählt, die Regierung verſagt ihm wegen ultramontaner Geſinnung die Beſtätigung, aber Landrath durfte er bisher ſein. Zu dem bedeutenden Amt eines Landesdirectors wird von der clerikalen Partei ein Mann ihrer Farbe ausgeſucht, und der Oberpräſident der Provinz gewährt ihm ſeine Protection! So lange die Staatsregierung hier nicht Wandel ſchafft, werden alle Geſetze nur halben Eindruck machen. Man denke an die klaſſiſche Aeußerung jenes ultramontanen Landraths: „Wie kann ich vor einem Miniſterium Reſpect haben, das einen Mann wie mich im Amte läßt!“

Seien wir gerecht auch gegen unſere Widerſacher! An dem Streit, der heute die Gemüther trennt und verwirrt, tragen wir Alle Schuld, nicht blos die Jeſuiten, die Biſchöfe und der Clerus. Es war der Staat Preußen ſelbſt, ſeine Regierung, ſein Beamtenthum, ſeine Parteien, die jenen hierarchiſchen Hochmuth großzogen, den wir jetzt um unſerer Exiſtenz willen brechen müſſen. Wir haben die Sünden einer ganzen Generation zu büßen. Aber weil das Uebel ſo tief gewurzelt iſt, müſſen auch die Heilmittel radicaler ſein, als ſie irgend ein anderes Land, die Schweiz ausgenommen, bisher verſucht hat. Das Problem, welches wir zu löſen haben, beſteht nicht mehr darin, durch ſtarke Anwendung ſtaatlicher Zwangsmittel einen leidlichen modus vivendi zu ſchaffen, ſondern die katholiſche Kirchenverfaſſung ſo weit umzugeſtalten, daß ſie mit der nationalen Einheit des Reichs und mit den Formen bürgerlicher Selbſtverwaltung verträglich wird. So lange wir einen abſolutiſtiſch-büreaukratiſchen Staat hatten, ließ ſich mit der Hierarchie fertig werden; wenn ſie nach unten unbedingten Gehorſam forderte, ſo gehorchte ſie dafür nach oben. Mit einem parlamentariſchen Staatsweſen dagegen ſteht ein Prieſterthum im grellſten Widerſpruch, das nach unten die Maſſen wie eine Heerde leitet, nach oben ſich zugleich vom Staatswillen emancipirt, und nun all die Freiheitsrechte, deren Uebung nationalen und bürgerlich-geſetzlichen Sinn vorausſetzt, agitatoriſch ohne ſolche Vorausſetzung ausbeutet. Wer jenem Widerſpruch ſcharf nachgeht, wird finden, daß wir zum Schutz unſerer bürgerlichen Freiheit noch tiefe Einſchnitte in die ſogenannte hierarchiſche Ordnung machen müſſen.

Zur Geſchichte der Uniaten in Rußland

(aus dem „Dziennik Warſcewski.)"

Der im Januar 1875 geſchehene feierliche und öffentliche Uebertritt von 50,000 Unirten im Königreich Polen zur griechiſch-ruſſiſchen Kirche iſt eine Thatſache, deren wohlthätige Folgen für dieſes, periodiſchen Unruhen unterworfene Land, keinem Zweifel unterliegen. Ueber dieſes Faktum hat ſich die clerikale Partei in höchſt unſympathiſcher Weiſe ausgeſprochen.

Jetzt nun, da nach zwei Monaten die Leidenſchaften ſich ein wenig beruhigt haben und der geſunde Menſchenverſtand wieder in ſeine Rechte getreten iſt, dürfte es an der Zeit ſein, einige Worte in dieſer Angelegenheit zu ſprechen, um die falſchen Gerüchte zu zerſtreuen, welche die Stimme der Wahrheit dämpfen.

Es iſt wohlbekannt, daß die an ihrer Volksthümlichkeit und Sprache ſo ſehr hängenden ſlaviſchen Stämme nur ungern ſich dem Einfluſſe der römiſchen Miſſionäre hingaben, die zugleich mit der Lehre Chriſti, bei den Neubekehrten in Kirche und Schule und überhaupt ins bürgerliche Leben den Gebrauch der lateiniſchen Sprache und die Herrſchaft des Papſtes einführten.

Die erſten Apoſtel des Chriſtenthums unter den Slaven waren griechiſche Geiſtliche, die ausſchließlich religiöſe Zwecke verfolgend, jeglichem Gelüſte nach weltlicher Macht abhold waren. Darum wurden auch bei der Organiſation der geiſtlichen Angelegenheiten im neugebildeten Staatsleben einige Eigenthümlichkeiten bewahrt, die aus dem Leben und dem Sein des Volkes floſſen. Seine Mutterſprache, als ſie zur Schriftſprache gedieh, ward auch die Sprache des Cultus.

Als nothwendige Folge eines ſolchen Verhältniſſes ergab ſich, daß die in der Volksſprache verkündeten Wahrheiten des Chriſtenthums tiefer in das Gewiſſen der jungen Völkerſchaften eindrangen. Gleichzeitig hob ſich auch bedeutend das Niveau der geiſtigen Bildung in der Maſſe des Volkes, welches ſomit für die mit ſolchem Eifer von dem lateiniſchen Clerus verbreiteten Irrlehren und Vorurtheile keinen günſtigen Boden bilden konnte.

Nachdem die römiſchen Oberhirten die orientaliſche Kirche (Zeiten des Photius) ſchismatiſch erklärt hatten, wandten ſie zugleich jedes mögliche Mittel an, die weſtlichen Slaven in den Schooß der römiſchen Kirche zu führen. Die Slaven, gedrängt von allen Seiten durch katholiſche Volksſtämme fremder Herkunft, waren gezwungen der Uebermacht zu weichen. Am Ende des XVI. Jahrhunderts aber, als die römiſche Kirche durch die Reformation Luther's beſchäftigt und der Glaube an den Papſt und deſſen Allmacht, in Folge des Erwachens des kritiſchen Geiſtes erſchüttert war, ſuchten die Je-

ſuiten, dieſe treuen Diener des päpſtlichen Thrones, die Macht des Stuhles Petri durch die Bekehrung der Slaven zur römiſchen Kirche, zu heben.

Als es den Jeſuiten, unter Poſſevin, am Hofe des ruſſiſchen Czaaren mißlungen war, wandten ſie ſich an das katholiſche Polen: ſie wollten den Theil Rußlands, welcher das Unglück hatte unter das Joch des Polniſchen Adels zu gerathen — latiniſiren.

Um dieſes Ziel zu erreichen, ſcheuten die Jeſuiten kein Mittel. Sie wandten Alles an, beginnend mit der einfachen körperlichen Züchtigung bis zum Raube aller Menſchenrechte an dem Bekenner der orthodoxen Kirche. Als aber alle Mittel der Grauſamkeit ſich als kraftlos bei der Bekehrung der Maſſe der ruſſiſchen Bevölkerung zum Katholicismus erwieſen, beſchloſſen die heiligen Väter, für den Augenblick ſich mit der Verwirklichung eines Theiles ihrer Wünſche zu begnügen und erſannen als modus vivendi die Union oder die Vereinigung.

Auf der Synode zu Breſt (1595) verlangten die Jeſuiten und die ihnen als Werkzeug ergebene polniſche Regierung, von der ruſſiſchen Bevölkerung in Polen anfangs nur die Anerkennung der Oberhoheit des Papſtes. Nach dem urſprünglich angenommenen Principe ſollten alle Dogmen der orthodoxen Kirche, nicht ausgenommen die Lehre über den Ausgang des heiligen Geiſtes, ſowie auch alle kirchlichen Ceremonien, ſogar der Gebrauch der ſlaviſchen Sprache beim Gottesdienſte unangetaſtet bleiben.

Indem die griechiſchen Ruſſen der polniſchen Provinzen die Oberhoheit des Papſtes anerkannten, hofften ſie dadurch ihren Glauben und ſich ſelbſt vor den beſtändigen Verfolgungen der römiſch-katholiſchen Geiſtlichkeit zu ſichern.

In der Wirklichkeit geſtalteten ſich die Dinge anders. Religion und Politik identificirend, hat der Adel der polniſchen Republik, im Bunde mit den Prieſtern, mit beiſpielloſer Conſequenz und Ausdauer die unirte Geiſtlichkeit und die unirte Bevölkerung verfolgt und dieſelben zur allendlichen Annahme des römiſchen Katholicismus bewogen. Um den Uebertritt zu erleichtern, wurden, trotz der publicirten päpſtlichen Bullen und oft ſogar mit heimlicher Genehmigung der römiſchen Kurie nach und nach in den unirten Cultus neue Gebete und ſogar der orientaliſchen Kirche ganz fremde Elemente eingeführt. Zum nicäniſchen Symbole wurde, nach Weiſe der Lateiner das „filioque“ hinzugefügt, der kirchlichen Ceremonien nicht weiter zu gedenken. Gepredigt wurde in polniſcher Sprache. Nicht genug damit. Die Eparchialbehörde, ergeben dem Patronate des polniſchen Adels, beſetzte die vacanten unirten Stellen mit katholiſchen Prieſtern, welche unter dem Volke für die Idee Propaganda machten, daß die römiſche Kirche ſich durch nichts von der orthodoxen unterſcheide und dieſelbe vollkommen erſetze. Auf dieſe Weiſe

bildete die unirte Geiſtlichkeit und die unirte Kirche ein Gemiſch von römiſch-katholiſchen und orthodoxen Elementen; — die orthodoxe Bevölkerung aber verlor inmitten willkürlicher Neuerungen, welche mit jedem Wechſel der Ortsgeiſtlichen und der Eparchialbehörde immer wieder in anderer Geſtalt auftraten, ihren Glauben an die Heiligkeit der Religion und die Unantaſtbarkeit ihres Gottesdienſtes.

Um ein für alle Mal der heilloſen Unordnung in der Kirche ein Ende zu machen, verließen viele Pfarreien die verfolgte, erniedrigte und auf jede Weiſe abſichtlich verſtümmelte Religion ihrer Väter und verſuchten ihr Heil in der römiſch-katholiſchen Kirche.

Zur Beſtätigung des ſoeben Geſagten, wollen wir uns an die denkwürdigen Worte des früheren griechiſch-unirten Biſchofs von Chelm, Kuzemski erinnern, welche derſelbe 1868 geſprochen hat.

„Die Miſſionsthätigkeit des lateiniſchen Clerus — ſagt der Biſchof Kuzemski — wurde befördert von dem polniſchen Adel, welcher durch das Patronatsrecht einen ſehr großen Einfluß auf die ruſſiſche Kirche und die ruſſiſche Geiſtlichkeit ausübte. Durch die vereinten Kräfte des lateiniſchen Clerus und des Adels wurde der ruſſiſche Gottesdienſt verdrängt, durch den lateiniſchen erſetzt und das ruſſiſche Volk — poloniſirt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Ziel dieſes gemeinſchaftlichen Miſſionirens mehr ein politiſches, als ein religiöſes war. Denn um religiöſer Zwecke willen war es nicht nöthig, die Unirten zur römiſch-katholiſchen Kirche zu bekehren, da dieſelben ebenſo wie die Katholiſchen die Oberhoheit des Papſtes anerkannten. Hier handelte es ſich nur um die Nationalität. Der gemeine Mann ſah überall die Macht des römiſchen Cultus, Verachtung ſeines Glaubens, ſeiner Sprache und Spott über ihn ſelbſt. Er begann ſich zu ſehnen nach der römiſchen Kirche und der polniſchen Volksthümlichkeit — als nach etwas Beſſerem.

Die Verſtümmelung des unirten Cultus erreichte ihren Höhepunkt. Selbſt Würdenträger in Chelm begannen es zu geſtatten, an den Kirchen Roſenkranzbrüderſchaften, Skapuliere, polniſche Agenden, Orgeln, Lieder ꝛc. einzuführen. Die polniſche Sprache gelangte mehr und mehr zur Herrſchaft. Unirte, die unter ſolchen Umſtänden zur römiſchen Kirche übergingen, wurden als Convertiten zu eifrigen Polen und ſchämten ſich des ruſſiſchen Namens."

Es iſt klar, daß die Unirten in ſolch einer abnormen und im höchſten Grade demoraliſirenden Lage der Dinge, als eine Glaubensgemeinſchaft, die ihre Pflichten gegen Gott, die Obrigkeit und ſich ſelbſt verſteht, nicht verbleiben konnten. Es blieb ihnen eins von beiden übrig: entweder vollſtändig zur römiſchen Kirche überzugehen und dadurch für immer ſich loszuſagen

von ihrer Volksthümlichkeit, von der Religion ihrer Väter und ihren socialen Ordnungen, für welche sie im Laufe von Jahrhunderten so manches blutige Opfer gebracht hatten, — oder die Lockungen der lateinischen Propagandisten von sich zu stoßen, zurückzukehren in den Schooß der orthodoxen Kirche, von welchem sie einst unter Gewalt, Verfolgung und unerträglichen Martern abgelöst worden waren.

Die Union entstand unter der Herrschaft der Polen und der Jesuiten. Konnte dieselbe nun im natürlichen Laufe der Dinge sich auch noch jetzt behaupten, da die blutige Herrschaft des polnischen Adels über die russische Bevölkerung längst geschwunden ist, — jetzt da die Vorsehung für diese Bevölkerung einen kräftigen Beschützer und Befreier — nach eigener Aussage der Unirten in dem „weißen Czaren" ihnen bereitet hat?

Wenn die Unirten irgend je in ihrem Rechte waren, das lateinische Joch abzuschütteln, so sind sie es um so mehr jetzt, bei der gegenwärtigen Lage der römischen Kirche. In der letzten Zeit, namentlich unter Pius IX. wurden der Kirche Vorschriften und Dogmen auferlegt, die weit entfernt sind von den Beschlüssen der alten apostolischen Kirche. Das hat selbst Spaltungen in der römischen Kirche hervorgerufen. Das Breve Pius' IX. „Omnem sollicitudinem" erlassen am 13. Mai 1874, behufs Aufmunterung der Griechisch-Unirten zum engeren Anschluß an die Bekenner der römisch-katholischen Kirche, ist in einem solchen Tone gehalten und in so scharfen Ausdrücken abgefaßt, daß es selbst nach dem Urtheile der ausländischen Presse nicht ohne Einfluß auf die Wiedervereinigung der Unirten mit der orthodoxen Kirche bleiben konnte. Dieses Breve, in Lemberg polnisch gedruckt, wurde in sehr zahlreichen Exemplaren unter der unirten Bevölkerung der Diöcese Chelm im Königreich Polen verbreitet. Mit der Einführung dieses Breve, sowie auch anderer aufwiegelnder Brochüren, befaßten sich zwei unirte Priester Siniewicz, der gewesene Vorsteher der Pfarrei Swory und Bojarski, gewesener Vorsteher der Radyner Pfarrei. Beide waren im Jahre 1872 aus Rußland nach Galizien verwiesen worden. Als Bauern verkleidet, kehrten sie heimlich nach Rußland zurück und durchstreiften die Gouvernements Lublin und Siedlec. In der Nähe von Międzyrzec versammelten sie in einem Walde die Bauern, fanatisirten sie durch Reden, verlasen und erklärten das päpstliche Breve, vertheilten unwahre und aufregende Pamphlete und zwangen ihre leichtgläubigen Zuhörer durch Eidesleistung zur Wahrung des tiefsten Geheimnisses. Bald darauf, nachdem die beiden Landesverwiesenen ins Ausland geflüchtet waren, brachen in 33 Pfarreien der Bielsker, Wlodawer und Radynier Bezirke Unruhen aus, und zwar als unmittelbare Folge der Predigten dieser Emissäre. Besonders eifrig benahmen sich dabei Weiber und junge Leute. Priester, welche gesetzliche Verordnungen des Consistoriums in Chelm ausführten, wurden aus ihren Aemtern

verjagt und ihre Habseligkeiten aus den Amtswohnungen geworfen. Und alles dies geschah im Namen des päpstlichen Breve, welches sie als eine vom Himmel gefallene Schrift des heiligen Vaters priesen. Die Anhänger des Papstes schürten das Feuer durch absichtlich verbreitete Gerüchte, als ob die orthodoxe Kirche die Mutter Gottes nicht anbete und andre.

Die Regierung konnte nicht umhin, diesen Intriguen und Unordnungen ein Ende zu machen. Es ist ihre Pflicht, die Ruhe des Landes zu wahren, ganz besonders aber eines Landes, welches selten frei ist von der Agitation des polnischen Adels und der Geistlichkeit.

Es wird behauptet, die Vereinigung der Unirten mit der griechisch-russischen Kirche sei nicht ohne Einfluß der administrativen Behörden zu Stande gekommen. Aber dem ganzen Lande ist es bekannt, daß von Seiten der Administration durchaus keine Gewaltmaßregeln in Anwendung gebracht worden sind. Es war auch gar nicht nöthig, Gewalt oder Beeinflussung zu gebrauchen. Der Rückkehr von Unirten in den Schooß der orthodoxen Kirche gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts folgte die zahlreiche Wiedervereinigung der Bevölkerung der westlichen Gouvernements in den dreißiger Jahren des laufenden Jahrhunderts und schließlich werden die Unirten im Königreich Polen dem Beispiele ihrer Brüder im russischen Grenzlande folgen.

Vorläufig hat sich beinahe der fünfte Theil der sämmtlichen unirten Bevölkerung im Königreich Polen freiwillig und auf eigenes Verlangen bekehrt.

Die Landbevölkerung hat trotz aller ihrer Einfachheit eingesehen, daß jegliche weitere Verbindung mit der römischen Kirche ihr nicht nur keine Ruhe, sondern auch in Zukunft nur Unheil bringen werde — und so entstand der Wunsch der Wiedervereinigung. Die langjährigen Machinationen Roms und alle möglichen Bedrückungen waren nicht im Stande gewesen, in der Masse des Volkes das Andenken der Religion seiner Väter und seine Abstammung zu verwischen oder die starken Bande der russischen Stammverwandtschaft zu sprengen. Graf Kotzebue begnügte sich nicht mit offiziellen Nachrichten über die Bereitwilligkeit eines bedeutenden Theils der unirten Bevölkerung zur Vereinigung mit der griechischen Kirche — sondern ließ zuvor durch die Geistlichkeit und durch Vertrauenspersonen die Lage der Dinge sorgfältig untersuchen. Und erst nach gewonnener fester Ueberzeugung über den aufrichtigen Wunsch der Bittsteller, hat der Warschauer General-Gouverneur seine Einwilligung ertheilt, und darauf die russische Geistlichkeit in Person des Hochwürdigen Joannikius den Wiedervereinigungsakt vollzogen.

Die Behauptung, daß der Uebertritt durch Zwangsmaßregeln herbeigeführt wäre, widerlegt sich schon dadurch, daß der größte Theil der unirten Bevölkerung Polens bis jetzt bei ihrem Bekenntnisse geblieben ist. Der Ruf-

ſiſchen Regierung, wenn ſie Zwang üben wollte, fehlte nicht die Macht, ihn überall zu üben. Oder ſollten die adminiſtrativen Behörden auf halbem Wege ſtehen geblieben ſein, — dieſelben Behörden, die kurz vorher keine Schonung kannten für eine Bevölkerung, deren Blut, nach den Lügen der katholiſchen Blätter, in Strömen gefloſſen iſt? —

Die Greuelthaten, welche die katholiſchen Blätter erdichtet haben, ſind überhaupt von keiner weltlichen Regierung zu befürchten. Von ſolchen Dingen hört man nur in den Reminiscenzen der katholiſchen Inquiſition, die ihre Opfer ad majorem Dei gloriam verbrannte und marterte.

Die den ruſſiſchen Behörden in der clerikalen Preſſe gemachten Vorwürfe ſind lediglich Erzeugniſſe der Phantaſie.

So wird in der Zeitſchrift „L'unità cattolica“ eine nie dageweſene Heldenthat einer nicht exiſtirenden Bäuerin erzählt. Das clerikale Blatt ſcheut ſich den Namen dieſer Frau zu nennen und begnügt ſich mit den Anfangsbuchſtaben, um nur nicht die Möglichkeit zu bieten, es der Unwahrheit zu zeihen. Mit ſolchen auf die Leichtgläubigkeit unwiſſender Leſer berechneten Beſchuldigungen befaſſen ſich die ultramontanen Organe. Sie halten ſich an der Regel: calomniez, calomniez, il en restera toujours quelque chose.

All dieſe Lügen thun der Hoffnung keinen Abbruch, daß das Werk der Wiedervereinigung der übrigen Unirten im Königreich Polen ſich ſchon in der nächſten Zukunft vollziehen wird.

Auf dieſe Weiſe wird der gegen Ende des 18. Jahrhunderts und unter der Regierung des Kaiſers Nikolaus begonnene Bau in ſeiner Vollendung daſtehen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß auch die Polen, nach allmäliger Befreundung mit dieſer wichtigen Thatſache der hiſtoriſchen Nothwendigkeit derſelben ihre rechte Anerkennung nicht verſagen werden, zumal dadurch jener Fleck religiöſer Intoleranz, welcher ihnen von ihren Vorfahren als unrühmliches Erbtheil überkommen iſt, verſchwinden wird.

Zur Auſterſchutzfrage.

Von Friedr. Fiſchbach.

In den erſten Wochen des Monats Mai tagt in Berlin die vom Reichskanzleramte berufene Enquete deutſcher Künſtler und Induſtrieller, um den Geſetzentwurf in Betreff des Schutzes der Werke der bildenden Kunſt und Kunſtinduſtrie auszuarbeiten. Es wurden ſehr viele Herren berufen, die wohl ziemlich rathlos auf den juriſtiſch ſtreng gegliederten Fragebogen geſchaut haben mögen, und Viele wurden nicht berufen, deren unermüdliche Thätig-

keit zur Anbahnung des Musterschutzgesetzes in weiten Kreisen anerkannt ist. Man kann ein sehr bedeutender Commerzienrath sein und mehr durch billige Arbeitslöhne und Rohmaterial und durch vorzügliche Maschinen, als durch den reicheren Besitz von artistischen Werthen concurrenzfähig sein. Ferner giebt es Maler und Bildhauer, welche die Welt mit Verehrung nennt und die trotzdem und leider auch ebendeshalb von ihrer olympischen Höhe sich nie mit den auf dem Markte herrschenden Rechtsfragen näher beschäftigt haben. Rechnet man nun noch hinzu, daß die größten Vorurtheile und die sonderbarsten Ansichten einiger Autoritäten der Kunstliteratur die klare Einsicht getrübt und die Fragen, um die es sich handelt, verwirrt haben, so wird es wohl motivirt erscheinen, daß ich nochmals in dieser Sache zur Feder greife.

Vor einigen Jahren gab ich nämlich mit dem Eisengußfabrikanten J. Zimmermann in Hanau eine Broschüre heraus, die zugleich einen Gesetzentwurf für den Musterschutz und eine bezügliche Petition an das hohe Reichskanzleramt enthielt. Diese Petition liegt mit den Unterschriften der angesehensten Kunstindustriellen beim Reichskanzleramte und ich hoffe, daß unser Gesetzentwurf im Wesentlichen zur Annahme gelangt, da ich heute, trotz der mannigfaltigsten Erfahrungen der letzten Jahre, keine wesentliche Verbesserung anzugeben weiß. Der Grund hierfür liegt darin, daß mir, der ich mit vielen der angesehensten Fabrikanten Deutschlands in persönlichem und geschäftlichem Verkehr stehe und deren Interesse zu wahren habe, die Bedürfnißfrage sattsam bekannt ist und weil ich vom artistischen und commerziellen Standpunkte den Rahmen ermessen kann, in welchem sich das Gesetz bewegen muß. Herr Zimmermann hatte 20 Jahre lang seine Erfahrungen auf dem Gebiet der Plastik gesammelt, ich hingegen 15 Jahre als Ornamentist für Weberei, Druck ꝛc. ebenfalls Material gesammelt, um dem Mangel des Gesetzes abzuhelfen. Vorgearbeitet hatte uns in bedeutendster Weise die deutsche Kunstgenossenschaft, in welcher Männer wie Sußmann, Hellborn, Ewald ꝛc. einen Gesetzentwurf vor circa 5 Jahren ausgearbeitet hatten, der nur in wenigen Punkten von uns bekämpft wird.

Man könnte gewiß sehr viel Interessantes über die Bemühungen Einzelner wie von Corporationen schreiben, ferner könnte man die Gesetze Frankreichs, Englands und Oesterreichs anführen und vergleichen und ihren Einfluß schildern. Alles dieses muß ich mir heute versagen, um den Kernpunkt hervorzuheben und um die schädlichsten Vorurtheile zu bekämpfen, die uns im Wege stehen. Juristisch handelt es sich einfach um die Sicherung eines Eigenthums, welches das Resultat einer artistischen Arbeit ist. — Zunächst trete ich der vielleicht geistreichen, aber durchaus falschen Ansicht entgegen, als könne der Zeichner für die Industrie nichts Neues erfinden, weil frühere Kunstepochen für fast jeden Gedanken die entsprechende Form gefunden. So sehr diese kühne

Behauptung auch den Nutzen der Museen beweist, so sagt er doch nichts anderes, als daß ein Baum keine neuen Blätter treiben könne, weil das Auge kaum die vorhandenen alle erkennen könne. Was würden die Herrn Literaten dazu sagen, wenn man sie aufforderte, nur das Alte zu reproduziren? Den Zweck zu beweisen, daß es thöricht sei, ein derartig neues Werk schaffen zu wollen, mit welchem kein früheres verglichen werden könne, lasse ich gelten, denn es ist löblich der tollen Modelaune entgegen zu wirken und auf die ewig gültigen Gesetze der Kunst hinzuweisen. Die Herren Museumsdirektoren mögen aber wohl bedenken, daß für die Industrie ein Quentchen naiver Schaffenslust mehr werth ist als ein Pfund todtes Wissen. — Geben wir zu, daß dem Autor des Kunstproduktes an seiner Idee ein Eigenthumsrecht zusteht, so ist es selbstverständlich Sache des Rechtsstaates, diejenigen Gesetze zu geben, die dieses Recht schützen. Wie bei anderen Rechten ist nur die Frage des Gesammtwohles entscheidend, ob das Recht voll oder modificirt zur Geltung kommen soll.

So klar und einfach diese Grundanschauungen sind, so verwirrt spiegelt sich in den Köpfen der Meisten die Anwendung in Bezug auf die Ornamentik. Jeder wird gleich zugeben, daß wenn Achenbach einen Seesturm, oder Makart eine Catharina Cornaro gemalt hat, nicht gleich der erste beste Lithograph und Photograph das Recht hat, diese Bilder geschäftlich zu verwerthen. Jeder wird es begreiflich finden, daß der Bildhauer Kiß das Recht der Vervielfältigung seiner „Amazone" nicht nur einmal, sondern sehr oft und zwar selbstverständlich unter streng einzuhaltenden Bedingungen verkaufte. Dem Einen gab er sie für Bronce, dem Anderen für Gyps, dem Dritten für Eisenguß ꝛc. Dem Einen in halber, dem Anderen in Viertel Größe ꝛc. ꝛc.

Das bisherige preußische Gesetz schützt die Werke der hohen Kunst, so lange sie ihres „idealen Zweckes" wegen vervielfältigt werden. Kiß hatte jedoch kein Recht zu verbieten, daß seine Amazone als Schmuck eines „Gebrauchsgegenstandes" vervielfältigt wurde. Auf diesem Gebiete gilt bis heute die absolute Anarchie. Ich könnte einen Fabrikanten nennen, der sich den Titel „König der Copisten" selbst beigelegt hat. Dieser wartet jährlich ab, was die ersten Fabrikanten Deutschlands und Frankreichs in Tapeten bringen und läßt sich die gangbarsten Muster von gefälligen Händlern bezeichnen und zuschicken. Einige Monate später erscheinen diese Muster zu sehr ermäßigtem Preise. Die Folge ist einfach, daß die Industriellen ersten Ranges, welche Originale kaufen, sich um einen großen Theil ihres Gewinnes betrogen sehen. Würden sie sonst im regen Wetteifer ein größeres Atelier halten und vorzügliche Muster entsprechend bezahlen, so müssen sie jetzt theils diese permanente dreiste Concurrenz eines illoyalen Mannes sich gefallen lassen, theils auf die Ausführung vieler Kunstwerke verzichten. Die geschützten Nach-

barländer ſind dann das Aſyl der talentvollen Zeichner und Deutſchland empfindet von Jahr zu Jahr um ſo drückender das Wachſen des Imports. Ich höre nun den Einwand, daß wohl ein Schutz in ſolchen Fällen nothwendig ſei, wie aber ſoll man jedes Blümchen und jeden Schnörkel ſchützen können, wenn dieſe als Muſter bezeichnet werden? Hier liegt der Haſe im Pfeffer. Weil die Herren Juriſten und ſelbſt die Herren Fabrikanten ſich zu wenig darum bekümmert haben, was die Ornamente bedeuten und weil ſie nicht wiſſen, daß ſie eine „Sprache der Kunſt" ſind, können ſie keinen Ausweg finden und laſſen lieber Alles beim Alten, als daß ſie ſich ein testimonium paupertatis in Kunſtanſichten geben. Wenn ich mit meinen Collegen nun erkläre, daß eine Jury, welche die Stylepochen der Ornamentik ſelbſtverſtändlich kennen muß, leicht entſcheidet, in wieſern eine neue Compoſition Anſpruch auf Originalität hat und ſogar bald das Plagiat vom Vorbild zu trennen weiß; wenn ich ferner betone, daß die der alten Kunſt angehörigen Formen ein nicht zu ſchützendes Gemeingut ſind, ſo ergiebt ſich leicht, daß ein Geſetz ſicher das Richtige enthält, wenn es die ſtreitigen Fälle an eine ſolche Jury verweiſt. Will man denn ein Schriftwerk, das ein Plagiat iſt, anders als von literariſch gebildeten Männern beurtheilen laſſen? Es iſt der Kernpunkt des ganzen Geſetzes, daß eine Jury von „wahrhaft Sachverſtändigen" zu berufen iſt und dazu gehört alſo nicht nur die Kenntniß des commerziellen Theiles, ſondern vor Allem des artiſtiſchen. Bei der modernen Theilung der Arbeit und der Capitalherrſchaft giebt es Kunſtinduſtrielle, die ſehr tüchtige Rechner ſind, aber der Kunſt perſönlich ganz fern ſtehen. Dieſe Männer können alſo nur über die Größe des Schadens urtheilen, während für die Beurtheilung der Originalität und in wieſern die Copie durch Verwendung der Kunſtformen der alten Zeit berechtigt iſt, durchaus den Ornamentiſten von Fach zu überlaſſen iſt.

Weſentlich iſt ferner, daß nicht wie bisher der Zeichner ganz zurücktritt, wenn er ſein Muſter verkauft hat, ſondern daß er als Autor zur Unterſtützung der Rechtsanſprüche des Fabrikanten (alſo des Käufers ſeines Autorrechtes) herangezogen wird. Ja es iſt nothwendig, daß der Zeichner beim Verkauf eines Muſters ehrlich geſteht, ob er bei demſelben ein altes Vorbild benutzt habe (ob ganz oder theilweiſe), damit der Fabrikant nicht im guten Glauben ein Original zu beſitzen, einen Proceß gegen einen Concurrenten anſtrengt, der dieſelbe Quelle benutzte. — Fabrikanten erſten Ranges, wie z. B. Phil. Haas u. Söhne in Wien, Zimmermann in Hanau, C. Hochſtätter u. Söhne in Darmſtadt ꝛc. nennen bei Ausſtellungen und auch beim Verkauf die Erfinder, während unbedeutendere Fabrikanten ſich theils den Nimbus geben, als ſeien ſie die Erfinder, oder theils fürchten, man ſchaue ihnen in die Karten, wenn man ihre Mitarbeiter kenne. Der Zeichner iſt alſo die

Rechtsquelle für den Fabrikanten, der ja durch Kauf die Rechte des Autors partiell oder ganz erworben hat. Wenn dieser Fundamentalsatz nicht anerkannt wird, so helfen alle Auswege und Formalitäten der Registrirung ꝛc. sehr wenig und das Gesetz wird nur ein Schutzgesetz für Solche, welche die Lücken desselben studiren, um straflos zu bleiben. Freilich muß der Rechtsbegriff im Volke in Bezug auf artistisches Eigenthum geklärt werden. Wer z. B. ein Bild kauft, hat ohne ausdrückliche Abmachung mit dem Künstler nicht das Recht der Publikation. Es ist damit wie mit einem Drama. Ueberläßt es der Autor der einen Bühne, so hat der betreffende Direktor kein anderes Recht, als mit seiner Truppe das Stück aufzuführen. Das sieht Jeder ein, aber ganz gegen unsere Gewohnheit und doch ebenso billig und recht ist der partielle Verkauf eines Werkes der bildenden Kunst ähnlich wie Kiß in Berlin bei seiner „Amazone" verfuhr. Ich gehe aber in der Nutzanwendung weiter und verlange dasselbe Recht auch für den Ornamentisten. Dieser entwirft oft Ornamente, die nicht nur für einen, sondern für zehn verschiedene Fabrikanten, die sich keine Concurrenz machen, von Werth sind. Z. B. kann ein Fries ebenso gut vom Decorateur gemalt, wie vom Tapetenfabrikanten gedruckt, vom Tischzeugfabrikanten gewebt, vom Glasschleifer geätzt, vom Tischler in verschiedenfarbigem Holz ausgeführt, vom Porzellanmaler gemalt und vom Buchdrucker als Randverzierung xylographirt werden ꝛc. ꝛc. In der Regel verwendet der Käufer ein solches Muster nur für seinen begränzten Industriezweig und bezahlt auch dem entsprechend nur den Werth, den dasselbe für ihn speziell hat. Zugleich verlangt er aber, daß der Zeichner absolut an Niemanden weiter die Composition verkaufe, ja nicht einmal etwas Aehnliches bringe. Bezeichnend ist, daß er selbst sich berechtigt hält zu erlauben, daß das von ihm gekaufte Muster in einem anderen Industriezweige angewandt werde und daß Niemand die Collegen des betreffenden Autors tadelt, wenn sie die Aufgabe übernehmen, das Muster für andere Industriezweige auszubeuten. Solche geschickte praktische Dessinateurs, die auf fremden Fluren Aehren lesen, machen in der Regel das beste Geschäft. Wie will man nun die von solchen Freibeutern gekauften Muster schätzen, wenn man nicht die Sicherheit hat, daß der Zeichner in letzter Instanz für die Originalität einstehen kann. In der Praxis hat sich der in den letzten Jahren von mir eingeführte partielle Verkauf bestens bewährt und auch die betreffenden Fabrikanten haben sich an dieses Princip gewöhnt, weil sie die Garantie haben, daß kein concurrirender Fabrikant dasselbe Dessin erhält und daß die Einführung derselben Richtung und Motive in anderen Industriezweigen die Verkäuflichkeit ihres Artikels erhöht. Im Uebrigen ist es mehr eine Principienfrage, die ich hiermit betone, da nicht jedes Ornament sich zur umfassenden Einführung in der Industrie eignet.

Die Annahme im Entwurfe der deutſchen Künſtlergenoſſenſchaft, daß, wenn kein beſonderer Vertrag vorliege, zu ſchließen ſei, daß der Käufer das Vervielfältigungsrecht für alle Induſtriezweige erworben habe, iſt alſo falſch. Es muß umgekehrt lauten: daß anzunehmen iſt, daß der Käufer die Rechte nur für ſeinen ſpeziellen Induſtriezweig erworben habe, falls er nicht ausdrücklich weitergehende Rechte beanſprucht hat.

Eine nicht minder wichtige Differenz liegt in der Anſicht vor, daß für die Kunſtwerke an Gebrauchsgegenſtänden ein fünfjähriger Schutz genüge. Dieſer Schutz genügt abſolut nicht, da grade die beſſeren und wichtigeren Erfindungen, die gegen die Tagesmode ankämpfen, oft erſt in 5 Jahren gewinnbringend werden. Man laſſe ſich nicht von der Haſtigkeit verleiten, mit der auf dem Markte die eine Mode die andere ablöſt. Was veraltet und werthlos iſt, wird ja ohnedies nicht nachgeahmt und verlangt alſo keinen Schutz. Auch ſage man nicht, das Objekt ſei zu unbedeutend, um einen Schutz zu genießen. Iſt der Gegenſtand Gemeingut oder zu nichtig in der Erfindung, ſo iſt es Sache der Jury, die Klage abzuweiſen. Wo es ſich aber um Ornamente von claſſiſchem Werthe handelt, die zwar oft ſehr einfach erſcheinen, aber nichts weniger wie leicht zu componiren ſind, da hat doch der Ornamentiſt daſſelbe Recht auf den Schutz wie ein Lyriker oder Romanſchreiber. Schützt man die hohe Kunſt und Literatur bis zum 30. Jahre nach dem Tode des Künſtlers, ſo möge das auch der Induſtrie und den Kleinkünſtlern zu gut kommen. Oder ſoll nach zwei Maaßen gemeſſen werden? Entſcheidend kann doch nur ſein, wer verletzt wird, wenn das Recht ſo lange geſchützt iſt. Der Eine legt ſein Vermögen, d. h. das Reſultat ſeiner Arbeit in Werthpapieren, der Andere in Häuſern, der dritte in Werken an, die ihm eine Tantième einbringen. Soll dieſes nun dem Schriftſteller und Muſiker und dem Bildhauer u. ſ. w. geſtattet und garantirt ſein und dem Ornamentiſten nicht auch? Haben ſeine Erfindungen zu großen Werth für die Geſammtinduſtrie, gut, ſo expropriirt ſie durch einen Ankauf ſämmtlicher Rechte, aber ſagt nicht, daß die Induſtrie gehemmt ſei, wenn gewiſſe Fabrikanten im Stehlen verhindert ſeien. —

Der dritte Einwurf gegen die Anſichten der deutſchen Kunſtgenoſſenſchaft iſt der, daß nicht jede nicht berechtigte Copie an und für ſich, ſondern nur die unbefugte gewerbsmäßig betriebene Vervielfältigung ſtrafbar ſei.

Eine Copie, die ſich Jemand zum eigenen Vergnügen und zur Ausbildung ſeiner Fähigkeiten macht, darf nicht ſtrafbar ſein, denn das Intereſſe des Autors wird dadurch nicht geſchädigt und der Trieb der Vervollkommnung iſt durch überflüſſige Verbote nicht zu beeinträchtigen.

Sonſt ſchließen wir uns jedoch rückhaltslos der Auffaſſung der Genoſſen-

ſchaft an und betonen, daß ſie am reinſten und ſtrengſten die Rechte des Künſtlers gewahrt hat.

Man verſtehe uns jedoch nicht falſch, als wären die Rechte des Autors im Gegenſatze zu denen des Fabrikanten gemeint. Wir ſind überzeugt, daß die Rechte beider ſolidariſch ſind und daß es nur ein Umweg war, den Fabrikanten in den Vordergrund zu ſtellen, während doch nur durch das Zurückgehen zu der Rechtsquelle, zum Erfinder, eine vernünftige und breite Baſis für das Geſetz zu finden war.

Auch iſt die Frage müſſig, wo die hohe Kunſt aufhöre und Werke der Kleinkunſt anfangen. Das ſind äſthetiſche Fragen, die auf dem Markte keinen Werth haben. Ein Schrank als Gebrauchsgegenſtand kann auf ſeinen Thüren auf Holz gemalte Bilder von Markart und die ſchönſten Reliefs und Statuetten zeigen und als Schrank doch in die Kleinkunſt rangiren. In den Loggien Raphael's weiß man nicht, wo die Ornamentik als Kleinkunſt von den herrlichen Figuren, die ebenfalls ornamental wirken, zu trennen ſind. Man ſchütze daher Alles, was wirklich der bildenden Kunſt angehört und was als neue Erfindung von Sachverſtändigen anerkannt wird.

Ueber das „Wie" ſind die Anſichten auch verſchieden. Die Einen wollen, daß Alles regiſtrirt werde, während die Anderen dieſen Zwang verwerfen und zum wenigſten verlangen, daß durch die Nichtregiſtrirung ein Recht nicht verloren gehe. Der Mittelweg iſt wohl der, daß man es dem Ermeſſen des Einzelnen überläßt, ſich eine höhere Sicherheit durch die koſtſpielige Regiſtrirung zu verſchaffen.

Weitere Wünſche ſind, daß das für Deutſchland projektirte Geſetz ähnlich wie unſere Poſteinrichtungen internationale Geltung erlange.

Dieſes als Beitrag zu den Berathungen der Enquete mit dem üblichen und von Herzen kommenden Citate: Videant Consules etc.

Vom preußiſchen Landtag.

Berlin, den 25. April 1875.

So kurz wie diesmal hat Ihr Berichterſtatter ſelten Gelegenheit, ſich über eine Woche zu faſſen.

Am 19. April ging der Entwurf über die Aufhebung der Artikel 15, 16 und 18 durch die dritte Leſung. Das Reſultat derſelben war die Annahme des Geſetzes mit 275 gegen 90 Stimmen. Die Abſtimmung muß jedoch bekanntlich nach 21 Tagen wiederholt werden, weil es ſich um eine Abänderung der Verfaſſung handelt. Was nun die dritte Leſung betraf, ſo

fand eine ausführliche Verhandlung bei derselben zwar statt, die Helden der Tourniere des Kulturkampfes, Windthorst auf der einen, Wehrenpfennig auf der andern Seite, brachen die gewohnte Lanze. Aber nach und nach ist es des Guten, was der Kulturkampf an rednerischen Früchten bringt, so viel geworden, daß wir davon dem Leser nur noch präsentiren dürfen, wenn sie ganz besonders neuer und ungewöhnlicher Art sind.

Die nächsten Sitzungen der Woche waren durch die Einzelberathung des Gesetzes über die Dotation der Provinzial- und Kreisverbände ausgefüllt. Wir denken jedoch auf die Verhandlung dieses Gesetzes nicht einzugehen. Der allgemeine Charakter ist bei Einbringung der Vorlagen zur Verwaltungsreform erörtert worden. Die Kämpfe und einzelne Abänderungen haben kein politisches Interesse. Wir haben unsere Ansicht früher dahin ausgesprochen, daß diese ganze Dotation uns nicht richtig scheint. Ein allgemeiner Staatsfonds zur außerordentlichen und periodenweisen Unterstützung der Provinzen wäre uns angemessener erschienen. Im Uebrigen hätten wir die Provinzen gleich den Orts- und Kreisgemeinden auf die Grund- und Gebäudesteuer als ihnen ausschließlich zustehende Einnahme mit freiem Besteuerungsrecht angewiesen zu sehen gewünscht. — Der andere Weg ist nun betreten. Die jetzt überwiesenen Fonds werden mit der Zeit nicht ausreichen, ob die eine Provinz etwas mehr oder weniger bekommen hat, ist überaus gleichgültig. Das Gesetz ist am 24. April in dritter Lesung angenommen worden.

An demselben Tage begann die zweite Berathung des wichtigen Gesetzes über die Vermögensverwaltung in den katholischen Kirchengemeinden. Da aber die Berathung noch nicht zu Ende geführt ist, so verschiebe ich die Besprechung auf den nächsten Brief. C—r.

Untersuchungen über die Bankfrage.

Von Max Wirth.

IV.

(Schluß.)

Ein noch größerer Mißstand als der bisher geschilderte liegt in der Wirkung der Contingentirung der ungedeckten Noten in kritischen Zeiten. Der Hauptzweck, welchen diese Einrichtung erreichen sollte, war der, die Bank so sicher zu stellen, daß einestheils ihre Noten ebensoviel Credit genießen, wie baares Geld, und daß sie andererseits in Zeiten der Krisis und des panischen Schreckens der Geschäftsleute letzteren allen legitimen Beistand bieten und die Wirkungen der Krisis mildern könnte. Dieser Zweck ist nicht bloß nicht erreicht, sondern das reine Gegentheil davon bewerkstelligt worden. Früher

brauchten die Geschäftsleute bei drohenden Gefahren doch bloß auf sich selbst Acht zu geben und konnten noch hoffen, von der Bank Beistand zu erhalten, nach der Peel's-Akte aber mußten sie auch noch auf die Bank achten und das Gebahren, welches ihrer Direktion oft mehr durch ihre Statuten als durch die Lage der Dinge geboten war, steigerte in der Krisis die Verlegenheit bis zur Panik statt sie zu lindern. Dies ist in den drei Handelskrisen von 1847, 1857 und 1866 eingetreten und alle drei Male hat die Panik zu einer vollständigen Stockung des Verkehrs geführt, so daß die Bank genöthigt war, bei der Regierung die Suspension des Gesetzes zu beantragen. Die Regierung willfahrte dreimal diesem Gesuche unter dem Vorbehalt der von dem Parlament zu erlangenden Idemnität und jedesmal reichte schon dieser bloße Akt der zeitweisen Aufhebung dieses Gesetzes hin, um das Vertrauen wieder herzustellen und den Verkehr in das regelmäßige Geleise zurückkehren zu machen. Die Causalität dieser Erscheinung ist nämlich folgende. Der Hauptfehler der Organisation besteht darin, daß die Bankdirektion mehr nach einer mechanischen Bestimmung, als nach ihrem Urtheil der Verhältnisse sich zu richten hat. Die Verwaltung der Notenabtheilung hat nichts zu thun, als Noten drucken zu lassen, welche in einer, im Bankgebäude selbst befindlichen Druckerei angefertigt werden auf mit bestimmten Wasserzeichen befindlichem Papier, welches in Fabriken gemacht wird, die ebenfalls Eigenthum der Bank sind. Sie hat dann nur ihre Noten, unbeschadet des contingentirten Betrages von etwas über 14 Millionen Pf. Sterling, an die Bankabtheilung gegen Gold zu verkaufen und die von letzterer eingelösten Zettel gegen neue auszutauschen, da die zurückgekehrten Noten nicht wieder ausgegeben, sondern nach einiger Zeit vernichtet werden. Die Bankabtheilung aber hat hauptsächlich auf ihre Reserve d. h. ihren Vorrath an Noten und baarem Gelde zu sehen und den Discontosatz nach dessen Schwankungen zu ändern, ohne die Ursachen dieser Schwankungen streng untersuchen zu müssen. Die Folge davon ist, daß die Bankdirektion auch zuweilen gezwungen wird, die Nothmaßregel starker Discontoerhebungen zu gebrauchen, wenn keine ernsthafte Ursache zu einer dauernden Störung des Gleichgewichtes vorhanden ist, wenn z. B. der Wechselkurs günstig für England steht. Am meisten aber leidet die Contingentirung Schiffbruch während einer Handelskrisis, weil die festgesetzte Grenze des ungedeckten Notenumlaufs dazu beiträgt, die Besorgniß der geängstigten Geschäftsleute zu vermehren. Da die Krisis mit dem Augenblick einzutreten pflegt, wo die am stärksten engagirten Häuser anfangen, die Zahlung ihrer Wechsel einzustellen, so wenden sich diejenigen, welche auf den Eingang dieser Wechselzahlungen gerechnet hatten, zur Aushilfe an die Bank von England. Wenn aber in Folge von vermehrten Anforderungen die Reserve der Bank zu schwinden beginnt, so fangen viele an zu fürchten für den Fall, daß sie auch

in entfernterer Zeit durch Protest ihrer Wechsel in der Erfüllung ihrer eigenen Verbindlichkeiten gestört würden, und bei der Bank nicht die nöthige Unterstützung finden möchten, wenn sie sich nicht bei Zeiten danach umsehen. Die Folge davon ist, daß bald Jedermann größeren Geld- und Notenvorrath als sonst bei sich für Nothfälle aufbewahrt und daß mehr Creditbegehren als sonst an die Bank gestellt werden, weil der Umfang der umlaufenden Zahlungsmittel sich faktisch verringert hat. Die beste Eigenschaft einer Zettelbank, welche sie in Stand setzt, den Umlaufsmitteln eben für solche Ausnahmsfälle eine gewisse Elasticität zu verleihen, wird durch die Peel's-Akte aufgehoben. Dadurch, daß Jedermann in den Wochenausweisen der Bank den Augenblick herannahen sieht, wo ihre Reserve zu Ende ist, wird eben die Panik erst hervorgerufen, gegen welche eine gute Bank eigentlich Schutz gewähren soll. Wenn die Verkehrtheit dieser gesetzlichen Bestimmung nicht schon durch die Ironie der Geschichte erwiesen wäre, welche zu dreimaliger Suspension gerade in solchen Momenten zwang, wo sie sich als Hilfsmittel hätte bewähren sollen, so würde sie aus dem Umstande erhellen, daß gerade in den gefährlichsten Augenblicken der Stand des Baarvorrathes und der Depositen ein durchaus befriedigender war. In der Krisis von 1866, wo die Notenreserve bis 730,830 Pf. Sterling herabgesunken und der Discontosatz auf 10 Prozent erhöht worden war, erreichte die Baarschaft eine ihrer höchsten Ziffern von 12,323,805 Pf. Sterling. Kann es etwas widersinnigeres geben als den Vorrath eines Baarschatzes von 123 Millionen Gulden zu einer Zeit müssig liegen lassen zu müssen, wo sogar reichen Leuten an manchen Tagen die Umlaufsmittel fehlen, um die nöthigen Lebensmittel baar zu bezahlen. Vergleicht man damit die Ausweise der anderen europäischen Banken von gleichem Datum oder aus ähnlichen Perioden der Krisis von 1873, wozu uns hier der Raum gebricht, so würde man vergeblich nach einer gleichen Anomalie suchen. Daraus ergiebt sich eben mit voller Gewißheit, daß die ungeheure Erschütterung der Bank von England in Zeiten der Krisis einzig und allein Folge ihrer fehlerhaften Organisation und der Einführung der Contingentirung der ungedeckten Noten durch das Bankgesetz von 1844 ist.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir den ganzen Verlauf der Wirkungen des Bankgesetzes von 1844 in allen Nuancen verfolgen. Die aufgeführten Hauptzüge sollten allein hinreichen, um die Unzweckmäßigkeit der Festsetzung einer Maximalgrenze des ungedeckten Notenumlaufes in Ländern der ungeschmälerten Baarzahlung zu erweisen.

Besorgung der Cassengeschäfte des Staates.

Wir haben schließlich noch einer außerhalb des gewöhnlichen Geschäftskreises der Zettelbanken liegenden Aufgabe zu gedenken, — der unentgeldlichen

Beſorgung der Kaſſengeſchäfte des Staates. Dieſe Pflicht iſt bis jetzt der Bank von England, der Bank von Frankreich, der belgiſchen Nationalbank und in dem neuen deutſchen Bankgeſetze auch der künftigen deutſchen Reichsbank auferlegt. Der öffentliche Nutzen dieſer Einrichtung beſteht darin, daß dem Staate und ſeinen Beamten eine koſtſpielige Laſt*) und ein Theil ihrer Verantwortlichkeit abgenommen wird, ohne daß der Bank eine entſprechende Laſt aufgebürdet würde. Denn die Einkaſſirungen und Auszahlungen für Rechnung der Staatskaſſe laſſen ſich ſo leicht in die eigenen Kaſſengeſchäfte der Bank einſchieben, daß deren Verwaltungskoſten nicht weſentlich vermehrt, der Mehrbetrag jedenfalls reichlich durch die Vortheile aufgewogen werden, welche die Bank von der Stärkung ihres Kaſſenbeſtandes durch die Regierungs-Depoſiten genießt. Der allgemeinen Volkswirthſchaft entſteht daraus der Nutzen, daß die ohne dieſe Einrichtung oft bis zu großen Summen lange Zeit müſſig in den Staatskaſſen lagernden Gelder der Circulation früher als jetzt zurückgegeben werden, und daß ſonach der Geldumlauf befruchtender auf die Produktion wirkt.

Dieſe Einrichtung iſt daher gleichzeitig ein weiterer Beleg für die Zweckmäßigkeit der Centraliſation der Notenbank-Einrichtung.

Vertheilung des Reingewinnes.

Wir müſſen noch einen Blick auf die Verwendung des Reingewinnes der Zettel-Banken werfen. Bis vor Kurzem war es der Brauch, daß der Reingewinn der Zettelbanken nur an die Eigenthümer derſelben bezw. des Stammkapitales vertheilt wurde.

Zwar war mit größerer oder geringerer theoretiſcher Klarheit in den maßgebenden Kreiſen die Ueberzeugung verbreitet, daß die umlaufenden ungedeckten Noten einen unverzinslichen Vorſchuß des Publikums an die Emiſſionsbank repräſentiren und daß die betreffende Bank dem Publikum bezw. dem dasſelbe repräſentirenden Staate eine Gegenleiſtung für dieſen Dienſt ſchuldig ſei. Die großen Banken hatten indeſſen dieſe Gegenleiſtung in der Regel bereits in Geſtalt eines verzinslichen oder unverzinslichen Darlehens an den Staat vollzogen. So betragen die Darlehen der Bank von England an den Staat 11 Millionen Pf. Sterling, die der Bank von Frankreich außer dem vorübergehenden Vorſchuß in Folge des Krieges, welcher gegenwärtig noch 827 Millionen Franken beträgt, 182½ Millionen, die der öſterreichiſchen Nationalbank 80 Millionen Gulden. Erſt in den Statuten der belgiſchen Nationalbank wurde prinzipiell die Verpflichtung dieſer Anſtalt ausgeſprochen, einen Theil ihres Reingewinnes in die Staatskaſſe abzuführen. Der Staat erhält allen Reingewinn, welcher aus dem Zinsſatz über 5 Prozent entſpringt.

*) Die belgiſche Nationalbank erſpart dem Staate durch dieſen Dienſt jährlich 270,000 Fr.

er erhält ferner ½ Prozent derjenigen Zinsen, welche aus der Summe gewonnen werden, um die der durchschnittliche Notenumlauf 275 Millionen Franken übersteigt und endlich erhält er überdieß ein Viertel des Ueberschusses des Reingewinnes über sechs Prozent. Einen noch größeren Nutzen hat der preußische Staat aus der preußischen Bank gezogen, indem er der Miteigenthümer war. Der Antheil der Aktionäre am Stammkapital betrug zuletzt 20 Millionen Thaler, der des Staates 2 Millionen. Der Staat bezog außer einigen anderen Vortheilen die Hälfte des Reingewinnes, welcher letztere in dem ausnahmsweise günstigen Jahre 1873 gegen 7 Millionen Thaler betrug, so daß die Aktionäre aus der Hälfte desselben immer noch eine Dividende von 20 Prozent erhielten. Auch in gewöhnlichen Jahren erreichte die Dividende 10 bis 12 Prozent. Die Dividende der Aktionäre der Bank von England in dem ungewöhnlich schlechten Betriebsjahre 1874 betrug 9 Prozent. Die Bank von Frankreich vertheilte für das Jahr 1873 an ihre Aktionäre gar den enormen Gewinnantheil von 36 Prozent. Unter solchen Umständen finden wir es vollkommen in der Ordnung, daß in dem deutschen Reichsbankgesetze bestimmt wurde, daß die ganz auf Aktienkapital begründete Reichsbank doch den Ueberschuß ihres Reingewinnes über 4½ Prozent Zinses des Grundkapitals nach Dotirung des Reservefonds mit 20 Prozent des übrigbleibenden Reingewinns, den Rest zuerst zur Hälfte und sobald die Gesammtdividende der Aktionäre 8 Prozent übersteigt, zu drei Viertheilen an die Reichskasse abführen muß.

Durch einen solchen prinzipiell berechtigten Gewinnantheil des Staates werden die ausnahmsweisen Vortheile, welche eine Zettelbank durch die unverzinslichen Vorschüsse des Publikums genießt, annähernd aufgewogen. Es kann diese Einrichtung daher nur als eine vollkommen zweckmäßige anerkannt werden.

Ein Schreiben des Herrn Ministers v. Mittnacht an die Redaction.

Stuttgart, 20. April 1875.

In Nr. 13 der Grenzboten findet sich eine Correspondenz „Aus Schwaben", welche unter Anderm auch meine Person erwähnt und die mich zu folgender Berichtigung, um deren Aufnahme ich Sie ersuche, veranlaßt.

Ihr Correspondent sagt, ich habe „seiner Zeit" auf einer „Katholikenversammlung" einen Toast ausgebracht „auf den bedrängten Greis im Vatikan". Es verhält sich damit folgendermaßen. Die Zeit, auf die sehr viel ankommt, war der 13. September 1871, vor Ausbruch des Deutsch-Römischen Conflikts. Die Katholikenversammlung war ein zu Ehren des Landesbischofs, der in

Stuttgart gefirmt hatte, auf dem oberen Museum daselbst stattgehabtes Mittagessen, an dem ich, nachdem zwei meiner Kinder gefirmt worden, theilzunehmen für passend fand. Als ich im Speisesaal erschien, wurde mir ein Platz zur Rechten des Herrn Bischofs angewiesen und mitgetheilt, daß drei Toaste ausgebracht werden sollen: der erste von dem Vertreter des katholischen Kirchenraths auf den Bischof, der zweite vom Bischof auf Seine Majestät den König, der dritte auf den Papst; diesen letzteren auszubringen wurde ich ersucht. Ich sprach den Wunsch aus, keinen Toast ausbringen zu dürfen und bezeichnete als geeignet dazu zwei anwesende Landtagsabgeordnete. Da indeß diese Herren Umstände machten, brachte ich den dritten Toast aus. Das „Deutsche Volksblatt" hat darüber in seiner Nummer vom 15. September 1871 Folgendes berichtet: „Der Herr Minister v. M. toastirte auf S. Hlgkt. Papst Pius IX., der während seiner Regierung schon vieles und schweres erfahren, aber nicht müde werde in seinem heiligen Amt, an dessen Tugenden Niemand zweifle." — Gelegentlich bemerke ich, daß, wie öffentliche Blätter mittheilten, geraume Zeit später in Bayern der Minister v. Lutz auf den Papst einen officiellen Toast auszubringen gleichfalls keinen Anstand genommen hat.

Die Behauptung der Correspondenz, ich habe das Einführungsgesetz zum Reichsgesetz über die Civilehe dem Bischof zur Cognition und Genehmigung vorgelegt, ist durchaus unwahr. Von mir wurde der Gesetzentwurf nur den mitbetheiligten Ministerien des Innern und des Kirchen- und Schulwesens mitgetheilt.

Ob mich, wie Ihr Correspondent sagt, „alle Katholiken" zu den Stützen ihrer Partei rechnen, weiß ich nicht; ich kenne insbesondere die klerikale Presse zu wenig. Von der Bonner „Deutschen Reichszeitung", die nach der Behauptung Ihres Correspondenten mich als einen Ultramontanen reklamirt und ihren katholischen Lesern im Gegensatz zu den Bayrischen Ministern Fäustle und Lutz als gut „römisch katholischen" Mann vorgestellt, auch mit siegestrunkener Freude auf die Zustände im Departement des Auswärtigen hingewiesen haben soll, habe ich mir mit vieler Mühe die in der „Neuen Frankfurter Presse", welche Ihre Correspondenz in condensirter Form vorausbrachte, citirte Nummer 111 vom 23. April 1874 verschafft.

Sie enthält folgende Stelle: „Ein in Berlin bei Kortkampf erschienener Almanach giebt Notizen über das religiöse Glaubensbekenntniß auch in Betreff der Mitglieder des Bundesraths. Von den Württembergischen sind zwei katholisch, der Staatsminister von M. und der Gesandte in Berlin, Freiherr v. Spitzemberg; ersterer bezeichnete sich sogar als römisch-katholisch, eine Bezeichnung, die wohl gleichbedeutend zu nehmen ist mit ultramontan."

Ueber diesen Schluß habe ich kein Wort zu verlieren, bemerke indessen, daß das von Kortkampf mir zugeschickte und von mir ausgefüllte Formular die Ausdrücke enthält: „Religion: Evangelisch, Reformirt, Römischkatholisch, Altkatholisch, Israelit."

Von den Zuständen im auswärtigen Ministerium enthält die angeführte Nummer der Reichszeitung nichts. Es ist übrigens richtig, daß von vier Württembergischen Gesandten zwei Katholiken und daß von dem Personal des Ministeriums ein Ministerialassessor, der zugleich Kanzleidirektor, und ein Expeditor katholisch sind. Ebenso gewiß aber, wenn auch von Ihrem Correspondenten nicht mittheilenswerth erachtet, ist, daß ich bei Uebernahme des Ministeriums im August 1873 diese 4 Beamten auf ihren dermaligen Stellen vorgefunden habe. Nur eine von Ihrem Correspondenten gleichfalls ignorirte

Aenderung habe ich veranlaßt. Von 2 vortragenden Räthen ist der katholische aus dem Ministerium ausgeschieden, der protestantische geblieben und zum Ministerial-Direktor befördert worden. Daß der Ministerial-Direktor und nicht, wie Ihr Correspondent meint, der Kanziei-Direktor der dem Minister nächststehende Beamte ist, versteht sich von selbst.

Mit vollkommener Hochachtung

Mittnacht.

Literatur.

Was ist studentische Reform? Ein Wort an die deutsche Studentenschaft von C. F. Herfurth. Jena, E. Fromman 1875. — „Ich habe noch nie einen so aitklugen Fuchs gesehen," sagte einst vertraulich einer der bekanntesten Historiker unsrer Zeit von dem Sprecher, der ihm im Namen der Studentenschaft eine begeisterte Rede gehaiten hatte. In fünf Minuten hatte der jugendliche Weise über die höchsten Interessen der Menschheit, seiner Hochschuie, die Verdienste des obbemeldeten Professors insbesondere und noch einiges Andere mit ebenso großer Zuversicht als Unbefangenheit gesprochen. Kaum mit anderem Urtheil wird man sich von dieser Broschüre von 70 Seiten nebst Vorrede von 4 Seiten trennen können, welche der studentischen Reform-Verbindung zu Jena „in aiter Treue" vom Verfasser gewidmet sind. Zum Auswendiglernen für Commersreden mag dieser Phrasenschwall in diesen Kreisen von einigem Werth sein. Ein nüchterner kritischer Kopf wird ihn absolut unverdaulich und werthlos finden. Wenn Jemand heute im deutschen Reiche die Frage aufwirft: was ist studentische Reform? so giebt es nur eine Antwort darauf: Die Begründung und Vollendung nationaler Charakterbiidung unter den Studirenden. Das Mittel zu diesem Zwecke kann aber nur sein die Belehrung der Studirenden über die Vergangenheit, die Gegenwart und die Aufgaben der Zukunft unseres Volkes. Dadurch allein ist feste reichstreue Gesinnung und patriotische Thatkraft im künftigen praktischen Leben zu erzieien. Diese Art von Charakterbiidung weist der Verfasser weit von sich. Er häit unter Umständen seine Vereinigung auch Uitramontanen und andern Reichsfeinden offen! Ein soicher Reformer denkt zweifelios zu naiv, um für einen Mann und namentlich für einen deutschen Mann gehalten werden zu können.

Druckfehlerberichtigung.

Im Artikel: „Die Stellung der Privatdocenten" muß es auf der ersten Seite, Z. 6 v. o. heißen: Einrichtung in ihrem statt: Richtung.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 19.

Ausgegeben am 7. Mai 1875.

Inhalt:

	Seite
Oddfellowship.	201
Zur Reform unserer öffentlichen Bibliotheken. J. E. Steffenhagen.	219
Aus Schwaben.	224
Briefe aus der Kaiserstadt. χ. χ.	226
Vom preußischen Landtag. C—r.	230
Literatur — (Rudolph Genée's „Poetische Abende." — Novellen von Conrad Telmann.)	230

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Oddfellowship.

Durch Zufall, meinen guten Freund, gerieth mir dieser Tage die Nummer eines Blattes in die Hand, welches sich „Herz und Hand“ nannte und sich unter diesem Titel als „Officielles Organ für die Interessen des Unabhängigen Ordens der Odd Fellows“ bezeichnete. Es war „Berlin, den 15. April“ datirt und hatte nach einer Notiz oben in der linken Ecke bereits den vierten Jahrgang erlebt. Im Uebrigen war es für mich ein Buch mit sieben Siegeln, Hieroglyphe, Keilschrift, obwohl in der Sprache meiner Mutter geschrieben und mit bekannten lateinischen Lettern gedruckt, ungefähr denselben Lettern, die uns auf der Schule den Genuß des „Goldnen Esels“ von Apulejus vermittelten. Da ich nun ein Liebhaber geheimer Dinge bin, mich gern mit Aufhellung von Dunkelheiten befasse und gerade nichts Besseres zu thun wußte, so beschloß ich, mich an die Enträthselung der Sache zu machen und das Ergebniß meiner Arbeit, wenn es sich der Mühe verlohnte, den Lesern der „Grünen Blätter“ mitzutheilen.

Die Entzifferung gelang nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten. Ob das Ergebniß die Mühe bezahlte, möge löbliche Redaction bestimmen. Mir scheint es fast so. Jedenfalls werden die Leser eine vergnügte Stunde davon haben.

Zunächst ohne andere Hülfsmittel, mußte ich mich bei der Lüftung des Schleiers an das Blatt selbst halten. Ich wendete es um und um, fand aber anfangs nur Räthsel und wieder Räthsel. Ueber dem Titel sah mich ein strahlenumgebnes Auge an, von dem ich nicht recht wußte, ob es mir wohl wollte, oder ob es verdrießlich über den neugierigen Eindringling in die Region war, die unter ihm dämmerte. Selbst wohlwollender Natur, nahm ich an, es sei auch von dieser Gesinnung, und siehe, jetzt lächelte das Auge. Das war ermuthigend, und ich stieg getrost weiter in die Tiefe. Unter dem Auge standen, durch Kettenglieder mit einander verbunden, die Buchstaben J. O. O. F. Unter diesen wieder befand sich eine Hand, welche dem Leser ihre innere Fläche zukehrte, die fünf Finger nach oben streckte und dem Strahlenauge eine Zwiebel oder ein Herz darzubieten schien. Da das Auge nicht weinte, was in solcher Nähe einer Zwiebel der Fall zu sein pflegt, sondern zu lächeln fortfuhr, so mußte es ein Herz sein sollen. Noch weiter unten fand sich, während

die Buchstaben und die Hand mit dem Herzen vorerst dunkel blieben, in jenen Worten „Officielles Organ für die Interessen des Unabhängigen Ordens der Odd Fellows" mehr Licht. Doch ließ dasselbe immer noch Raum zu allerlei Vermuthungen, die sich in der Folge nicht bestätigten.

Ein Orden? Ein unabhängiger Orden? Odd Fellows? Fangen wir, sagte ich mir, die Entzifferung von hinten an. Odd Fellows heißt: Seltsame Kameraden — wunderliche Käuze — unter Umständen auch närrische Kerle. Von wem werden Leute, die sich so nennen, zunächst und vor Allem unabhängig sein wollen? fragte ich mich. Doch wohl von der gesunden Vernunft, antwortete es, und jetzt meinte ich den Charakter des Ordens heraus zu haben. Er wurde offenbar von dem Prinzen verliehen, der in Cöln und Leipzig während des Carnevals regiert, er war eine Genossenschaft lustiger Narren, Spaßvögel und Hanswürste.

Aber fehl geschossen. Schon der Umstand, daß das Blatt nicht aus der Faschingswoche und auch nicht vom ersten April, diesem letzten Tag im Jahre, wo sich die Narren tummeln, stammte, sondern vom fünfzehnten datirt war, mußte den Vorsichtigen in der Meinung irre machen, daß er sich mit jener Deutung auf der richtigen Fährte befinde, und die weitere Besichtigung meiner Hieroglyphen ergab denn auch, daß die Odd Fellows eine Gesellschaft waren, die wenigstens für ernsthaft gehalten sein wollte.

Ich begegnete unter diesen Hieroglyphen zunächst einer „officiellen Bekanntmachung aus dem Bureau des Groß-Sire Hochw. Gr. L. D. R., die an die Würd. O. M., respect. Haupt-Patr., Beamten und Brüder sämmtlicher Untergeb. Körperschaften innerhalb der Jurisdiction der Großloge des Deutschen Reichs J. O. O. F." gerichtet war und zur Unterstützung der durch Heuschreckenplage geschädigten Brüder im Staate Kansas aufforderte. Das war vielleicht in seiner Form ein wenig närrisch, seinem Inhalt nach aber gewiß recht vernünftig. Und das Letztere galt von dem Spruche, der dem beigedruckten großen Siegel als Umschrift diente und folgendermaßen lautete: „Wir gebieten Euch, die Kranken zu besuchen, den Bedrängten zu helfen, die Todten zu bestatten und die Waisen zu erziehen." Räthselhaft und ein wenig närrisch schienen auf den ersten Blick wieder die Embleme des Siegels: ein Frauenzimmer, das sich mit dem linken Arm auf einen Schild mit dem deutschen Reichsadler lehnte und mit der rechten Hand ein blankes Schwert in einen Bienenkorb stieß, und über dem von einem Auge und drei Sternen herab ein Vogel mit ausgebreiteten Fittigen auf ein Ding sich senkte, das einer in der Luft schwebenden doppelten Bretzel glich. Eine Unterschrift gab indeß Auskunft, daß die Dame mit dem Wappen und dem Bienenkorbe die Großloge des Deutschen Reiches der oder des U. O. S. B. (J. O. O. F) war. Der Vogel war bei näherem Zusehen der Adler der Vereinigten Staaten,

die Bretzel eine Kette, und um die Leſer nicht zu lange in peinlichem Halblicht zu laſſen, gebe ich hier gleich auch die Löſung des Rebus, der in den zuletzt angeführten Buchſtaben lag. Sie bedeuten, wie ich ſpäter entdeckte: „Unabhängiger Orden der Sonderbaren Brüder (Independent Order of Odd Fellows)."

Damit war mir immer noch nicht viel geholfen. Indeß war es doch etwas, und der fernere Inhalt des Blattes half weiter. Ich erſah daraus, daß der Orden am 25. April ſein ſechsundfünfzigjähriges Stiftungsfeſt feierte, und daß er ſehr verbreitet war; denn:

„Eine Million Menſchen in drei Welttheilen rüſtet ſich, dieſen Tag in würdiger Feſtesfreude zu begehen, an welchem der Grundſtein zu jenem erhabenen Tempel gelegt wurde, auf deſſen Altären die hehren Flammen wahrer reiner Menſchenliebe genährt werden. Eine feierliche Stimmung bemächtigt ſich beim Herannahen dieſes Tages eines jeden Mitgliedes des Ordens, und höher ſchwillt ihm die Bruſt in dem Bewußtſein, ein Glied in jener Kette zu ſein, welche einſt alle Völker der Erde durch die Grundſätze des Wohlwollens in Freundſchaft, Liebe und Wahrheit vereinigen wird. Höher müſſen ſeine Empfindungen, ſein Selbſtvertrauen und dadurch ſeine Fähigkeiten und Kräfte ſteigen bei dem Gedanken, daß es keine Inſtitution auf der weiten Erde giebt, die ſo dem Cultur-Fortſchritt huldigt, ja die dieſen ſelbſt herbeiführt."

So las ich, ſtaunte und ſchämte mich, eine ſolche Vereinigung auch nur einen Augenblick für frivole, profane Narren, gewiſſermaßen für Vettern der ſeligen Feuerrüpel-Brigade in Leipzig gehalten zu haben. Beſonders die letzten Worte, „daß es keine Inſtitution auf der weiten Erde giebt" u. ſ. w. imponirten mir, zumal ſie groß gedruckt waren. Auch die „Million Menſchen in drei Welttheilen" wirkte mächtig. Gut und ſchön klang endlich das vom „erhabnen Tempel" und den „hehren Flammen". Nach der Scham gewann auch in mir „feierliche Stimmung" die Oberhand, dieſe gipfelte in Verzückung, und in dieſer wieder hatte ich eine Viſion, in der ich nichts als ſchwellende Brüſte ſah. Der Saulus war zum Paulus geworden.

Nach einiger Zeit erwacht, las ich den zweiten Aufſatz, eine kleine Abhandlung über die Selbſtſucht, die ſo tiefſinnig über allerdings ſchon einigermaßen bekannte Dinge ſprach, daß ich, an gewöhnliche Logik und landläufige Pſychologie und Ethik gewöhnt, bisweilen den Sinn nicht zu ergründen vermochte und mit Mühe der Verſuchung mich erwehrte, in die alte Sünde zurückzufallen und Odd Fellows von Neuem mit „Närriſche Kerle" zu überſetzen. Eine Probe wird mich entſchuldigen.

„Gar vielen Menſchen", ſo lehrt uns der Verfaſſer gegen den Schluß hin, „iſt der Hang zur Leidenſchaft ſowie der Drang zur Selbſtſucht angeboren; die Natur hat ſie dafür mit Edelſinn ſtiefmütterlich ausgeſtattet; ihnen

liegt die Gefahr beſonders nahe, in ihrer Selbſtliebe auszuarten und ſchonungslos gegen andere zu handeln; um ſo mehr müſſen ſich ſolche Naturen des Edelſinns befleißigen, ſelbſt wenn ihr Gefühl fern vom Wohlthun, fern von Liebe bleibt, mögen ſie ſich wenn auch nur mechaniſch daran gewöhnen, Menſchenpflichten den Nächſten gegenüber zu üben. Dieſe mechaniſche Uebung wird immer noch beſſer ſein als gar keine und wird vor gänzlicher Erſtarrung in kaltem Egoismus ſchützen, ja ſogar oft einen Rückſchlag auf das Herz machen und, wenn nicht mehr, wenigſtens einen Himmel voller Seligkeit, der im Herzen wohnen könnte, ahnen laſſen. Unſer geliebter Orden aber bietet in ſeinen Logen einem jeden Bruder die Stätte und die Gelegenheit, ſein Herz im Gutesthun, im Edelſinn zu üben" u. ſ. w.

Wenn es dießmal ein anderes Erſtaunen war, als das, welches ſich meiner beim Durchleſen des erſten Artikels bemächtigt hatte, ſo erholte ich mich auch davon genügend, um das Blatt weiter ſtudiren zu können. Ich begegnete Logen-Nachrichten, aus denen hervorging, daß der Orden in Berlin mehrere Logen hatte, daß Dresden, Mannheim und Ulm ebenfalls mit ſolchen Inſtituten geſegnet waren, daß manche Brüder titelſüchtig ſein müſſen und ſich ſelbſt auf Briefadreſſen gern die Ehre ihrer Würde im Orden geben laſſen und daß die Odd Fellows ſich in Berlin bei Gelegenheit eines Tempelbaus gezankt haben und jetzt denunciren, wobei ich mich fragte, ob dieß vielleicht in Erinnerung an obigen „erhabenen Tempel" geſchehen ſei, „auf deſſen Altären die hehren Flammen wahrer reiner Menſchenliebe genährt werden." Ferner fand ich eine Mittheilung, nach welcher man den Orden in Oeſterreich nicht haben zu wollen ſcheint, einen Ausfall auf die „Gartenlaube", die den Odd Fellows durch einen Artikel nicht gerecht geworden ſein ſollte, den ſchadenfrohen Abdruck eines Aufſatzes in der „Bauhütte", der den Freimaurern der Großloge „Zu den drei Weltkugeln" den Text laß, weil ſie keine Juden unter ſich dulden mögen, und ſie dafür mit dem Titel „Maureriſche Dunkelmänner" züchtigte, eine Darſtellung des Rituals der Patriotic Odd Fellows, aus dem ich zum Schluß einen Auszug geben werde, verſchiedene Notizen über Reiſen des „Ex-Groß Sire F. S. Oſtheim" und des „hochwürdigſten Groß-Sire Br. Bernheim", Logengründungen, Ordenszeitſchriften u. dgl. und zum Schluß eine Tabelle, welche die regelmäßigen Sitzungen ſämmtlicher dermalen in Deutſchland und der Schweiz beſtehenden Odd Fellowlogen enthielt.

Ich hatte jetzt genug Material, um im Großen und Ganzen zu wiſſen, was der Kern meines Geheimniſſes war. Die Odd Fellows — ſo ſagte ich mir etwas verſtimmt — ſind ein Abklatſch der Freimaurerei mit einigen Veränderungen, Weglaſſungen und Zuthaten, die aber keine Verbeſſerung einzuſchließen ſcheinen. Ich hätte vielleicht weitere Erkundigungen unterlaſſen können. Indeß, wißbegierig, wie ich nun einmal in ſolchen Dingen bin, war

ich gerade im Zuge, und ſo mußte ich möglichſt viel von meinen wunderlichen Freunden erfahren, ſelbſt auf die jetzt freilich große Gefahr hin, nichts Geſcheidtes an ihnen zu finden. Zudem verbot die Gewiſſenhaftigkeit ein vorſchnelles Urtheil über eine Geſellſchaft von dem Selbſtgefühl, wie es ſich in dem Aufſatz über das Stiftungsfeſt des Ordens geäußert hatte, und, ſo zwiſchen Abneigung und Antrieb ſchwankend, ſteckte ich, wie ich das bei ſolchen Gelegenheiten zu halten pflege, meinen Federhalter aufs Gerathewohl in die Bibel und beſchloß, zu thun, was der Vers rathen würde, auf den die Spitze wieſe. Ich hatte das Buch Jeſus Sirach getroffen, und die Spitze des Federhalters wies auf die Stelle im 9. Kapitel: „Erlerne mit allem Fleiß deinen Nächſten, und wo du Rath bedarfſt, ſo ſuch's bei weiſen Leuten." Infolge dieſes Orakelſpruchs ſuchte ich mit allem Fleiß weiter, fand in Herrn Siegbert Pniower's Schrift „Der Odd Fellow, ein Verwandter des Freimaurers"*) einen Mann, der in Beziehung auf meinen Zweck entſchieden zu den weiſen Leuten gehören mußte, da er ſeinem Opus das lobende Zeugniß eines hochwürdigen Großmeiſters vordrucken zu dürfen die Ehre hatte, und meine nun, nach Verdauung dieſer Mittheilungen, meinen Nächſten, ſoweit er auf den Namen Odd Fellow hört, hinreichend „erlernt" zu haben.

Näher bei Lichte betrachtet, war zwar Herr Pniower nicht ſo recht eigentlich, was die profane Welt unter einem Weiſen verſteht. Er urtheilte bisweilen mehr mit Eifer, als mit Verſtand, er leiſtete Ungewöhnliches im Fache der unhiſtoriſchen Behauptungen, er verquickte die Auszüge aus Grosh' „Verbeſſertem Handbuch," aus denen die Eſſenz ſeines Werkchens in der Hauptſache beſteht, mit allerhand polemiſchen Excurſen, die meiſt ſchwächlich, oft platt waren. Er ſtand mit der Logik und Grammatik nicht auf dem freundſchaftlichen Fuße, auf dem ein Hiſtoriker des Ordens, der drei Welttheile umſpannt, mit dieſen Damen doch am Ende ſtehen ſollte, er war, um es kurz zu ſagen, im eminenten Sinne ein — Odd Fellow. Aber mit einiger Vorſicht war er zu brauchen. Man macht's mit dieſer Gattung weiſer Leute wie die Schlange mit dem aus Gold und andrer Zuthat zuſammengefloſſenen König im Goetheſchen Märchen, gewinnt das Gold und läßt den übrigen Kram auf ſich beruhen, unbekümmert darum, ob er dann zuſammenfällt und einen unerfreulichen Anblick bietet.

Die Odd Fellows des Deutſchen Reichs überſetzen ihren Namen, wie wir ſahen, mit „Sonderbare Brüder". Ich glaube, bei meinen „Närriſchen Kerlen" ſtehen bleiben zu dürfen, womit ich natürlich die harmloſe Bedeutung im Auge habe, welche dieſe Wortverbindung im deutſchen Volksmunde hat, wie Odd Fellows im engliſchen. Dieſer wird ſie kopfſchüttelnd ſo getauft, die

*) Spandau, Verlag von Carl Jürgens, 1874.

Brüderſchaft wird den Namen adoptirt haben, vielleicht wie, um Ernſtes mit Komiſchem zu vergleichen, die Geuſen den ihnen von den Gegnern angehangenen, vielleicht auch in lachender Selbſterkenntniß, und wenn die Leſer mit dieſem Bericht zu Ende ſind, werden ſie vermuthlich jenem Volksmund der profanen Welt Englands Recht geben und meine Uebertragung, auch wenn es ihr ein klein wenig an Höflichkeit gebrechen ſollte, ſich aneignen. Und zwar mit einem Ausrufungszeichen, was dann ſo ausſehen würde: „Närriſche Kerle!“

Ueber die Entſtehung und die Urgeſchichte der Odd Fellowſhip iſt man, wie über die Anfänge der meiſten Geheimbünde, noch nicht völlig im Klaren. Die Brüder ſelbſt ſcheinen eine Zeit lang den Urſprung ihres Ordens in das höchſte Alterthum verlegt zu haben, und die engliſchen Logen huldigen dieſer Meinung zum Theil wohl noch heute. Sehr anſpruchsvolle und ſehr gründliche Geiſter unter ihnen lebten der Ueberzeugung, daß niemand Geringeres oder Jüngeres ihr Stifter geweſen als Vater Adam, wobei ſie nur darüber noch im Zweifel geweſen ſein ſollen, ob die Stiftung vor oder nach dem Apfelbiß ſtattgefunden habe. Beſcheidenere, aber immer noch recht gründliche Seelen ſuchten die Wurzeln ihrer Geſellſchaft unter den Juden, die ihre Harfen an die Weiden bei den Waſſern von Babylon hingen, und fanden ſie auch, wie das zu gehen pflegt, wenn man etwas finden will und Augen für eine Sache hat. Noch Anſpruchsloſere waren zufrieden, zu wiſſen, daß der Orden der „Närriſchen Kerle“ im Jahre 65 n. Chr. unter den Soldaten einer chriſtlichen Legion entſtanden, daß er zweiunddreißig Jahre nachher vom Kaiſer Titus durch Verleihung einer goldnen Tafel mit allerhand Symbolen anerkannt, und daß er kurze Zeit darauf nach Britannien verpflanzt worden ſei.

Hier hätten wir wenigſtens beſtimmte Zahlen. Auch der chriſtliche Urſprung gefällt mir ganz wohl und die goldne Tafel nicht minder. Gleichwohl muß ich Bedenken tragen, mich dieſer Anſicht anzuſchließen, und zwar vorzüglich deshalb, weil, wie Herr Pniower uns nach Grosh berichtet, die Oberbehörde des Hauptzweiges der Odd Fellows ſelbſt nichts mehr von ihr wiſſen will. Die Großloge des Ordens für die Vereinigten Staaten nämlich hat ſowohl die Adamsmythe, für die vielleicht die Feigenblätterſchürze*) anzuführen war, als die Lehre von der Gründung der Geſellſchaft durch trauernde Juden Babels, für welche der Umſtand, daß die Odd Fellows auch Israeliten ihre Pforten öffnen, ſprechen konnte, und gleichermaßen die Legionstheorie mit dem goldnen Patent des Kaiſers Titus „nach wiederholten Aufforderungen zu urkundlichen Beweiſen als unbegründet und gänzlich ungereimt verworfen“.

*) 1. Buch Moſe, 3. Cap. 7. Vers: „Da wurden ihrer beider Augen aufgethan und wurden gewahr, daß ſie nackend waren und flochten Feigenblätter zuſammen und machten ihnen Schürze.“ Auch den Odd Fellows werden bei der Aufnahme die Augen aufgethan, und ſie bekommen einen Schurz.

Wiederholte Aufforderungen — das klingt gewiſſenhaft. Urkundliche Beweiſe — es geht nichts über die Gründlichkeit. Gänzlich ungereimt — wie entſchieden, wie ſtreng, faſt hart gegen den Irrthum von Freunden! Das erfreut, und beinahe möchte ich noch einmal für einen Augenblick bereuen, die Herren „Närriſche Kerle" genannt zu haben, und lieber ſagen: „Sonderbare Brüder!"

Roma locuta est, und ſo begeben wir uns — zögernd; denn die Mythe iſt poetiſcher als die Geſchichte — gehorſam auf das Gebiet der Thatſachen.

Auch hier iſt es anfangs noch dunkel genug um unſere Quellen herum. Nach Pniower-Grosh werden Odd Fellows zuerſt von de Foe, dem Verfaſſer des Robinſon Cruſoe, erwähnt, und der Orden könnte ſomit ſchon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts beſtanden haben. Einen ſicherern Anhalt finden wir in dem „Gentlemans Magazine" für 1745, wo von der Loge der Odd Fellows als von einem Orte die Rede iſt, an dem man ſich recht gemüthlich befinde. Noch beſtimmter weiſt auf das Vorhandenſein einer Odd Fellow-Loge der Umſtand hin, daß der Dichter Montgommery 1788 für eine Geſellſchaft in London ein Lied ſchrieb, welches in ſeinen Anfangsworten das Motto: „Truth, Friendship, Love" enthielt, das noch jetzt die Parole des Ordens in England und Amerika bildet.

Die Mitglieder des Ordens gehörten damals den unteren Volksſchichten an: ſie waren Arbeiter und kleine Handwerker. Zweck ihrer Vereinigung war, wie es ſcheint, im Weſentlichen gegenſeitige Unterſtützung, namentlich in Krankheiten, bei Begräbniſſen und bei der Verſorgung von Wittwen und Waiſen, und dieſen Zweck verfolgten ſie, gleich der einige Zeit vorher aus den Ausläufern mittelalterlicher Bauhütten hervorgegangenen Freimaurerei, im Geheimen und unter gewiſſen Ceremonien, die eine Umbildung des maſoniſchen Rituals waren. Dazwiſchen oder erſt am Schluſſe — nach Herrn Pniower iſt das zweifelhaft — wurde tapfer getrunken. Politiſche Tendenzen ſcheinen die alten Brüder nicht gehabt zu haben, während die Freimaurer damals allerdings die Politik in ihrem Bereiche duldeten, wenn es auch ein Irrthum wäre, mit Herrn Pniower zu meinen, daß „der geniale, ſchlaue Cromwell, um ſeine ſelbſtiſchen Zwecke damit zu fördern, dem Orden der Freimaurer ſeine jetzige Geſtalt gegeben" habe, der letztere vielmehr in jener Zeit der jacobitiſchen Verſchwörung diente.

Die Odd Fellows des achtzehnten Jahrhunderts waren alſo eine Geſellſchaft zu wechſelſeitiger Hülfe bei Unglücksfällen, die bei geſchloſſenen Thüren tagte, ſich dabei mit einigem phantaſtiſchen Brimborium und hochtönenden Titeln wohlthat und — last, but not least — die Feierlichkeit der Loge mit dem würzte, was wir heutzutage eine „feſte Kneiperei" zu nennen pflegen.

Scharfes Zechen scheint zuletzt die Hauptsache gewesen und ordentlichen Leuten und Hausvätern — ich vermuthe, von wegen der Gardinenpredigten — zu arg geworden zu sein. „Die Nothwendigkeit einer Beseitigung der Mißbräuche, die sich eingeschlichen, stellte sich," wie meine Quelle sagt, „deutlich heraus, und bereits im Jahre 1809 versuchten einige erfahrene Männer, die „Sonderbare Brüderschaft" (wir bleiben wohl bei den „Närrischen Kerlen", zumal wir jetzt an ihren Zustand nach geschlossener Loge denken müssen) idealer zu gestalten." Das scheint Zeit und Mühe erfordert zu haben; denn erst „im Jahre 1813 fand in Manchester eine Versammlung statt, infolge deren sich zum Behuf einer Reform mehrere Logen von dem „United Order of Odd Fellows," dessen oberste Verwaltung ihren Sitz in London hatte, trennten und den „Independent Order of Odd Fellows" begründeten." Diese reformirten Odd Fellows breiteten sich rasch aus und waren in kurzer Zeit schon den beim alten Brauch verbliebenen an Zahl überlegen. Später müssen weitere Spaltungen stattgefunden haben, da die „Närrischen Kerle" Englands, wie weiter unten gezeigt werden soll, gegenwärtig in nicht weniger als neunzehn Secten oder Systeme zerfallen.

Mittlerweile war der Orden auch nach den Vereinigten Staaten verpflanzt worden. In Baltimore bestand bereits 1802 eine Loge desselben, und in der Folgezeit bildeten sich allenthalben in Nordamerika andere dadurch, daß, wo sich eine genügende Anzahl von Liebhabern der Sache fand, die nächste Loge ihnen einen „Freibrief" ertheilte, der ihre Vereinigung als gerechte und vollkommene Odd Fellow-Loge anerkannte und ihnen das Recht verlieh, ebenfalls Freibriefe der Art auszustellen. Rechten Zug aber und weite Verbreitung gewann der Orden hier erst, als Thomas Wildey sich der Sache mit Eifer annahm. Wildey, „der große Mann des Volkes, ein Mann, der das Handwerk eines Grobschmieds erlernt," bezeichnet einen Markstein in der Geschichte der Odd-Fellowship. Zunächst errichtete er am 26. April 1819 mit einigen Freunden zu Baltimore die Washington-Loge Nr. 1, die 1821 von der Großloge zu Manchester einen Freibrief erhielt. Dann entstand vorzüglich durch seine Mitwirkung aus dem Zusammentritt der von Baltimore aus gestifteten oder anerkannten amerikanischen Logen zu einer gemeinschaftlichen Oberbehörde die Großloge von Maryland. Endlich richtete er als „Groß-Sire" oder Präsident der letztern sein Augenmerk darauf, die getrennt wirkenden Odd Fellow-Logen in der Union mit den unter seinen Auspicien entstandenen zu vereinigen, ein Bestreben, das er nach seinem Rücktritte vom Amte des Groß-Sire als Reiseapostel bis an seinen Tod fortsetzte, und welches den Erfolg hatte, daß sich am 15. Januar 1825 aus den Logen von Maryland, Neuyork, Pennsylvanien und Massachusetts eine „Großloge der Vereinigten Staaten" constituirte, der allmälig sämmtliche Odd Fellow-Logen der Union sich unter-

warfen. In der Verwaltungszeit George Kayſer's, des dritten Groß-Sire der Amerikaner, der von 1835 bis 1837 regierte, begannen Verhandlungen mit der Oberbehörde der Mancheſterpartei der engliſchen Odd Fellows über ein gleichmäßiges Ritual, indem ſowohl die Engländer, als die Amerikaner das bisherige geändert und letztere dabei „viel von dem alten Text zurückgewieſen und manche Rohheiten in Ausdruck und Gedanken ausgemerzt hatten". Zugleich drang man amerikaniſcherſeits in England auf Abſchaffung der „Convivialitäten", d. h. der Gelage während der Logenzeit, die folglich nach dem Satze „Expellas furca, tamen usque recurret" auch unter den reformirten Odd Fellows Altenglands wieder eingeriſſen geweſen ſein müſſen. Dieſe Bemühungen waren erfolglos. Die Engländer wollten weder den Amerikanern bei Veränderungen des Rituals eine Stimme zugeſtehen, noch von ihren Convivialitäten laſſen, was beides von ihnen nicht hübſch war. Noch einmal verſuchte man ſie durch eine Deputation auf beſſere Gedanken zu bringen, aber wiederum vergeblich, „und ſo vollzog ſich denn 1842 der Bruch zwiſchen Mutter- und Tochter-Orden, indem die Großloge der Vereinigten Staaten die Verbindung mit der Mancheſter-Vereinigung einſtimmig aufhob und erklärte, daß Angeſichts der Thatſache, daß die Vereinigung die alten Landmarken verrückt, die Grundſätze verletzt, das Werk (ſoll heißen, das Ritual) des Ordens verändert und verſucht habe, in unſre verbrieften Rechte einzugreifen, die Großloge ſelbſt fortan die einzige Quelle und Vorrathskammer der Unabhängigen Sonderbaren Brüderſchaft auf Erden ſei." Die Sonderbaren Brüder führten alſo zum zweiten Mal in großem Style das Schauſpiel der Feindlichen Brüder auf.

Nach der Trennung von England wurde von der Großloge der Vereinigten Staaten 1844 das Ordensritual gänzlich umgeſtaltet, und zehn Jahre ſpäter gaben ſich die Amerikaner auch eine neue, auf volksthümlicherer Grundlage beruhende Verfaſſung.

Inzwiſchen war der Orden von Nordamerika nach Weſtindien, Auſtralien und nach den Sandwich-Inſeln verpflanzt worden. Der Bürgerkrieg that ihm keinen Eintrag, vielmehr bewährte ſich nach ihm ſeine Kraft, indem er ſich in der Lage ſah, den während jener blutigen Jahre zerſtörten und verarmten ſüdlichen Logen in ausgedehntem Maße zu helfen. „Als eine der größten Epochen für den Orden", meint Herr Pniower — „und für die ganze geſittete Welt", wird der Verfaſſer des oben citirten ſchwungvollen Artikels über das Stiftungsfeſt der Odd Fellows unzweifelhaft einſchalten — werden die ſpäteren Zeiten das Jahr 1870 bezeichnen, das Jahr, in welchem der Oddfellow-Orden durch den Ex-Groß-Sire Dr. Morſe nach Deutſchland verpflanzt wurde." In Preußen ſcheint das anfangs auf Schwierigkeiten geſtoßen zu ſein. Im Lande der Schwaben wird es weniger Mühe gekoſtet

haben; denn schon am 1. Dezember 1870 eröffnete „der genannte Apostel der deutschen Mission" in Stuttgart die Würtemberg-Loge Nr. 1, während die Constituirung der ersten preußischen — die zu Berlin besteht und den Namen Germania-Loge Nr. 1 trägt — erst am 2. (warum nicht am 1.?) April des nächsten Jahres erfolgte. Wir wissen nun auch die Hieroglyphe des amerikanischen Adlers über der Dame auf dem oben erwähnten Siegel zu deuten.

Jetzt zählt der Orden — oder vielmehr der durch Wildey geschaffene Zweig der Odd Fellows — innerhalb des deutschen Reiches bereits fast dreißig Logen und in der benachbarten Schweiz vier, in Amerika aber, wenn die Quellen, aus denen Herr Pniower schöpft, nicht im Lande der Uebertreibung entspringen, einige tausend mit mehr als einer halben Million Mitgliedern, einem Vermögen von etwa dreißig Millionen Thalern und einem jährlichen Einkommen von vier Millionen. Er ist außerdem über das britische Nordamerika, Westindien, Australien, Peru und die Sandwich-Inseln verbreitet, und es ist Hoffnung vorhanden, das Schisma, das 1842 zwischen diesem Zweig und der Manchester-Vereinigung entstand, rückgängig gemacht zu sehen.

Die letztere, englisch „Manchester Unity", ist die größte der britischen Odd Fellows-Gesellschaften. Sie hat circa 4000 Logen mit ungefähr 460,000 Mitgliedern, die über alle Erdtheile verbreitet sind, und besitzt einen fest angelegten Unterstützungsfonds von mehr als 30 Millionen Thalern, der sich mit etwa 700,000 Thalern jährlich verzinst. Dazu treten aber in England noch achtzehn andere Odd Fellow-Secten, von denen ich nur folgende anführe: „Improved Order of Odd Fellows", der eigentliche Urstamm aller Systeme, die sich seit 1813 abgezweigt haben, mit 142 Logen, von denen sich 44 mit etwa 8000 Mitgliedern in London befinden; „Grand United Order," der im Jahre 1871 1183 Logen mit 68,000 Mitgliedern vereinigte; „Ancient Imperial Order", dessen Großmeister jetzt der Earl of Scarborough ist, und der 1872 895 Logen und gegen 30,000 Mitglieder hatte; „Ancin et Noble Order" mit 370 Logen und ungefähr 23,000 Mitgliedern; „British United Odd Fellows", 1867 gegründet, mit 135 Logen und circa 8000 Mitgliedern. Die übrigen kleineren Vereine repräsentiren dazu noch eine Zahl von reichlich 200 Logen mit wenigstens 23,000 Mitgliedern, und so hätten wir denn — immer vorausgesetzt, daß mit den Nullen nicht gemogelt wird — allein im Reiche der Königin Victoria weit über eine halbe Million unsrer „Närrischen Kerle" und damit vielleicht eine Erklärung der Meinung der Engländer, daß sie „the most enlihgtened nation on earth" darstellen, eine Meinung, für die ich bisher ohne mich befriedigenden Erfolg nach guten Gründen gesucht habe.

In Deutschland wird es wohl noch eine Weile währen, ehe uns der

Segen so reichlich quillt. Indeß brauchen wir nicht zu verzagen. In der kurzen Zeit von vier Jahren haben sich circa zweitausend deutsche Reichsbürger um das Banner der Oddfellowship mit seinem erhabenen Fahnenspruche „Wahrheit, Freundschaft, Liebe" geschaart — man wird ordentlich angesteckt von dem Stil des Ordens, wenn man sich viel mit ihm beschäftigt — und von den meist großen Städten, in denen bei uns Logen existiren, stellt Berlin mit seinen 7 Logen zu jener Mitgliederzahl ein Contingent von reichlich einem Drittel, wobei die Angehörigen der beiden dort bestehenden „Lager" (s. u.) noch nicht einmal mitgerechnet zu sein scheinen. Nächst Berlin glänzen als besonders helle Sterne am Himmel der Odd Fellows Hannover und Stuttgart mit je drei Logen und einem Lager. Dann schließt sich Dresden mit zwei Logen und einem Lager an. Darauf folgt München, bis jetzt blos mit zwei Logen beglückt, und zuletzt kommen Braunschweig, Bremen, Cassel, Freiburg i. Br., Görlitz, Hildesheim, Leipzig*), Lychen in der Mark, Mannheim, Nürnberg und Ulm mit vorerst blos einer einzigen. Außerdem aber stehen Logengründungen in Aussicht zu Hamburg, zu Breslau, zu Spandau und zu Straßburg im Elsaß.

Erfreuliche Ursachen dieses raschen Wachsthums des Ordens in Deutschland und seiner weiten Verbreitung überhaupt aufzufinden, habe ich mich vergeblich bemüht. Das neue Oddfellowthum ist allem Anschein nach in seinen Zwecken das alte. Es trinkt nicht mehr so gewaltig wie jenes, sündigt aber dafür mehr in Rederausch und Phrasentaumel. Es hat sich ein anderes Ritual geschaffen, sodaß es jetzt in dieser Beziehung weniger wie eine schlechte Photographie der Maurerei aussieht als früher, ist damit aber nur schaler, prosaischer und wässeriger geworden. Es glaubt an die alten Fabeln nicht mehr, die den Ursprung der Gesellschaft in das Paradies, unter die Gefangenen Babels oder unter römische Soldaten verlegten, und das ist ein kleiner Fortschritt. Es will sich der „Humanität" befleißigen, soll heißen, der Wohlthätigkeit, aber diese Wohlthätigkeit bezieht sich, wenn wir den guten Leuten genauer auf die Finger sehen, lediglich auf die Angehörigen des Ordens, die zu Gegenleistungen verpflichtet sind, und so ist sie eben keine Wohlthätigkeit, sondern nur ein Wohlthatenaustausch, ein Geschäft ohne moralischen Charakter, während die Freimaurer in ihrem Sorgen auch für die Noth der profanen Welt wenigstens eine Seite ihrer Existenz aufzuweisen haben, welche diese Welt loben kann.

In diesen Dingen war also keine Erklärung der Anziehungskraft zu finden, welche die Odd Fellows auch auf die Deutschen ausüben. Das Geheim-

*) Die Leipziger Loge, erst vor Kurzem gegründet, da Pniower sie 1874 noch nicht anführt, nennt sich „Lipsia-Loge Nr. 3", hält ihre Versammlungen Ecke der Emilien- und Zeitzerstraße jeden Dienstag und hat zum Vorstand — O. M. — Herrn Carl Francke.

niß, welches die Brüder umgiebt, schien auch nicht allein die Ursache des verhältnißmäßig großen Zulaufs zu sein, da wir Freimaurerlogen genug haben, die das Bedürfniß mancher Menschen nach Mysterien befriedigen. Ferner waren es, wenn die Kreise der Brüderschaft sich rasch füllten, an sich auch die Titel und Würden nicht, welche eitler Strebsamkeit in den Logen und Lagern der „Närrischen Kerle" winken; denn auch dafür sorgte die Masonei je nach ihrem System, in drei bis drei und dreißig Graden. Der Firlefanz und Krimskrams der Symbole, der Schnickschnack und Hocuspocus der Ceremonien bei Aufnahmen und Beförderungen thaten es endlich wohl auch nicht, wenn die Tempel der Genossenschaft sich schnell mehrten; denn die Maurerwelt nahm sich in dieser Beziehung ursprünglicher, echter, inhaltreicher und würdiger aus.

Ich dachte dann, die Apostel des neuen Evangeliums würden rührige Werber sein, die, wie man zu sagen pflegt, „sich auf den Rummel verstünden." Ich dachte ferner daran, daß das Licht und jene Titel und Würden bei den Odd Fellows wohlfeiler zu haben sein möchten, als bei den Jüngern der „Königlichen Kunst". Ich erinnerte mich, daß diese ihre meisten Bauhütten den Juden verschließt, während die Jünger Wildey's dieses strebsame Element mit offnen Armen willkommen heißen und, wie man nach den Namen des ersten und des zweiten Groß-Sire der deutschen Odd Fellows vielleicht schließen darf, sogar zu ihrem Regenten erküren. Endlich aber ließ sich die Sache als Begräbnißkasse, als Sparbüchse, als Versicherungsanstalt für schlimme Tage auffassen, und bei diesen vier Lösungen des Räthsels gedenke ich zu verbleiben und mich nicht auf die Redensarten der Herren Groß und Pniower einzulassen, nach denen die Versicherungsanstalt „kaum ein Zehntheil der Absichten und Zwecke" der Odd Fellowship wäre, der Bund vielmehr darin seine Hauptberechtigung hätte, daß er „zur Verbesserung und Erhebung des menschlichen Charakters" beitragen wolle, daß er „eine Gesellschaft zur geistigen und moralischen Vervollkommnung" sei. Dazu ist die Kirche — meinethalben auch die Synagoge — die Wissenschaft, die Kunst, dazu ist vor allem der Staat geschaffen. Von jenen Redensarten aber sage ich für den Verständigen nichts Neues, wenn ich bemerke: man kennt dergleichen. Man weiß, wie spottbillig in allen Geheimbünden die Phrase von höheren Zwecken zu haben ist. Man weiß, daß es leeres Echauffement, hohle Salbung, fauler Zauber, im günstigsten Falle vorübergehende Selbsttäuschung ist, wenn die Herren mit schwellendem Brustton ihre hundertmal lahmgerittenen und wieder aufgezäumten Rotomontaden von Bruderliebe, Menschheitsveredlung und was weiß ich sonst noch in die Versammlung hineindonnern, daß die Fenster vor Verwunderung klirren. Man findet es fast natürlich, wenn sie, nachdem der Wortschwall ausgedonnert oder schmachtend ausgelispelt — manche nämlich

halten sich schmachtend und lispelnd für schöner — gemüthlich sich an der Tafel einen mehr oder minder schweren Haarbeutel antrinken und dann nach Hause gehen, um wie am Tage vorher so am Tage nachher das Gegentheil von dem zu denken und zu thun, was sie in der Nacht dazwischen mit so viel Emphase von sich gegeben haben.

Doch man verzeihe. Ich bin aus der Rolle gefallen, ärgerlich, ernsthaft vor einer Posse, fast unartig geworden. Aber jene Redensarten stimmen mich durch stete Wiederkehr und ewige Inhaltslosigkeit verdrießlich, und sie würden diese Wirkung noch mehr haben, wenn sie mir nicht über der Wolke des Verdrusses allerlei anmuthige Bilder aus dem Himmel des Humors, den Ritter aus der Mancha, Gesichter aus Holberg's Kannegießern, besonders deutlich aber den würdigen Mr. Pickwick und seine Tafelrunde erscheinen ließen, die am Ende wirklich eine Species der Odd Fellows gewesen sind.

Herr Pniower erzählt uns, daß die Odd Fellows im Verlauf von dreißig Jahren die Summe von 8,804,000 Dollars auf Unterstützung der Kranken, Beerdigung der Todten und Erziehung der Waisen (soll heißen *ihrer* Kranken, Todten und Waisen) verausgabt haben, und glaubt damit zu imponiren. Mir imponirt er mit seinen großen Zahlen so wenig wie mit seinen großen Phrasen; denn ich sage mir, daß hiernach die Wohlthätigkeitsspenden des Ordens, die, wie bemerkt, keine eigentlichen Gaben der Barmherzigkeit, sondern Rückzahlungen sind, auf die jedes Mitglied durch bestimmte Leistungen ein Recht erworben hat, sich zwar im Durchschnitt auf rund 294660 Dollars jährlich beliefen, daß aber, da die Mitgliederzahl desselben eine halbe Million betragen soll, der Einzelne seinem Wohlthätigkeitstriebe mit noch nicht ganz drei Fünfteln eines Dollars — also etwa 2 Mark 40 Pf. — per Jahr Genüge geleistet hat.

Derselbe berichtet ferner, daß sein Orden zu den sechs Millionen Dollars, mit denen die Privatwohltätigkeit das abgebrannte Chicago unterstützte, 131,000 beigesteuert. Auch das ist viel und nicht viel, wenn wir eine halbe Million damit dividiren, und dazu kommt immer wieder, daß die Odd Fellows nur ihre Genossen bedenken und jene Summe wahrscheinlich nicht der unglücklichen Stadt als Ganzem, sondern den „Närrischen Kerlen" derselben zugeflossen ist.

Herr Pniower aber hofft, „daß vorstehende Beispiele geeignet sein werden, die Vorurtheile derer, die sich bei dem bloßen Gedanken an geheime Gesellschaften bekreuzigen, zu brechen und die Sinnesart derer, die für die Odd-Fellowship höchstens ein Achselzucken hatten, als wollten sie sagen: „Pah, Lappalie!" zu ändern." Der Odd Fellow-Orden wirkt mit Kleinem auf das Große, durch den Einzelnen auf das Ganze, er ist wie die Bergquelle, die bescheiden in ihrem Ursprung, doch zum mächtigen Strom wird, der Schiffe

auf seinem Rücken trägt, und nur der Unvernünftige wird, an der Quelle vorübergehend, sein Haupt schütteln und sagen: „Die Quelle — die Odd-Fellowship vielmehr — ist nur eine Lebensversicherungsgesellschaft.“ Nicht wie die Titanen, die den Helion auf den Ossa gethürmt, sondern wie der staubgeborne Hercules, der jene Riesenarbeiten vollendet, strebt der Odd Fellow-Orden zum Himmel an. Die Titanen wurden gestürzt (au!), Hercules ward (ah!) ein Halbgott!“ —

Wo Herr Pniower das nur her haben mag? Doch weiter in der Betrachtung unseres angehenden Halbgottes.

Die Regierung des Ordens, an deren Spitze der „Groß-Sire“ steht, beruht auf repräsentativer Grundlage. Die oberste Behörde ist für Amerika die Großloge der Vereinigten Staaten, für Deutschland die Großloge des deutschen Reiches; jene setzt sich aus Vertretern der einzelnen Staats-, diese aus Abgeordneten der einzelnen Districts-Großlogen, zusammen, die ihrerseits wieder aus den abgetretnen Vorständen der „untergeordneten Logen,“ den „Exmeistern“ bestehen.. Jene oberste Großloge übt die gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt in allen den ganzen Orden betreffenden Angelegenheiten aus. Sie tritt alle Jahre einmal als eine Art Congreß oder Senat zusammen. In der Zwischenzeit ist ihr auf zwei Jahre gewählter oberster Beamter, der Groß-Sire, mit der vollziehenden Gewalt innerhalb der verfassungsmäßigen Grenzen betraut. Die Districts-Großlogen, deren es jetzt in Deutschland zwei, eine für Brandenburg, und eine für Würtemberg giebt, und an deren Spitze „Großmeister“ stehen, haben ihre besonderen Verfassungen und Gesetze, die aber von der Centralgroßloge genehmigt sein müssen, und dasselbe gilt von den „untergeordneten Logen,“ die von „Obermeistern“ regiert werden. Namentlich ist es jeder einzelnen Loge freigestellt, die Höhe der Einweihungsgebühren und anderer bei den Odd Fellows üblicher Geldleistungen zu bestimmen. Die meisten Logen Deutschlands richten sich in dieser Beziehung nach dem Usus der amerikanischen, nach welchem nach der Verschiedenheit des Alters auch die Eintrittsgebühr verschieden ist, wogegen die monatlich zu zahlenden Beiträge für Alle gleich sind. Was aber in den Nebengesetzen jeder Odd Fellow-Loge enthalten sein muß, ist die Verpflichtung zu wöchentlichen Zahlungen während der Krankheit von Mitgliedern und bei Sterbefällen von solchen; denn darin liegt ja eben der Kern der ganzen Einrichtung. Auch die Wohlhabenden müssen, damit die weniger Bemittelten die Unterstützung nicht als Almosen empfinden, in jenen Fällen die ihnen zukommenden Beträge annehmen, was als ein hübscher, wenn auch durch den Charakter der Loge als Versicherungsanstalt gebotener Zug hervorzuheben ist. Wer in einer Loge „in gutem Stande“ ist, d. h. immer pünktlich gezahlt hat, was er zu zahlen hatte,

ist zur Zulassung in jeder anderen und zur Unterstützung durch dieselbe berechtigt.

„Freibriefe" zur Gründung einer Loge ertheilt die Districts-Großloge, und es sind dazu fünf Brüder „in gutem Stande" erforderlich. Wo noch keine Districts-Großloge existirt, tritt bei jener Concessionsertheilung die Central-Großloge an deren Stelle. Wie die Maurerei in mehrere Grade zerfällt, so auch die Oddfellowship, und zwar hat sie deren zunächst fünf. Nur die Inhaber des fünften sind zu allen Aemtern in der Loge qualificirt. Seit dem Jahre 1852 ist mit diesem Grade eine Institution verbunden, welche den Frauen der mit ihm Bekleideten — man könnte, weltlich gesprochen, auch sagen: Behafteten) die Mitwirkung an der Arbeit der „Närrischen Kerle" gestattet. Es wird die in Amerika spukende Weiberemancipations-Theorie gewesen sein, die den Bruder Schuyler Colfax veranlaßte diese Einrichtung, die man den „Rebekka-Grad" nennt, in Vorschlag zu bringen, und ich bin ungalant genug, um zu meinen, es sei damit mehr auf die Eitelkeit, als auf das gute Herz des schönen Geschlechts abgesehen. Herr Pniower ist andrer Ansicht. Er schreibt, es sei damit eine Einrichtung geschaffen worden, durch welche „der Orden die milde Frauenhand, die am Krankenbett und in der Hütte der Armen ihre Wunder verrichtet, die Frauenhand, die uns führt, bis wir selbst stehen können, für seine humanistischen Zwecke gewinne." Möglich, daß er hier einmal Recht hat, aber er flößt mir nach dem Vorherigen nur gelegentlich einiges Vertrauen ein, wenn er sich über die Absichten seines Ordens äußert. Ehrlich ist es, daß er gesteht, dieser Zweig desselben blühe zwar in Amerika, scheine aber in Deutschland kein rechtes Entgegenkommen zu finden. Ob der Grund hiervon, wie er glaubt, in der Verschiedenheit der socialen Verhältnisse diesseits und jenseits des Oceans liegt, weiß ich nicht, halte aber die Gelegenheit für günstig, mich nach der soeben verbrochnen Ungalanterie bei den Damen, deren Auge auf diese Betrachtung fällt, wieder zu insinuiren, indem ich jenen Grund darin erblicke, daß die deutschen Frauen mehr Verstand und Geschmack haben als die Töchter Uncle Sam's. Sollte ich dadurch, daß ich sogleich hinzufüge, daß in Berlin unter dem Namen „Einigkeit" und in Hannover unter der Bezeichnung „Königin Louise" Rebekka-Logen arbeiten, von der so wiedergewonnenen Huld bei ein paar Dutzend „sonderbaren Schwestern" einbüßen, so würde mich das betrüben, aber wer kann für die Wahrheit?

Wie es neben der „blauen" auch eine „rothe" Maurerei, neben den Johannisgraden auch Hochgrade, Schotten, Andreasritter u. s. w. giebt, so giebt es über den fünf Abstufungen der gemeinen Odd Fellows auch eine vornehmere Sorte „Närrischer Kerle". Neben den Logen und Großlogen „wirken" Lager und Großlager. Um Mitglied eines Lagers werden zu können,

muß man die untern fünf Grade durchlaufen haben. Im Lager ſelbſt erhält man drei weitere, welche die „erhabenen Grade“ genannt werden. Sieben Brüder, welche dieſe beſitzen, können mit Genehmigung des Großlagers, oder wenn noch kein ſolches beſteht, mit Bewilligung der Großloge des deutſchen Reiches, reſp. der Vereinigten Staaten, ein neues Lager aufſchlagen. Soll ein Großlager gegründet werden, ſo bedarf es dazu ebenfalls der Einwilligung der Centralgroßlogen, die den betreffenden Freibrief ertheilen, wenn wenigſtens fünf „untergeordnete Lager,“ die unter ihren Soldaten ſieben geweſene „Hauptpatriarchen“*) zählen, darum einkommen. „Die Großlager geſtehen den Staats- oder Diſtricts-Großlogen bei öffentlichen Anläſſen den Vorrang zu, (hübſch, da es zeigt, daß ſo vornehme Leute auch beſcheiden ſein können) haben aber die höchſte Jurisdiction über ihre untergeordneten Lager. Sie ſelbſt ſind der Großloge der Vereinigten Staaten, reſp. der des deutſchen Reiches unterworfen, der ſie ihre Conſtitutionen und Nebengeſetze zur Reviſion vorlegen, und an die ſie jährlich für jeden Repräſentanten, den ſie an jenen Groß-Körper zu ſenden berechtigt ſind, eine beſtimmte Summe zahlen.“

„Das Grundgeſetz des Ordens beſteht,“ wie uns Herr Pniower berichtet, „aus zwei Theilen, einem geſchriebnen und einem ungeſchriebnen.“ Der letztere, „das geheime Werk“ genannt, vererbt ſich durch Tradition, und zu ihm gehören die Paßwörter und diejenigen Ceremonien, an denen die Geweihten einander erkennen. Unſere Quellen enthalten natürlich nichts davon. Ein Freund, der mir ſchon manchmal bei Schwierigkeiten mit Rath und That beigeſtanden hat, hielt mir Daumen und Zeigefinger geöffnet vor die Naſenſpitze, wie wenn er mich damit faſſen und führen wollte, lächelte verſchmitzt, legte dann beide Hände zuſammengedrückt, aber geſtreckt und geſpitzt, an den obern Theil ſeiner Ohrmuſcheln, lächelte noch verſchmitzter und ſtieß das myſtiſche Wort: „Larifari“ aus.

Was er nur damit gemeint haben mag? hätte er mir damit Paßwort und Erkennungszeichen der Odd Fellows mittheilen wollen, ſo würde ich mich, wie gut er auch unterrichtet geweſen ſein mag, damit doch kaum in eine Loge des Ordens zu kommen getrauen.

Das Wagniß wäre aber auch nicht unbedingt erforderlich, da uns „Herz und Hand“ wenigſtens eine annähernde Vorſtellung gewährt, wie es in Odd Fellow-Logen meiſt zuging, und mit einigen Abänderungen, die im Wildey'ſchen Syſtem erheblich ſein mögen, noch jetzt zugeht. Ich meine das Aufnahme-Ritual bei den jetzt nicht mehr beſtehenden „Patriotic Odd Fellows“, aus dem ich einen Auszug geben will.

*) So betiteln ſich die Vorſtände der Lager. Man entziffre ſich dann 7 ſowie mit den Obermeiſtern die letzten Hieroglyphen des zu Anfang angeführten Edictes des Groß-Sire in der Heuſchreckenſache.

Der Candidat wird mit verbundenen Augen und gefesselt in die Loge und vor den Aufseher gebracht, dem er von seinen Führern gemeldet wird. Aufseher: „Stehe hier auf dein eignes Risico für das Ungemach, so im Begriff ist, dich zu befallen, vermessner Sterblicher. Bedenke, der Weg, der zur Glückseligkeit führt, ist kein ebner, er ist lang und rauh, neue Gefahren begegnen Dir bei jedem Schritte. Bist Du gewillt, alle Prüfungen im Streben nach Erkenntniß zu bestehen?" Candidat: „Ich bin es." Aufseher: „Wenn dieß der Fall ist, so wirst Du vorwärts schreiten auf Deine eigne Verantwortung hin, und ich wünsche, daß die Führer, welche Dich hierher gebracht haben, Dich so weit als möglich begleiten, um allen verderblichen Ereignissen, welche Dir begegnen, vorzubeugen."

Der Candidat geht jetzt auf hochliegenden Brettern mit Hülfe der Führer dreimal um die Loge. Beim nächsten Gange verliert er durch den Ruck einer Schnur das Gleichgewicht und fällt auf einen Haufen Korke. Die Führer sagen: „Er geht über die Felsen, beschützt ihn vor dem Fall in die untern Steinbrüche, in denen so viele ihr Leben verloren." Nachdem der Candidat aufgehoben worden, wünscht ihm der Aufseher Glück zu so guten Führern und ermahnt ihn, wenn er in die Welt zurückgekehrt sei, selbst Andern ein Führer und Wegweiser zu werden. Bei dem nächsten Gange läßt man den Candidaten in einen Haufen Aeste fallen, und die Führer sagen: „Wir sind im Walde und haben den Pfad verloren." Als derselbe wiedergefunden ist, ruft ihm der Aufseher zu: „Freund, Sie haben eine zweite Probe bestanden. Dieselbe stellt die aus Unwissenheit entstehenden Gefahren dar. Suchen Sie, in die Welt zurückgekehrt, alles Böse, so aus Unwissenheit geschehen könnte, zu verhindern." Der Candidat wird nun vor eine Feuerpfanne gebracht und ihm durch momentane Berührung mit derselben ein Schmerzenslaut erpreßt. Aufseher: „Viele der besten Menschen haben auf ihrer Lebensbahn Feuerproben bestanden, wie unsere Urkunden erzählen, welche das Leben jener erhabnen Märtyrer berichten, die, von treuem Glauben beseelt, in der Mitte des Feuers im Stande waren, Loblieder auf Gott zu singen. Erinnern Sie sich dessen, wenn Sie in die Welt zurückgekehrt sind, und suchen Sie beizustehen allen, die in Versuchung und Leiden sind." Die Einführung schließt mit einem Sturm. Das Gong tönt, Ketten rasseln, Kugeln rollen über den Boden, Kupferplatten werden geschüttelt, die Brüder schreien und stöhnen, während ein Wasserstrahl aus einer Douche sich über den Candidaten ergießt. Aufseher: „Diese Scene versinnbildet den Lebenssturm. Lernen Sie aus ihr Mitleid und Theilnahme für alle Unglücklichen."

Nach einigem andern Hocuspocus hat der Candidat am Altar einen Eid zu schwören, in dem er unter Anderm verspricht, „einen patriotischen Odd Fellow jedem Andern in seinem Geschäft vorzuziehen," „die Jungfräulichkeit

der unverheiratheten und die Keuſchheit der verheiratheten Familie des Bruders zu erhalten" und über die Conſtitution und das Wirken der Loge Schweigen zu bewahren oder die Strafe zu leiden, daß ihm Arme und Beine vom Körper abgetrennt werden. Er erhält darauf Licht und Freiheit wieder, d. h. die Augenbinde und die Feſſeln werden ihm abgenommen. Alle Lichter ſind ausgelöſcht. Nur ein Feuer brennt im Oſten, dahinter ſitzt, auf einen Stock geſtützt, der Exmeiſter und betrachtet ein vor ihm ſtehendes Gerippe. Als er den Candidaten erblickt, erhebt er einen Knochen und ſagt: „Wer kommt, meine Betrachtungen zu ſtören?" Candidat: „Ehrwürdiger Herr, ich habe das Gerücht von Eurem Studium der verborgenen Wiſſenſchaften gehört und bitte um Eure Belehrung darin."

Exmeiſter: „Sterblicher, wie kommſt Du ohne Erlaubniß hierher? Strenge Strafe erwartet alle diejenigen, die ſich ungebeten zu mir drängen."

Candidat: „Ich bin auf holprigen Pfaden, durch Wüſten, Gebirge und dichte Wälder, begleitet von Sturm, Donner und Regen, gleichgültig gegen äußere Leiden, mit dem Wunſche nach Erkenntniß hierher gereiſt."

Der Exmeiſter fragt nun, wer ihn hergebracht. Der Candidat beruft ſich auf eine ermuthigende Stimme, die ihm bei der Wanderung gefolgt ſei Der Exmeiſter iſt damit nicht befriedigt, er macht die Loge darauf aufmerkſam, daß nach ihrem Gebrauch jeder Eindringling ſterben müſſe, wenn ihm nicht Gnade ertheilt werde. Der Führer legt nun Fürſprache für den Candidaten ein und empfiehlt ihn als rechtſchaffnen Mann, den der Obermeiſter zum Odd Fellow erhoben habe.

Exmeiſter: „Ich habe den Bericht gehört, welcher, verbunden mit der ſchlichten Darſtellung des Candidaten, zu ſeinen Gunſten ſpricht. Exbeamte und Beamte, was iſt Ihr Wunſch?" Antwort: „Zeige Gnade." — „Untergeordnete Beamte, was iſt Ihr Wunſch?" Antwort: Zeige Gnade." — „Brüder, was iſt Ihr Wunſch?" Antwort: „Zeige Gnade."

Der Exmeiſter läßt ſich darauf von dem Candidaten die Hand geben, weiſt ihn auf das Gerippe hin, erklärt es ihm als das Emblem der Sterblichkeit und Vergänglichkeit alles irdiſchen Glückes und knüpft daran allerlei Ermahnungen. Darauf iſt der Candidat gehalten, „ſich in Ehrfurcht zu beugen und die Augen zu ſchließen, während das Gerippe entfernt, die Loge erleuchtet wird und die bis dahin verlarvten Brüder ſich demaskiren. Alle haben eine ernſte Miene anzunehmen." Der Aufſeher legt dem Candidaten jetzt eine Lammfellſchürze um, und der Obermeiſter ertheilt ihm verſchiedene Belehrungen und Ermahnungen. Dann folgen noch einige kleine Formalitäten, und darauf wird die Loge geſchloſſen.

Hiermit beendigte ich mein Studium der Odd Fellow-Literatur — für immer. Denn ſie macht wirr im Kopfe und gebiert ernſte Träume. In

einem derſelben befand ich mich in einer Gegend, wo die Bäume blaue Blätter hatten und der Himmel grasgrün war. Die Sonne ging im Weſten auf und ſah wie das Siegel der Großloge der deutſchen Odd Fellows aus. Aber an der Stelle, wo die Dame mit dem Schwert geſeſſen, ſaß — ja er war es wirklich und leibhaftig, wie ihn Cruikſhank gezeichnet — der würdige Mr. Pickwick. Ueber ſeinem Haupte ſchwebte eine wirkliche Bretzel, und über dieſer wieder ſtatt des Adlers ein andrer Vogel, von dem ich nicht wußte, wie er ſich nannte. Das Auge über dem Allen aber lächelte gemüthlicher und vergnügter wie je.

Den Traum werden ſich die Leſer ſelbſt deuten. Nur der Vogel wird ihnen, wie anfangs mir, dunkel bleiben. Der vorhin erwähnte Freund indeß wußte auch hier ohne Verzug Rath; denn er er weiß Vieles, faſt Alles. Ich hatte ihm den Vogel kaum beſchrieben, als er mir ſchon ſagte, daß es kein anderer ſein könne als — nun rathen Sie einmal, meine Würd. O. M., reſp. Hauptpatr., Beamten und Brüder der J. O. O. F. — ein Gimpel.

Ja, ja, ein Gimpel, ſagte der böſe Menſch. Abſcheulich! Nicht wahr?

Verax.

Zur Reform unſerer öffentlichen Bibliotheken.

3.

In zwei Artikeln (Nr. 10 und 12) habe ich die Bedürfnißfrage der Bibliothekreform erörtert und die Zielpunkte der Reform feſtzuſtellen geſucht. Seitdem war es angemeſſen, eine abwartende Stellung einzunehmen, um die Meinung der Fachgenoſſen über die behandelten Fragen zu vernehmen und zu hören, ob ſich Widerſpruch erheben würde. Letzteres iſt nicht geſchehen. Im Gegentheil darf mit Genugthuung conſtatirt werden, daß von competenter Seite meine Ausführungen als „beherzigenswerthe“ und als ſolche bezeichnet worden ſind, welche „auf den Beifall aller Sachkenner mit Sicherheit rechnen können“*). Iſt alſo anzunehmen, daß Bedürfniß wie Ziele der Reform anerkannt werden, ſo fragt ſich noch, wie die Reform durchzuſetzen und wie, wenn durchgeſetzt, aufrecht zu erhalten wäre.

Auch in dieſer Frage handelt es ſich zunächſt wieder um Prüfung eines Vorſchlages, der von anderer Seite ausgegangen iſt. Die Erfolge der Wanderverſammlungen von Vertretern einzelner Wiſſenſchaftsgebiete haben die Idee angeregt, hievon eine Anwendung auf das Bibliothekweſen zu machen. Dem-

*) „Grenzboten“ Nr. 14, Seite 40.

gemäß ſollen durch öffentlichen, „mehrfach unterzeichneten“ Aufruf „periodiſche Bibliothekarverſammlungen“ berufen werden, um die organiſatoriſchen Fragen der Bibliothekreform zu berathen und darüber zu beſchließen, und es ſollen die gefaßten Beſchlüſſe ſowol von den „Oberbehörden“, wie von den „Bibliothekaren“ als „vollſtändig ſouverain“ angeſehen werden*). Dabei wird hervorgehoben, daß Aehnliches bereits früher in Amerika geſchehen ſei, wo „im Jahre 1853 in der Mitte des Septembers zu New-York ein Congreß zahlreicher Bibliothekare aus den Vereinigten Staaten tagte.“ So wichtig es wäre, die dort geſammelten Erfahrungen über den Erfolg eines ſolchen Congreſſes zu verwerthen, ſo wenig beſitzen wir doch darüber einen ſicheren thatſächlichen Anhalt. Es wird uns nur berichtet, daß die Amerikaniſchen Bibliothekare „das Gedeihen ihrer Anſtalten in gehörige Erwägung zogen.“ Bei ſo bewandten Umſtänden müſſen wir uns darauf beſchränken, die Idee der Bibliothekarverſammlungen a priori und aus der Natur der Sache heraus zu prüfen.

Faſſen wir vor Allem die Ausführbarkeit ins Auge, ſo iſt in erſter Linie zu fragen, von wem der Aufruf unterzeichnet, und an wen er gerichtet werden ſollte, um „eine möglichſt zahlreiche Betheiligung“ zu erreichen, die mit Recht als Grundbedingung des Erfolges vorausgeſetzt wird. Es liegt auf der Hand, daß die Betheiligung der Bibliothekare, etwa mit Ausſchluß der Oberbibliothekare, wäre ſie auch noch ſo zahlreich, von vornherein wenig Ausſicht auf Erfolg haben würde. Vielmehr käme Alles darauf an, die Oberbibliothekare, denen die endgiltige Entſcheidung über das Wohl ihrer Anſtalten zuſteht, mit in das Intereſſe zu ziehen. Der Aufruf müßte deßhalb in gleicher Weiſe an die Oberbibliothekare, wie an die Bibliothekare gerichtet und dem entſprechend mindeſtens von einigen Oberbibliothekaren mitunterzeichnet werden. Schon hierbei zeigt ſich aber, wie wenig die Parallele der gelehrten Wanderverſammlungen mit den Bibliothekarverſammlungen zutreffend iſt. Während dort ein Zuſammenwirken gleichberechtigter Elemente ſtattfindet, würde hier die Anomalie zu Tage treten, daß Vorgeſetzte und Untergebene ſich auf eine Stufe geſtellt ſähen. Schwerlich iſt anzunehmen, daß die Oberbibliothekare geneigt ſein würden, ſich dieſer Anomalie aus freiem Antriebe zu unterwerfen. Demnach bliebe nur übrig, den Oberbibliothekaren die alleinige Initiative zu überlaſſen und ſich die Bibliothekarverſammlungen als Oberbibliothekarverſammlungen zu denken. Dann würde jedoch das techniſche Element nicht genügend vertreten ſein, weil die Oberbibliothekarſtellen zur Zeit nur theilweiſe mit praktiſch geſchulten Bibliothekaren beſetzt ſind. Geſetzt aber auch, es herrſchte allſeitige Bereitwilligkeit, eine Bibliothekarverſammlung in vollſtem

*) Rullmann, „Bibliothekseinrichtungskunde“, 1874, Seite 7, 27 f.

Umfange ins Leben zu rufen, so würde doch nur eine glücklich situirte Minderheit von Bibliothekaren in der Lage sein, das jedenfalls kostspielige Vergnügen der Theilnahme sich zu gestatten.

Und käme es wirklich trotz aller Hindernisse zu einer Versammlung mit nennenswerther Betheiligung, was würde der Erfolg sein? Wohl nirgend mehr, als gerade auf dem Gebiete des Bibliothekwesens gilt das Sprichwort: „Viel Köpfe, viel Sinne." Wer die bestehenden Verhältnisse der Deutschen Bibliotheken in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit kennt, dem wird es schwer werden, an die Möglichkeit einer Verständigung auf dem Wege eines Majoritätsbeschlusses zu glauben. Wie nun aber, wenn der Majoritätsbeschluß so ausfiele, daß die Minorität nach Pflicht und Gewissen sich ihm schlechterdings nicht fügen könnte, oder daß die nicht vertretenen Bibliotheken, mit bewährten Einrichtungen, sich in Opposition stellen müßten? Soll der Beschluß auch dann als „vollständig souverain" angesehen werden, d. h. mit bindender Kraft für die Dissentirenden ausgestattet sein? Setzen wir indessen den günstigsten Fall, daß ein Beschluß zu Stande käme, der in jeder Beziehung befriedigend wäre und allgemeine Anerkennung fände. Auch in diesem Falle bliebe immer noch die Geldfrage, da die beschlossenen Reformen ohne Geldmittel nicht ins Werk zu setzen wären. Das aber wäre der Punkt, wo die „Oberbehörden" mit Fug und Recht dann doch ein sehr gewichtiges Wort dareinzureden hätten.

Alles in Allem genommen, fürchten wir nicht, pessimistisch zu sein, wenn wir den Schluß ziehen, daß bei den Bibliothekarversammlungen, so sehr sie die persönliche Annäherung der Bibliothekare fördern würden, für die Sache selbst im Grunde wenig herauskommen dürfte. Wir werden uns daher nach einem anderen Wege umsehen müssen, der sicherer und schneller zum Ziele führt.

Wie die „Oberbehörden" in der Geldfrage das entscheidende Wort zu sprechen haben, so sei es auch in ihre Hand gelegt, den Weg der Reform zu beschreiten. Das führt uns auf den Punkt zurück, von dem wir ausgegangen sind: es ist das Beispiel des Italienischen Ministers, welches Nachahmung verdient. Man wende nicht ein, daß man in Italien nicht über Commissionsvorschläge hinausgekommen sei; dort ist man auf halbem Wege stehen geblieben. Am liebsten möchten wir es sehen, wenn die Sache von Reichs wegen in die Hand genommen würde. Stellen sich Competenz-Bedenken entgegen, so möge eine freie Vereinbarung der Einzelregierungen herbeigeführt werden, und die Leitung dem Reiche verbleiben. Es würde keinen Eingriff in die bundesmäßigen Rechte der Einzelstaaten involviren, wenn eine Commission niedergesetzt würde, zu der jeder Staat seine Mitglieder zu ernennen hätte. Diese Commission, aus Sachverständigen gebildet und mit den nöthigen Vollmachten umkleidet, müßte die Aufgabe haben, auf Grund eines bestimmt

formulirten Programms die bestehenden Zustände zu untersuchen und unter Berücksichtigung des Bestehenden ein allgemeines Bibliothek-Reglement zu entwerfen. Die Mitwirkung von Parlamentsmitgliedern, welche man in Italien beliebt hat, wäre schon aus sachlichen Gründen auszuschließen, weil es sich um eine rein technische Angelegenheit handelt.

Außerdem müßten wir uns von dem Irrthum fern halten, in welchen man in Italien durch Vermischung des Bibliothekwesens mit dem Archivwesen hineingerathen ist, indem man nicht nur Bibliothekare, sondern auch Archivare in die Commission berufen hat. Denn es ist eine zwar verbreitete, aber durch nichts begründete Meinung, daß in Einrichtungen, Zweck- und Verwaltungsgrundsätzen der Bibliotheken und der Archive ein verwandtes Element enthalten sei. Beide Gattungen von Staatsanstalten haben ihren Schwerpunkt in der Ordnung der Schätze, welche sie bergen, aber die Principien der Ordnung sind bei beiden doch grundverschieden. Während die Bibliotheken den „Körper" der gesammten Wissenschaften darstellen sollen, hat die Ordnung der Archive von rein historischen oder juristischen Gesichtspunkten auszugehen. Nicht minder ist der Zweck, dem beide Anstalten dienen, ein verschiedener. Bei den Bibliotheken tritt die Benutzung, bei den Archiven die Conservirung in den Vordergrund. Jene haben die Conservirung nur als Mittel zum Zweck zu betrachten und den durch Abnutzung und Verbrauch entstehenden Ausfall anderweitig zu decken; diesen ist die Conservirung Hauptzweck, und es darf bei ihrer Benutzung von einem Verbrauch keine Rede sein. Dazu kommt, daß die Benutzung der Bibliotheken an keine Rücksichten gebunden ist, die außerhalb der Sache liegen; die Benutzung der Archive dagegen wird stets nur eine eingeschränkte und von Rücksichten des Staatsgeheimnisses abhängige sein dürfen. Alle diese Gründe leiten auf die Nothwendigkeit hin, bei Berufung einer bibliothekarischen Sachverständigen-Commission die Hineinziehung heterogener Elemente zu vermeiden und die Zusammensetzung der Commission auf reine Bibliothekare zu beschränken.

Das letzte Resultat der Commissionsarbeiten müßte, wie bereits angedeutet, der Entwurf eines Bibliothek-Reglements sein, welches ebensowohl für die Einrichtung der Bibliotheken, als für ihre Verwaltung und Benutzung einheitliche Grundsätze aufzustellen hätte. Natürlich ist das, nach früher Bemerktem, mit der Einschränkung zu verstehen, daß die Einzelheiten des bibliographischen Systems unberührt gelassen werden, und die wissenschaftliche Freiheit den Bibliothekaren in diesem Punkte gewahrt bleibt. Wohl aber müßten in allen übrigen technischen Fragen der Ordnung und Katalogisirung weit detaillirtere Bestimmungen getroffen werden, als es in den alten Bibliothek-Reglements der Fall ist, die zu viel dem „Ermessen" der Leitung anheimstellen. Alsdann der öffentlichen Beurtheilung unterbreitet und nach

Einziehung von Gutachten in letzter Instanz definitiv genehmigt, wäre das neue Reglement gegenüber den bisherigen reglementarischen Bestimmungen mit derogatorischer Kraft zu versehen und als ein allgemein verbindliches, als eine „allgemeine Deutsche Bibliothekordnung" bekannt zu machen. Einseitige Abänderungen würden fürderhin unzulässig sein. Nur so dürften wir hoffen, in der Entwickelung unserer Bibliotheken zu der wünschenswerthen Continuität zu gelangen, an der es so lange gefehlt hat; nur so würden die Bibliotheken vor fehlerhaften Experimenten geschützt sein. An die Stelle persönlichen Beliebens und des Wechsels der Principien, wie er mit dem Wechsel in der Leitung verbunden zu sein pflegt, würde ein fest begrenzter Zustand treten, der in sich die Gewähr gedeihlicher Entwickelung trüge. Wie die großen Verkehrsinstitute der Post, Telegraphie, Eisenbahnen durch einheitliche Leitung und Zusammenfassung der Kräfte auf die gegenwärtige Stufe der Vollkommenheit gehoben sind und weiterer Ausbildung entgegengeführt werden, so müßten auch die Bibliotheken, die in ihrer Weise dem Gemeinwohl zu dienen berufen sind, einen frischen Aufschwung nehmen, wenn ihre Neugestaltung von einem Willen geleitet würde.

Man wird indessen noch einen Schritt weiter gehen und fragen müssen, durch welche Mittel die Durchführung und Aufrechterhaltung eines einheitlichen Bibliothek-Reglements zu sichern wäre. Die eigenthümliche Natur der bibliothekarischen Arbeiten bringt es mit sich, daß sie sich der allgemeinen Beurtheilung entziehen, und ihre Controlle selbst für den Eingeweihten in vielen Stücken sehr erschwert ist. Es fehlt nicht an Beispielen, wonach renommirte Bibliothekleitungen für den tiefer Blickenden nicht das geleistet haben, was man von ihnen zu erwarten berechtigt gewesen wäre, oder daß anfangs gut verwaltete Bibliotheken in Verfall gerathen sind. So wird es immerhin möglich sein, den Schwierigkeiten einer durchgreifenden Neuorganisation aus dem Wege zu gehen, wenn nicht eine beaufsichtigende Instanz geschaffen wird, welche über strikte Durchführung der Reform und ihren Fortbestand zu wachen hat. Bei dem Postwesen zum Beispiel ist dieser Gedanke längst zum Durchbruch gekommen; man besitzt dort in dem Institut der Post-Inspectoren ein Organ der Aufsichtsbehörde, welchem die unmittelbare Ueberwachung und Controlle des Dienstes in allen seinen Theilen obliegt. Obwohl wir selbstverständlich weit entfernt sind, den Postbetrieb an sich mit dem Bibliothekdienst in Parallele bringen zu wollen, hindert das doch nicht, uns jenen Grundgedanken anzueignen und ihn für das Bibliothekwesen fruchtbar zu machen. Wir würden damit zugleich ein wirksames Correktiv gewinnen gegen jede einseitige Richtung bei der Stellenbesetzung und gegen Ausartung der „Selbständigkeit" des bibliothekarischen Berufes in „Exclusivität"!

Noch ein letzter Umstand ist zu betonen. Der Gedanke einer Controlle

gegenüber den Bibliothekleitungen ist nicht absolut neu, er ist bereits vor geraumer Zeit aufgetaucht, nur in verfehltem Gewande. Im Jahre 1840 erklärte der damalige Bamberger Bibliothekar Jaeck es für erwünscht, daß der reglementsmäßige Dienstbetrieb der Universitäts-Bibliotheken einer „jährlich ein- oder zweimal" wiederkehrenden Revision unterzogen, und diese Mission den sog. „Bibliothek-Commissionen" übertragen werde.*) So richtig in seinem ersten Theile, so entschieden falsch ist der Gedanke im zweiten Theile. Wenn man die Zusammensetzung der Bibliothek-Commissionen erwägt, welche durch Wahl oder Ernennung aus Mitgliedern der verschiedenen Facultäten gebildet werden, so wird man in ihnen das für technische Revisionen erforderliche sachverständige Element vermissen. Man belasse den Bibliothek-Commissionen, wenn anders sie überhaupt für unentbehrlich gehalten werden, ihre berathende Qualität als einer Interessen-Vertretung der Universitäten, gebe ihnen aber nicht einen Wirkungskreis, den sie ihrer ganzen Natur nach doch nicht ausfüllen könnten. Nur eine sachverständige, in die gesammte Technik des Bibliothekwesens eingeweihte Controlle ist es, welche frommen kann.

Emil Steffenhagen.

Aus Schwaben.

Die Gegensätze, welche dermalen im württembergischen Ministerium bestehen, — wir haben darüber in unseren letzten Correspondenzen berichtet — spiegeln sich auch in der außerschwäbischen Presse sehr deutlich wieder. So sah sich der württembergische Staatsanzeiger in den letzten Wochen genöthigt, gegen die Kölnische Zeitung, welche in verschiedenen Artikeln das Verhalten der württembergischen Regierung in der Kirchenfrage seit 1871 in einer ganz bestimmten persönlichen Richtung verfolgt hatte, mit einer Reihe von Dementi's hervorzutreten.

Es handelte sich um die Frage, ob und welche Schuld dem Ministerium, insbesondere dem dermaligen Cultusminister, an der Unterwerfung des Bischofs Hefele unter die Concilsdecrete beizumessen sei. Wir haben s. Z. im April 1871, über die hierauf bezüglichen Vorgänge auf Grund genauer Informationen berichtet, und können heute mit um so größerer Unbefangenheit die Richtigkeit der neuesten officiösen Dementi's im Staatsanzeiger bestätigen. Es verdient alle Anerkennung, daß dieses Blatt, welches sich früher auf ziemlich geschraubte Negationen beschränkt hatte, jetzt mehr und mehr mit positiven Angaben heroortritt, welche, wenn sie schon früher gemacht worden wären,

*) Vgl. den Aufsatz: „Ueber die mögliche Selbständigkeit der Vorsteher von Universitäts-Bibliotheken," in Naumann's „Serapeum", 1. Jahrgang, Seite 86.

manche irrthümliche Auffassung beseitigt haben würden. Die Kölnische Zeitung hatte nämlich behauptet, aus einem Gesandtschaftsbericht des Herrn v. Gasser, des kgl. bayr. Gesandten in Stuttgart vom Frühjahr 1871 gehe hervor, daß Herr v. Hefele damals gegenüber dem früheren Cultusminister v. Golther brieflich sein Bedauern darüber ausgesprochen habe, das Golther nicht mehr Minister sei, weil er in ihm eine kräftige Unterstützung in seiner Opposition gegen die vaticanischen Decrete gefunden haben würde. Der Staatsanzeiger theilt nun den Inhalt und das Datum des v. Hefele'schen Briefs mit, woraus sich ergiebt, daß letzterer eine allgemein gehaltene Beileidsbezeugung an den Minister v. Golther aus Anlaß der Enthebung desselben vom Ministerium enthielt, und vom 10. März 1870 also aus einer Zeit datirt war, wo die vaticanischen Decrete noch gar nicht erlassen und die Frage der Unterwerfung unter dieselben noch nicht in Frage stand, aus einer Zeit, wo der jetzige Cultusminister — der erst im Mai 1870 in das Ministerium berufen wurde — noch gar nicht im Amt war.

Natürlich liegt die Frage nahe, wer im Frühjahr 1871 die irreleitende Mittheilung des v. Hefele'schen Briefes an Herr v. Gasser, der denselben eingesehen haben soll — gemacht hat, und zu welchem Zwecke diese Benutzung eines in ganz anderer Absicht das Jahr zuvor geschriebenen Briefs erfolgte. Herr v. Golther könnte wohl hierüber Aufschluß geben — bis jetzt hat derselbe aber geschwiegen. Ueber die intimen Beziehungen, welche Herr v. Gasser s. Z. mit der großdeutschen Partei in Stuttgart unterhielt, haben die Grenzboten schon im Jahr 1871 berichtet. —

So bewegt die kirchliche Frage — aller Friedensbemühungen ungeachtet — fortwährend die Gemüther und nimmt schon seit einiger Zeit einen eigenthümlich persönlichen Charakter an, welchen man zwar um der Sache willen beklagen kann, welchen man aber nicht ignoriren darf, wenn man ein Bild der Zustände geben will, wie sie einmal thatsächlich in unserem Lande bestehen.

Das führt uns auf die Entgegnung des Herr Ministers v. Mittnacht in No. 18 der Grenzboten.

Wir glauben uns hierbei auf die Bemerkung beschränken zu dürfen, daß wir unsererseits nur den Eindruck geschildert haben, welchen die von uns angeführten in der Hauptsache nicht dementirten Verhältnisse in Verbindung mit der peinlich empfundenen Zurückhaltung unserer Regierung in der Kirchenfrage bei der Mehrheit der protestantischen Bevölkerung in Schwaben nach und nach hervorgerufen haben. Sollen wir unsere eigene Ansicht aussprechen, so sind wir allerdings der Ueberzeugung, daß — so wie die Verhältnisse liegen — eine wirksame Aufnahme des Kampfs gegen die Uebergriffe der Curie nur unter der energischen Mitwirkung liberaler Katholiken möglich ist. Ob Herr v. Mitt-

nacht in die letztere Kategorie gehört, haben wir unserer Seits weder bejaht noch verneint, vielmehr ausdrücklich die Möglichkeit in Berechnung genommen, daß Herr v. M. selbst sich noch an die Spitze der Bewegung stellen, und dadurch die von der ganzen nationalen Partei so sehnlichst gewünschte Klärung unserer Situation herbeiführen könnte. Im Uebrigen sehen wir uns in thatsächlicher Beziehung zu der Bemerkung genöthigt, daß in dem angeführten Kortkampf'schen Almanach außer dem Rudolstädtischen Minister von Bertrab nur Herr v. M. sich als römischen Katholiken eingetragen hat, während sämmtliche übrigen katholischen Mitglieder des Bundesraths entweder die Angabe der Confession wegließen oder sich einfach als Katholiken bezeichneten. Daß aber das Wort römisch-katholisch dermalen den Gegensatz nicht blos zu den Altkatholiken sondern ganz besonders zu den Staatskatholiken ausspricht, ist bekannt, und hat deßhalb eben das Verfahren des Herrn v. M. die von uns angeführte Deutung in der katholischen Presse erfahren.

Die Thatsache, daß das Einführungsgesetz zur Civilehe vorher dem Bischof zur Genehmigung vorgelegt worden, haben wir ausdrücklich als der clerikalen Presse entnommen angeführt, welche das Ministerium einstimmig unter Hervorhebung des Gegensatzes zu dem Verhalten der Preußischen Regierung belobt hat, ohne daß man seither für nöthig befunden hatte, sich gegen diese Darstellung der ultramontanen Presse zu verwahren. *α.*

Briefe aus der Kaiserstadt.

Berlin, 2. Mai.

So haben wir denn auch in Berlin einen Vorgeschmack des Bayreuther Bühnenfestspiels gehabt. Richard Wagner hat uns einige Bruchstücke aus seiner „Götterdämmerung" vorgeführt, nachdem er denselben Versuch in Wien gemacht hatte. Man erzählt sich, der Dichter-Componist habe sich nach langem Widerstreben zu diesem Experiment entschlossen; nur die bittere Nothwendigkeit, auf diese Weise einen Theil der zur Ausführung seines Riesenunternehmens noch fehlenden Mittel zu beschaffen, habe ihn dazu gedrängt. In der That, kein Anderer mag wie der Schöpfer des gewaltigen Werkes selbst empfinden, wie wenig das Wesen desselben aus diesen spärlichen Splittern heraus erfaßt werden kann. Und außerdem: wie reimt sich das Wagner'sche Drama zum Concertsaal? Man weiß, welch' hervorragende Rolle grade im „Ring des Nibelungen" der Scenerie zugewiesen ist. Ohne die lebendige Anschauung derselben ist die Musik kaum verständlich; die durch einige, dem Text beigefügte beschreibende Bemerkungen angeleitete Phantasie kann immer nur einen

dürftigen Ersatz schaffen. Und dennoch darf gesagt werden, daß die Wirkung der drei Bruchstücke selbst hier in dem nüchternen, kalt-kritischen Berlin eine unbestritten siegreiche gewesen ist. Man denke nicht, daß der Erfolg wohl mehr dem Manne als der Sache gehöre. Wagner's Persönlichkeit hat nichts Bestechendes. Absonderlichkeiten, wie der traditionell aus dem Rockschoß heraushängende rothe Taschentuchszipfel, wirken auf diejenigen Bestandtheile des Publikums, welche nicht von der Vergötterungssucht angesteckt sind, eher befremdend, als anziehend. Nein, es war unverkennbar des Werkes eigener Werth, der mit überzeugender Gewalt die Hörer allmählich bis zur hellen Begeisterung entflammte.

Am wenigsten vermochte das erste Fragment, das Vorspiel zur „Götterdämmerung", zu erwärmen. Die Einleitung malt eine nächtliche Scene auf felsiger Höhe; die drei Nornen weben und werfen das Seil des Schicksals: — es reißt. Die musikalische Begleitung dieses Vorganges ist in ihrer düsterklagenden Weise von wunderbarer Tiefe. Aber es brauchte eine Weile, ehe die Phantasie des Hörers für diese ferne Welt der Helden und Dämonen vollkommen accommodationsfähig geworden war. Und daß der Text diese psychische Präparation nicht erleichtert, ist leider eine bedauernswerthe Thatsache. Es kostet immer schon große Anstrengung, sich in den uralten Rhythmus hinein zu gewöhnen. Aber wenn es damit nur abgethan wäre! Es gesellt sich hierzu eine Verrenkung und Ungelenkigkeit der Satzbildung, die auch in den ältesten Dichtungen ihres Gleichen suchen dürfte, — eine Satzbildung, die dem Dichter vielleicht die Befriedigung der Gelehrsamkeit gewährt haben mag, für den Leser und Hörer aber nur eine grausame Quälerei ist. Auch mit der ebenso gewissenhaft wie mühsam durchgeführten Alliteration ist es nicht anders; die mangelnde poetische Schönheit kann sie nicht ersetzen. — Voll und ganz aber schlug das zweite Bruchstück, Siegfried's Tod, durch. Der in seliger Verzückung dahinströmende Sterbegesang des Helden, von unserm Niemann vorgetragen mit der ganzen Inbrunst einer leidenschaftlich bewegten Seele, war von unwiderstehlicher, tiefergreifender Wirkung. Welch eine Fülle ungeahnter Gefühle durchbebt dies jugendfrische Heldenherz, als es in „süßem Vergehen", in „seligem Grauen" aus dem Erdenleben dahinscheidet! Das unendliche Wogen und Sprießen, die in tausendfältigen Farben funkelnde, sinnberückende Pracht der Wagner'schen Polyphonie — hier ist sie in ihrem eigensten Element. Fürwahr, das ist das hohe Lied des fröhlichen Heldentodes! In diesem jauchzenden Dahinschweben über das Irdisch-Gemeine, über Zeit und Raum, was bleibt da noch von den Schrecken des Sterbens? — Und dann, als Siegfried seine Seele ausgehaucht hat, als die Mannen ihn auf dem Schilde von dannen tragen, da hebt das Orchester einen Trauerchor an, eine Todtenklage und Apotheose zugleich von so elementarer, überwälti-

gender Macht, daß es wahrlich nicht Wunder nehmen konnte, wenn das Publikum unter endloſem Beifall die ganze Scene da capo verlangte.

Als dritte Nummer wurde die Schlußſcene des letzten Aktes geboten. Sie umfaßt Brünnhildens Klage und Tod. Auch ſie hinterließ einen gewaltigen Eindruck. Die überaus ſchwierige Partie der Brünnhilde wurde von Frau Materna aus Wien zwar mit einem häufigen Anfluge unnöthigen Tremolirens, ſonſt aber mit beſtem Verſtändniß und höchſt anerkennenswerther Tapferkeit geſungen. Ergreifenderes iſt kaum zu denken, als wenn Brünnhilde in den Anblick von Siegfried's Leiche verſunken, alſo klagt:

Aechter, als er,
ſchwur keiner Eide;
treuer, als er,
hielt keiner Verträge;
lauf'rer, als er,
liebte kein andrer:
und doch alle Eide,
alle Verträge,
die treueſte Liebe —
trog keiner wie er!

Und ein wahrhaft dämoniſcher Zauber liegt in den letzten Sätzen, als Brünnhilde ſich in raſendem Jubel auf ihr Roß ſchwingt und daſſelbe in ihres Helden lodernden Scheiterhaufen ſprengt. Dann folgt die Schlußkataſtrophe: die Wiedergewinnung des Nibelungenringes durch die Rheintöchter und der Untergang Hagens in der Fluth, während am Himmel ſich der Schein des Nordlichtes ausbreitet und der Blick in den Götterſaal ſich öffnet. Die muſikaliſche Begleitung dieſer letzteren Wandlung beſonders iſt von erhabener Schönheit.

Richard Wagner kann Berlin mit Befriedigung verlaſſen. Eine Anſprache, die er, als der Beifall am Schluß nicht enden wollte, an das Publikum hielt, ſchien auch dieſer Befriedigung Ausdruck geben zu ſollen. Ich habe unter dem anhaltenden Geräuſch einer im Aufbruch begriffenen äußerſt zahlreichen Verſammlung nur ein paar Worte des Dankes verſtanden, zugleich etwas von Zuverſicht zu dem Gelingen des Bayreuther Unternehmens. Wer möchte dem alternden Meiſter nicht von Herzen gönnen, daß er das Ideal ſeines Lebens herrlich verwirklicht ſähe! Aber freilich, wenn auch das „Feſtſpiel" zu Stande kommt, für das „Gelingen" iſt keine Garantie geboten. Ich meine damit nicht eigentlich einen erwünſchten Verlauf der nächſtjährigen Aufführung, wiewohl mir auch dieſer noch keineswegs geſichert ſcheint. Ganz abgeſehen von den an die Sänger und Sängerinnen geſtellten, faſt übermenſchlichen Anforderungen, bleibt mir ſehr zweifelhaft, ob die ſceniſche Technik ſelbſt in einem Zeitalter, wo man auf der Bühne, wie gegenwärtig im hieſigen Victoriatheater, Dampfſchiffe explodiren und von den ſtürmiſchen Wogen begraben werden läßt, allen ihr hier gemachten Zumuthungen zu genügen im Stande ſein wird. Auch der ſouveränen Verfügung über die thieriſchen Requiſiten dürften ſich hie und da unüberſteigliche Hinderniſſe entgegenſtellen; z. B. ein

Pferd zu einer Procedur abzurichten, welche dem Zuſchauer den Eindruck macht, als ob es ſich in die Flammen ſtürze, könnte ſelbſt für die höhere Pferdedreſſur leicht eine unlösbare Frage bleiben. Aber laſſen wir dies Alles bei Seite und nehmen wir an, die Aufführung geht aufs Beſte von Statten — würde aber nicht das Bayreuther Feſt, trotz alles augenblicklichen Erfolges, für Wagner und ſein Syſtem gradezu eine Niederlage werden, wenn ſich eine Wiederholung, eine öftere Wiederholung deſſelben als unmöglich herausſtellte? Alles wird darauf ankommen, ob dies „Bühnenfeſtſpiel“ wirklich das „nationale Drama“ iſt, welches Wagner mit ihm beabſichtigt hat. Man hat ihm vorgeworfen, daß ſeine Geſtalten weit mehr der nordiſchen, als der ſpecifiſch deutſchen Sage entlehnt ſeien; das würde indeß, bei dem Ineinanderübergreifen der Mythologien der verſchiedenen germaniſchen Völkerſchaften, wenig ins Gewicht fallen. Die Frage des „nationalen“ Charakters läuft vielmehr darauf hinaus, ob dies Feſtſpiel ein Beſitzthum der geſammten deutſchen Nation werden wird. Und da ſcheint mir die Gefahr nahe zu liegen, daß ein wirkliches Intereſſe für daſſelbe nur in den oberen Zehntauſend Platz greifen wird, von allen anderen Bedenken zu ſchweigen. Doch laſſen wir das Prophezeien und warten wir die nicht mehr ferne Entſcheidung ab. Fällt ſie gegen Wagner aus, ſo hat er immer noch den Troſt: In magnis voluisse sat est! In der That, der Gedanke iſt groß, einzig in ſeiner Art und macht der deutſchen Nation alle Ehre. Auf alle Fälle alſo: Achtung vor einem ſolchen Genie! —

Als ein anderes hervorragendes muſikaliſches Ereigniß der letzten Wochen iſt die Aufführuug von Rubinſtein's „Makkabäern“ im Opernhauſe zu nennen. Der Text dieſer Oper iſt von Moſenthal im engſten Anſchluß an das gleichnamige Drama von Otto Ludwig geliefert, bot alſo nichts eigentlich Neues. Um ſo mehr war man auf die Muſik geſpannt. Eine Oper von Rubinſtein war bisher hier nie gehört worden, und die „dramatiſche Symphonie“, welche er uns vor Kurzem im Concertſaal zum Beſten gegeben, hatte mit ihrem entſetzlich zerfahrenen Charakter nicht gerade die günſtigſten Erwartungen geweckt. Da muß nun freilich zugeſtanden werden, daß die Aufführung ſolches Vorurtheil vollſtändig beſiegt hat. Die Oper macht auf alle Fälle den Eindruck eines mit innerer Nothwendigkeit geſtalteten organiſchen Baues, während jene Symphonie ſich nur zu ſehr als ein willkürliches Gefüge zuſammenhangsloſer Einfälle kennzeichnet. Originalität aber läßt ſich auch dieſer Rubinſtein'ſchen Schöpfung nicht nachrühmen. Zwei Einflüſſe, unter ſich ſelbſt vielfach verwandt, ſind beſtimmend für das Ganze geweſen: die Meyerbeer'ſche Oper und das Mendelsſohn'ſche Oratorium. Namentlich bei den Chören, in welche ganz überwiegend der Schwerpunkt gelegt iſt, drängt ſich dieſe Wahrnehmung auf Schritt und Tritt auf. Im Uebrigen iſt für

die dramatiſche Behandlung das Wagner'ſche Prinzip angenommen und damit, im Unterſchiede von Meyerbeer und Mendelsſohn, die Arie ganz in Wegfall gekommen. Außer den beiden Genannten hat der Componiſt jedoch auch andere Vorbilder nicht verſchmäht. Von einigen Beethoven'ſchen Motiven abgeſehen, hat namentlich Gounod herhalten müſſen.

Die Liebesſcene zwiſchen dem Makkabäer Eleazar und ſeiner Verführerin, der ſyriſchen Königstochter Kleopatra, iſt ganz nach ſeinem Recept gemacht, aber eben — gemacht. Der müßte kein Menſch ſein, dem bei der Gartenſcene in Gounod's Fauſt oder bei der Balconſcene in deſſelben Componiſten „Romeo und Julia" nicht das Blut in Wallung geriethe; hier aber bleibt man kalt, man vermißt den aus der eigenſten Innerlichkeit herauswirkenden Impuls. An anderen Stellen iſt es, als ob der Geiſt Verdi's über die Bühne ſchritte. Der Siegesgeſang der Leah z. B., hinter welchem Manche eine von uralten Zeiten her überlieferte Synagogenmelodie vermuthen, ſcheint mir ſehr lebhaft an gewiſſe Motive des Troubadour zu erinnern. Trotz alledem trägt das Werk im Großen und Ganzen einen einheitlichen und, wie wir gern hinzuſetzen, impoſanten, an manchen Stellen ſogar großartigen Charakter. Die Chöre ſind faſt durchweg von überwältigender Wirkung. Freilich treten die Einzelfiguren gegen dieſelben faſt in den Hintergrund; doch ſind Leah, die Mutter der Makkabäer, und Judah, ihr älteſter Sohn, zwei reich ausgeſtattete und auch der ſcharfen Individualiſirung nicht ermangelnde Geſtalten.

Die Aufführung war vortrefflich. Der ſtark beſetzte Chor that nach beſten Kräften ſeine Schuldigkeit, und unter den Einzeldarſtellern entzückten Frl. Brandt (Leah) durch dramatiſche Geſtaltungskraft, Frl. Groſſi (Kleopatra) durch ſüßen Liebesgeſang und vor Allen Betz (Judah) durch die vollendetſte Paarung von markiger Wucht und weichem Wohlklang des Tones. Die Inſcenirung war glänzend, der Platz vor dem Tempel in Jeruſalem, von Gropius angefertigt, ein Meiſterwerk der Decorationsmalerei. Alle dieſe Factoren ſind in Beurtheilung des unzweifelhaften Erfolges der Oper nicht außer Rechnung zu laſſen. Ob ſie durch ihren eigenen Werth im Kampfe ums Daſein dauernd obſiegen wird, muß die Zukunft lehren.

Vom preußiſchen Landtag.

Berlin, den 2. Mai 1875.

Das Geſetz über die Vermögensverwaltung der katholiſchen Kirchengemeinden iſt in den dieswöchentlichen Verhandlungen des Abgeordnetenhauſes

durch die zweite und dritte Lesung gegangen. Mit den Einzelheiten brauchen wir uns nicht eingehend zu beschäftigen. Das Wesentliche des Gesetzes liegt in der Einsetzung eines Kirchenvorstandes und einer Gemeindevertretung, in der Bildung beider Organe durch Wahl und in der Uebertragung der Verwaltung des Kirchenvermögens an beide Organe mit der herkömmlichen Theilung der Funktion zwischen Ausführung und Beschlußfassung. Wir haben schon bei dem Bericht über die erste Lesung hervorgehoben, daß der Erfolg des Gesetzes vorläufig als sehr zweifelhaft betrachtet werden muß. Das Gesetz könnte eine große Wirkung haben, wenn in der katholischen Kirche eine Laienwelt vorhanden wäre, die in Opposition zum Clerus stände und gleichwohl in der Kirche bleiben wollte. Nach einer solchen Laienwelt wird man sich aber vergeblich umsehen. Man ist eben Katholik, man bleibt eben Katholik, weil man das Laienverhältniß in vollem Ernste auf sich nehmen will. Der evangelische Laie betrachtet sich nicht als Laie, sondern als fungirendes Mitglied seiner Kirche, wenn er auch von Luther's allgemeinem Priesterthum nie etwas gehört haben sollte. Nun beruft man sich freilich auf das berühmte: in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf, um auch katholischen Laienorganen, soweit sie das Geldwesen der Kirche zu verwalten haben, ein erfolgreiches Wirken vorauszusagen. Das könnte vielleicht der Fall sein in friedlichen Zeiten. In der heutigen Zeit aber steht einer erfolgreichen Wirksamkeit des Laienelementes nicht nur die herkömmliche Bevormundung und Indifferenz der Laien entgegen, sondern außerdem noch der frisch angefachte kirchliche Fanatismus. Wer mit dem Hineinsprechen der Laien in die kirchliche Vermögensverwaltung Ernst machen will, wird zum schlechten Gläubigen gestempelt werden, nicht nur durch den Clerus, sondern auch durch die fanatisirten Laien.

Wir wollen mit diesen Bemerkungen jedoch nicht sagen, daß das Gesetz als Uebergangsversuch nicht seine Berechtigung habe. So wie die Dinge liegen, wird zunächst die preußische, weiterhin die Gesammtheit der deutschen Staatsregierungen voraussichtlich in die Lage kommen, die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens selbst in die Hand zu nehmen. Ob die jetzt geschaffenen Laienorgane sich dabei als eine nützliche Hülfe bewähren werden, steht dahin. Die Art ihrer Bewährung wird jedenfalls von großem Einfluß sein auf die einstige definitive Verfassung der katholischen Kirche in Deutschland.

Die Verhandlungen über das Gesetz können unserm Bericht nur wenig Stoff geben. Alle solche Gesetze werden, wie es in der Natur der Sache liegt, ausschließlich in das Licht des Culturkampfes gestellt, gegen dessen Effekte die Theilnahme gründlich abgestumpft ist. Wir erwähnen deshalb nur, daß wir dem Abgeordneten Reichensperger unsere Bewunderung zollen müssen, wie er unermüdlich mit der Ruhe des gebildeten Mannes die An-

klagen gegen die katholiſche Kirche zurückweiſt, indem er den Antheil am geſchichtlichen Recht, der im Streit der Gegenſätze ſtets beiden Seiten zukommt, objectiv ans Licht zieht. Es iſt z. B. ganz richtig, daß der Papſt bei der Dankfeier für die Bartholomäusnacht nicht die Darſtellung des Ereigniſſes vom hugenottiſchen Standpunkt vor Augen hatte. Nicht einen heimtückiſch angezettelten Meuchelmord in Maſſe glaubte er zu feiern, ſondern eine zurückgeſchlagene Verſchwörung. Wenn der Parteigeiſt Verbrechen feierte, hat er ſie immer zuvor ihres wahren Charakters entkleidet oder denſelben auch zuweilen nicht gekannt. Nur ändert dies Alles ſehr wenig an der hiſtoriſchen Geſammtſtellung der katholiſchen Kirche, an den Conſequenzen ihrer Lehre gegenüber der wahren Gewiſſens- und Geiſtesfreiheit. Die Wahrnehmung ruft ein gewiſſes ſchmerzliches Gefühl hervor, daß gebildete Männer, deren Stellung zu irgend einer Glaubensgemeinſchaft auf perſönlicher Pietät beruht, die ganze hiſtoriſche Sündenſchuld einer ſolchen Gemeinſchaft ſich ins Geſicht vorwerfen laſſen müſſen, als wären ſie ſolcher Schuld perſönliche Erben und Vertreter. Aber da liegt's. Sie ziehen die Vertretung ſolcher Schuld in der That auf ſich, indem ſie die ungeheuerlichen Uſurpationen vertheidigen, zu denen ſich das Papſtthum in unſern Tagen hat hinreißen laſſen. So erſtaunlich ſind dieſe Uſurpationen in der That, daß ſie von Vielen noch nicht geglaubt werden, daß Viele geneigt ſind, der ultramontanen Beſchönigung zu trauen, es ſei dies Alles nur façon de parler, pomphafter Canzleiſtil u. dgl. So ſtehen die Dinge leider durchaus nicht. Der Vatikan gefährdet durch ein fanatiſches Prieſterheer die Einheit im deutſchen Volk und macht ſich zugleich zum Mittelpunkt aller politiſchen Rivalitäten, aller Rachegelüſte und Verſchwörungen gegen das deutſche Reich.

Am 28. April interpellirte Herr Windthorſt die Staatsregierung über den Vollzug der Gefängnißſtrafe bei politiſchen Verurtheilten. An die Interpellation knüpfte ſich eine Verhandlung, bei der ein ziemlich verworrenes Durcheinander der Geſichtspunkte hervortrat. Wir folgen den einzelnen Aeußerungen der verſchiedenen Redner auch hier nicht. Das Weſentliche, worauf es ankommt, hat der Juſtizminiſter, Herr Leonhardt, vortrefflich ins Licht geſtellt. Es wäre der größte Abweg, eine eigne Strafart für die politiſchen Verbrechen einzuführen, deren Gebiet überdies nicht rationell abzugrenzen iſt. Auch wäre es eine gefährliche und unwahre Vorausſetzung, anzunehmen, daß der ſogenannte politiſche Verbrecher ſich, bei übrigens ehrenhaftem Charakter, gleichſam nur geirrt habe und danach behandelt werden müſſe, während der ſogenannte bürgerliche Verbrecher immer eines unehrenhaften Charakters zu zeihen und danach zu behandeln ſei. Ganz überzeugend führte der Juſtizminiſter aus, das Geſetz müſſe verſchiedene Strafarten dem Richter zur wahlweiſen Anwendung freiſtellen, und der Richter müſſe nach

der Individualität nicht nach einem unsichern generellen Charakter des Verbrechens die eine oder die andere Strafart zur Anwendung bringen; innerhalb der vom Richter gewählten Strafart aber müsse durch die Gefängnißbehörden ausschließlich die Individualität des Thäters, nicht die Individualität der That zum Ausgangspunkt der Behandlung gemacht werden. Der Erlaß genereller Vorschriften über den Strafvollzug wird im preußischen Justizministerium vorbereitet, die Bestimmung aber ist die Sache der Reichsgesetzgebung. — Es dürfte unmöglich sein, über diesen Gegenstand einen sachgemäßeren Ausspruch zu thun. So lange die Vorschriften über den Strafvollzug freilich noch ungenügend sind, werden einzelne Unangemessenheiten vorkommen. Der Eifer des Herrn Windthorst gegen solche Unangemessenheiten scheint weniger in der Humanität zu suchen, als in dem Wunsche, seinen Parteigenossen das jetzt so eifrig gesuchte Martyrium der Gefängnißstrafe zu erleichtern. Wollte man aber darum alle Bestrafungen wegen Widerstandes gegen die Kirchengesetze als politische Verbrechen behandeln, und dann wieder alle politischen Verbrechen als quasi ehrenhafte Handlungen, so hieße das, die Sicherheit des Staates doppelt preisgeben. Bei einer solchen Behandlung würde die Scheu vor politischen Verbrechen und vor kirchlichem Märtyrerthum gleichmäßig abnehmen und das allzubequeme Heldenthum beider gleichmäßig gesucht werden. Der Staat und Alle, denen am Staat gelegen, haben Grund, sich eine solche Folge mit ihrem Grund zu verbitten.

Am 29. April gelangte ein sehr wichtiges Gesetz zur zweiten Berathung, das Gesetz über die Verwaltungsgerichte, welches von allen Verwaltungsreformgesetzen unseres Erachtens das fruchtbarste, vielleicht das einzige fruchtbare in der Gestalt ist, in welcher diese Gesetze bis jetzt vorliegen. Nach diesem Gesetzentwurf soll die Verwaltungsjustiz oder die Rechtsprechung des öffentlichen Rechts, wie man vielleicht weniger mißverständlich sich ausdrücken sollte, in drei Instanzen erfolgen. Die erste Instanz sind die Kreisausschüsse, deren Zusammensetzung und Funktion durch die Kreisordnung bereits vollständig geregelt sind. Die Kreisausschüsse vereinigen in sich eine richterliche und eine verwaltende Funktion. Bei den Verwaltungsgerichten zweiter Instanz hat der Regierungsvorschlag diese Vereinigung nicht gewollt. Die Staatsregierung hat in ihrem Gesetzentwurf neben den fortbestehenden Bezirksregierungen Bezirksausschüsse als Selbstverwaltungsorgane und drittens besondere Bezirksverwaltungsgerichte als Verwaltungsgerichte zweiter Instanz in Vorschlag gebracht. Die Commission zur Vorberathung des Regierungsentwurfs ist bei dem letzteren stehen geblieben bis auf die Terminologie. Sie hat nämlich anstatt Bezirksverwaltungsgerichte den Ausdruck „Provinzialverwaltungsgerichte mit örtlich abgegrenzter Competenz" eingeführt, und diese Abgrenzung fakultativ gemacht. Durch diese Terminologie soll das Präjudiz

für das Fortbeſtehen der Bezirksregierungen beſeitigt werden. Viel wichtiger als dieſe Differenz, unter welcher die wirkliche und weſentliche Frage noch nicht zum Vorſchein kommt nach der Verkleinerung der Provinzen, iſt eine andere Differenz, welche in den Commiſſionsvorſchlägen gar nicht zum Ausdruck gelangt iſt. Nämlich die Verſchmelzung des Bezirksausſchuſſes mit dem Verwaltungsgericht zweiter Inſtanz. Der Abgeordnete v. Kardorff entwickelte vortrefflich die Gründe, welche für eine ſolche Verſchmelzung ſprechen. Nicht minder treffend entkräftete er die Einwürfe. In letzterer Beziehung zeigte er, wie unbegründet die Ueberlaſſung der Bezirksausſchußmitglieder durch die gleichzeitige Uebernahme der Verwaltungsgerichtsfunktionen ſei. Die Hauptbeläſtigung der Mitglieder iſt die Reiſe und der Aufenthalt in der Provinzialhauptſtadt, nicht aber die dortigen Geſchäfte. Uneingeſchränkten Beifall verdient der folgende Satz des Redners: „Sie ſchaffen wirklich in dem geſammten Rechtsbewußtſein der Nation eine unheilvolle Verwirrung, wenn Sie ſo viel verſchiedene Behörden bilden; vergeſſen Sie nicht, daß die alten Bezirksregierungen in ihrem ganzen Umfange beſtehen bleiben, daneben nun die Bezirksausſchüſſe und die Verwaltungsgerichte. Wie ſoll ein einfacher Mann — wir ſagen ſtatt deſſen getroſt: wie ſoll irgend ein Menſch — das verſtehen, wenn er heute an das Verwaltungsgericht, morgen an die Regierung, übermorgen an den Bezirksausſchuß verwieſen wird?“ Der Redner führte dann noch aus, wie das alte Vorurtheil der unbedingten Scheidung von Juſtiz und Verwaltung hier zum Nachtheil der neuen Einrichtung ſein Weſen treibe, wie man conſequenter Weiſe noch dahin kommen werde, auch dem Kreisausſchuß die richterliche Funktion wiederum abzunehmen.

Wie ſo oft, wenn es ſich um die Subſumtion, um die lebendige unmittelbare Anwendung handelt, ſtellt ſich Gneiſt auf die falſche Seite. Er meinte, der Bezirksausſchuß ſei ein beweglich geſtaltetes Organ und tauge deshalb nicht zum Gericht. Daraus wäre der richtige Schluß geweſen, — folglich muß der Ausſchuß geſtaltet ſein wie das Gericht und nicht umgekehrt. Der Graf Winzingerode bemerkte ſpäter ganz ſachgemäß, daß es nichts ſei mit der Unterſcheidung zwiſchen Zweckmäßigkeitsfragen und Rechtsfragen in der Verwaltung. Je mehr die Geſetzgebung fortſchreitet, deſto mehr wird die Verwaltung zur Anwendung von Geſetzen, deſtomehr nimmt ſie folglich von der Rechtſprechung an, um ſo unnöthiger wird folglich die Scheidung zwiſchen Behörden der öffentlichen Rechtſprechung und der öffentlichen Verwaltung. Was in der Verwaltung ſelbſtändige, nicht auf Regeln begründete Initiative bleiben muß, das wird man ſchwerlich in die Competenz ausſchußartiger Selbſtverwaltungsorgane legen wollen. Hier hat die Staatsregierung einerſeits und die Provinzialvertretung andererſeits einzugreifen. Dagegen war die von anderer Seite gemachte Bemerkung ganz unzutreffend, das Mißtrauen

gegen die Regierungen als Gerichtshöfe des öffentlichen Rechts ſchreibe ſich von der Vermiſchung der Verwaltung und Verwaltungsrechtſprechung. Das Mißtrauen, ſoweit es wirklich vorhanden, ſchreibt ſich lediglich von dem Mangel des öffentlichen und contradiktoriſchen, alſo des wirklich richterlichen Verfahrens. Der Antrag des Abgeordneten v. Kardorff, der ganz mit unſerm früher hier niedergelegten Gedanken übereinſtimmt, hat leider die Annahme des Hauſes nicht gefunden.

Die übrigen Einzelheiten des Geſetzes geben keinen Anlaß zum Eingehen. Eine wichtige Frage tauchte nur am Schluß noch auf. Es beſteht in Preußen ein eigner Competenzconflictshof bei Conflikten zwiſchen den Gerichtshöfen des Privatrechts und den Verwaltungsbehörden. Durch die einzuführenden Verwaltungsgerichte bekommen wir nun Gerichtshöfe des öffentlichen Rechts. Der vorliegende Geſetzentwurf ſchreibt vor, daß bei Conflikten der Verwaltungsbehörden mit den Gerichtshöfen des öffentlichen Rechts die dritte Inſtanz der letzteren, nämlich das Oberverwaltungsgericht entſcheiden ſoll. Dagegen ſoll der Competenzconfliktshof beſtehen bleiben für die Conflikte der Verwaltung mit den Gerichtshöfen des Privatrechts. Anders iſt die Sache vorläufig nicht zu machen, ſo lange nicht das Reichsgeſetz über die Organiſation der Gerichte ergangen iſt. Wenn dieſes Reichsgeſetz und mit ihm ein oberſtes Reichsgericht ins Leben getreten ſein wird, dann wird man dem höchſten Reichsgericht die Entſcheidung über die Competenzconflikte übertragen können zwiſchen Privatrecht und öffentlichem Recht. Der Einzelſtaat thut am beſten, ſo lange das Reichsgericht nicht vorhanden, die Grenze zwiſchen Privatrecht und öffentlichem Recht durch ein beſonderes Gericht ziehen zu laſſen. Die Commiſſion hatte dieſes Syſtem ihrerſeits durch ein künſtliches Syſtem des Zuſammenwirkens der betheiligten Organe der privaten und der öffentlichen Rechtsſphäre von Fall zu Fall zu erſetzen geſucht. Zum Glück fand dieſer unpraktiſche Vorſchlag nicht die Annahme des Hauſes, ſtatt ſeiner ward vielmehr die Regierungsvorlage mit großer Majorität wieder hergeſtellt. C—r.

Literatur.

Poetiſche Abende. Von Rudolph Genée. Leipzig, Verlag von Veit u. Comp. — Dies Buch erſchien verfloſſnen Winter um die Weihnachtszeit und war wohl beiläufig auch für den Weihnachtstiſch beſtimmt. Da jedoch der Name Genée dafür zu bürgen ſchien, daß wir es hier mit mehr als einem obligaten „Feſtgeſchenk“ zu thun hätten, ſo glaubten wir, es uns zu ſorgfältiger Durchſicht für gelegene Zeit aufſparen zu müſſen, in der feſten

Hoffnung, darin ein gediegenes, originelles Werk von bleibendem Werthe zu finden. Zu unſerm Bedauern müſſen wir ausſprechen, daß wir uns in dieſer Hoffnung völlig getäuſcht haben.

Das Wort „poetiſch“ im Titel des Buches iſt nicht von Poeſie, ſondern von Poetik abzuleiten, und der Titel ſollte daher eigentlich, wenn dieſe Wortform überhaupt gebräuchlich wäre, „Poetikaliſche Abende“ heißen. So wie er jetzt lautet, gehört er zu jenen halb andeutenden, halb verhüllenden Titeln, die man ſich allenfalls über einem Zeitungsartikel gefallen läßt, bei einem Buche aber entſchieden mißbilligen muß. Man ſollte meinen, ſchon die Verleger ſelbſt müßten im Intereſſe ihres Geſchäftes den Autoren gegenüber gegen derartige unklare Titel proteſtiren.

Der Verfaſſer bezeichnet es als die Aufgabe ſeines Buches, „die Grundſätze des Vortrages rhythmiſcher Poeſien darzulegen, und durch Hinweiſe auf die praktiſche Ausübung dieſer Grundſätze dieſelben zu unmittelbarer, lebendiger Wirkung zu bringen“, und die Durchführung dieſer Aufgabe vertheilt er ſich gleichſam auf einzelne Lectionen, die er eben als „poetiſche Abende“ bezeichnet. Das iſt gewiß ein ſehr hübſcher, anſprechender Gedanke, und es wäre zu erwarten, daß Genée, der neben Türſchmann und Wauer zu unſern beſten Vorleſern zählt und ebenſo wie die beiden genannten in den letzten Jahren in vielen Städten Deutſchlands durch die Kunſt ſeines Vortrags große Erfolge errungen hat, recht eigentlich dazu berufen ſei, dieſe Idee zu verwirklichen. Die Ausführung kann aber in keiner Weiſe befriedigen.

Unter der vagen Ueberſchrift: „Ueber Sprache und Vortrag“ giebt Genée, nach einigen allgemeinen Betrachtungen, eine Reihe theoretiſcher Erörterungen aus dem Capitel der Metrik und über deklamatoriſchen Vortrag. Die Partie über Metrik iſt entſchieden ſchwach. Aus jeder populären Poetik kann ſich der Laie eingehender über den Gegenſtand unterrichten, als bei Genée. Indeß ſoll hierauf kein Gewicht gelegt werden, da der Verfaſſer ſelbſt bekennt, dies Thema nur inſofern behandelt zu haben, als es „für ſeine eigentliche Aufgabe unumgänglich nöthig war“. Wenn aber der Verfaſſer einen aus vier jambiſchen Dipodien beſtehenden Vers als „Heptameter“ bezeichnet, wenn er ſich allen Ernſtes einbildet, es gebe einen „wohlklingendſten und beliebteſten“ Hexameter, ſo ſind das Dinge, die wir durchaus nicht für „unumgänglich nöthig“ halten können, die vielmehr beweiſen, daß Genée in dieſen Fragen ſelber nur oberflächliche Kenntniſſe hat. Umſomehr waren wir nun auf den andern Abſchnitt der Einleitung, der vom deklamatoriſchen Vortrage handelt, geſpannt. Aber auch von ihm kann man nicht behaupten, daß er irgend etwas enthielte, was ſich nicht jeder verſtändige und geſchmackvolle Leſer von ſelber ſagen könnte. Dieſer Theil enttäuſcht einen am meiſten, weil man am meiſten von ihm erwartet.

Es folgen nun die eigentlichen „poetiſchen Abende“, zwölf an der Zahl.

Der erſte behandelt die altdeutſchen Formen, der zweite und dritte die griechiſchen, der vierte die italieniſchen und ſpaniſchen; daran ſchließen ſich im fünften und ſechſten Capitel die dramatiſchen Jamben, und im ſiebenten „die deutſche Ballade“; der achte Abend umfaßt Didaktiſches und Elegiſches, der neunte bringt Schiller'ſche Balladen, der zehnte das deutſche Lied und Schiller's Glocke, der elfte „Neuere Balladen und erzählende Gedichte“, der zwölfte endlich „Verſchiedene Formen“. Man ſieht ſofort, daß in dieſer Gruppirung eine Confuſion ganz verſchiedener Geſichtspunkte vorgegangen iſt. Darüber iſt ſich auch der Verfaſſer vollkommen klar; um ſo unbegreiflicher iſt es, wie er ſich dabei hat beruhigen können. Noch ärger aber iſt folgendes. In dieſen zwölf Abenden ſind nicht bloß eine lange Reihe der bekannteſten deutſchen Gedichte, die in allen Gedichtſammlungen für Schulen ſtehen und die jeder, der eine höhere Bildungsanſtalt beſucht hat, aus ſeiner Schulzeit zum großen Theil auswendig weiß, ſondern auch bogenlange Ausſchnitte aus den bekannteſten deutſchen Dramen (Nathan, Carlos, Iphigenie, Tell), wörtlich abgedruckt. Von den 440 Seiten, aus denen das Buch beſteht, ſind netto 300 mit Dichtungen bedruckt, 22 ſind, da jeder „poetiſche Abend“ wieder ſein beſonderes Titelblatt hat, an Titelblätter und Inhaltsverzeichniſſe verſchwendet, 24 ſind ganz leer, und nur der Reſt wird durch den Text von Genée gefüllt! Das iſt denn doch eine Buchmacherei, gegen die man entſchieden Verwahrung einlegen muß. Wenn der Verfaſſer uns ſeine aus der Praxis gewonnenen Ideen über den Vortrag von Dichterwerken mittheilen wollte, ſo konnte er das letztere in einer Broſchüre von 2—3 Bogen thun. Zu einem Bande von 440 Seiten lag nicht die geringſte Nöthigung vor.

Jeder Gruppe von Gedichten iſt eine Einleitung vorausgeſchickt. Hier wird der Leſer nochmals im Einzelnen darüber belehrt, in welchem Versfuße die zugehörigen Gedichte verfaßt ſind; dann folgen manchmal ein paar literargeſchichtliche Notizen über die Quelle und Entſtehung der Gedichte und einige Phraſen über ihren poetiſchen Werth — alles ſehr dürftig, ohne Ordnung und Zuſammenhang, ohne Durcharbeitung hingeworfen. Man ſchlägt das Capitel über die Ballade auf und hofft einige Andeutungen über das Weſen dieſer Dichtungsgattung zu finden — keine Spur davon! Statt deſſen wird uns mitgetheilt, daß im „Fiſcher“ und im „Sänger“ von Goethe „das reine jambiſche Metrum“ herrſcht, und daß im „Erlkönig“ in den Worten: „Ich liebe dich, mich reizt“ nur zwei Hebungen enthalten ſind. Aber auch über den Vortrag der einzelnen Gedichte erfährt man in dieſen Einleitungen nichts. Du möchteſt vielleicht einmal den „Zauberlehrling“ von Goethe vortragen und ſchlägſt nach, was Genée wohl über die zweimal wiederkehrende Strophe „Walle! Walle! Manche Strecke“ zu bemerken hat, ob er vielleicht der Anſicht

ſei, daß ſie der Zauberlehrling das erſte Mal leiſe, gleichſam nochmals memorirend und ſich vergewiſſernd vor ſich hinſumme, das zweite Mal erſt die laute Anwendung davon mache. Du ſuchſt vergeblich danach und erfährſt weiter nichts, als daß der Vortrag dieſer Gedichte „ſehr ſchwierig" ſei — was du vorher auch ſchon wußteſt — und daß er „mit dramatiſcher Lebhaftigkeit erfüllt" ſein müſſe. Das iſt Alles. Uebrigens werden dieſe Capiteleinleitungen mit jedem „Abend" magerer und werthloſer. An den beiden letzten Abenden, in denen doch die ganze Menge der verſchiedenartigſten Gedichte vorgeführt wird, ſind ſie glücklich zu einer Seite zuſammengeſchrumpft. Es iſt, als ob dem Verfaſſer der Athem ſchließlich ausgegangen wäre.

Hinter den „Abenden" folgen noch ein paar Seiten erläuternder Anmerkungen. Dieſe ſind das Wunderlichſte, was uns je an ſolchen Anmerkungen zu Geſicht gekommen iſt. Es iſt beim beſten Willen nicht möglich, hier irgend einen Grundſatz zu entdecken, nach dem der Herausgeber verfahren ſei. Er druckt z. B. eine Horaziſche Ode ab; einen darin vorkommenden Namen erläutert er, zehn andere, die für ein ſo völlig vorausſetzungsloſes Publikum, wie es Genée doch für ſein Buch nur im Auge gehabt haben kann, ebenſo dringend der Erläuterung bedürften, bleiben unerklärt. Kein Menſch kann enträthſeln, warum die eine Anmerkung daſteht, und zehn andere fehlen. Der einzige denkbare Grund wäre der, daß Genée bei der einen Stelle etwas zu ſagen gewußt hat, oder wenigſtens zu wiſſen geglaubt hat; bei einer anderen, wo dies nicht der Fall war, er auch gerade kein Buch zum Nachſchlagen bei der Hand hatte, ſchweigt er ſich eben einfach aus.

Der Abdruck der Gedichte iſt im Allgemeinen correct bewerkſtelligt, doch begegnet man auch allerhand unmotivirten Abweichungen in der Orthographie und Interpunction, ja ſelbſt im Wortlaute. In Schiller's allbekanntem Diſtichon über das Diſtichon macht Genée aus „des Springquells flüſſiger Säule" eine „mächtige Säule"; im Goethiſchen „Sänger" ändert er die jedem Kinde bekannte Zeile: „Der König, dem das Lied gefiel" ab in: Der König, dem es wohlgefiel. Vom Centauren Cheiron ſcheint Genée nähere Kunde zu haben, daß es ein Schimmel geweſen iſt; denn in Ramler's Ueberſetzung der 13. Horaziſchen Epode läßt er ihn als „weißen Chiron" auftreten. Hie und da werden Abänderungen zwar nicht direct vorgenommen, aber doch ſehr ungenirt vorgeſchlagen; ſo heißt es in einer Anmerkung zu Goethe's „Fiſcher": „dem Angel iſt dem allgemeinen Sprachgebrauch entgegen, man wird dies ohne Bedenken ändern können. Auch ſonſt fehlt es nicht an Ungenauigkeiten; ſo ſteht Genée z. B. mit dem Y in griechiſchen Worten entſchieden auf geſpanntem Fuße, wie ſeine Schreibung Amphibrachis, Ibikus, Ilithia (!) beweiſt.

Ein Buch wie dieſe „Poetiſchen Abende" läßt ſich ſelbſt für das laien-

haſteſte Publikum ſchlechterdings nicht ohne ein gewiſſes Maaß philologiſcher Akribie arbeiten; es braucht deßhalb keineswegs geſchmacklos und langweilig zu werden. Dieſe Akribie vermißt man hier aber faſt nach allen Seiten hin. — Die Verlagshandlung hat mit gewohnter, hier nur nicht recht angebrachter Nobleſſe auch dieſem Buche die ſchöne Ausſtattung zu Theil werden laſſen, die ſie allen ihren Verlagswerken, ſelbſt den rein ſachwiſſenſchaftlichen, mitgiebt.

* * *

Novellen von Konrad Telmann.*) Ein junges Talent tritt uns aus den Novellen von Konrad Telmann entgegen, und es läßt ſich ein Weiterſchreiten vom Guten zum Beſſern von der erſten bis zur letzten Erzählung verfolgen. Wir ſagen ein junges Talent und dürfen wohl dieſen Ausdruck gebrauchen, wenn wir ein erſtes Debut in der Oeffentlichkeit begrüßen, außerdem aber weiſt ein gewiſſes Ungeſchick in der Gruppirung des Stoffes, in der Anlage der Charaktere auf eine zwar nicht im Fabuliren, wohl aber in des Lebens ernſtem Führen noch ungeübte Hand.

Fritz Reuter, Spielhagen, Storm, Jenſen, Jeder hat in ſeiner Weiſe die Leſerwelt gewöhnt oder verwöhnt, bei Erzählungen aus dem Norden unſres lieben Vaterlandes einen ganz beſtimmten Lokalton zu erwarten. Schon die Landſchaft muß ihr eigenthümliches Gepräge tragen, die Menſchen und ihre Schickſale in dieſen Rahmen und nur in dieſen hineinpaſſen. Unwillkürlich geht man mit derſelben Erwartung an ein Buch, das den Titel „In Pommern“ führt, und legt es, wenn man Schilderung von Landesſitten, ſpeziell pommerſches Leben darin geſucht hat, dann allerdings enttäuſcht wieder fort. Jede der Erzählungen könnte in jedem beliebigen deutſchen Landesſtrich ſpielen, keine der Geſtalten iſt nur pommerſchem Boden entwachſen, und ſelbſt die am individuellſten gezeichneten Figuren des Haideröschens und des Vetters Schulmeiſter ſind Typen, und glücklich erfaßte Typen des deutſchen Bauern- und Bürgerſtandes im Allgemeinen, nicht aber des pommerſchen im beſondern. Die Charaktere leiden an einer gewiſſen Monotonie. Die Helden haben ſehr edle Gefühle, ſchreiben auch, ſo lange ſie unglücklich lieben, ſehr gefühlvolle Gedichte und Tagebücher, aber ſelbſt das Steuer des Schickſals zu lenken, durch eignes Handeln einzugreifen und ſich ihr Daſein ordentlich einzurichten verſtehen ſie nicht. Wenn ſie trotzdem glücklich werden, ſo iſt das reine Gefälligkeit des Schickſals, das ſchließlich einen nichtswürdigen Gatten oder einen grauſamen Vater mit Tod abgehen läßt. — Aus dieſem erſten Mangel entſpringt der zweite der vorliegenden Novellen: das Fehlen der Handlung. Es dürfte ſelbſt einem alten Praktiker ſchwer werden, mit dieſen

*) „In Pommern.“ Novellen von Konrad Telmann. F. W. Grunow, 1875.

gefühlvollen Menschen in frischem Zug vorwärts zu kommen. Konrad Telmann's junges Talent hat sich selbst durch diese Schattenhaftigkeit seiner Personen das größte Hinderniß zur freien Entfaltung geschaffen.

Doch wenn irgendwo, so gilt hier der Spruch: Fehler sind zu weit getriebene Vorzüge. Diese breite Ausmalung des innern Gefühlslebens wird, auf ein richtiges Maaß zurückgeführt, den späteren Gestalten Telmann's jene innere Tiefe, jenen ernsten Gehalt geben, durch welche sich alle Schöpfungen unsrer bessern Novellen-Literatur vor der bloßen Effecthascherei auszeichnen. Selbst der aus den Novellen, besonders aus den „Jugendidealen" sprechende Weltschmerz, der jetzt einen etwas grünen Eindruck macht, wird bei glücklicher Entwicklung zu jener schönen Dichtergabe heranreifen können, auch den kleinen, alltäglichen Lebenserscheinungen tiefere Bedeutung abzugewinnen und aus dem dahinrollenden Tagesleben das Bleibende zu erfassen. Und zu diesen, noch im Keim schlummernden Vorzügen gesellen sich andre, schon voll erschlossene. Ein durchaus edler und reiner Sinn spricht aus den Novellen, der sich abwendet vom Niedrigen, der, wo er es trotzdem zeichnet, es nur als kräftige Schlagschatten benutzt für das Licht, dem er zustrebt. Mit dieser idealen Richtung geht Hand in Hand die liebevolle Erfassung der Natur; diese Naturschilderungen, die uns bald an das tosende, bald an das ruhende Meer, in den Frieden des Waldes, oder in das schwirrende Leben der Haide, dann auf luftige Berghöhe, dann auf Heidelberg's grünumwachsene Schloßruine führen, wird Jedes immer wieder gerne nachschlagen in den beiden Bändchen. Die Natur ist auch der Schauplatz, wo sich die Gestalten, des jungen Autors am glücklichsten bewegen, wo sie die gerügten Fehler fast ganz abstreifen. Da kommt auch die leichte, humoristische Anlage des Dichters zum Durchbruch und schafft wirklich individuelle Menschen. So sind im „Haideröschen" die beiden alten Dienstboten des Bauernhofes durch wenige Federstriche lebensvoller geschildert, als die beiden Hauptheldeu der Erzählung mit all ihren Rückerinnerungen, Neckereien und Schwärmereien. Vortrefflich aber sind die guten, fröhlichen Menschen im Vetter Schulmeister getroffen. Da athmet Alles wirkliches Leben: Der pedantische Vetter, der so gründlich hätte „reinfallen" können, und so glücklich geheilt wird, das neckische Pfarrtöchterlein, der würdige Vater, die brummige Haushälterin: sie alle sind Prachtmenschen, an denen Autor, Leser und Kritiker ihre helle Freude haben dürfen. Das bürgerliche Leben, die Wiedergabe dieser engeren Verhältnisse, scheint deshalb bei weitem mehr des Dichters Eigenart zu entsprechen, als die aristokratischen Cirkel und strahlenden Ballsäle, in denen er sich anfangs bewegt. Es war ein wirklicher Genuß, am Schluß der beiden Bände auf ein, dem deutschen Dorfleben so getreu abgelauschtes und so glückliches wiedergegebenes Charakterbild zu stoßen. Ende gut, Alles gut. Wir sagen's hier mit voller Ueberzeugung. Glück auf denn und fröhlich Gedeihen!

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 20.

Ausgegeben am 14. Mai 1875.

Inhalt:

	Seite
Heinrich Kruse's „Brutus".	241
Die große Lohnumwälzung in England. Max Wirth.	257
Die General-Versammlung der evangelischen Allianz in New-York im Jahre 1873. H. Jacoby.	267
Ofenheim-Arnim.	272
Vom preußischen Landtag. C—r.	274
Münchner Briefe. (Wahlvorbereitungen und -Aussichten. — Der Reichsrath).	277

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Heinrich Kruse's „Brutus".

Kaum eine größere deutsche Bühne giebt es, auf der Shakespeare's „Julius Caesar" nicht Repertoirestück wäre. Am vorzüglichsten gilt heute die Darstellung der Tragödie durch die Meininger. Berlin hat in den jüngsten Tagen diese scenische Leistung der hochverdienten Gesellschaft mit reichem Beifall genossen. Man kann dreist sagen: der Shakespeare'sche Julius Caesar ist bei uns weit populärer, als in seiner englischen Heimath. Wer jemals die Londoner Saison mitgemacht hat, wird uns das bestätigen. Wie selten wird dieses Drama Shakespeare's am Ufer der Themse gegeben? Es kann dahingestellt bleiben, wie diese Erscheinung zu erklären ist. Vielleicht hängt sie damit zusammen, daß der Julius Caesar Shakespeare's nur eine einzige Rolle enthält, welche den Schauspielvirtuosen ersten Ranges anziehen könnte: die des Antonius. Und diese Rolle tritt weit zurück an selbständigem Glanze hinter den Titelrollen andrer Shakespeare'scher Tragödien, wie Hamlet, König Lear, Othello, Macbeth, Richard III. u. s. w. In England geben sich aber bekanntlich die Löwen der Schauspielkunst dazu her, an zwölf bis zwanzig Abenden hintereinander und öfter noch, jeden Abend ihren Hamlet oder Macbeth herunterzuspielen; das Publikum hat nur Auge und Ohr für sie, und kümmert sich um die guten oder schlechten Leistungen der übrigen Schauspieler so wenig, wie auf den Rennen von Epsom um die Farben und Gäule, die außerhalb der Wette stehen.

Seit der großen, in allem Guten und Hohen noch heute nachwirkenden Arbeit unsrer Geistesheroen auf dem Gebiete der dramatischen Kunst und der Dramaturgie, namentlich seit der Blüthe der hohen Schule, die Goethe in Schrift, Wort und That dem deutschen Theater aufgethan, haben wir Deutschen gerade das Gegentheil dieser englischen Darstellungsweise für unser Ideal mimischer Kunst gehalten. Nicht in der Subordination der mittelmäßigen und geringen schauspielerischen Talente unter das große erblicken wir die höchste Leistung dieser Kunst; sondern in der Einordnung aller mitwirkenden Kräfte nach dem Sinne und Plan des Dichters, nach dem Antheil, der jedem Einzelnen und Allen zusammen zur Veranschaulichung der leitenden Idee des Stückes vorgezeichnet ist. Und vielleicht ist darum eben Shakespeare's Julius

Caeſar bis zum heutigen Tage immer von denjenigen Leitern deutſcher Schaubühnen mit Vorliebe auf das Repertoire geſetzt worden, welche in dem Enſemble aller ihrer ausübenden Kräfte — in der Beherrſchung der hochfliegenden Anſprüche ihrer vorzüglichſten Mimen, wie in der Erwärmung des ſpröden Mittelgutes oder noch geringeren Materials — ihre Meiſterſchaft bekundeten. Denn, wie geſagt, kaum ein anderes Stück erfordert ſoviel Hingebung jedes Einzelnen an das Ganze. Faſt jede der höheren Rollen kommt in gleichem Maße zur Geltung. Der Träger der Titelrolle wird ſogar noch mehr gehoben durch das hiſtoriſche Bewußtſein des Zuſchauers, als durch das Werk des Dichters und verſchwindet ſchon im dritten Act. Alle übrigen treten nur in einzelnen Scenen oder Acten beſonders leuchtend hervor und überlaſſen dann Andern die leitende Rolle. Ja, für manche erlauchte Namen, die der Dichter in ſein Perſonenregiſter aufnahm, wird man auch an volkreichen Bühnen kaum einen ausreichend würdevollen Statiſten finden: ſo für Cicero, der bei Shakeſpeare eine geradezu klägliche Figur ſpielt.

Ein anderer Grund der großen Popularität des Shakeſpeare'ſchen Julius Caeſar in Deutſchland iſt wohl die allgemeine Vertrautheit unſres Volkes mit dem hiſtoriſchen Hintergrunde des Stückes. Bis zu Julius Caeſar's Schriften, auch über den Bürgerkrieg und bis zu den Briefen des Cicero an Atticus und ſeine Philippiſchen Reden — die zuſammen das beſte hiſtoriſche Urtheil der Zeitgenoſſen und die Hauptquelle bilden für die Entwickelung der öffentlichen Verhältniſſe und Ereigniſſe, welche hier dramatiſch zum Austrag kommen und für die Motive der handelnden Perſonen — bis zu dieſen Quellenwerken gelangt die große Mehrzahl unſrer Jugend einmal wenigſtens in ihrem Studium, auch wenn ein großer Theil derſelben ſpäter zu „realeren" Fächern übergeht. Aber grade hier, bei Aufzählung und Prüfung der geſchichtlichen Quellen drängt ſich uns die Frage auf: iſt denn der „Julius Caeſar" Shakeſpeare's auch nur annähernd ein Spiegelbild der Geſchichte, oder Ideen, welche den Untergang des Imperators, und dann wieder ſeiner Mörder herbeiführten? Sind die handelnden Charaktere in der Hauptſache mit hiſtoriſcher Treue gezeichnet?

Um dem Dichter gerecht zu ſein, muß hervorgehoben werden, daß er einen großen Theil der Quellen nicht kannte, welche uns heute zu Gebote ſtehen, und daß er Manches, was ſeiner Zeit verhüllt war, mit congenialer Ahnungs- und Schöpferkraft erſetzte. Aber mit derſelben Genialität hat er ſich über eine Reihe auch ſeiner Zeit bekannter Thatſachen hinweggeſetzt. Wer, wie der Verfaſſer dieſer Zeilen, mehr als einmal nach der genauen, friſchen Lectüre der Quellen Shakeſpeare's Julius Caeſar las, wird Scene für Scene und Charakter für Charakter die Disharmonie mit der Wirklichkeit als den ſchwerſten Fehler des großartigen Werkes erkennen. Man kann dabei noch

ſoviel ſeiner Eigenthümlichkeit nachſehen: die rein engliſche Auffaſſung und Darſtellung der römiſchen Plebs und der römiſchen Welt überhaupt; die völlig unrömiſche Dialektik bei Senatoren, Verſchworenen, Caeſarianern u. ſ. w., die ſich unterhalten, wie die Cavaliere der jungfräulichen engliſchen Königin. Die Abweichung von der hiſtoriſchen Wahrheit bleibt bei aller Nachſicht immer ſehr fühlbar und ſchadet dem dramatiſchen Effect, weil die tragiſche Idee gerade dieſer geſchichtlichen Kataſtrophe dadurch verdunkelt wird.

Die tragiſche Idee dieſes Stückes Geſchichte aber iſt der Irrwahn der Verſchworenen, daß der größte und gewaltigſte Geiſt, den die römiſche Welt hervorgebracht habe, gemordet werden müſſe, weil das Recht und die Freiheit des Volkes dadurch allein gerettet werden könne; auf daß nicht länger der Liebling der Soldaten, ſondern der Wille des Volkes Rom beherrſche. Und die tragiſche Vergeltung beſteht in der Erfahrung und dem Schickſal der Mörder. Sie werden nach der Blutthat zuerſt von dem, durch demagogiſche Talente aufgereizten ſüßen Pöbel der Hauptſtadt vertrieben, von demſelben Pöbel, für deſſen Recht ſie mordeten; dann gezwungen zu ihrer Selbſterhaltung alle dem ermordeten Caeſar ſo höch angerechneten Untugenden ſich anzueignen. Namentlich müſſen ſie, an der Spitze eines in Betreff ſeiner verfaſſungsrechtlichen Legitimation keineswegs zweifelloſen Heeres, im Bürgerkriege, ihre Anſprüche und Ideen verfechten, gerade wie Caeſar; nur mit weit weniger Glück und Talent. Und als Heerführer im Bürgerkriege, keineswegs auf der heimiſchen Schwelle im befriedeten, befreiten Rom, ereilt die beiden vornehmſten Verſchworenen der Tod. Statt der freien Republik, auf deren Altar der größte Staatsmann und Feldherr der antiken, vielleicht auch der modernen Welt geopfert wurde, ſteigt aus der Ebene von Philippi empor das erbliche Kaiſerthum der römiſchen Monarchie.

Kräftig und großartig prägt ſich dieſe tragiſche Idee aus ſchon in den hiſtoriſchen Quellen, ohne Zuthun des Dichters. Gerade die letzten Lebensjahre Caeſar's, ſeine Regierungsjahre im eigentlichſten Sinne des Wortes, zeigen die faſt übermenſchliche Größe des Imperators in den reinſten Umriſſen. Welche perſönliche Milde und Mäßigung im Vergleich zu den früheren und folgenden Dictatoren, die als Sieger aus inneren Wirren hervorgingen. Welche Hingebung an die Erfüllung ſtaatlicher Pflichten und bedeutſamſter Zukunftspläne! Es iſt kein Zufall, daß das Antlitz des Staatsmannes, das von den Zeitgenoſſen in früheren Jahren als „zu voll“ geſchildert wird, unter dieſer coloſſalen Arbeitslaſt bleich und mager wurde; daß ihm die Erlaubniß, den Lorbeerkranz immer zu tragen erwünſcht kam, um die zunehmende Glatze zu bedecken. Jeder der Pläne, die Caeſar ſich für das Ende ſeiner Lebenstage vorbehalten hatte, mit deren Ausführung er vier Tage nach jenen Iden des März beginnen wollte, die ſeinem Leben ein Ziel ſetzten, regt in uns die

größte Frage an, welche die Weltgeschichte an entscheidenden Wendepunkten stellt: wie hätte sich die Entwickelung des Menschengeschlechtes gestaltet, wenn er auch nur einen dieser Plane, vor Allem die Unterwerfung Germaniens vollbracht hätte? Ferner zeigt auch die geschichtliche Entwickelung der Thatsachen das öffentliche Pflichtgefühl und das politische Verständniß der Römer in allen Classen nach der Ermordung Caesar's in einem so traurigen Lichte, daß die historisch beglaubigte Meinung des Brutus, durch die Wegräumung Caesar's werde die alte biedere Republik erblühen, beinahe als unbegreifliche Thorheit erscheint. Namentlich ist das stupide Verhalten des Plebs nach der Mordthat in keiner Weise corrigirt worden durch die besseren Gesellschaftsschichten, welche Caesar auch den Schein der Herrschaft so grimmig verübelten. Der Senat und die Optimaten übertrafen womöglich noch das Volk an feiger Unthätigkeit. Sie flohen in wilder Bestürzung. Später setzen sie die Phrase und Rede an Stelle der That. — Und dieselbe rathlose Unentschlossenheit zeigt das Verhalten der Verschworenen selbst. Sie lassen den Antonius sich der Staatscasse und aller Papiere des Todten bemächtigen und das Volk gegen die Mörder Caesar's aufreizen. Sie sehen dem Bruche des Antonius mit der Staatspartei, die erst in der Mitte des Jahres eintritt und dem mutinensischen Kriege zu und lassen den Triumvirn Zeit, alle Schwierigkeiten einer gemeinsamen Vereinigung zu überwinden und ihre Heere den Verschworenen entgegenzustellen. Dieser Zeitraum, vom Tode des Caesar bis zur Schlacht von Philippi, den der Dramatiker auf wenige Scenen zusammendrängen muß, höchstens durch das Fallen des Vorhangs als einen längeren anzudeuten vermag, dehnt sich in Wirklichkeit auf zwei und ein halbes Jahr aus, und umfaßt die widerwärtigsten Züge und Thaten, deren der römische Volksgeist bis dahin sich fähig gezeigt hatte. Namentlich jene scheußlichen Proscriptionen, bei denen tausende hervorragender Männer, das ganze vornehmere Rom der Republik mit kalter Grausamkeit hingeschlachtet wurde keiner der Geächteten vor dem Verrath seiner Familie sicher war; wo mit Wollust und grundsätzlich, für Geld und Gut, und viele Monate hindurch, gemordet wurde. Sulla hatte doch wenigstens in der Hitze der ersten Leidenschaft und zur Revanche für die blutigen Opfer der eigenen Partei, endlich um jede neue Erhebung durch Schrecken niederzuschlagen, gemordet. Keines dieser Motive stand den Triumvirn zur Seite. Und auch diese Gräuel mußten Brutus und Cassius gelassen von ihren östlichen Provinzen aus mit ansehen und über Italien ergehen lassen. Wahrlich, die tragische Nemesis ist selten Jemandem so klar vor Augen getreten, wie ihnen.

Und was macht nun Shakespeare aus diesem tragischen Stoffe, mit dieser tragischen Idee? Caesar ist die personificirte Hybris, Brutus die personificirte Tugend und Freiheitsliebe, Cassius die verkörperte Unzufriedenheit, Antonius

der ehrgeizige Schlauberger, Octavian der hoffnungsvolle Prinz u. ſ. w. Jeder der Shakeſpeare'ſchen Charaktere deckt eine menſchliche Leidenſchaft oder Tugend vollkommen. Von der Geſchichte bleiben im weſentlichen nur die Namen, der Gang der Handlung und die Kataſtrophen des Mordes an Caeſar und der Vergeltung bei Philippi, und eine Reihe von überlieferten oder vom Dichter für hiſtoriſch gehaltenen Phraſen, die ſorgfältig an den Mann gebracht werden. Wie wenig hiſtoriſches Detail und römiſche Localfarbe in Shakeſpeare's Drama ſteckt, wird jeder inne werden, der dieſen Julius Caeſar dieſen Brutus, Caſſius, Antonius u. ſ. w. von dem hiſtoriſchen Hintergrunde, dem ſie aufgeklebt ſind, loslöst, und ſie auf eine andere Pappe zieht. Sie werden ſich, in andere Verhältniſſe verſetzt, faſt mit demſelben Erfolge unterhalten, angreifen und erſtechen. So etwa wird das Urtheil des Hiſtorikers über Shakeſpeare's „Julius Caeſar" ausfallen, mag er das Drama vom künſtleriſchen und literariſchen Standpunkt aus auch noch ſo hoch ſtellen. Es iſt auch kein Zweifel, daß Shakeſpaere ſelbſt dieſen Mangel ſeines Stückes empfunden hat, daß die Hoheit und Gewalt dieſes unvergleichlichen tragiſchen Stoffes ihn anzog, ihn wie es auch ſei, zu behandeln; daß er ahnte, er werde keineswegs der Letzte ſein, der dieſes Stoffes Meiſter zu werden verſuchte. Er ſpricht das ja aus Caſſius und Brutus Mund klar aus in den bekannten Verſen:

In wie entfernter Zeit
Wird man dies hohe Schauſpiel wiederholen,
In neuen Zungen und mit fremdem Pomp!
Wie oft wird Caeſar noch im Spiele bluten,
Der jetzt am Fußgeſtell Pompejus liegt,
Dem Staube gleich geachtet.

Dieſe Andeutungen werden genügen, um unſern Standpunkt gegenüber einer neuen Bearbeitung dieſes Stoffes zu bezeichnen. Wir halten jeden derartigen Verſuch, der den großartigen Stoff, mit ſtrengerem Anſchluß an die Geſchichte, behandelt, hochwillkommen. Wir meinen, ein Deutſcher ſoll es ſein, der das hohe Werk Shakeſpeare's übertrifft durch deutſche Geſchichtskenntniß und Treue, durch freie neue Umriſſe der Züge der handelnden Perſonen, tiefere individuellere Auffaſſung der Charaktere, durch eine der fortgeſchrittenen geſchichtlicher Kenntniß mehr entſprechende Entwickelung der Handlung und Idee des Stückes. Ja, wir gehen einen Schritt weiter. Wir bezeichnen als das Drama, welches dieſe Vorzüge in ſich vereinigt die jüngſte Schöpfung Heinrich Kruſe's, ſeinen „Brutus".*)

Robert von Mohl ſagt im dritten Bande ſeiner Geſchichte und Literatur der Staatswiſſenſchaften in der einleitenden Ueberſicht ſeiner berühmten Monographie über die Machiavelli-Literatur, dieſe Literatur gebe „ein zwar nicht erfreuliches und ſchmeichelhaftes, aber ein um ſo belehrenderes Beiſpiel, von der Verkehrtheit, Urtheilsloſigkeit und Oberflächlichkeit, welche oft lange Zeit

*) Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1875.

hindurch ganze Abtheilungen der wiſſenſchaftlichen Beſchäftigung und einzelne Fragen verderben". Und das ſei „um ſo beſchämender für die Wiſſenſchaft oder richtiger geſprochen für den menſchlichen Verſtand, als die Thatſachen ſo außerordentlich klar und unzweifelhaft liegen und die Erklärung bei nicht faſt muthwilliger Aufgebung jedes geſunden Urtheiles nur zwiſchen wenigen Möglichkeiten ſchwanken kann." An dieſe ſcharfen Worte wird man unwillkürlich erinnert, wenn man einen Theil der Urtheile lieſt, die ſchon jetzt über Kruſe's Brutus gefällt worden ſind. Selten iſt das Bekenntniß des gänzlichen Mangels eigener Denkanſtrengung und Prüfung ſo unumwunden abgelegt worden, wie bei dieſer Gelegenheit. Ausnahmen von dieſer traurigen Regel treten um ſo rühmlicher hervor; unter ihnen ſelbſtverſtändlich Karl Frenzel und in der Hauptſache auch Paul Lindau. Aber für manche Andere war die Verſuchung hier wohlfeil abzuſprechen, zu groß, um ihr widerſtehen zu können. Wie, raiſonirten ſie, Kruſe will den Shakeſpeare corrigiren? Er wagt in ſeinen ſechs Zeilen Vorrede zum „Brutus" zu verkünden, daß er ſich durch den Geiſt des Shakeſpeare nicht bedrückt fühle, wie weiland Antonius in Gegenwart Caeſar's. Unerhört! Auch hatte Paul Lindau, der mit ſeiner raſchen geiſtreichen Arbeit für eine Unzahl flacher Köpfe der Magiſter geworden iſt, auf deſſen Worte geſchworen wird, ohne weitere eigene Anſtrengung als zum Schwören vonnöthen, das unbedachte Wort geſprochen*), daß Kruſe die Anführung des Teſtaments in der Leichenrede des Antonius nicht den Quellen, ſondern dem Shakeſpeare entnommen habe. Und ſofort war auf der ganzen Linie ſeiner Nachbeter die Anklage des Plagiats wider Kruſe fertig; ſelbſtverſtändlich ganz beſonders geiſtvoll begründet im Feuilleton des „Hamburger Correſpondenten", vermuthlich aus derſelben verſtändigen Feder, die ſpäter ihr vernichtendes Urtheil über die „Amerikaniſchen Humoriſten" des Grunow'ſchen Verlags ausſprach, aus ebenſo triftigen Gründen, wie über das „Plagiat" Kruſe's. Der Dichter des „Brutus" ſelbſt hat in der „Gegenwart" Lindau's dieſe albernen Beſchuldigungen wenige Wochen ſpäter**) ſo kräftig abgeſtraft, daß in dieſer Richtung jedes weitere Wort der Widerlegung überflüſſig erſcheint. Unſere Leſer, bei denen die genaue Kenntniß des Julius Caeſar Shakeſpeare's vorauszuſetzen iſt, werden ſchon aus einer flüchtigen Einführung in den Gang der Handlung bei Kruſe erkennen, wie völlig ſelbſtändig der deutſche Dichter ſeinen Stoff behandelt und beherrſcht hat.

Schon ein Blick in das Perſonenverzeichniß des „Brutus" belehrt uns, wie ſtreng ſich Kruſe auf die dramatiſche Aufgabe beſchränkte, die er zu löſen hatte. Es fehlen bei ihm von den bei Shakeſpeare aufgeführten Perſonen:

*) Gegenwart v. 3. Jan. 1875.

**) Nummer vom 20. Februar.

Cicero und die beiden Senatoren, die Tribunen Flavius und Marullus, die fünf „Freunde des Brutus", vier von den Sklaven des Brutus, der Diener des Cassius, der Wahrsager, „Cinna ein Poet" und „ein anderer Poet" gänzlich — wahrlich nicht zum Schaden des dramatischen Effects. Denn die Bedeutung eines Mannes wie Cicero z. B. wird außerordentlich viel klarer zur Anschauung gebracht, wenn Brutus bei der Nachricht von Cicero's Ende bei Kruse über ihn sagt:

„Er war ein liebevoller, edler Mensch,
Hing treu und warm an seinem Vaterlande,
Und alle seine Schwächen deckt das Grab;"

als wenn Shakespaere den Casca über Cicero sagen läßt: „Er sprach Griechisch, aber wenn ich Euch sagen sollte, was er wollte, so will ich Euch niemals wieder vor die Augen kommen. Die ihn verstanden, lächelten einander zu und schüttelten die Köpfe." Oder wenn Cicero sich in der nächsten Scene zu dem Gemeinplatz aufschwingt:

„Doch Menschen deuten oft nach ihrer Weise
Die Dinge, weit entfernt vom wahren Sinn,"

oder gar, am Schlusse dieser Scenen die Behauptung wagt: „Dieser Aufruhr (der Elemente) läßt nicht draußen weilen", d. h. das Wetter ist zu schlecht, man wird sich einen tüchtigen Schnupfen holen. Leute von dieser minimen dramatischen Bedeutung führt Kruse im Personenregister gar nicht auf, auch wenn sie in der Weltgeschichte Cato Hirtius und Pansa heißen und in seinem Stücke ein halb Dutzend Verse zu sprechen haben.

Von weit größerer Verschiedenheit aber ist der Gang der Handlung in den beiden Dramen.

Paul Lindau hat den Nachweis versucht, eine gewisse Uebereinstimmung im Scenarium der ersten drei Akte bei Shakespeare und Kruse nachzuweisen. Und soweit vielleicht mit Glück, als in beiden Dramen der erste Act die Exposition, der zweite die Verschwörung, der dritte die Ermordung enthält. Allein diese Gleichartigkeit der dramatischen Entwickelung in den ersten drei Akten liegt in der Natur des gleichen Stoffes. Jeder Dichter muß dieses Drama beginnen lassen mit dem Versuch des Cassius, den Brutus in die Verschwörung hineinzuziehen, und muß es enden lassen mit dem Untergang der beiden letzten Römer bei Philippi. Dieser Zwang der Composition sowohl wie der zeitlichen Grenzen des Stückes liegt im Stoff. Jeder Dichter von natürlichem Gefühl muß sich diesem Zwange fügen; er wird sich dabei so frei wissen von einer sklavischen Nachahmung des Shakespeare, wie der Vogel, der sein Lied singt, von den Traditionen seiner Altvordern. Ja, was Kruse anlangt, so ist bei ihm die Gliederung der ersten drei Acte in Exposition, Verschwörung, Ermordung viel strenger und reiner durchgeführt,

als bei Shakeſpeare. Denn Shakeſpeare fällt gerade bei dieſem Drama merkwürdigerweiſe zweimal in den ihm ſonſt völlig fremden Fehler, zuſammengehörige Vorgänge auseinanderzureißen und wiederholt dem Zuſchauer vorzuführen. Das eine Mal dadurch, daß er die Iden des März an den zweiten und dritten Act vertheilt. Das andere Mal gar durch ein Hyſteron proteron im IV. Acte 3. Scene. Hier erzählt nämlich Brutus dem Caſſius den Tod der Portia in allen Details und läßt ſich ſelbſt dann erſt in der folgenden Scene dieſes tragiſche Ereigniß von Meſſala melden. Alſo nicht einmal der annähernd gleiche Entwickelungsgang der drei erſten Acte in beiden Dramen beruht auf einer blinden Nachahmung Shakeſpeare's durch Kruſe. In ihrer einzelnen Gliederung vollends ſind ſie ſo verſchieden als möglich.

Shakeſpeare's Caeſar beginnt bekanntlich mit der Vermahnung der pompejaniſch geſinnten Volkstribunen zum Auseinandergehen an die caeſariſch geſinnte ſchauluſtige Menge, welche Caeſar und ſeinen Zug am Feſte der Lupercalien begrüßen möchte. Der Wahrſager warnt ſchon hier vor den Iden des März. Folgt der Schwerpunkt des erſten Aktes: Das meiſterhafte Zwiegeſpräch zwiſchen Brutus und Caſſius; dann die Aeußerung Caeſar's zu Antonius über den magern Caſſius; dann erzählt Caeſar dem Caſſius das Kronenangebot des Antonius an Caeſar, das hinter der Scene ſtattgefunden. Caſſius überlegt das Mittel, anonyme aufreizende Zettel an Brutus zu ſenden, und wirbt am Ende des Aktes Cinna zu dieſem Zwecke. Ein furchtbares Gewitter und grauenvolle Zeichen deuten auf ungeheure Ereigniſſe. — Der zweite Act beginnt am Vorabend der Iden. Brutus hat die Zettel gefunden. Sie haben gewirkt. Der Tod des Imperators iſt bei ihm beſchloſſen. Die Verſchworenen kommen zu Brutus. Sie werden ihm mit gutbritiſcher Förmlichkeit vorgeſtellt. Brutus lehnt ſich gegen den Plan auf, den Antonius mit Caeſar zu tödten. Als die Geſchworenen dem Tagesgrauen gewichen ſind, folgt des Brutus berühmtes Zwiegeſpräch mit Portia. Sie erfährt in unſrer Gegenwart jedoch nicht das Geheimniß. Sie erhält nur das Verſprechen, daß ihr Brutus „ſeiner finſtern Stirne Zeichenſchrift“ enthüllen wolle. — Ein Wechſel der Scene führt uns dann in Caeſar's Palaſt; wir erfahren die grauenhaften Zeichen der Götter. Calpurnia bewegt Caeſar zum Bleiben. Decimus überredet ihn, in den Senat zu gehen. In Geſellſchaft des Antonius und ſämmtlicher Verſchworener zieht Caeſar nach dem Capitol. Portia, die unter dem ungeheuren Druck des ihr ungewiſſen anvertrauten Geheimniſſes und in fieberhafter Erwartung der Entſcheidung faſt zuſammenbricht, ſchließt den zweiten Act. — Der dritte Act, wohl der bekannteſte des ganzen Stückes, führt uns von dem Beginn der Senatsſitzung und der Mordſcene bis zu den, den Verſchworenen ſo furchtbaren Folgen der Leichenrede des Antonius.

Mitten im Akte, noch vor der Leichenrede des Brutus erfährt Antonius bereits das Herannahen des Octavian!

Vergleichen wir nun mit diesen, uns Allen geläufigen drei ersten Acten Shakespeare's dieselben Akte des „Brutus" von Heinrich Kruse, die nach der Ansicht großer Recensenten dem Shakespeare abgelauscht sein sollen.

Brutus hat die geheimnißvollen Zettel bereits erhalten, als der erste Act beginnt. Er ist dadurch gleich von Anfang an tiefer erregt und auf die Pflichten seines Namens dringender hingewiesen, als bei Shakespeare. Schon ehe er mit Cassius gesprochen, am Schlusse der ersten Scene sagt er:

Es geht auf Caesar.
Die Stimmen, die von außen kommen, würden
Mich wenig kümmern, wenn sich nicht verwandte
Auch hier (die Hand auf die Brust legend) vernehmen ließen.

In dieser Stimmung trifft ihn Cassius, sein Schwager. Alles historische Detail ist hier meisterhaft ausgenützt, um der Scene, die bei Shakespeare so groß ist, durch den markigen Entwurf der Charakterzüge der beiden „letzten Römer" das treue Gepräge der Zeit, der Lage, der Wahrscheinlichkeit zu geben. So wie bei Kruse, genau so, kann Cassius zu Brutus gesprochen haben, als er das erste Samenkorn zur Mitthäterschaft an der großen Verschwörung in seine Seele legte. Selbst die feinen Nüancen der Charakteristik, die von Shakespeare abweichen, sind historisch, beglaubigt. Cassius lebte bis dahin in Zwietracht mit Brutus. Der Schwager und Freund war von Caesar mit der Prätur bedacht, die Cassius, der Aeltere von Beiden, der Parthensieger, selbst für sich ambirt hatte. Aber Caesar's Herz hatte Brutus vorgezogen. Denn Alles ordnet der Mann jetzt nach seiner Willkühr:

„In einem Staate, dessen Ruhm das Recht
Und ehr'ne Strenge der Gesetze war."

Das ist Cassius' Schmerz und der Grund zu seinem Haß gegen Caesar. Er weist auf den Nerv der großen Staatsfrage, auf die wundeste Stelle seines Innern zugleich in einem einzigen Worte, durch welches Kruse in feinster Weise das lateinische Res publica in der Bedeutung, in der es durch Caesar in Frage gestellt war, auch im Deutschen zur Anschauung bringt:

„Was ward, was ward aus unsrer Republik?
Die Republik! Es ist ein heil'ges Wort.
Ich schaudere vor Ehrfurcht, wenn ich es
Ausspreche; ach, und jetzt so tief entweiht!
Wir haben keine Republik mehr."

Und ebenso bedeutend ist das Wort des Cassius über Caesar's Popularitätstaktik und Machtmittel:

„Er wandelte den Weg der Gracchen, machte
Den Pöbel zu dem Hebel seiner Größe,
Er rüttelte den Staat uns um und um,
Bis daß der Bodensatz sich oben fand:
Der Schaum ist mit der Hefe nah verwandt!"

Dagegen kommt als Erwiderung auf die Anklage aus Brutus' Mund ein so wahres, warmes Urtheil über Caesar's staatsmännische Größe, wie sie im ganzen Shakespeare nicht zu finden ist:

„Die Macht hat klug und milde er gebraucht
Er hat den Staat, der tief zerrüttet war,
Von Grund aus neu geordnet."

In dieser durchaus selbständigen, freien und klaren Weise hat Kruse auch den übrigen Theil des ersten Actes aufgebaut. Die Lupercalien sind ihm keineswegs von der äußerlichen Bedeutung, wie Shakespeare. Er benützt sie, um unmittelbar nach der Scene zwischen Brutus und Cassius den Antonius in Weinlaune und als Herkules gekleidet zu den Freunden treten zu lassen, um sie im Namen Caesar's zum Feste einzuladen. In vino veritas. Die ernste patriotische Philosophie des Brutus und der bittere Weltschmerz des Cassius wird aus dem weinseligen Munde des diplomatischen Feldherrn zur Abwechslung der vorhergehenden Scene ironisch gestreift. Antonius zeigt sich uns jedoch bald nachher auch im vollen Ernst der Staatsgeschäfte. Er, „der erste Lustigmacher Roms", ist es, der Caesar vor Brutus und Cassius warnt — er hat in seiner Weinlaune doch tiefer in ihr Herz geblickt, als sie ahnten — er spricht über die Optimaten das klassische Wort:

„Die früher mächtigen Geschlechter werden
Dir nie verzeih'n, daß sie es nicht mehr sind.
Die Weltregierung war für sie ein gutes
Geschäft."

Die Lupercalien dienen dem Dichter aber auch zur Verfolgung des Gedankens, den Shakespeare durch ihre Erwähnung andeuten wollte. Die Berührung der Festläufer sollte Unfruchtbare heilen. Caesar's Gattin war kinderlos. Der Imperator verneint des Brutus Frage, ob Calpurnia noch Mutter werden könne, und knüpft daran folgende edle Worte:

Da steht der Venus Tempel, altersgrau,
Von der das julische Geschlecht entstammt;
Sie haben dort mein Bildniß aufgestellt;
Das julische Gestirn auf meinem Haupt
Wird noch in ferne, ferne Zeiten leuchten,
Voll Glück und Frieden, voller Weltherrschaft
Doch nicht auf meine Kinder, meine Enkel.
Die Götter gleichen Alles aus; sie gaben
Mir jedes andre Glück mit vollen Händen,
Nur nicht das Köstlichste, ein liebes Kind.

Wer sich erinnert, wie bereitwillig Caesar den Sohn der Cleopatra Caesarion nennen ließ und als sein eigen Kind anerkannte, wird gewiß auch diesen menschlichen Zug des Imperators historisch für beglaubigt halten. — Tritt auf diese Weise die erhabene Einsamkeit des Imperators in besonders ergreifender Weise uns vor Augen, so hat Kruse andrerseits auch die Hybris des Alleinherrschers treu nach der Geschichte in einem äußern Vorgang ausgedrückt. Als Antonius an der Spitze des Senates heranzieht, bleibt Caesar, zu allgemeiner Entrüstung, sitzen. Es folgen nun Scenen, die bei Shakespeare,

ganz fehlen, oder hinter die Scene verlegt ſind. Antonius hält eine Rede an den Senat, in der er dem Caeſar das Diadem anbietet. Caeſar ſtößt es unwillig zurück, als das Volk bei den erſten ſchüchternen Abwehrbewegungen des Imperators in ungeheuren Beifall ausbricht. Für Brutus iſt dieſer Anblick und dieſe Rede entſcheidend. In einer kurzen Schlußſcene mit Caſſius ſtellt er ſich ganz auf des Letzteren Standpunkt, und ruft aus:

Du hatteſt Recht.
Ja, Caeſar will die Republik vernichten.

Und als Caſſius die entſcheidende Frage wagt: ob er mit den Verſchworenen zu Brutus kommen dürfe, da reicht Brutus ihm langſam und zögernd die Rechte und ſpricht: „kommt!“ Damit ſchließt der erſte Act. Wenn man die Verſchiedenheit der Auffaſſung des deutſchen Dichters vom engliſchen rückblickend in einem Worte ausdrücken will, ſo wird man ſagen dürfen: Kruſe führt alle die Vorgänge, die Shakeſpeare hinter die Scene oder in die Seelenthätigkeit ſeiner Helden legt, uns wirklich vor Augen, und zwar im ſtrengſten Anſchluß an die hiſtoriſche Wahrheit. Hierdurch gewinnt der Act pſychologiſch wie dramatiſch erheblich an Leben und Intereſſe.

Daſſelbe gilt vom zweiten Act, obwohl dieſer bei Kruſe weit kürzer und einfacher angelegt iſt, als bei Shakeſpeare. Er beſteht nämlich nur aus einer Scene zwiſchen Brutus und Porcia und der Zuſammenkunft des Brutus mit den Verſchworenen. Die geſammten Vorgänge der Iden des März, von den Scenen in Caeſar's Haus, von dem Gang auf das Capitol, bis zu dem Aufruhr, den des Antonius Leichenrede erzeugt, vereinigt Kruſe mit Recht in den dritten Act. Dafür aber bietet uns ſein zweiter Act abermals eine offene Scene von höchſtem Intereſſe, welche Shakeſpeare hinter die Scene verlegt. Brutus weiht ſeine Gattin vor unſern Ohren und Augen in ſein Geheimniß ein. Und dieſe Mittheilung zeigt uns die edle Römerin in ihrer wahren Größe — weit erhabener als bei Shakeſpeare, wo wir ſie unter der Laſt der Mitwiſſerſchaft faſt erliegen ſehen (während Kruſe dieſe Nachwehen ſeinerſeits hinter die Scene des dritten Actes verlegt). Brutus wird weich bei dem Gedanken, was Caeſar dem Vaterlande, was er des Brutus eigener Seele iſt, und daß er nun nicht mehr ſein ſoll. Da ſpricht Porcia:

Ich ſage Dir, du darfſt nicht Rückſicht nehmen
Auf Alles, was Dir Caeſar war als Freund,
Wenn Du Dein Vaterland befreien willſt! . .
Das Vaterland ſchließt aller Götter Tempel.
Das Vaterland ſchließt alle Pflichten ein! . .

Iſt etwas groß, das keine Opfer koſtet?
Man muß dem Vaterlande Alles opfern,
Das Leben nicht allein und äuß're Güter
Auch ſeine innerſten Empfindungen.

Und Brutus erwidert:

Da Du zu der That
Mich ſelbſt noch antreibſt, ſchwinden alle Zweifel . . .
Du biſt die eine Hälfte meiner Seele,
Und ſiehe da, ſie iſt der andern gleich.
So bin ich eins geworden mit mir ſelbſt.

Auch die Scene zwiſchen Brutus und den Verſchworenen zeigt bei Kruſe eine ſelbſtändige Entwickelung der Handlung, die ihr bei Shakeſpeare abgeht. Sie reift die Entſchloſſenheit des Brutus zur That, vor deren blutigem Frevel er noch immer heimlich ſchauderte. Cinna berichtet nämlich athemlos den neueſten Gewaltact des Imperators: die Amtsentſetzung der Volkstribunen (weil dieſe das Diadem, mit dem Antonius Caeſar's Statue geſchmückt, hatten entfernen laſſen). Und weiter erfahren wir, daß morgen der Antrag im Senat eingebracht werden ſoll, Caeſar König zu nennen, da die ſybilliniſchen Bücher weiſſagten, nur ein König werde die Parther überwinden. Es iſt alſo die letzte Friſt zur Ausführung gekommen.

Zum Beginn des dritten Actes tritt uns die bedeutende, durchaus ſelbſtändige Auffaſſung Kruſe's vom Charakter der Calpurnia entgegen. Die Energie ihrer Züge würde bei jedem andern Weibe als der Gattin Caeſar's unweiblich erſcheinen. Neben dieſem Manne aber iſt ſie nur das liebende, anbetende, vergötternde Weib, das durch die ſchlimmſten Vorbedeutungen geſchreckt, in Sorge um das theure Haupt vergeht, und ſich dieſer Schwäche nicht ſchämt:

Du gehſt mit wunderbarer Zuverſicht
Durch alle Wechſelfälle dieſes Lebens,
Den ew'gen Göttern gleich. Ich aber bin
Ein ſchwaches Weib.

Selbſt Angeſichts der Lictoren, des Decimus Brutus und Antonius umfaßt ſie Caeſar's Knie, um ihn zurückzuhalten. Vergebens. — Auch die nun folgenden Scenen in der Halle des Pompejus, in welcher der Mord geſchieht, motiviren ſtetig fortſchreitend den Entſchluß des Brutus, am Morde Theil zu nehmen. Er hat als Prätor eben einen Angeklagten verurtheilt. Dieſer appellirt an Caeſar; vom Recht an die Willkür. Der Sklave Titius meldet ein heftiges Unwohlſein der Porcia infolge innerer Sorge um das Geſchick des Gatten — aber der eiſerne römiſche Mannesſinn, der vor Ausübung der höchſten Pflicht ſteht, erwidert dem verwunderten Sklaven, jetzt wiege der Herrin Leben keine Flaumenfeder. Caeſar ſelbſt vertraut Brutus die Fülle ſeiner weltbeherrſchenden Plane an, die der Ausführung noch harren:

Ich habe, Freund, den Ocean geſeh'n,
In den die Sonnenroſſe niederſteigen,
Ich will auch jenen ſchaun, aus dem erfriſcht
Des Phöbus Viergeſpann den Tag heraufbringt.
Dann brech' ich auf mit meinem Siegesheer.
Ich ziehe durch Hyrcanien und weiter,
Bis wo der Caucaſus zum Himmel ſtarrt.
Wir überſteigen jene wilden Felſen,
An die Prometheus angeſchmiedet ward,
Und überziehn der Scythen weite Steppen ...
Aus Scythien zum wald- und ſumpfbedeckten
Germanien. Da wohnen edle Feinde,
Der Römer werth, und wenn wir ſie beſiegt,
Dann kehren durch die Alpen wir zurück
Und halten hier ein ſiebentägiges
Triumphfeſt, wie die Welt noch nicht geſeh'n;
Denn dann umſchließt uns rings der Ocean,
Und uns begrenzen Luft und Waſſer nur.

„O menſchliche Entwürfe!“ ſagt Brutus leiſe zu Caſſius. Und um den letzten Widerſtand ſeines Gewiſſens zu brechen, fragt er Caeſar, ob es wirklich

wahr sei, daß Caesar sich König nennen wolle. Caesar bejaht. „Das Volk will einmal immer Zeichen seh'n — einen König haben. Denn ihm gehorcht es lieber.“ Das Wort „gehorcht!“ und die unmittelbar nachher von Caesar gethane Aeußerung, daß er Octavian zu seinem Sohn und Erben eingesetzt habe, beseitigt bei Brutus den letzten Zweifel. Mit dem heimlichen Rufe:

Schon erblich ist die Tyrannei!

weicht er von Caesar's Seite, um die blutige That zu befehlen. — Die Mordscene selbst ist fast wortgetreu nach den Quellen dargestellt. Auch Shakespeare folgte darin am treuesten den Quellen. Die folgenden Scenen Kruse's weichen dagegen wieder sehr weit von Shakespeare ab. Antonius schickt nicht, wie bei Shakespeare, erst einen Diener an die Mörder ab, der den Auftrag hat, vor Brutus niederzuknien und ihm seine Unterwürfigkeit zu melden. Antonius schüttelt auch nicht die Hände mit den Verschworenen, als er dann selbst erscheint. Er kommt bei Kruse vielmehr unmittelbar nach der Ermordung in die Halle, knirscht in ohnmächtigem Ingrimm, versucht zu entfliehen, wird erfaßt, und Cassius schickt sich an, ihm den Todesstoß zu geben, den Antonius mit wilden Spöttereien begehrt, den aber Brutus abwehrt in dem idealen Glauben, „auch dieser Baum werde in der reinen Luft der jungen Freiheit edle Sprossen treiben.“ „O wie dumm, wie rasend dumm!“ ruft Antonius bei Seite, als ihm das Leben geschenkt wird, und laut setzt er hinzu:

Wenn Ihr mir denn das Leben schenken wollt,
So dank' ich Euch für diese Kleinigkeit:
Viel ist es jetzt nicht werth.

Und sofort regt nun Antonius die Bestattungsfrage an und verspricht mit aller Biederkeit, deren er äußerlich fähig ist, in seiner Leichenrede nichts gegen die Mörder Caesar's vorzubringen, noch Caesar's Tyrannei zu verringern und zu entschuldigen. Man sieht, sein Charakter ist bei Kruse ein ganz Theil derber und realistischer — aber auch historisch treuer — gezeichnet, als bei Shakespeare. Dem Antonius des Briten wohnen zwei Seelen in der Brust und von beiden gewahren wir die rohere, gemeinere selten unverhüllt. Der Mann ist fähig, die unvergleichlich erhabenen Worte vor Caesar's Leiche und vor Brutus' Leiche später die klassischen und fast bei jeder politischen Leichenrede oder Biographie noch heute citirten Worte zu sprechen. Der historische Antonius, den Kruse zeichnet, ist dazu nur einmal fähig vor der Leiche des Brutus am Ende des Stückes; um so gewaltiger ist die Wirkung. Er kann sonst in der ernstesten Lage seine Späße, sein Behagen am thierischen Lebensgenuß, seine materielle Auffassung aller Dinge nicht unterdrücken. Und auch hier ist die volle Tiefe seiner Empfindung flüchtig wie die fließende Welle. Schon als er, einen Moment später bei Kruse von Octavian die Genehmigung zur feierlichen Bestattung des Brutus, ertrotzt, verfährt Antonius dabei un-

gerührt, etwa wie ein redlicher Schuldner, der auch die Wucherzinſen zahlt, die er verſprochen hat. „Ich ließ mich niemals lumpen!“ ruft er aus, und betont mit beſonderem Behagen, wie koſtbar der Purpurmantel iſt, den er von der eignen Schulter auf Brutus Leichnam niederſenkt. Dann aber ſetzt er gleich hinzu:

Doch nun genug des Ernſtes, meine Freunde,
Nun kommt das Beſte vom Triumph, das Feſt;
Wir wollen ſchmauſen, ſaliariſch ſchmauſen!

Es entſpricht durchaus der veränderten Auffaſſung dieſes Charakters, daß auch die Leichenrede des Antonius an das Volk weit weniger diplomatiſch und raffinirt gehalten wird, als bei Shakeſpeare. Die Leichenrede bei Shakeſpeare könnte zur Noth auch uns, die wir ſie hören, überzeugen, ſie kann ſtellenweiſe auch die Edleren im „Volke“ hinreißen zur Entrüſtung über den Mord und die Mörder. Bei Kruſe ſucht Antonius von Haus aus nur die Beſtie in ſeinen Hörern zu entfeſſeln mit routinirter demagogiſcher Rhetorik. Am Scheiterhaufen des todten Caeſar zündet der Pöbel die Feuerbrände an, um der Verſchworenen Häuſer einzuäſchern, und Antonius bricht, wie der Haufen abgezogen, in grimmiges Lachen aus und kann ſich den Kalauer nicht verſagen:

Iſt das nicht zündende Beredſamkeit?

Daß vom vierten Act an Kruſe's „Brutus“ durchaus anders ſich entwickelt, wie Shakeſpeare's Caeſar, wird von Allen zugegeben; wir dürfen uns daher mit Hervorhebung der wichtigſten Momente der Kruſe'ſchen Compoſition begnügen. Das Volk tritt bei Shakeſpeare mit der Vertreibung der Mörder (nicht blos ſymboliſch) ganz vom Schauplatz zurück; ſtatt des Volkes ſpielen bei Shakeſpeare vom Anfang des vierten Actes an nur noch die Triumvirn — die ſich ſchon in der erſten Scene berathen — und die Feldherrn des republikaniſchen Heeres eine Rolle. Bei Kruſe beginnt der vierte Act mit einer Straßenſcene. Die Bürger unterhalten ſich über die Lage der Republik. „Alles iſt futſch“, iſt etwa die Moral ihres Dialogs — „Antonius hat die Republik in ſeiner Taſche.“ Antonius und Lepidus wandeln die Straße herab; das Volk verzieht ſich geräuſchlos. Die Charaktere des energiſchen Schlemmers Antonius und der aufgeblaſenen Null Lepidus ſind in dem nun folgenden Dialog brillant gezeichnet. Auch auf der Bühne muß die Scene von draſtiſchſter Wirkung ſein. Antonius renommirt wie ein Gott, welche Gutthaten er den verſchiedenen Völkern erweiſen will. „Doch nicht umſonſt“, ruft Lepidus.

Ant. Nun das verſteht ſich!
Für nichts wird nichts gegeben! iſt in Rom
Das einzige Geſetz noch, das man hält.
Lep. Du würdeſt reicher bald als Cröſus werden,
Wenn Du auf Reichthum hielteſt.

Ant. Reichthum? Pah!
Des Gold's bedien' ich mich wie Waſſer nur;
Man wäſcht ſich drin und gießt es wieder aus.

Und nun rückt Lepidus auf einmal mit den Hiobsposten heraus, die er bei ſich trägt — es iſt nur unwahrſcheinlich, daß er ſo lange an ſich gehalten, — daß Octavian in Brundiſium gelandet ſei, ja ſchon in Calatia ſtehe und die beiden Legionen des Antonius durch Geld gewonnen habe. Das letztere wird dem Antonius durch einen eben ankommenden Brief des Kriegstribunen Cnejus Rufus beſtätigt, der zu Octavian übergegangen iſt und mit puniſcher Treue ſchließt:

„Wir folgen meinem Briefe auf dem Fuß.“ —
„Da wird es an der Zeit ſein, Lepidus,
Daß wir das Weite ſuchen. Meinſt Du nicht?“

Sie wollen ſich eben verziehen, als Calpurnia ihnen entgegentritt. Die Gattin Caeſar's verſchwindet bei Shakeſpeare bereits mit dem zweiten Act. Kruſe hat ihr — vom geſchichtlichen und poetiſchen Standpunkte aus mit gleicher Berechtigung — eine bei weitem bedeutendere Rolle zugetheilt. Sie iſt die perſonificirte Vergeltung; der Reſt ihres Lebens iſt der Rache gewidmet; aber nicht in Leidenſchaft und Hitze ſucht ſie dieſes Ziel zu erreichen; ſondern mit caeſariſcher Geduld und Weisheit. Antonius mag die Schätze ihres Mannes beſitzen; ſein Geiſt iſt auf ſein Weib übergegangen. Ihr Gedanke iſt, alle Kräfte ihrer Freunde zu einigen, um die Mörder zu ſtrafen. Dieſen Plan vertraut ſie Antonius und Lepidus an, ehe dieſe vor dem herannahenden Octavian fliehen. Als Rachegöttin, als empörter weiblicher Dämon zeigt ſie ſich auch der Gattin des Brutus gegenüber, die herausgetreten iſt, um Octavian gleichfalls zu begrüßen, und bereit, der empörten Wittwe Verſöhnung und Liebe zu bieten. Es iſt die härteſte, abſtoßendſte Scene des ganzen Stückes. Beide Frauen verſuchen dann für *ihre* Sache die Gunſt des jungen Octavian zu werben — mit Erfolg nur Calpurnia, die mit Stolz in dem Erben Caeſar's den gelehrigen Schüler ſeiner Staatskunſt erkennt, welche die Wittwe gleichſam ſymboliſch durch den Rath des Triumvirats mit Antonius und Lepidus, auf den jungen Caeſar überträgt. Damit iſt ihr Lebensziel erfüllt, ſie kann von der Bühne abtreten. — Vortrefflich ſind abermals die Züge der drei Triumvirn in der nächſtfolgenden Scene, der Zuſammenkunft auf der kleinen Inſel der Tiber nach dem Siege bei Mutina gezeichnet: die geſchäftige Unbedeutendheit des Lepidus, die rohe Rachgier des Antonius, das großherzige Widerſtreben und ſtaatskluge Nachgeben des Octavian, als der Tod Cicero's gefordert wird. — Das Ende des Actes führt uns an das Ufer des Hellespont in das Feldherrnzelt des Brutus. Hier nähert ſich Kruſe Shakeſpeare wieder. Die Feldherrn erfahren die Kunde von den Proſcriptionen, ſie ſtreiten ſich — weit würdiger und leidenſchaftloſer als bei Shakeſpeare

über die Taktik — Caſſius giebt auch hier nach, doch aus anderm Grunde, als bei Shakeſpeare. Er weiß, daß Porcia todt iſt und fürchtet, Brutus könne es jede Stunde erfahren. Das geſchieht auch. Der alte Hausſklave Straton hat ſich mit der Trauerbotſchaft von Italien hierher aufgemacht. Er berichtet ſie dem Brutus vor unſern Ohren — mit gewaltiger dramatiſcher Kraft hat Kruſe dieſe Scene (die Shakeſpeare, wie gezeigt wurde, nicht beſitzt) ausgerüſtet. Auch bildet die durch dieſe Unmittelbarkeit der Trauerbotſchaft erzeugte Seelenſtimmung des Brutus eine feine pſychologiſche Erklärung für die Erſcheinung des Geiſtes, die uns — als einzige Geſpenſtervision der antiken Welt — ja hiſtoriſch beglaubigt und für den Dichter von höchſter dramatiſcher Bedeutung iſt. Muthvoll und ſiegeszuverſichtig ruft Brutus am Schluſſe des Actes dem Dämon und den Feinden in die ſpäte Nacht hinaus:

„Und bei Philippi ſehen wir uns wieder!"

In dieſer männlichen Erhabenheit über den Wandel der Geſchicke redet Brutus auch zu Anfang des fünften Actes zu Caſſius, der am Schlachtmorgen über die zweite Erſcheinung des Geſpenſtes, die ſchlimmen Zeichen, das heraufziehende Unwetter u. A. beſtürzt iſt. Brutus verweiſt auf die Hoheit der Sache, der ſie dienen. Und als die Männer ſich die Hand reichen zum Abſchied auf Leben und Tod, und Caſſius fragt, was Brutus im Falle einer Niederlage mit ſich anzufangen gedenke, da ſpricht Brutus:

Genug, ich werde Rom nicht überleben.
Ich bin zufrieden mit dem Glücke, daß ich
An des Märzes Iden, was ich bin und habe
Gewagt hab' an mein theures Vaterland,
Und ſo ein andres Leben, frei und ruhmvoll,
Seitdem genoſſen habe.

Auch bei Shakeſpeare verſenken ſich die beiden letzten Römer vor ihrem Abſchied in Selbſtmordphiloſophie. Aber uns dünkt, bei Kruſe klinge die Lehre der Stoa und das Bewußtſein der beſſeren Sache großartiger aus dem Munde des Helden als bei Shakeſpeare, der dieſer Abſchiedsſcene das unnatürliche Rencontre aller vier Feldherren vor den beiden Heeren vorausgehen läßt, das in wüſtes Gezänk ausartet. Auch iſt es ein feiner Zug bei Kruſe, daß dieſer die Ueberlaſſung des rechten Flügels an Brutus als den letzten Gefallen hinſtellt, den Brutus vom Genoſſen begehrt, um Octavian ſelbſt gegenüber zu ſtehen. Der Reſt der Handlung iſt ſchnell berichtet. Der rechte Flügel des Brutus ſiegt; Octavian wird widerwillig von ſeinen Hauptleuten zur Flucht fortgeriſſen. Der junge Cato und Brutus ſelbſt glauben das Loos des Tages entſchieden. Da meldet des Caſſius Adjutant die Niederlage und den Tod des Gefährten — auch das iſt ein Vorzug der Kruſe'ſchen Dichtung, daß wir nicht zweimal bei Caſſius und Brutus den Selbſtmord mit anſehen müſſen — nun haben ſich die Truppen des Octavian wieder geſammelt und mit den ſiegreichen des Antonius vereinigt und drängen an. Brutus bittet alle Freunde zu fliehen, nur Straton harrt bei ihm aus und erweiſt ihm den letzten Lie-

besoienſt, er hält ihm das Schwert, in das der Feldherr ſtürzt. Als die Triumvirn herantreten, lebt Brutus ſeine letzten Augenblicke und ſpricht:

Wer für die Freiheit ſeines Vaterlands
Unglücklich kämpft, trägt einen ſchönern Kranz,
Als ſieggekrönt ein glücklicher Tyrann. —

Und Antonius überwindet die Rohheit ſeiner Natur, indem er vor dem entſeelten Brutus die Worte ſpricht:

Es hieit von Bosheit und von ſchnöder Selbſtſucht
Der Gute da ſtets ſeine Seele rein,
Rein wie der Perſer ſeine Flüſſe hält,
Worin er nicht einmal die Hände wäſcht:
Sie rauſchen himmliſch klar von Berg zu Thal.

Der Streit der Sieger über die Art des Begräbniſſes und die Renommage des Antonius, daß ihm allein der Sieg zu danken ſei, entlaſſen den Leſer beim Fallen des Vorhangs mit der Ahnung, daß auch der Friede und die Einheit der „glücklichen Tyrannen“ nicht von Dauer ſein werde.

Das iſt kurz der Inhalt des „Brutus“ von Heinrich Kruſe. Man ſieht, daß die Charaktere mit derſelben Eigenartigkeit gezeichnet ſind, wie die Compoſition geſchaffen wurde. Die Sprache iſt überall von größter Reinheit und Schönheit; ſie gleicht, wie ſchon Lindau mit Recht hervorhob, der Sprache Goethe's. Auch ſcheint uns das Drama keineswegs zu den Buchdramen zu gehören. Der Verſuch, die Tragödie zur Aufführung zu bringen, würde gewiß nicht ungünſtig ausfallen und weite Kreiſe auf dieſe neueſte Schöpfung des fruchtbaren patriotiſchen Dichters lenken, die jeder Leſer und Hörer gehobenen Herzens genießen wird.

Die große Lohnumwälzung in England.

Von Max Wirth.

Wir haben kürzlich das Fehlſchlagen der Bemühungen der ländlichen Arbeiter in England geſchildert, durch welche dieſelben eine Verbeſſerung ihrer Lage mittels gemeinſamen Zuſammenhaltens zu erringen hofften. Wir haben gezeigt, daß ſie ihre Niederlage hauptſächlich dem Umſtande beizumeſſen hatten, daß ſie ihren Plan zu unrechter Zeit auszuführen verſucht haben und deshalb noch immer der Vortheile entbehren müſſen, welche ſich ihre Genoſſen in der Induſtrie bereits während des letzten halben Jahrhunderts in verſchiedenen Perioden durch gemeinſames Handeln zu erringen verſtanden haben. Beſonders die Jahre 1871 bis 1873 waren es, während welcher die Arbeiter beſonders in den Zweigen der Großinduſtrie Englands mit Hilfe der allgemeinen Ausbreitung und der centraliſirten Leitung der Gewerkvereine (tradesunions) ſowie der energiſchen Veranſtaltung maſſenhafter Ausſtände (strikes)

eine ſo bedeutende Erhöhung des Lohnes durchzuſetzen wußten, wie ſie uns in einer gleich kurzen Spanne Zeit von keiner Periode der Geſchichte bekannt iſt. Freilich hat dieſe Fluthbewegung ſeit einem Jahre ihren Höhepunkt erreicht und iſt ſeitdem mit derſelben Vehemenz im Zurückſinken begriffen. Die ganze Erſcheinung aber zeigt, wie ſolidariſch die Arbeiter in ihrer ökonomiſchen Stellung mit dem Schickſal der Arbeitgeber in der Produktion verknüpft ſind. Wenn man mit dieſer merkwürdigen Thatſache die Lamentationen und Verwünſchungen vergleicht, welche von Organen der ſocial-demokratiſchen Arbeiterpartei gegen die Unternehmer und Gründer geſchleudert werden, welche doch von jeder Periode des Aufſchwungs unzertrennlich ſind, ſo ſieht man wieder recht deutlich, welche Macht die Mode auch ſogar in volkswirthſchaftlichen Dingen ausübt. Wenn ſich in den Stand der Unternehmer in Zeiten ungewöhnlicher Geſchäftsthätigkeit auch unſaubere und unredliche Elemente drängen, ſo haben dieſelben dieſes Schickſal mit allen Ständen gemein; denn Verbrecher ſind in allen Klaſſen und Confeſſionen, vom Taglöhner bis hinauf zum Fürſten zu finden, wenn ſie auch nicht alle gleichmäßig zur Rechenſchaft gezogen werden. Das bekannte deutſche Sprichwort exiſtirte ſchon lange, bevor es noch Handelskriſen gab. Unter allen denjenigen, welche der gegenwärtigen Moderichtung huldigen und Gründungen ſchon von vorne herein und an und für ſich als ſchwindleriſche Unternehmungen anſehen, ohne vorher geprüft zu haben, ob ſie von Ehrenmännern oder Gaunern ins Leben geführt werden, ob ſie beſonnen oder wagehalſig ſind, ſind es gerade die Arbeiter, welche am wenigſten Urſache haben, dem Gründerthum zu fluchen. Denn welcher andern Urſache als dem gewaltigen Aufſchwunge des Unternehmungsgeiſtes nach dem deutſch-franzöſiſchen Krieg haben ſie die beiſpielloſe Erhöhung ihrer Löhne, welcher anderen Urſache als dem Darniederliegen der Produktion nach Ausbruch der Kriſis die jetzigen Entlaſſungen aus der Beſchäftigung, die großen Lohnreduktionen und daraus folgenden Entbehrungen beizumeſſen? Die Arbeiter-Agitatoren, welche gegenwärtig namentlich in Süd-Wales die Leute zum fruchtloſen Widerſtand gegen die durch die Lage der Dinge gebotene Ermäßigung der in den Jahren der Ueberproduktion aufs höchſte geſteigerten Löhne aufſtacheln, wiſſen wahrlich nicht, was ſie thun. Denn obwohl die Macht der vereinigten Trades unions ſehr groß iſt, da ſie zuſammen ſchon über eine Million Mitglieder zählen und obwohl es ihnen gelungen iſt mit Hilfe ihrer gemeinſchaftlichen Kaſſe, die während der Zeit der Ueberſpekulation ins Werk geſetzten Ausſtände ſiegreich durchzuführen, ſo reichen ihre Mittel doch nicht aus, um in der gegenwärtigen gedrückten Lage des Geſchäftes die Arbeitgeber zu zwingen, ſich dem Willen ihrer Leute zu unterwerfen, zumal manche Meiſter bei den gegenwärtigen Preiſen froh ſind, wenn ſie nur einen Vorwand haben ihre Werke ſchließen zu können.

Die ganze Bedeutung der Lohnbewegung richtig zu ermeſſen und ſie auf ihren wahren Werth zurückzuführen, da die Zeitungsangaben ſehr häufig übertrieben ſind, beginnen wir mit einem Blick auf die amtlichen Bevölkerungszahlen der betreffenden Kreiſe. Nach der Volkszählung von 1871 vertheilte ſich die männliche und weibliche Bevölkerung von England und Wales nach den Berufszweigen in folgende ſechs Hauptklaſſen. Von der Geſammtvolkszahl von 22,712,266 (davon männlich 11,058,934, weiblich 11,653,332), waren ſelbſtthätig beſchäftigt:

	Perſonen:	männlich:	weiblich:
1. Liberale Berufsarten	684,102 —	486,118 —	197,984
2. Häusliche Verrichtungen	5,905,171 —	244,728 —	5,660,443
3. Handel und Verkehr	815,424 —	758,187 —	57,237
4. Landwirthſchaft	1,657,138 —	1,470,442 —	186,696
5. Gewerbetreibende	5,137,725 —	3,615,727 —	1,521,996
6. Perſonen, welche keine produktive Beſchäftigung haben, oder deren Beſchäftigung unbekannt iſt.	8,512,706 —	4,483,732 —	4,028,974

Unter die ſechſte Klaſſe werden noch 509,456 Taglöhner und 7149 Arbeiterinnen gerechnet, welche keinem beſtimmten Geſchäftszweige angehören; ferner 244,465 männliche und 41,232 weibliche Perſonen, welche eine unbekannte Beſchäftigung haben. Unter den Rentiers figuriren 25,510 männliche, 143,385 weibliche Perſonen, die übrigen 7,541,508 ſind Schüler und Kinder männlichen und weiblichen Geſchlechts. Die Hausfrauen und anderen weiblichen Verwandten figuriren unter der zweiten Klaſſe mit 3,883,830. Außerdem helfen noch 387,827 Frauen in dem Geſchäfte ihres Mannes.

Die Induſtriezweige, welche in Beziehung auf den Lohnkampf die hervorragendſte Rolle ſpielen, — das Kohlen-, Eiſen-, Leinen- und Baumwollen-Gewerbe weiſen in England und Wales folgende Bevölkerungszahlen auf:

	Perſonen:	männlich:	weiblich:
Baumwollen- und Leinen-Induſtrie	562,015 —	223,217 —	338,798
Bergleute	376,783 —	371,105 —	5,678
Eiſen- und Stahl-Hüttenleute	360,356 —	341,965 —	18,391

Wir ſehen alſo, daß die Gewerkvereine, obwohl ihre Mitglieder nur ungefähr $^1/_5$ ſämmtlicher induſtrieller Arbeiter umfaſſen, doch einen mächtigen Einfluß ausüben müſſen, weil ſie die Mehrzahl der Arbeiter derjenigen Zweige in ſich faſſen, welche in Folge ihres maſſenhaften Zuſammenarbeitens leichter zu gemeinſamer Aktion aufgerufen werden können. Die vereinigten Trades unions wußten demnach die günſtige Conjunktur nach dem Friedensſchluſſe im Frühling 1871 trefflich auszunutzen und unter fortwährenden Ausſtänden in den drei Hauptgewerben gelang es die Löhne ſtufenweiſe drei Jahre lang in die Höhe zu treiben. Während des Krieges hatten faſt ein Jahr lang in Frankreich und Deutſchland die Werkſtätten großentheils ſtille geſtanden oder ihre Produktion außerordentlich beſchränkt, weil über zwei Millionen der rüſtigſten Männer im Felde ſtanden. Durch die beiſpielloſe Abnützung des

Eisenbahnmaterials und des Verbrauchs an Kriegsmaterial wurden die Hütten und Werke zum Behufe der Erneuerung des Abganges auf einmal so mit Bestellungen überhäuft, daß sie den Anforderungen nicht genügen konnten, obwohl die Produktionsfähigkeit derselben bereits aufs Höchste gespannt worden war. Die Ziffern, welche der Aufschwung des englischen Ausfuhrhandels seit den letzten dreißig Jahren aufweist, wiederholen sich vollständig in den drei Hauptproduktionen. Der britische Ausfuhrhandel hob sich nämlich stufenweise wie folgt:

1841	116,012,585
1851	184,933,719
1861	377,117,522
1873	626,177,000
1874	607,406,000

Die Kohlenausbeute hob sich in derselben Zeit von 30 auf 125 Millionen Tonnen. Nach einer sorgfältigen Berechnung betrug die durchschnittliche Erhöhung der Löhne in den genannten drei Jahren im ganzen Königreiche 57½ Procent. In der Kohlen- und Eisenindustrie von Süd-Wales aber erreichte sie sogar 110 Procent. Dabei ist zu bemerken, daß die Löhne schon in den vorhergehenden Perioden namentlich im Jahre 1856 bereits eine Erhöhung von wenigstens 25 Procent erfahren hatten. Der Lohn der Gruben- und Hüttenleute stieg in unerhörten Proportionen. Noch gegenwärtig verdient ein Bergmann in England wenigstens 4 bis 4½ Mark per Tag. Bis vor einem Jahre aber waren sie im Durchschnitt um ⅓ höher gelohnt. Während der Durchschnittslohn im Jahre 1858 nur 3½ Mark und im Jahre 1852 nur 2¾ Mark betragen hatte, war er eine Zeit lang bis auf 6 und 7 Mark per Tag gestiegen. Geschickte Accordarbeiter in der Eisenindustrie aber verdienten noch weit mehr, sodaß Angaben aus dem Jahre 1873 märchenhaft erscheinen würden, wenn sie nicht von Fachblättern bestätigt wären. So erübrigten in einer Eisen-Hütte von Yorkshire zufolge einem beglaubigten Buchauszug 15 Arbeiter folgenden Jahresverdienst:

Von	2	Streckern	der eine	2460	Mark,	der andere	2360	Mark
„	2	Drehern	„ „	8460	„	„ „	8280	„
„	2	Stangenziehern	„ „	6380	„	„ „	6440	„
„	2	Walzenrollern	„ „	19880	„	„ „	20240	„
„	2	Eisenblechwalzern	„ „	6960	„	„ „	6880	„
„	2	Plattenheizern	„ „	6360	„	„ „	6400	„
„	2	Blechheizern	„ „	5020	„	„ „	5100	„
	Ein	Zangenarbeiter	. .	14880				

Solche wahrhaft abenteuerliche Löhne sprechen für die Glaubhaftigkeit einer Anekdote, die ein an Ort und Stelle geschickter Special-Correspondent der Times erzählt: Ein Kohlenarbeiter gab einem Roßkamm im Jahre 1872 den Auftrag ihm ein frommes Reitpferd zu verschaffen; es komme ihm auf 50 Guineen (1050 Mark) nicht an, da er nach vollendeter Schicht Nach-

mittags nach drei Uhr seiner Gesundheit wegen einer solchen Erholung noch bedürfe.

Zu jener ungeheuren Lohnaufbesserung kommt noch, daß der Arbeiter gegenwärtig in England seine Lebensbedürfnisse nicht theurer zu bezahlen hat, als auf dem Continent; ja daß sie ihm vielfach billiger zu stehen kommen als in den Industrie-Centren Frankreichs und Deutschlands. Die Wohnungsmiethe ist durchweg billiger als in Paris, Berlin, Wien, ja sogar als in den Städten der Schweiz. Die Kleidung ist billiger, namentlich seitdem der Gebrauch der Jute überhand nimmt. Das Fleisch kommt, trotz des höheren Preises im allgemeinen, dem Arbeiter nicht theuer zu stehen, weil er bei der üblichen Ausschlachtung nach einzelnen Körpertheilen, sich die billigeren Sorten auswählen kann, — und auch das Brod ist wohlfeiler geworden. Es ist in letzterer Beziehung geradezu erstaunlich, welche Erleichterung den arbeitenden Klassen Englands einestheils durch die Aufhebung der Korngesetze im J. 1846, anderentheils durch den Aufschluß der östlichen und der nordamerikanischen Kornkammern mittelst der Eisenbahnen und der Dampfschifffahrt zugewachsen ist, während aus der gleichen Ursache der Getreidepreis auf den östlichen Märkten stieg. Diese Thatsache ergiebt sich z. B. aus den Weizenpreisen von dem Zeitpunkt vor Aufhebung der Korngesetze bis jetzt in überraschendster Weise. Nach den amtlichen Berichten war der Durchschnittspreis für den Quarter Weizen (ein Quarter gleich 290½ Liter) in den nachfolgenden Jahren:

Durchschnitt der	Schilling	Pence
5 Jahre 1840—4	57	10
„ „ 45—9	54	—
„ „ 50—4	48	9
„ „ 55—9	57	8
1860	53	3
61	55	4
62	55	5
63	44	9
64	40	2
Durchschnitt	49	9

	Schilling	Pence
1865	41	10
66	49	11
67	64	6
68	63	9
69	48	2
Durchschnitt	53	8
1870	46	11
71	56	8
72	57	—
73	58	8
74	55	9
74 (am 31. Dezember)	44	4
Durchschnitt	55	

Es zeigt sich also, daß der Durchschnitt des Weizenpreises in den 5 Jahren von 1845 — 49 um fast 4 Mark gesunken ist, obgleich in dieses halbe Jahrzehnt das außerordentliche Theurungsjahr 1846/47 fällt. Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung war ganz einfach die im J. 1846 erfolgte Aufhebung des Prohibitivzolles auf Getreide.

Trotz dieser günstigen Lage der englischen Arbeiter bis vor einem Jahre wurde darüber geklagt, daß die Sparsamkeit nicht im Verhältniß zur Ver-

besserung des Lohnes zunehme. Namentlich in denjenigen Industriezweigen, welche am meisten Schwankungen im Absatz und in den Preisen haben und wo die Löhne am raschesten in die Höhe schnellen, dafür aber auch wieder leichter zurückgehen, wird getadelt, daß die Arbeiter am wenigsten geneigt sind von dem Ueberfluß der hohen Löhne zurückzulegen, um einen Sparpfennig für die Zeiten der Geschäftsstockung zu haben. Gerade aus den gewerbereichsten Bezirken vernimmt man die lautesten Klagen darüber, daß oft diejenigen Arbeiter, welche am meisten verdienen am stärksten in Schulden stecken. Trotz dieser einzelnen bedauernswerthen Erscheinungen, läßt sich nicht verkennen, daß die Lage der arbeitenden Klassen Großbritanniens sich seit 10 Jahren wesentlich gebessert hat. Den Beweis dafür liefert die steigende Betheiligung an Consum-Vereinen und kleinen Aktiengesellschaften mit beschränkter Haftpflicht aus den vermehrten Beiträgen, welche die Hilfsvereine aller Art erhalten, aus dem Wachsen der Sparkassen und namentlich auch aus der Erhöhung der finanziellen Kraft der Gewerkvereine, durch welche diese in Stand gesetzt wurden, während der Zeit des Aufschwunges Myriaden von Arbeitern in zahlreichen Ausständen zu erhalten. Ein Blick auf die Post-Sparkassen, deren Ausweis uns gerade vorliegt, bestätigt gleichfalls diese Kräftigung der Stellung der Arbeiter.

Im Jahre	1862	betrug die	Gesammtheit	der	Einlagen	42,290,000	Mark
„ „	1864	„ „	„	„	„	67,000,000	„
„ „	1868	„ „	„	„	„	74,000,000	„
Im Durchschnitt	1866—70	„ „	„	„	„	104,000,000	„
Im Jahre	1871	„ „	„	„	„	121,000,000	„
„ „	1872	„ „	„	„	„	141,000,000	„
„ „	1873	„ „	„	„	„	141,900,000	„

Nachdem der Ausbruch der Krisis von 1873 dem Eldorado der Speculation ein Ende mit Schrecken gemacht hatte, dauerte es doch noch ein halbes Jahr, bis die Wirkung auch auf die Arbeiter Englands sich erstreckte. Die Sistirung und Einschränkung einer großen Menge von Eisenbahnen und Fabriken machte auf einmal der Fülle der Bestellungen ein Ende. Am meisten machte sich dieses in der Kohlen- und Eisenproduktion geltend. Von Mitte März 1873 bis zum gleichen Datum 1874 war der Preis des Roheisens um 36 Procent und der der Steinkohle um 30 Procent gefallen. Auch im verflossenen Jahre setzte sich die Abnahme der Bestellungen und des Preises fort, so daß vom 31. Dezember 1873 bis zum gleichen Datum 1874 das schottische Roheisen einen Abschlag von 20 Procent und die Steinkohle von 30 Procent aufweist. Im Ganzen sind diese Haupthülfsstoffe der Industrie seit 2 Jahren um ungefähr 50 Procent gesunken und trotz dieser Preisverringerung hat sich der Absatz noch nicht wieder gehoben. Unter solchen Umständen mußten auch die Arbeitslöhne wieder herabgesetzt werden, wenn die Kohlen- und Eisenwerke

überhaupt im Stand sein sollten in Thätigkeit zu bleiben. Schon kamen Fälle vor, daß das Ausland durch seine billigeren Löhne in Stand gesetzt war, mit englischen Werken in Großbritannien selbst zu concurriren. Eine englische Eisenhütte war bereit eine Lieferung von 22000 Tonnen Schienen für eine britische Eisenbahn zum Selbstkostenpreis auszuführen, allein der Auftrag wurde einem belgischen Hause ertheilt, weil dieses durch seine niedrigeren Arbeitslöhne im Stande war noch billiger zu liefern.

In Sheffield mußte ein großes Eisenwerk 500 Arbeiter entlassen, weil es nicht mehr im Stande war, die belgische und deutsche Concurrenz auszuhalten. Ende März 1874 trat der Wendepunkt ein. Die Meister sahen sich genöthigt, mit der Lohnreduktion zu beginnen, aber obgleich sie am Anfang nur mäßige Herabsetzungen von 10 Procent ankündigten, so wollten sich die Arbeiter dieser nach der Lage der Dinge unabwendbaren Forderung doch nicht gutwillig fügen und sie setzten seit einem ganzen Jahr den Lohnkampf in der Defensive fort, welchen sie in den vorhergegangenen beiden Jahren angriffsweise geführt hatten. In den verschiedenen Kohlen- Eisen- und Baumwoll-Bezirken von England, Schottland und Wales folgte Schritt vor Schritt überall auf die Ankündigung der Lohnreduktion der Ausbruch von Ausständen, während deren oft zu gleicher Zeit 50 bis 60 Tausend Leute feierten. Der Erfolg der vorhergegangenen Jahre hatte die Führer der Trades Unions übermüthig gemacht, sodaß sie die Kräfte der Arbeiter überschätzten und überhaupt über die Lage des Geschäfts sich in Täuschungen wiegten. Die Beschaffenheit des Marktes war derart, daß viele Werke auch nach einer Lohnreduktion nur ihre Arbeit mehr aus Rücksicht auf ihre Leute fortsetzen konnten und lieber ganz geschlossen hätten. Vielen war daher der unüberlegte Ausstand eine willkommene Veranlassung, um ihre Werke ganz zu schließen. Hunderte von Hochöfen wurden ausgeblasen und erst nach Monaten wieder in Gang gesetzt, weil das Wiederanblasen eines Hochofens gegen 20 Tausend Mark Unkosten verursacht. Alle diese zum Theil in denselben Gegenden wiederholten Ausstände endigten damit, daß die Arbeiter sich der Forderung der Meister fügen mußten. Letztere blieben nicht auf der ursprünglichen Lohnherabsetzung von 10 Procent stehen, sondern waren wegen der andauernden Flauheit des Marktes zu weiteren Reduktionen genöthigt, welche im ganzen großen Durchschnitt die Löhne wieder im Laufe des verflossenen Jahres um 36 bis 40 Procent gekürzt haben. Es bleibt den Arbeitern gegen das Jahr 1871 immer noch eine Besserung um $17^1/_2$ bis $21^1/_2$ Procent. Die Ursachen und Mittel der Beilegung des Streites bestanden einestheils darin, daß den Arbeitern die Subsistenz-Mittel ausgingen, anderntheils darin, daß beide Theile sich einem Schiedsgericht unterwarfen. Bei den späteren Ausständen bot überhaupt die Frage der Lohnreduktion nicht die Hauptschwierigkeit, sondern der

Anſpruch, welcher bei den Arbeitern ſehr raſch Eingang gefunden hatte, daß auch die Arbeitgeber einwilligen ſollten, alle Differenzen ſtets durch Schiedsgerichte beilegen zu laſſen.

Gegen Ende des Jahres hatte ſich das Gewitter ſchon faſt allenthalben verzogen, als die Kohlen- und Eiſen-Werkbeſitzer von Süd-Wales auf den 1. Dezember 1874 eine neue Lohnreduktion um 10 Procent ankündigten. In Süd-Wales und Monmouthſhire hatten aber auch die Löhne die höchſte Höhe erreicht und waren in einzelnen Werken bis um 116 Procent geſtiegen. Im Laufe des Sommers waren ſie zweimal im Ganzen um 35 Procent herabgeſetzt und der dabei ausgebrochene Streit raſch beigelegt worden. Die Arbeiter hatten erwartet, daß die Principale ihre Forderung dießmal würden ſchiedsgerichtlich prüfen und entſcheiden laſſen, und geriethen in Erbitterung darüber, daß die Meiſter einſeitig vorgingen. Ein Theil der Arbeiter trat aus und die Agenten des Bundes der Gewerkvereine ſuchten überhaupt einen allgemeinen Ausſtand zu organiſiren. Die Arbeitgeber, welche bis zum Jahre 1870 mit ihren Leuten in einem ziemlich patriarchaliſchen Verhältniß geſtanden hatten, geriethen in Entrüſtung darüber, daß dieſes Verhältniß durch die Agenten der Union geſtört wurde, weil dieſe ihre Leute in Volksverſammlungen aufhetzten. Da nun die Niederlage, welche die der Union angehörenden ländlichen Arbeiter der öſtlichen Grafſchaften Englands im vorigen Sommer gegenüber der Geſellſchaft der Pächter erlitten hatte, den Hüttenbeſitzern von Süd-Wales zugleich den Beweis geliefert hatte, daß die Arbeitgeber gegenüber der wachſenden Macht der Gewerkvereine nur durch Vereinigung ihrerſeits ſiegreich widerſtehen können, ſo bildete ſich eine Schutz- und Trutz-Geſellſchaft der Gruben- und Hütten-Beſitzer. Nach der Analogie der genannten Landwirthe beſchloſſen auch die Hüttenbeſitzer von Süd-Wales dem Ausſtande der Arbeiter ein ähnliches noch härteres Collectivmittel anzuwenden, die *Ausſperrung* der Arbeiter, d. h. ſämmtliche Meiſter welche der Geſellſchaft angehören, verpflichten ſich in Folge eines Beſchluſſes der Geſellſchaft ihre Werke gänzlich zu ſchließen. Die Härte dieſer Maßregel beſteht darin, daß von ihr auch die Unſchuldigen getroffen werden, d. h. auch diejenigen Arbeiter, welche nie ein Zeichen der Unzufriedenheit gegeben haben und bereit ſind, ohne Murren fortzuarbeiten.

Als daher der theilweiſe Ausſtand der Arbeiter ſowie die Hetzereien der Agenten der Union fortdauerten, kündigten die der Trutzgeſellſchaft angehörenden Hütten- und Gruben-Beſitzer am Anfang Januar 1875 an, daß ſie, falls ſie nicht ſich ſämmtlich der weiteren Lohnreduktion um 10 Procent fügen würden, am 1. Februar eine allgemeine *Arbeitsſperre* eintreten laſſen würden. Da die ausſtehenden Arbeiter dieſer Aufforderung nicht Folge leiſteten, ſo wurde die Drohung am 1. Februar wirklich ausgeführt und zwar

mit einer rücksichtslosen Energie, welche in dieser Beziehung fast ohne Beispiel dasteht. Um den Arbeitern jede Hoffnung zu benehmen, daß es den Meistern nicht Ernst sein könne, schritten diese ohne Verzug zur Ausführung ihrer Maßregel. Sämmtliche Kohlen-Gruben, Eisen-, Zink- und Kupfer-Hütten wurden geschlossen, die Hochöfen ausgeblasen, sämmtliche Werke demontirt und die Pferde aus den Stollen der Bergwerke herausgeschafft. Da schon in der ersten Woche über tausend Pferde aus den Gruben gebracht waren, so mußten zu ihrer Unterbringung provisorische Schuppen errichtet werden. Die Hälfte der Locomotiven und Wagen der Eisenbahngesellschaften steht still und bedeckt auf eine halbe Meile weit die Geleise; die Verminderung der Kohlenproduktion beträgt wöchentlich 16 Millionen Zentner. Die zwingende Macht der Werkbesitzer liegt in der großen Zahl von Arbeitern, die durch die Schließung der Werke brodlos geworden sind. Es sind gegen sechzigtausend Kohlen- und Eisen-Arbeiter, welche von der Arbeitssperre in Süd-Wales betroffen sind; mit ihren Angehörigen und den Gewerben, welche von ihnen abhängen, mögen durch diese Maßregel auf einmal 250,000 Menschen brodlos geworden sein. Zwar geben sich die Armenverwaltungen alle erdenkliche Mühe, um Nebenbeschäftigung beim Straßenbau u. s. w. aufzutreiben, allein diese Gelegenheit ist im Verhältniß zu der ungeheuern Zahl der Beschäftigungslosen zu unbedeutend, um im Ganzen eine wirksame Hilfe zu bringen. Obgleich schon beim Beginn der Arbeitssperre Anfangs Februar der Agent der Union bei einer Versammlung der Bergleute eine ziemlich kühle Aufnahme fand, so ist der Widerstand der Arbeiter doch so zähe, daß jetzt der zweite Monat der Arbeitssperre zu Ende geht, ohne daß es gelungen ist, eine Verständigung zu Wege zu bringen. Zwar hat der Bund der Gewerkvereine seine Unterstützung fast ausschließlich den Süd-Wallisern zugewandt, allein seine Mittel fangen bereits an zu versiechen, obgleich sie noch durch freiwillige Sammlungen in London und anderen Städten Englands verstärkt wurden. Schon melden sich Arbeiter massenhaft in den überfüllten Armen-Arbeitshäusern, schon berichtet man von Kindern, welche ihren Hunger mit Ueberbleibseln auf dem Mist zu stillen suchen. Schon hat die Polizei Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Der Schaden, den nicht blos die Industrie, sondern auch die Arbeiter erleiden, ist unberechenbar. Während des großen Ausstandes in Preston, wo 15,000 Arbeiter 38 Wochen lang feierten, verloren diese $8^1/_2$ Millionen Mark an Löhnen; im Jahre 1859 10,000 Londoner Bauarbeiter, welche 26 Wochen ausstanden, nicht weniger als $6^1/_2$ Millionen Mark. Diese Ausstände waren erfolglos, obgleich die Leute so lange aushielten. Welche Aussicht auf Erfolg haben daher die Süd-Walliser Berg- und Hüttenleute bei ihrer ungeheueren Anzahl? Schon hat man versucht, den Lord Aberdare, einen der größten Hüttenbesitzer von Süd-Wales, dazu zu bewegen, das Vermittler-Amt zu übernehmen.

Derſelbe hat in einem öffentlichen Sendſchreiben ſeine Meinung abgegeben, aber ſich für rückhaltloſe Unterwerfung unter die Bedingungen der Arbeitgeber ausgeſprochen. Derſelbe iſt zwar ſelbſt Partei, allein bei reifer Abwägung der Verhältniſſe muß man ſeine Anſicht doch für die allein richtige erkennen. Denn die Lage der Geſchäfte iſt immer noch ſo gedrückt, daß die Arbeiter froh ſein können, wenn die Meiſter ſich mit der angekündigten Reduktion um zehn Procent begnügen und nicht von jetzt an die Wiedereröffnung ihrer Etabliſſements an noch härtere Bedingungen knüpfen. Es iſt daher die höchſte Zeit, daß die Arbeiter die gegenwärtige Lage des Marktes begreifen und berückſichtigen lernen. Je länger ſie zögern, deſto mehr gerathen ſie in Gefahr, ſich auf Gnade und Ungnade ergeben zu müſſen. Bei der gegenwärtig überhandnehmenden Concurrenz, welcher die engliſche Kohlen- und Eiſenproduktion auf dem Continent begegnet, laufen ſie mit der Zeit Gefahr, den ganzen Induſtriezweig in ihrer Gegend zu ruiniren und damit ſogar die Bedingungen ihrer Exiſtenz zu untergraben.

Hoffentlich werden ſich aus dieſem Lohnkampfe, der in ſeiner Ausdehnung ohne Gleichen in der Geſchichte der Volkswirthſchaft daſteht, organiſche Einrichtungen ausbilden, welche wieder andauernden Frieden zwiſchen den beiden Faktoren der Produktion anbahnen. Die Steine dazu ſind ſchon gelegt und haben im verfloſſenen Jahre an vielen Orten ſtärker Wurzel gefaßt.

Nachtrag. Faſt drei Monate ſind es, daß die Kohlengruben von Süd-Wales geſchloſen ſind. Seit dem 31. Januar haben die Berg- und Hüttenleute keinen anderen Verdienſt als die ſpärliche Arbeit, welche ihnen die Armencommiſſion zugewendet hat. 60,000 Arbeiter und mit Frauen und Kindern gegen 200,000 Perſonen lebten ſeitdem nur von Erſparniſſen und von den Hilfsgeldern, welche ihnen von dem Bund der engliſchen Gewerkvereine zugewendet worden ſind. Die Noth ſtieg ſo hoch, daß wie ſchon oben erwähnt Kinder ſogar verdorbene Lebensmittel vom Miſt aufgeleſen haben ſollen. Nach vielen Vermittlungsverſuchen, welche bisher am Widerſtand einer Fraktion der Arbeiter oder der Arbeitgeber geſcheitert ſind, iſt es endlich bei einer großen Verſammlung der Kohlenbergwerksbeſitzer zu Cardiff am letzten Freitag den 23. April gelungen, eine Ausſöhnung anzubahnen. Da es nicht möglich war die einſtimmige Unterwerfung der Arbeiter herbeizuführen, ſo einigten ſich die Bergwerksbeſitzer dahin, die Arbeiterſperre aufzuheben und den Arbeitern anheimzugeben bei einer Reduction des Lohnes von 15 pct. zu ihrer Beſchäftigung zurückzukehren. Die ganze Frucht dreimonatlicher furchtbarer Entbehrungen iſt alſo daß die Arbeiter ſchließlich in eine um 5 pct. ſtärkere Lohnreduction willigen müſſen als die urſprünglich von den Meiſtern geforderte war, wegen deren zuerſt die Ausſtände ausgebrochen und dann die Arbeitsſperre angeordnet worden war. Wie alle ähnlichen Bewegungen ſeit einem Jahre hat auch dieſer größte Conflikt mit einer Nieder-

lage der Arbeiter geendet, weil sie, von den Führern der Union mißleitet, gegen den Strom schwimmen wollten. Kohle und Eisen waren gegen den Stand vor der Krisis um mehr als 50 pct. im Preis gesunken. Wie sollten sich die in Süd-Wales nun über 100 pct. gestiegenen Löhne forterhalten lassen ohne die Unternehmer zu ruiniren! Es ist dabei wohl zu beachten, daß die seit einem Jahre bis jetzt vorgenommenen Lohnreduktionen nicht mehr als 50 pct. der bis zum Ausbruch der Krisis gemachten Verbesserungen betragen, so daß die Löhne trotz der jetzigen Ermäßigung um 15 pct. gegen das Jahr 1870 noch immer bedeutend im Vorsprung sind. Diese bittere Erfahrung wird wohl dazu dienen, die Arbeiter auch auf dem Continent gegen die aus ihren Kassen lebenden Führer mißtrauisch zu machen und ihnen vor allen Dingen die Lehre einzuprägen, daß die Arbeiter nicht Zeiten des Niederganges, sondern Zeiten des Aufblühens der Industrie benützen müssen, um ihre Interessen zu fördern.

Die General-Versammlung der Evangelischen Allianz in New-York im Jahre 1873.

Die evangelische Allianz ist eine bedeutungsvolle Erscheinung auf dem Gebiet des kirchlichen Lebens der Gegenwart. Ihr Werth liegt allerdings in erster Linie nicht in einzelnen Unternehmungen, die von ihr ausgehen, sondern vielmehr in der sichtbaren Darstellung einer Idee, welche zu den konstitutiven Faktoren des Christenthums gehört; einer Idee, welche der Katholicismus in verzerrter Gestalt verwirklicht, während der Protestantismus bis jetzt auf ihre Verwirklichung verzichtet, wenigstens zu ihrer Verwirklichung nur geringe Beiträge geliefert hat. Wir meinen die Idee des Universalismus. Die Einheit und Gemeinschaft der Gläubigen ist ein für die christliche Religion grundlegender Gedanke, in welchem sie die Beziehung zur ganzen Menschheit, ihren allgemein menschlichen Charakter bezeugt. Der Katholicismus hat diesen Gedanken mit großer Energie ergriffen, aber ihn auch entstellt. Es ist die Einheit der Unfreiheit, für welche er eingetreten ist; wo ihm die Macht zu Gebote steht, gewährt er nichtkatholischen christlichen Gemeinschaften keinen Raum, und in der eignen Mitte läßt er den religiösen Individualitäten ein immer mehr sich verengendes Gebiet eigner Bewegung.

*) Die evangelische Allianz und ihre Generalversammlung in New-York vom 2. bis 10. October 1873. Skizzen und Erinnerungen an die Reise nach und in Amerika von Edmund Spieß, Doctor der Philosophie und Licentiat der Theologie in Jena, Delegirter zur Allianzversammlung. Jena, Mauke's Verlag (Hermann Dufft). 1874.

Der Protestantismus entfesselt die religiöse Individualität und befreit sie von der bindenden Autorität menschlicher Ueberlieferung; er führt sie zu den Quellen ursprünglicher Selbstbezeugung des Christenthums zurück und legt das Verständniß derselben vertrauensvoll in die Hände der geschichtlichen Entwicklung des christlichen Geistes, an welcher jede christliche Individualität mitarbeitet. So entwickelt sich ein Reichthum eigenthümlicher Spieglungen des Christenthums, so treten die mannichfaltigsten Auffassungen, die verschiedenartigsten Gestaltungen und Bildungen der christlichen Idee hervor. Sehen dieselben sich als relativ berechtigte, sich gegenseitig ergänzende Richtungen an, so ist beides gewahrt, die Einheit und die Freiheit. Betrachtet sich aber eine jede als die einzig vollkommene und wahre, absolute und die andere daher als schlechthin irrig ausschließende Realisirung der christlichen Idee, so geht die Einheit in der Freiheit verloren.

Es ist die Gefahr des Protestantismus eine zweifache, einmal die Individualität so einseitig auszubilden, in ihrer Entwicklung in solchem Maße den geschichtlich ausgeprägten Typus zu verlassen, daß sie in ihrer ursprünglichen Tendenz und in ihrem wesentlichen Gehalt andern protestantischen Individualitäten nicht mehr erkennbar wird, sich ihnen nicht mehr als ihr eignes Fleisch und Blut legitimiren kann; sodann der eignen Individualität, und wäre es auch nur im Prinzip, absoluten Werth zuzuerkennen. Der Protestantismus setzt ein hohes Maß der Selbstverleugnung und Selbstbeschränkung voraus, ohne dasselbe zerfällt er und löst sich auf. Daß er thatsächlich nicht diese Forderung, wenigstens nicht ausreichend, erfüllt hat, bedarf keines Beweises. Die vielen Zertrennungen innerhalb des Protestantismus und innerhalb der einzelnen protestantischen Gemeinschaften legen dafür ein unwiderlegliches trauriges Zeugniß ab.

Trotz dieser vorhandnen Spaltungen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu wecken und zu beleben, das ist die Aufgabe, welche die Allianz sich stellt. Man darf sie daher nicht verurtheilen, weil sie wenig einzelne greifbare und sichtbare Erfolge aufzuweisen vermag. Ihr wesentlicher Zweck fällt, wie wir gesehen haben, eben in das Innere des religiösen Lebens, und die Wirkungen, die sie erzielt, sind keine meßbaren Größen.

Doch fehlt es auch nicht an Bestrebungen, die bestimmte concrete Aufgaben ins Auge fassen, und deren energische Verfolgung allgemeinere Aufmerksamkeit erregt und allgemeinere Anerkennung gewonnen haben. Die evangelische Allianz ist die unermüdliche Vorkämpferin der Religionsfreiheit; überall, wo das protestantische Glaubensbekenntniß unterdrückt und seine Angehörigen verfolgt werden, erhebt die Allianz laut ihre Stimme, und ihre Mahnrufe sind nicht vergeblich geblieben.

Noch in einer andern Hinsicht nimmt die evangelische Allianz unser Interesse in Anspruch. Sie ist eine internationale Vereinigung und entspricht so dem wesentlichen Interesse des Christenthums. Will dasselbe auch nicht das nationale Regiment negiren, vielmehr befreien, durchdringen und erklären, so ist es doch seinem innersten Wesen nach allgemein human und eben deshalb die Macht, welche die Nationen verbindet und den in ihnen waltenden egoistischen und deshalb zu Zusammenstößen und Feindschaften treibenden Tendenzen beschränkend entgegenwirkt. Und dieses Prinzip des Christenthums ist es, welches ebenfalls die evangelische Allianz zur Geltung zu bringen sucht.

Bis dahin hatte sie nun ihre General-Versammlungen ausschließlich in Europa gehalten, Amerika war noch nicht gewählt worden, obwohl die Fülle evangelischer Gemeinschaften, die sich dort zusammengefunden haben, den Bestrebungen der Allianz einen besonderen Reiz bietet, bis es endlich gelang im Herbst vor zwei Jahren nach New-York eine Generalversammlung zu berufen. Sie tagte vom 2. bis 10. Oktober 1873. Und der Verfasser vorliegender Schrift giebt uns einen ausführlichen und anschaulichen Bericht der Verhandlungen. Er verschweigt uns die Schwächen derselben nicht, die Ueberfülle der Reden, die überschwänglichen Hoffnungen und Erwartungen, welche die Redner an die Versammlung knüpften, die Neigung, dem Effekt mehr Raum als nöthig zu gewähren. Aber trotz alledem war die General-Versammlung der Allianz in New-York eine bedeutungsvolle Erscheinung, ein Zeichen, welche Macht und Anziehungskraft der positive Protestantismus in Amerika ausübt. Es ist nun nicht unsre Absicht, auf die Verhandlungen der Versammlung näher einzugehen, könnten wir ja doch nur die Leser mit einer erdrückenden Fülle von Vortragsthematen und Rednernamen, deren größter Theil nur in engeren Kreisen bekannt ist, ermüden. Wir richten ihre Aufmerksamkeit vielmehr auf die anziehenden Schilderungen Amerikas und amerikanischen Lebens, welche den bei weitem größten Theil unsrer Schrift ausmachen. Wir haben sie mit hohem Interesse gelesen und können sie unsern Lesern nur warm empfehlen. Der Verfasser schreibt schlicht, einfach, kunstlos, ohne Berechnung und Absicht. Wir hören nur Naturtöne. Harmlos und unbefangen sieht er und hört er. Eine innige evangelische Frömmigkeit, die dem Pietismus abhold, sich an allem freut, was der Freude werth ist, und die Schattenseiten des Beobachteten lieber leichtem Humor als ätzender Satyre unterwirft, durchzieht das Ganze. Es macht den Eindruck, als sei es aus Briefen des Verfassers an die Seinigen in die Heimath oder aus Tagebüchern entstanden. Man begleitet den Verfasser von Tag zu Tag, von Ort zu Ort und hört, was er wahrgenommen, gethan und erfahren hat. Es ist eine angenehme Lectüre, mehr unterhaltend, als belehrend, der man gern Gehör schenkt. Ein harmonischer, friedlicher und versöhnender Geist weht durch die Darstellung.

Nur eins hätten wir weggewünſcht, den gereizten und bittern Ton, in dem er von dem deutſchen Militarismus und der Staatskirche redet. Beide ſind Nothwendigkeit, die als ſolche anerkannt werden müſſen, und beide bringen geſegnete Früchte, die nicht vergeſſen werden dürfen. Und die Freikirche hat Schattenſeiten, die ſich auch in Amerika herausgeſtellt haben, und die mindeſtens ebenſo bedenklich ſind, wie die ungünſtigen Erſcheinungen, die ſich im Gefolge der Staatskirche einzuſtellen pflegen. Doch hat ſie der Verfaſſer wenig beachtet. Es iſt ſchwer über den ganzen Inhalt der Schrift zu berichten. Sie bietet eine ſolche Fülle der mannigfachſten Beobachtungen, zu denen die Kreuz- und Querfahrten in den Vereinigten Staaten dem Verfaſſer Stoff gegeben haben, daß ſie wiederzugeben mehr Raum beanſpruchen würde, als wir glauben fordern zu dürfen. Wir beſchränken uns daher darauf, auf einen Vortrag aufmerkſam zu machen, welchen der Verfaſſer ſeinem Buche einverleibt hat, und deſſen Gegenſtand, auf ein allgemeines nationales Intereſſe ſich bezieht.

Er iſt in Pittsburg gehalten, ſpäter in erweiterter Geſtalt in Jena. Er behandelt das Thema: „Ueber Aufgabe und Zukunft der Deutſchen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.“ Gehen wir etwas näher auf ſeinen Inhalt ein. Es giebt in den Vereinigten Staaten ungefähr 3—5 Millionen deutſch redende und leſende Einwohner, in New-York allein gegen 300,000. In allen großen Städten bilden ſie einen beträchtlichen und angeſehenen Theil der Bevölkerung, beſonders die deutſchen Juden. Sie lernen leicht die fremde Sprache, faſſen geſchickt Handel und Geldgeſchäfte an, helfen ſich gegenſeitig und vergeſſen bald die alte Heimath. Ein bedeutendes Kapital iſt in ihrem Beſitz. Am dichteſten wohnen die Deutſchen in den nordweſtlichen und weſtlichen Staaten. Die deutſche Sprache der Eingewanderten verſchwindet je länger je mehr im Lauf der Geſchlechter und weicht der engliſchen. Dieſe tragiſche Entwicklung macht ein vom Verfaſſer mitgetheiltes Gedicht — der Name des Dichters und der Fundort des Gedichts iſt nicht genannt — in ergreifender Weiſe anſchaulich:

Ein Jüngling kam über den Ocean
Und ſiedelte ſich an der Küſte an.
Und ſpannte ſich aus deutſchem Tuch ein Zelt
Ueber vier Pfähle in der fremden Welt.

So gründete der Ankömmling ſein Haus
Ging nach Erwerb mit friſchen Sinnen aus.
Und was er ſann und ſann, das kam in Stand,
Der Segen war mit ſeiner fleißigen Hand.

Und wie die Saat auf ſeinem Feld und wie
Das junge Holz in ſeinem Forſt — gedieh
Und blüht, ſo ſchoß in ſtolzem Wuchs empor
Des Hauſes Jugend und ſein ſchönſter Flor.

Des Farmers Kinder, welch ein ſchön Geſchlecht,
Blauäugig, rothwangig, ein blond Geſicht.
Ein braun Gelock, ächt Deutſch — doch iſt es nicht
Des deutſchen Vaters Sprache, die es ſpricht.

Die Mutter kam nicht übers Meer, sie war
Ein Kind der neuen Welt und sie gebar
Amerikaner — ihre Sprache spricht das Kind
Und denkt des deutschen Vaters nicht.

Und so verlernt, verliert und so vergißt
Er, was ihm in der Heimath theuer ist.
In Arbeit wird der Vater grau und alt.
Sein deutsches Herz ist längst für Deutschland kalt.

Und auf das Sterbelager sinkt er hin —
Sein Volk beklagt in fremder Zunge ihn,
Er aber tröstet: Wiedersehen dort!
Das war im Haus das letzte deutsche Wort!

Man kann und muß als Deutscher mit schmerzlich bewegter Stimmung diesen Sterbeprozeß deutscher Nationalität verfolgen, aber wir sind ganz der Ansicht des Verfassers, daß er unabwendbar ist. Er wird hier und da langsamer vor sich gehen, er wird durch fortgesetzte deutsche Auswanderung verzögert werden, aber er ist nothwendig. Auf die Dauer können nicht die verschiedenen Nationalitäten der Eingewanderten unversehrt neben einander bestehen, es muß und wird aus ihnen eine neue Nationalität erwachsen, zu deren Eigenthümlichkeit sie alle, und die deutsche nicht in geringstem Maße beigetragen haben. Den Löwenantheil freilich wird die englische, und mit gutem Rechte, davontragen, und die englische Sprache wird es auch sein, welcher die Zukunft im neuen werdenden einheitlichen Volke der amerikanischen Union gehört. Spezifisch deutschen Institutionen, Kirchen, Schulen und Vereinigungen kann nur die Aufgabe zufallen, den Uebergang zu erleichtern, vor unzeitigen verfrühten Opfern deutscher Individualität zu schützen. Der Einfluß indessen, welchen die Vertreter der fremden Nationalitäten auf die Zukunftsindividualität ausüben dürfen und können, hängt von ihrem moralischen Werthe ab, und so vergegenwärtigt uns denn der Verfasser die verschiedenen Klassen der Einwandrer vom Standpunkt moralischer Werthschätzung aus. Da bildet denn allerdings ein ansehnliches Kontingent die Zahl sittlich verkommener Persönlichkeiten, die in Europa unmöglich geworden sind, und giebt den Yankees berechtigten Anlaß, viele soziale Mißstände auf ihr Dasein zurück zu führen. Und ein nicht unbeträchtlicher Theil von Mitgliedern dieser Gruppe fällt auf Deutschland. Andre haben das alte Vaterland verlassen, um dem Druck politischer und kirchlicher Verhältnisse zu entgehen und für die Verwirklichung ihrer Ideen freieren Spielraum zu finden. Auch unter ihnen sind Deutsche. Noch andre endlich sind ausgewandert, um günstigere Bedingungen der irdischen Existenz zu suchen, und dieser Klasse gehören ebenfalls viele Deutsche an. Gegen den moralischen Werth dieser letzten zwei Klassen läßt sich nichts einwenden. Und so können wir denn hoffen, daß die Deutschen einen ansehnlichen, einflußreichen und Segen bringenden Faktor in der Bildung des neu entstehenden Volks ausmachen werden. Die Innerlichkeit des

Geiſtes und Gemüthslebens — das iſt die Mitgift, welche Amerika von den eingewanderten Deutſchen zu erwarten berechtigt iſt, und deren Einwirkung der nüchterne, einſeitig praktiſche Genius Amerikas zu ſeiner Ergänzung bedarf. —

Unſre Leſer werden aus dem Bericht über dieſen Vortrag erkannt haben, wie klar und beſonnen der Verfaſſer über amerikaniſche Verhältniſſe zu urtheilen weiß. Er zeigt überhaupt einen ſcharfen und unbefangenen Blick in der Beobachtung und Charakteriſtik. Wir ſcheiden daher mit aufrichtigem Dank von der Lektüre vorliegender Schrift.

Königsberg i. P. H. Jacoby.

Ofenheim-Arnim.

Der Augenblick naht heran, wo die Verhandlung des Arnim'ſchen Proceſſes in zweiter Inſtanz ihren Anfang nehmen ſoll und das berühmte Kammergericht eine ernſte Aufgabe zu löſen hat.

So verſchieden an ſich die beiden causes célèbres geweſen, welche in Deutſchland und Oeſterreich die öffentliche Aufmerkſamkeit in ungewöhnlichem Grade gefeſſelt: der Fall Arnim und der Fall Ofenheim bieten doch manche Analogien. Den beiden Ländern machten ſie ſich in gleich ſchmerzlicher und nachtheiliger Weiſe fühlbar. Beide Proceſſe geben noch für lange Zeit zu denken: wegen der Lebensverhältniſſe, die davon berührt worden, wegen der intereſſanten Perſönlichkeiten, die auf der Anklagebank geſeſſen, wegen der in Betracht kommenden Rechtsgrundſätze und deren Anwendung.

In bevorzugten Regionen der Geſellſchaft befand ſich der Schauplatz der beiden Proceſſe: innerhalb der preußiſchen Ariſtokratie und Diplomatie der eine, der andre im Mittelpunkte der öſterreichiſchen Plutokratie und Großinduſtrie.

Im Arnim'ſchen Fall ein Mann von unſtreitig glänzenden Gaben, der raſch Carrière gemacht, gleichſam ſpielend zu bedeutender Stellung gelangt, wohl dazu angethan, ſich einen Namen in der Geſchichte ſeines Landes, in den Annalen des neuen Reiches zu machen, — der aber nie die Herrſchaft über ſich ſelbſt beſeſſen, zügellos in Neigungen, Einfällen, Projecten, Leidenſchaften, von nude egoiſtiſchem Ehrgeiz erfüllt, der in Aufwallung und Verſtimmung und bewegt von noch andern Motiven mit den Traditionen ſeines höchſt verantwortlichen Amtes bricht. — —

Im Ofenheim'ſchen Fall ein Mann von gleichfalls brillanten Fähigkeiten,

von einer Geschäftsgewandtheit und einem Ueberblick, die ihres Gleichen suchen, der sich aber von der Welle des Tages tragen läßt, in der ganzen Gier des Zeitalters aufgeht, dem Geldmachen Alles unterordnet, Verpflichtungen eingeht, die er nach seiner ihm passenden Auslegung vielleicht zu erfüllen sich anläßt, was in den Sprachen der Völker verschiedene harte Namen trägt. — — Zwei souveräne Naturen, „principes legibus soluti“ wo möglich — — —

Und nun vor Gericht? und wie beurtheilt?

Der eine zwar verurtheilt, aber nicht um dessentwillen, wessen er angeklagt worden, eigentlich freigesprochen: und der andere ohne Umschweif wirklich freigesprochen, nichtschuldig.

Aktenstücke, von denen nicht nur Wohl und Wehe des Staats abhängt, sondern auch die Ehre des Amtes, glaubte Graf Arnim und glaubt er heute noch, für sich behalten und dem Staat entziehen zu dürfen und zu sollen. Handelte er in der Aufregung und verrannte sich darin? Er fand auch Vertheidiger: kühl und besonnen verfuhr der Gerichtshof.

Ritter von Ofenheim hatte verstanden, Geld ins Land zu bringen, sich um das Land verdient gemacht, sah sich so gepriesen, daß Andre füglich sich schämen mochten, die nicht auch so prakticirt: das Verdikt bestätigte seine volle Berechtigung, strenggenommen seine Meriten.

Das also ist — in beiden Fällen — Rechtens. Dies Resultat ergiebt die moderne Jurisprudenz. Wie im Arnim'schen Fall abgewogen ist, was dem Ankläger zu beweisen oblag und was nicht hinreichend erwiesen, ganz wie im Rechtsstreit um Mein und Dein: quod non in actis, non in mundo. Und, wenn bessere Einsicht nachhinkt und ihr dennoch keine Folge gegeben ist: mala fides superveniens non nocet.

Die Rechtsprechung ist eine große Aufgabe! ihr gewachsen zu sein, das will etwas sagen! Auch hat die Strafrechtspflege ihr besondres Ingenium zur Voraussetzung, dessen der Civilproceß entrathen darf.

Gedenken wir auch des Wahrspruchs der Presse in beiden causes célèbres? Dafür nur das Eine, doch gewiß „celebre“ Beispiel: Die Wiener „Neue Freie“ verherrlichte den Angeklagten Graf Arnim, doch nicht usque ad finem; dagegen blieb sie der Apotheose des Ritters von Ponteuxin getreu.

Wenn man fern steht, hat man Erlaubniß, Vieles unverständlich zu finden. Giebt es doch, von denen die Schulweisheit sich nichts träumen läßt, Dinge zwischen Himmel und Erde, wie z. B. den Fall Arnim, den Fall Ofenheim.

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 9. Mai 1875.

Die erste Sitzung des Abgeordnetenhauses in vergangener Woche, am 3. Mai, beschäftigte sich zuerst mit der dritten Lesung des Gesetzentwurfs über die Verwaltungsgerichte. Das Gesetz wurde nach den Bestimmungen der zweiten Lesung angenommen mit einer einzigen, nicht unerheblichen Abänderung. Im vorigen Brief ward hier berichtet, daß für Competenzstreitigkeiten zwischen Gerichtshöfen des Privatrechts und solchen des öffentlichen Rechts der Regierungsentwurf den älteren Competenzconflictshof hatte bestehen lassen, während Competenzstreitigkeiten zwischen Verwaltungsbehörden und Verwaltungsgerichten durch das Oberverwaltungsgericht entschieden werden sollten. Diese Vorschläge der Regierung hatte sich das Abgeordnetenhaus bei der zweiten Lesung den abändernden Vorschlägen seiner Commission gegenüber angeeignet. Bei der dritten Lesung jedoch gestalteten sich die betreffenden Beschlüsse etwas anders. Die Erwähnung des Competenzconflicthofes wurde beseitigt und damit die Frage des Competenzconflicts zwischen Gerichtshöfen des Privatrechts und solchen des öffentlichen Rechts unentschieden gelassen, sofern nicht aus der Nichtaufhebung des älteren Gesetzes über den Competenzconflicthof des letzteren Fortbestehen von selbst folgt. — Was den Competenzconflict zwischen Verwaltungsbehörden und Verwaltungsgerichten anlangt, so sollen die Verwaltungsgerichte nach den Beschlüssen der dritten Lesung ihre Zuständigkeit selbst wahrnehmen. Nur wenn die Parteien die Zuständigkeit bestreiten, soll gegen die Entscheidung des Verwaltungsgerichts die Berufung an das Oberverwaltungsgericht zulässig sein.

In derselben Sitzung vom dritten Mai gelangte der Gesetzentwurf des Abgeordneten Petri über die Rechte der altkatholischen Gemeinden an dem Vermögen der römisch-katholischen Gemeinden, zu denen die erstern bisher gehörten, zur zweiten Lesung. Wir haben uns über diesen Gesetzentwurf bei der ersten Lesung hier ausgesprochen in dem Brief vom 14. März. Wir haben damals hervorgehoben, daß der Gesetzentwurf nur ein Provisorium bezwecken könne, wozu er sich allerdings auch bekennt. Der Gesetzentwurf nimmt den Standpunkt ein, daß die Frage nach der Rechtsbeständigkeit des Vaticanum vom Staat nicht zu entscheiden sei. Demnach könne der Staat nicht wissen, ob die Altkatholiken oder die vaticanischen Katholiken die rechtmäßigen Träger jener historischen, von ihm anerkannten und privilegirten Kirchengemeinschaft seien. In Folge dessen schlägt der Gesetzentwurf einstweilen eine Gebrauchstheilung des kirchlichen Vermögens zwischen Altkatholiken und Vaticankatholiken vor, und erläßt die näheren Bestimmungen über dieselbe. Der Gesetz-

entwurf wurde nach den Vorschlägen der Commission in der Hauptsache angenommen. Unsererseits haben wir dabei nur zu wiederholen, daß die Zeit nicht mehr fern sein kann, wo der Staat entweder der Frage nach der Rechtsbeständigkeit des Vaticanum näher tritt, oder wo er sich sogar genöthigt sieht, ohne diese Prüfung alle der römischen Kirche bisher gewährten Rechte aufzuheben. Dann ist die provisorische Geltung des Gesetzes über den Mitgebrauch der Altkatholiken am kirchlichen Vermögen erledigt.

Am 4. Mai gelangte ein sehr wichtiges Gesetz zur zweiten Lesung: über Erhaltung und Begründung von Schutzwaldungen sowie über die Bildung von Waldgenossenschaften. Das Gesetz ist einerseits technischer Art, andererseits berührt es den wichtigsten Grundsatz der Socialpolitik, die Frage nämlich nach der Beschränkung des Privatrechts durch das öffentliche Recht zu Gunsten des öffentlichen Wohls. Da indeß das Gesetz weitgreifende Maßregeln keineswegs anordnet, sondern in vorsichtiger Weise nur bescheidene Schritte einleitet, so wollen wir den Inhalt vorläufig nicht erörtern. Es fehlt nicht an Stimmen, welche schon jetzt den Schritt für geboten erachten zur Uebernahme des Waldeigenthums durch den Staat, wo sich die Erhaltung des Waldes empfiehlt. Die Nothwendigkeit wird zu solchen Schritten allerdings wohl über kurz oder lang führen, und die Sorge ist nicht unbegründet, daß, wenn man dahin gelangt, der bereits angerichtete Schade immer größer und schwerer zu heilen geworden sein wird. Der deutsche Staat ist aber heute mit so großen und mannigfachen Aufgaben überlastet und bedrängt, daß man es richtig finden muß, wenn tiefgreifende Maßregeln vermieden werden, die irgend aufschiebbar erscheinen.

Nachdem am 5. Mai Petitionen erledigt worden, erfolgte am 7. Mai die erste Lesung des Gesetzentwurfs betreffend die Orden und ordensähnlichen Congregationen der katholischen Kirche. Mit diesem Gesetz hat die Staatsregierung wiederum einen sehr wichtigen Schritt gethan in ihrem Kampfe wider Rom. Das Gesetz schließt alle Orden und ordensähnliche Congregationen vom Gebiet des preußischen Staates aus. Eine Ausnahme wird gemacht zu Gunsten der Orden, welche sich ausschließlich der Krankenpflege widmen. Jedoch können auch diese Orden jeder Zeit durch königliche Verordnung aufgehoben werden. Während die Auflösung der Ordensniederlassungen im Allgemeinen sechs Monate nach der Verkündigung des Gesetzes zu erfolgen hat, darf durch den Minister der geistlichen Angelegenheiten eine Verlängerung dieser Frist bis zu vier Jahren erfolgen für Niederlassungen, welche sich mit dem Unterricht und der Erziehung der Jugend beschäftigen. Dies ist der Hauptinhalt des Gesetzes.

Die Redner vom Centrum benutzten diesmal als Hauptwaffe die angebliche

Verfassungswidrigkeit des neuen Gesetzes. Sie konnten sich dabei nur auf eine Interpretation der Verfassung stützen, welche von der Staatsregierung wie vom Abgeordnetenhaus jetzt für mißbräuchlich erklärt wird. Um den Streitpunkt klar zu übersehen, thut man am besten, die Frage so zu stellen: Auf Grund welcher Vorschriften des Gesetzes sind die Orden bisher im preußischen Staat geduldet worden? Man kann sich nicht auf den Artikel 12 der Verfassung berufen, welcher das Recht der Vereinigung zu Religionsgesellschaften gewährleistete.

Denn die geistlichen Orden der katholischen Kirche sind keine Religionsgesellschaften, sondern Formationen religiöser Lebensäußerung einer bestimmten Religionsgesellschaft. Der Artikel 12 besagt aber keineswegs, daß der Staat sich verpflichtete, alle und jede Lebensäußerungen der Religionsgesellschaften zu dulden. Vielmehr enthält derselbe Artikel den Satz: Den bürgerlichen und staatsbürgerlichen Pflichten darf durch die Ausübung der Religionsfreiheit kein Abbruch geschehen. Man muß aber entschieden behaupten, daß die Unterwerfung unter Ordensregeln, welche die geistige Persönlichkeit vernichten, jenen Pflichten Abbruch thut.

Für die Duldung der geistlichen Orden der katholischen Kirche kann man auch nicht einmal den viel citirten, jetzt aufgehobenen Artikel 15 anführen, welcher den Religionsgesellschaften die selbständige Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten zusprach. Denn auch hier müßte unter allen Umständen die erwähnte Einschränkung des Artikels 12 Platz greifen. Man kann auch nicht einwenden, daß die gesammte katholische Geistlichkeit so gut wie die Ordensmitglieder den staatsbürgerlichen Pflichten entfremdet werde. Denn der bekannte Unterschied der Weltgeistlichen und der Ordensgeistlichen lag eben bis zu dem letzten Conzil darin, daß die Weltgeistlichen dem Bischof unterthan, dieser aber ein selbständiges Organ des Kirchenregiments und in gewissem Sinn eine Landesobrigkeit war, während die Ordensgeistlichen lediglich selbstlose Werkzeuge einer auswärtigen Macht sind.

Vorzugsweise hat man die Zulassung der Orden im preußischen Staat bisher auf den Artikel 30 der Verfassung gestützt, welcher das Recht gewährleistet, Gesellschaften zu bilden — für Zwecke, welche dem Strafgesetz nicht zuwider laufen. Dieses Recht ist durch das bekannte Gesetz vom 11. Mai 1850 über die Ausübung des Vereinsrechtes geregelt.

Aber niemals sind die geistlichen Orden nach diesem Gesetz behandelt worden, niemals haben dieselben daran gedacht, sich den Normen dieses Gesetzes zu unterwerfen. Man kann in der That die Folgerung nicht abweisen, daß diese Orden extra legem geduldet worden sind, in Folge einer schwer verzeihlichen Nachlässigkeit in der Wahrnehmung des Staatsberufes.

Daß der Artikel 30 nicht zu Gunsten der geistlichen Orden angerufen werden kann, das leuchtet, abgesehen von der bisherigen Nichtanwendung seiner einschränkenden Bedingungen, auch aus dem Folgenden ein. Vereinigungen der Staatsbürger in Gesellschaften setzen voraus, daß der Staatsbürger Staatsbürger bleibt, also eine freie, sich selbst bedingende, der vornehmsten äußeren Pflicht des Staatsgehorsams zugängliche Persönlichkeit. Nimmermehr hat der Artikel 30 die Duldung solcher Vereine aussprechen wollen, deren erste Bedingung die Selbstaufgabe der Persönlichkeit an eine staatsfremde Gewalt ist. Man kann sagen, daß die Mittel solcher Vereine durch das Strafgesetz verpönt werden müßten.

Die Gründe, welche wir ausgeführt, um den gesetzlichen Ungrund der bisherigen Duldung der Orden darzuthun, machen auch klar, warum es unmöglich ist, die Duldung der Orden etwa gesetzlich auszusprechen, und warum es geboten ist, der bisherigen mißbräuchlichen Duldung ein Ende zu machen. In die Einzelheiten der Verhandlung brauchen wir nicht einzugehen. Sehr wunderlich geberdete sich dabei wieder der Abgeordnete Windthorst, indem er sich immerfort stellte, als müßten die Orden zulässig sein, weil die Handlungen der Ordensmitglieder, nicht heirathen, u. s. w. nicht verboten werden können. Dabei ging der Redner so weit, sich darauf zu berufen, daß die Staatsgesetze die Aufrechterhaltung der Gelübde nicht erzwingen, daß folglich der Staat auch keinen Grund habe, die Ablegung der Ordensgelübde zu hindern. Es ist dies eine Art von Sophistik, der man die äußerste Verlegenheit ansieht und die nur Kopfschütteln hervorrufen kann.

Am 8. Mai erfolgte die zweite Berathung des Ordensgesetzes, welche zur unveränderten Annahme führte. In derselben Sitzung wurde auch der vom Abgeordneten Petri eingebrachte Gesetzentwurf in der dritten Lesung genehmigt.

C—r.

Münchner Briefe.

(Wahlvorbereitungen- und -Aussichten. — Der Reichsrath.)

Am 16. April ist der bayrische Landtag durch den Oheim des Königs, den Prinzen Luitpold, feierlich geschlossen worden und somit hat die denkwürdigste Landtagsperiode, die Bayern seit Existenz seiner Verfassung gesehen hat, ihr Ende erreicht. Dies Ende war friedlicher, als man auf beiden Seiten der Kammer gedacht hatte. Den Clerikalpatrioten schien die Lust vergangen zu sein, noch zu guter Letzt Fehde anzufangen, nachdem sie bei derartigen

Verſuchen ſo manches Unglück ſchon erlebt hatten. Und die Gelegenheit, die ſie für ihre Expectorationen doch wohl nicht ganz unbenutzt vorübergehen hätten laſſen können, die Verhandlung nämlich über das Wahlgeſetz, wurde ihnen abgeſchnitten, indem die Regierung dieſen Geſetzentwurf ſelbſt zurückzog. Die langwierigen Debatten in der Commiſſion hatten beiden Parteien die Ueberzeugung beigebracht, daß die nöthige Zweidrittelmajorität für das Zuſtandekommen des Geſetzes im Plenum der dermaligen Abgeordnetenkammer nie zu erreichen geweſen wäre, indem, wenn man auch allſeitig über das Prinzip der direkten Wahl einig war, doch die durch Geſetz feſtzuſtellende Eintheilung der Wahlkreiſe jedes Compromiß ſcheitern ließ. So wird denn die gegen die Mitte des Sommers ſtattfindende Neuwahl noch nach dem bisherigen indirekten Modus ſich vollziehen. Schon treten für ſie allenthalben die Vorbereitungen in Sicht. Rechte und Linke, Reichsfreunde und Reichsfeinde — denn das iſt doch wohl die einzig richtige Bezeichnung für die Gegenſätze, die ſich hier wir anderwärts bekämpfen, — ſtellen ſich auf den Plan. Die Abgeordneten der Linken haben, ohne Unterſchied der auch unter ihnen beſtehenden Schattirungen ein Manifeſt, eine Art Rechenſchaftsbericht, an ihre Wähler erlaſſen. Auch die „Sechs" von der ultramontanen Clique „Abgefallenen", deren Bedeutung für die bisherigen Kammerverhältniſſe wir früher gedacht, haben einen ähnlichen Schritt gethan, aber, ſo geiſtreich ihre „Erklärung" aus der gewandten Feder Schleich's iſt, ſo wenig glauben wir doch, daß ſie den bittern Groll, welchen die Klerikalen gerade gegen dieſe „Wackelmänner", wie ſie das „Vaterland" betitelt, hegen, zu ihren Gunſten umſtimmen wird. Zieht man den für uns wahrſcheinlichen Verluſt dieſer Stimmen ab, ſo wiſſen wir nicht recht, ob noch, wie man ſelbſt liberalerſeits mitunter meint, die reichsfreundliche Partei Ausſicht hat, die Mehrheit in der neuen Kammer zu gewinnen. Wir verhehlen uns nicht, daß wir für die nächſte Zukunft Bayerns ziemlich ſchwarz ſehen. Es giebt ganze Provinzen, wie Unter- und Oberfranken, Ober-, Niederbayern und Oberpfalz, in denen, wenn nicht gar keine, doch jedenfalls ſehr wenige weiße Kugeln der Wahlurne entrollen werden.

Das Schüren und Hetzen der ultramontanen Blätter hat ſchon jetzt einen bedenklichen Grad erreicht; „Vaterland" und „Donauzeitung" bringen jede Woche eine neue Proſcriptionsliſte der „Unentſchiedenen, Halben, Ab- und Umgefallenen", ſo daß auf jener Seite bald kein Name mehr vorhanden ſein wird, der nicht in ächter ſchwarzer Rolle gefärbt iſt. Dazu kommt in den dieſen Herren entgegenſtehenden Reihen die nicht unbedenkliche Spaltung zwiſchen „Liberalen" und „Nationalconſervativen", welch letztere in der „Süddeutſchen Reichspoſt", der bayriſchen „Kreuzzeitung", ein nicht zu unterſchätzendes Organ gefunden haben. Aus einer anfänglichen Flankenſtellung rechts von den

deutſchliberalen Parteien ſind die „Nationalconſervativen“ allmälig in eine „Frontſtellung“ gegen dieſelben übergegangen. Ein „Reichspoſtler“ und ein „Liberaler“ ſind hierzuland ſchon zwei ſcharf markirte Gegenſätze. Trotz der Behauptung unbedingter Reichstreue und voller Freiſinnigkeit verfolgt die genannte Partei, wir wollen annehmen vielleicht ſich ſelbſt unbewußt, gleiche Tendenzen, wie die klerikale, kommt wenigſtens vielfach bei den gleichen Reſultaten an. Wir haben an ihr dieſelbe unnatürliche Verquickung des Kirchlichen und Politiſchen, die dort den Culturkampf heraufbeſchworen hat und unter ihren Führern dieſelben hierarchiſch geſinnten Herren im geiſtlichen Gewand, wie ſie dort die Parole ausgeben. Gelegentlich der Reichstagswahlen verſuchten die Nationalconſervativen ihren erſten Waffengang mit den Liberalen. Damals war die Civilehe das Geſpenſt, mit dem ſie die gläubigen Gemüther ganz in derſelben Weiſe, wie es die römiſchen „Hetzkaplane“ thaten, ſchreckten und auf das Volk wirken wollten; die Niederlage, die ſie aber damals erfuhren, könnte für ihre diesmalige Campagne keine gute Vorbedeutung ſein. Immerhin jedoch werden die Liberalen Sorge tragen müſſen, auf ihrer Hut zu ſein und ihre Augen offen zu halten.

In Betreff der Organiſation hatten die Clerikalen immer einen erheblichen Vorſprung vor ihren Gegnern: jedes Dorf hat ja in ſeinem Seelenhirten auch ſeinen Wahlagitator und Organiſator. Die Liberalen müſſen ihre Leute mühſamer zuſammenſuchen und zuſammenhalten. Dazu kommt, daß auf dem Lande zumal vielfach eine bedenkliche Apathie und politiſche Indifferenz herrſcht, gegen welche noch viel zu wenig gearbeitet wird. Im Sommer 1870, unter dem Eindruck der gewaltigen Kriegsereigniſſe, wachte manches ſchläfrige Bauerngemüth auch auf und wurde für das Verſtändniß politiſcher Fragen zugänglicher, jetzt iſt der Schlummer ſchon wieder mehr Herr geworden. Eine eigentliche, das ganze ihr zuſtändige Gebiet überziehende Landesorganiſation hat die liberale Partei nicht: man ſuchte zwar von München aus eine ſolche anzuſtreben, allein die fränkiſchen Provinzen, von welchen aus ſchon früher die Fortſchrittspartei geleitet wurde, wünſchten ihre eigenen Wege feſtzuhalten, während dem ſehr thätigen Verein der „liberalen Reichsfreunde“ in der Hauptſtadt die Sorge für dieſe und die altbayriſchen Provinzen überlaſſen bleibt. Im Prinzip hat man ſich beim Auseinandergehen des Landtags dahin verſtändigt, daß, falls ſie nicht ſelbſt des Mandats überdrüſſig ſind, die bisherigen liberalen Abgeordneten ſämmtlich wieder zu wählen ſeien. Mit beſonderer Spannung ſieht man auf München, wo der Wahlkampf am erbittertſten werden wird, und auf Schwaben, in welchem einſt wenigſtens Dr. Völk entſchieden geſichert war und wo jetzt, Dank den unermüdlichen Wühlereien, ſogar dieſer alte Kämpe gefährdet erſcheint. Daß die Staatsregie-

rung, wie es in ihren Befugniſſen ſteht, einige Aenderungen in den frühern Wahlkreiſen vornehmen, und bei dieſen bedacht ſein wird, möglichſt zu ihren Gunſten zu operiren, iſt wohl zu erwarten und ihr, ſo ſehr auch darüber das klerikale Gezeter losgehen mag, ſchließlich auch nicht zu verdenken. Das dermalige Miniſterium weiß, daß es bei den Neuwahlen ſo wie ſo va banque ſpielt: gewinnt es und kann es am Ruder bleiben, ſo kann es ihm gleichgültig ſein, was dann die Herrn Sigl und Conſorten über Wahlbeeinfluſſung u. ſ. w. jammern und raiſonniren; muß es einem ultramontanen, dem Miniſterium Frankenſtein, wie man es ſchon nennt, weichen, ſo kann's ihm auch auf ein wenig mehr oder weniger klerikale, böſe Nachrede nicht mehr ankommen.

Mit dem Namen Frankenſtein haben wir an der Thür jenes hohen Hauſes der bayriſchen Landesvertretung angeklopft, dem wir am Schluß unſeres letzten Briefes noch eine kleine Beſprechung zugedacht hatten, nämlich des bayriſchen Herrenhauſes, der zweiten oder der Reichsrathkammer. Es könnte freilich ſcheinen, als ob eine ſolche Zeichnung oder Beſprechung nun, nachdem mit der oben angedeuteten Landtagsſchließung auch die Herrn Pairs die Reſidenzſtadt und ihre geräuſchloſe Thätigkeit darin mit der allerdings auch nicht weltbewegenden auf ihren angeſtammten Schlöſſern und Edelſitzen vertauſcht haben, kein beſonderes Intereſſe mehr böte, allein der Vollſtändigkeit wegen und da doch unſere Skizzen aus der zweiten Kammer einiger Aufmerkſamkeit gewürdigt worden ſind, werden noch einige Silhouetten auch aus der erſten nicht zurückgewieſen werden.

Druckfehlerberichtigung.

In dem Aufſatze „Oddfellowſhip" in voriger Nummer muß es auf Seite 210, Zeile 11 von unten ſtatt Ancin et Ancient, auf Seite 214, Zeile 4 von oben ſtatt Helion Helikon, endlich auf Seite 216, Zeile 3 von unten ſtatt dann 7 damit, ſowie Zeile 7 ſtatt meiſt einſt heißen.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Digitized by Google

XXXIV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 21.

Ausgegeben am 21. Mai 1875.

Inhalt:

	Seite
Ein römisches Dichterleben. Prof. Mäbly.	281
Bret Harte's neue Novellen. I.	300
Münchner Briefe.	307
Vom preußischen Landtag. C—r.	311
Einiges über die Amerikanische Presse. Aus New-York.	313
Literatur. (Karl Biedermann, Deutschland im 18. Jahrhundert)	320

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Ein römiſches Dichterleben.

Der Winter hat dieſes Jahr ziemlich ſcharf auf ſeine Hoheitsrechte gepocht, er war empfindlich kalt, an Schnee und Eis hatten wir Ueberfluß, mehr als uns lieb war und dennoch verzweifelten und verzagten wir nicht, denn der ſtrenge mürriſche Herr hat doch auch wieder ſeine guten Eigenſchaften: aus der Oede der Natur, die er draußen, in Feld und Wald zu ſchaffen geruht hat, erblühen an den verſchiedenſten Stellen, wo nur Menſchen wohnen, die grünen Oaſen der Geſelligkeit, und mancher möchte dieſe nicht gegen alle Reize der ſchöneren Jahreszeiten vertauſchen. In der That, die Geſelligkeit iſt ein Zauberſtab, welcher uns über jedes unheimliche fröſtelnde Gefühl, über jeden unangenehmen und ſchmerzlichen Eindruck wegzuheben und in ein trautes Heim zu verſetzen vermag, wo liebe Stimmen uns umtönen, und die Klänge der Mutterſprache zwiſchen uns und unſern Bekannten jeden Augenblick die Brücke bilden, auf der unſer koſtbarſter Vorrath von Gedanken und Empfindungen in aller Gemüthlichkeit und zollfrei ſich hinüber und herüber bewegen kann. Am meiſten weiß dieſes Glück zu ſchätzen, wer es für längere Zeit entbehren mußte; danken wir unſerm guten Stern, wenn er uns vor Entbehrung bewahrt, und bemitleiden wir aus tiefſter Seele den Unglücklichen, den ein herbes Geſchick aus ſeiner gewohnten Umgebung hinauswarf an fremde und einſame Geſtade, bedauern wir ihn um ſo tiefer, je mehr ſeine Natur am geſelligen Leben ihr Genüge und ihren Genuß fand. Einen ſolchen Unglücklichen will ich meinen Leſern vorführen. Seine Klagen ſind zwar längſt verhallt, jede Spur ſeiner körperlichen Exiſtenz ſeit aber und aber hundert Jahren verwiſcht und verweht, und kein Freund braucht ſich um die Linderung der troſtloſen Lage des armen Verbannten mehr zu bekümmern; aber wir können mit Hülfe einer ſehr erlaubten, keineswegs ſchwarzen Kunſt, den Geiſt des Verſtorbenen citiren, wir können ihn zwingen Rede zu ſtehen über ſein Leben und können dieſes ſozuſagen Schritt für Schritt verfolgen, vom Augenblicke der Verbannung an bis kurz vor ſeinem Erlöſchen. Und zwar ertheilt er uns Kunde mit ganz denſelben Worten und Seufzern, welche damals ſeiner Bruſt entſtrömten, denn dieſe alle ſind von ihm ſelber aufgezeichnet, als das Vermächtniß ſeiner Verbannung

auf die Nachwelt gekommen. Nur Eines hat er uns mißgönnt zu erfahren — den Grund dieſes namenloſen Elends; er kannte ihn und auch die Mitlebenden kannten ihn, er war auch ſelbſtbewußt genug, um ſicher auf das Gedächtniß der ſpäteſten Nachwelt zu rechnen; wollte er ſie vielleicht durch Schweigen ſtrafen für ein Gefühl, welches viel weniger Mitleid, als — Neugierde iſt?

In blühender Jugendzeit, als er ſeine Leyer nur zu den Klängen der Liebe ſtimmte, ſang er einmal aus der Heimat ſeinem Mädchen die Worte zu: „wenn ſie nicht in ſeiner Nähe ſei, ſo komme es ihm vor, als athme er nicht die geſunde Luft ſeiner Heimat, ſondern als wohne er bei den Scythen und am unwirthlichen Kaukaſus.“ Wer ihm damals geſagt hätte, daß er wirklich in jenen von ihm verabſcheuten Zonen einſt den Reſt ſeines Lebens als Ausgeſtoßener zubringen werde?

Am weſtlichen Geſtade desjenigen Meeres, welches die Alten in bekannter zarter Scheu vor Unglücksnamen das „gaſtliche“ nannten, während ſie es in Wirklichkeit als das Gegentheil, als das „ungaſtliche“, kannten, ſüdlich den Donaumündungen lag der Ort, welchen das Machtgebot des erzürnten Herrſchers dem Dichter angewieſen hatte. — Tomi hieß der Ort*), Ovid der unglückliche Verbannte und dem Ruhme dieſes Verbannten verdankt der ſonſt völlig unbedeutende Flecken ſein Andenken bei der Nachwelt. Wäre auch die Schuld des Dichters größer, als ſie in der That iſt (daß ſie kein Verbrechen war, wiſſen wir), ſo könnten wir ſeinem Trauergeſchick unſer Mitleid nicht verſagen. Er ſtrömt ſeine Klagen in Verſen aus, weil unter ſeinen kunſtgeübten Fingern alles, was er ergriff, dieſe Form annahm (wie er ſelbſt erzählt); ſelbſt die natürlichſten, urſprünglichſten Ausbrüche des Leides und der Seelenqual, die ſonſt jedes Maaßes ſpotten, mußten ſich jener Form fügen; ſie ſind natürlich bloß auf einen Grundton geſtimmt und auch die Variationen, welche ihn beglücken und umſpielen, tragen denſelben düſtern monotonen Charakter; aber wenn auch unſer künſtleriſches Gefühl von dieſer Einförmigkeit wenig befriedigt wird, ſo macht ſie einen um ſo tieferen, ja ſchaurigeren Eindruck auf unſere Seele, denn ſie iſt nicht bloß das treue Bild einer zunehmenden Seelenveränderung und Verdüſterung, ſondern ſie ſpiegelt auch den traurig öden Charakter jener Gegend, jenes antiken Sibiriens, wieder. Mag ſein, daß dem Dichter alles noch unheimlicher vorkam als es wirklich war, daß er grau in grau malte, wenn er die Schrecken des dortigen Winters ſchildert, aber einem im Schooße der üppigen Weltſtadt erzogenen und verzogenen Weltkinde mußte jene ungeſellige und unwirthliche Gegend wie ein wirkliches Sibirien erſcheinen; dem Italiener mußte ſchon das rauhe Klima

*) Jetzt, wenigſtens wahrſcheinlich, Anadol Kiöi, ein kleiner Hafen in der Nähe von Kaſtentiſche (Conſtantia.)

unerträglich ſein. Daß die Gefilde vom marmornen Froſt weiß waren und ehe noch der frühere Schnee geſchmolzen, ſchon andere Maſſen erſchienen, daß der Nord mit einer Häuſer und Dächer niederreißenden Wucht daherſtürmte, daß der flüſſige Wein erſtarrte und die Form des Gefäßes annahm, daß man ſich mühſam durch Felle, ja durch Hoſen, gegen den Froſt ſchützte und von der edlen Menſchengeſtalt, unter der Laſt von Hüllen, bloß das Geſicht noch ſichtbar war, daß Haupt- und Barthaar vom Eiſe klirrten, und daß man trocknen Fußes über die unabſehbare Meeresfläche wandelte — war für einen Sohn Italiens ſchon neu und ſchaurig genug; vermehrt wurde das Melancholiſche des Eindrucks dadurch, daß kein Baum, kein Geſträuch die Einförmigkeit der kahlen Gegend unterbrach. Aber auch das und noch mehr: das ſalzige Trinkwaſſer und die ungewohnte, unverdauliche Koſt, die ärmliche Wohnung, ja ſogar die Tag für Tag wiederkehrende Angſt vor den feindlichen Einfällen der benachbarten Barbarenhorden, der Geten, Scythen, Bortarner, Sarmaten und wie alle heißen, die ſtets ſich neuernde Lebensgefahr wäre noch erträglich geweſen, wenn Freunde, wenn ſein treues Weib den Verzagenden durch ihre Gegenwart und durch den troſtreichen Klang ihrer Stimme hätten aufrichten können, — aber er war ja allein, und die Töne, die an ſein Ohr ſchlugen, kamen nicht aus Freundesmund, ja, er verſtand ſie nicht; ſein geliebtes Latein war in dieſen Gegenden eine völlig unbekannte Sprache, und der Dichter, der wie keiner ſeiner Nation alle ſeine Gefühle und Gedanken, den ganzen Reichthum eines leicht erregbaren Naturells in Worte zu verwandeln wußte und dem dieſe virtuoſe Thätigkeit ein eigentliches Lebensbedürfniß geworden war, mußte ſich ſeiner Umgebung durch Geberden verſtändlich machen. Für ein reiches und empfängliches Gemüth wie das ſeinige, für eine geiſtige Individualität, wie er ſie beſaß, war die Strafe eine fürchterliche und er *mußte* daran verbluten. Der Leſer fragt mich, warum denn und woher dieſes fürchterliche Maaß und was war des Dichters Verbrechen? Leider kann ich auf dieſe ſehr natürliche und berechtigte Frage nur eine unvollſtändige, kaum halbe Antwort geben und ſelbſt dieſe ergiebt ſich erſt aus einer Umſchau über das Leben des Dichters und ſeine dichteriſche Thätigkeit; und da er ſich ſelber ein Kind ſeiner Zeit nennt, ſo werden wir auch die damalige Geſellſchaft nach ihm fragen müſſen. Wir laſſen uns zunächſt durch die Hand des Dichters führen. (Vornehmlich Triſt. lib. II. und lib. III. 10). Er verſchweigt uns ſogar ſeinen Geburtstag nicht, der allerdings für die Republik wichtig genug war, er war zugleich der Todestag der beiden republikaniſchen Conſuln Hirtius und Panſa im Kampf gegen Antonius (20 März 43 v. Chr., im Jahre der Stadt 711). Sein Geburtsort Sulmo (jetzt Sulmona, im Jahre 1706 durch ein Erdbeben völlig zerſtört) lag ungefähr 20 Meilen öſtlich von Rom im Gebiete der Seligner; er ſelbſt gehörte einer begüterten Ritter-

familie an. Wer damals etwas auf die Erziehung ſeiner Kinder verwenden konnte, ſchickte ſie zur Ausbildung nach Rom (das war in noch viel ausgedehnterem Maaße der Fall, als das jetzige Paris die „Provencaux“ in ſeinen bildenden Schooß aufnimmt), und ſo finden wir auch den jungen, wahrſcheinlich frühreifen Ovid als eifrigen Adepten der Wiſſenſchaft in Geſellſchaft ſeines etwas älteren Bruders in den Schulen Roms unter theilweiſe ſehr berühmten Lehrern, das heißt ſogenannten Grammatikern und Rhetoren, wovon die erſten mehr die Elementarfächer, die zweitgenannten die höhere Stufe der Bildung bei ſchon vorgeſchrittenen Schülern vertraten. Damals wurde auf die redneriſche Ausbildung der Jünglinge ein viel größeres Gewicht gelegt als heut zu Tage; die Fertigkeit im mündlichen und ſchriftlichen Ausdruck war das höchſte Ziel, nach welchem der Lernende ſtrebte; wenn auch jetzt, mit dem Untergang der Republik, die ſtaatsmänniſche Beredſamkeit aus dem öffentlichen Leben verſchwunden war und der Staatsmann nicht mehr nach ſeiner Beredſamkeit gewürdigt wurde, ſo ſtand dieſe gleichwohl noch immer in großem Anſehen, und es war nicht bloß Nachhall und Ueberlieferung einer glorreichen Vergangenheit, ſondern die *ſtilleren* Kreiſe des öffentlichen Lebens, beſonders die Gerichte, boten den Rednern auch jetzt noch ein lohnendes Feld. Freilich war die angewandte Methode der Redeübungen, die wir noch an zahlreichen Beiſpielen verfolgen können, im allgemeinen weder geſchmackvoll noch geiſtreich, wenn ſie vielleicht auch eine *begabte* jugendliche Phantaſie mannigfach anzuregen und deren Thätigkeit zu einer dichteriſchen zu ſteigern vermochte. Bei Ovid war dieß in der That der Fall; aber er cultivirte eben auch mit beſonderer Liebhaberei diejenige Gattung der Declamation, welche mehr die Kraft der ſchöpferiſchen Erfindung in Anſpruch nahm (die ſogenannte Suasoria, Monologe in der Rolle irgend einer in der Geſchichte oder Sage wichtigen Perſönlichkeit, beiſpielsweiſe des Caeſar, als er vor dem Rubicon ſtand, des Cicero, als es ſich bei ihm um eine Abbitte bei Antonius, das heißt um Sein oder Nichtſein handelte, oder des Republikaners Cato, als er die Gründe für und wider den Selbſtmord erwägt); weniger ſeinen Anlagen entſprechend waren die ſchwierigeren Controverſen, d. h. Streitfälle, in denen die Schüler als Ankläger und Vertheidiger in der Rolle der Advocaten auftraten; hier kam es mehr auf eine methodiſch vorwärtsſchreitende, mit logiſcher Conſequenz entwickelnde Beweisführung an, und der Strom dichteriſcher Erfindung konnte ſich in dieſe geſetzmäßigen Geleiſe nicht ſo üppig ergießen, als innerhalb der weitern und gefügigern Schranke der Uebungsrede. Ein ſehr kritiſch geſinnter Zeitgenoſſe meldet uns von den redneriſchen Verſuchen des jungen Ovid auf jenem erſten Gebiet und lobt alles an ihm, außer der logiſchen Ordnung; Ovid wollte eben ſeiner ergiebigen Einbildungskraft keine Zügel anlegen und ließ ihr ihren Lauf nach allen Seiten hin. Aber noch

ein anderes bemerkte jener Kritiker an ihm: Sein Vortrag ſei nichts als ein aufgelöſtes, das heißt nur des Versmaaßes mangelndes Gedicht!

Alſo ſchon damals! Aber eben damals ſchon fühlte die junge Dichternatur ihren Beruf, und die Einwände des bedenklichen Vaters, der ihm die brotloſe Kunſt auszureden ſuchte, prallten ab an dem feſten Willen des Sohnes. Wie bei König Midas Alles zu Gold, ſo wurde unter ſeinen Händen alles zu Verſen. Hier war die Natur einmal mit überſchwänglicher Freigebigkeit zu Werke gegangen; ſie hatte es ihrem Liebling leicht gemacht, „das Heiligthum der Himmliſchen“ (der Muſen) zu betreten. Unter den Auserwählten aller Zeiten und Literaturen ſteht, wenn glückliche Anlage und die Summe der Talente für den Dichterberuf gewogen werden, Ovid in erſter Reihe, übertroffen hat ihn in der dichteriſchen Virtuoſität Keiner, kaum einer ihn erreicht. Und man hat es hier nicht mit einem bloßen Techniker und Verskünſtler zu thun, welcher die Leere des Inhalts mit der gleißneriſchen Form zu übertünchen ſucht, oder mit einem rein formalen Talent, das aus lauter Luſt mit der Moſaik der Form ſpielt und an ſeiner Compoſition, ganz unbekümmert um Sinn und Inhalt ſeine Kraft übt: Ovid iſt und bleibt ein Dichter, mag ihn auch ſein üppiges techniſches Kraftgefühl mehr als einmal von der Linie der Wahrheit und Schönheit abführen, mag es ihn verleiten, ſtatt in der Tiefe Gold zu ſuchen, lieber auf der glatten Oberfläche zu tändeln und nach bunten, aber leichten Gebilden zu haſchen, ſo ſind ſeine Gedichte dennoch mit dem Stempel des Genies geprägt. Keiner ſeiner ältern oder jüngern Zeit- und Zunftgenoſſen, weder Horaz noch Virgil, weder Properz noch Tibull, und wie ſie alle heißen mögen, die er ſelber in ſtattlicher Reihe aufzählt: Keiner hat ſich ſo mit Leib und Seele ſeiner Kunſt ergeben und in ihr ſein eigentliches, unentbehrliches Element, gleichſam ſeine geiſtige Luft gefunden, wie Ovid. Und wir müſſen dabei bedenken, daß Dichter und nur dieſer zu ſein von Berufswegen damals, unter dem praktiſchen, nüchternen, proſaiſchen Volk der Römer noch kein ſo landläufiger Entſchluß war, wie heutzutage.

Das Dichten galt mehr als Nebenbeſchäftigung, es wurde als angenehme Erholung von den drückenden Staatsgeſchäften betrachtet und mancher vornehme Römer, dem die Muſe ſogar kein Lächeln ihres Winkes gegönnt hatte, opferte weniger ſeinem Trieb als der Mode, indem er ſeine Mußeſtunden der Dicht- oder wenigſtens der Verskunſt widmete. Es war ſchon ein Bruch mit der Sitte, als das umgekehrte Verhältniß ſich in einzelnen Beiſpielen einbürgerte, das heißt, als man die Poeſie zu ſeiner Hauptaufgabe machte, ohne deshalb dem Staat ſeine Dienſte ganz zu entziehen — Ovid wagte es, einer der erſten, den Bruch mit der Tradition zu vollenden und ſich aller und jeglicher ſtaatlicher Thätigkeit zu entſchlagen, wozu ihn Stellung und Studium

befähigt und berechtigt hätten. Er nahm noch eine Zeit lang Theil an dieser oder jener Commission, übte auch richterliche Befugnisse, aber es bis zum Senator zu bringen, fühlte er weder den Trieb, noch auch die nöthige Kraft in sich und so entschied er selber mit richtiger Einsicht über seinen ausschließlichen Beruf. Einen anderen Ehrgeiz als den des Dichters kannte er nicht. Seine Bildung entbehrte noch der Volk- und Menschenkenntniß; diesem Mangel abzuhelfen, wurde nach Sitte der vornehmen Römerjünglinge eine Reise unternommen, welche ihn in Begleitung eines Freundes und Collegen, des epischen Dichters Macer nach der Metropole der antiken Bildung und Wissenschaft, Athen, in die berühmteren Städte Kleinasiens und nach den classischen Stellen Siciliens führte. Nach seiner Rückkehr fand er Aufnahme in die römischen Dichterkreise und wie er hier den Gefeierten mit Verehrung lauschte, wenn sie ihre neuen Schöpfungen vortrugen, so wurden auch jene bald auf das strebende junge Talent aufmerksam und von den noch jüngern wurde er bewundert. Aber nicht nur im engeren Kreise der Mitstrebenden, sondern auch in größeren Versammlungen neugieriger Zuhörer wagte der jugendliche Dichter mit seinen Gedichten aufzutreten und zwar, als noch kaum das Schermesser seinen Flaum berührt hatte. Diese öffentlichen Vorlesungen, gleichsam einen obersten ästhetischen Gerichtshof über Sein oder Nichtsein des armen Dichters, hatte die Sitte geschaffen.

Meistens, und im Verlaufe der Zeit immer mehr, war allerdings dafür gesorgt, daß das geladene oder auch nicht geladene Publicum sich nicht allzu kühl oder gar schroff und abweisend gegen die ihm gebotenen Genüsse benahm; das Gemurmel oder wohl gar der laute Ruf des Beifalls begleitete selbst die schwachen Productionen, und wenn es nicht Freunde und Verwandte waren, die sich zu solchen Kundgebungen ihres Bewunderns hinreißen ließen, so leistete eine gemiethete Claque diese Aufgabe in tadellosester Weise, wenigstens denjenigen, welche sich ihres heiligen apollinischen Berufes doch nicht ganz sicher fühlten.

Bei den damaligen Mitteln literarischer Verbreitung war übrigens dieses nicht bloß das einfachste, sondern auch das am schnellsten wirkende, und mancher junge, noch unbekannte Schriftsteller, dem der Zeitgewinn — time is money, — auch schon einleuchtete, mochte es mehr wählen um möglichst schnell bekannt, als um augenblicklich beklatscht zu werden. Denn war auch die Vervielfältigung durch die Schrift damals viel schwunghafter betrieben, als man gewöhnlich annimmt, so war sie doch für den, dem nicht eine Schaar schreibfertiger Copisten — meist Sclaven — zu Gebote stand oder der nicht schon das Zutrauen oder die Gunst eines buchhändlerischen Speculanten sich erworben hatte, eine kostspielige Sache. War dagegen durch das Institut jener öffentlichen Vorlesungen der Name eines Schriftstellers bekannt geworden, so

ließ ſich ſchon eher ein unternehmender Gönner, d. h. Verleger finden. Man darf auch nicht außer Acht laſſen, daß wie heut zu Tage, ſo auch damals, manche am lebendigen Wort größeren Geſchmack fanden als an dem Leſen, welches überdieß zu jener Zeit nicht ſo leicht und glatt von Statten ging als bei unſerem heutigen Druck.

Denn war auch das Manuſcript, das heißt waren die Copien correct und leſerlich, was nicht immer der Fall war, ſo verurſachte doch der vollſtändige Mangel jeder Interpunction, verurſachten ferner die tachygraphiſchen (ſtenographiſchen) Abkürzungen, welche ſeit Cicero's Zeiten behufs raſcheren Zuſtandekommens der Arbeit Aufnahme gefunden hatten, jedem nicht ganz geübten Auge einige Mühe. Wir kennen nun freilich Ovid's buchhändleriſche Connexionen und Uſancen nicht, wiſſen nicht, ob und welches Honorar er bezogen — es findet ſich nirgends eine Erzählung bei ihm, daß er aus ſeiner Feder eine Quelle des Gelderwerbs gemacht habe —, aber wenn uns das Beiſpiel ſeines älteren Zeitgenoſſen Horaz zu einem Schluß berechtigen darf, wenn wir erfahren, daß der Dichter Varius, Horazens intimer Freund, für ein einziges Trauerſpiel von dem freigebigen Auguſtus einen „Ehrenſold" von einer Million Seſterzen (d. h. beinahe 160,000 Mark) erhielt, wenn ferner, nach der Sage, Vergil ein Vermögen von einigen Millionen ſolcher Seſterzen hinterließ, ſo enthält die Annahme, daß auch Ovid neben den Muſen den Mercur nicht außer Augen werde gelaſſen haben, wenigſtens keinen Widerſpruch.

Zwiſchen der freigebigen Laune eines fürſtlichen Gönners und einem Buchhändlerhonorar iſt freilich ein großer Unterſchied, auch wird ſich Auguſtus nicht beeilt haben, einen Dichter, den er in keinem Fall ſo vertrauten perſönlichen Umganges gewürdigt hat, wie den Horaz oder wie der erſte Miniſter Mäcenas das Doppelgeſtirn Horaz und Vergil für die gleichen Gedichte zu belohnen, um derentwillen er ihn nachträglich mit der furchtbaren Strafe der Verbannung belegte, aber wenn anderen der Goldregen aus zwei Quellen zuſtrömte, ſo wird Ovid wohl gegen die *eine* nicht allzuſpröde geweſen ſein. —

Wir würden von ihm auch ohne ſeine Verſicherung vorausſetzen, daß er ſeiner Luſt und Leichtigkeit zu fabuliren fröhlich nachgegeben und viel zuſammengeſchrieben habe; um ſo mehr müſſen wir es an ihm ſchätzen, daß er trotz jener Eigenſchaften und trotz der gefährlichſten unter ihnen, ſeiner Jugend, dennoch Kritik an ſich ſelber übte und daß der Dichter Ovid, was dem ſtrengen Auge des Kritikers Ovid nicht gefiel, den Flammen preisgab. Dieſer Umſtand hängt jedenfalls mit der Wahrnehmung zuſammen, daß die antiken Dichter ſtrenger gegen ſich ſelber und ihre Produkte waren und eine größere, man möchte ſagen keuſchere Scheu vor der Heiligkeit der Poeſie zu ihrem dichteriſchen Schaffen mitbrachten, als, bei ſonſt gleicher Begabung, die

modernen; diesen fehlt in höherem Grade die Strenge der selbstgeübten Zucht; Ausnahmen wie Platen, sind nur um so rühmlicher. Selbst an Ovid aber tadeln die alten Kritiker, daß er seine quellende Fülle nicht noch mehr beschränkt, nicht die Selbstbeherrschung geübt habe, zu rechter Zeit den tändelnden Spielen seiner Kraft Einhalt zu thun. Gehörte eine solche Begabung unserem schreibseligen Jahrhundert an, wir würden wahrscheinlich noch eine ganz andere Fruchtbarkeit, als die Ovid'sche, erleben. Freilich haben sich's die unserigen leider in einem Punkte leichter gemacht und vermöge der unendlichen Langmuth des Publikums leichter machen dürfen — in der Behandlung der Form.

Hier herrscht bekanntlich nichts weniger als Gesetz, sondern Willkür oder wenn man will, das Gesetz der Bequemlichkeit; in der Bestimmung der Silbenmessung hält es Jeder, wie er es vor seinem Gewissen verantworten kann, wenn er überhaupt eines hat; er webt und strebt nach Bedürfniß das eine, kippt und rippt das andere gegen dessen innerste Natur, macht aus den zwei oder mehr Reimen ebenso viele feindliche Brüder und entschuldigt sich — wenigstens auf deutschem Gebiet — am Ende mit der mangelnden Codification des Regelnschatzes durch eine höchste Instanz, d. h. eine Academie der Sprache. Dergleichen Aus- und Zuflüchte fehlten den Alten: die formelle, d. h. hier, metrische Handhabung der Sprache ließ auch nicht einem Schatten von Willkür Raum, hier gab es keine Laune und individuelle Auffassungen, sondern Gesetze und zwar eben so scharf und unerbittlich als die des Corpus juris sind. Eine gewisse Corinna, die, wenn auch vielleicht kein reines Phantasiebild, sondern eine leibhaftige Italienerin mit Fleisch und Blut, die aber jedenfalls unter erdichtetem Namen vom Dichter eingeführt wird, hatte seinem poetischen Gestaltungstrieb Nahrung gegeben, ihr gelten seine ersten Lieder. Wir besitzen diese Liebeselegien (III Bücher) jetzt noch: sie tragen alle Eigenthümlichkeiten der Ovid'schen Muse: leichtfließende, graciöse Diction, auf welcher hie und da rhetorische Farbeneffecte schimmern, Beweglichkeit, wenn auch nicht gerade Tiefe des Gedankenspieles — die Tiefe war schon durch den Gegenstand ausgeschlossen — Leichtigkeit der Erfindung in den vorgeführten Situationen, bei der unverhülltesten Darstellung des Sinnlichen, natürliche Naivetät des Ausdruckes, weniger der Empfindung, und alles das im kaum empfundenen Bann einer bewundernswerthen rhythmischen Kunst.

Indeß eigentlich schöpferisch ist Ovid auf diesem Gebiete nicht. Die Elegien eines Tibull, Gallus, Properz bewegten sich in demselben Gedankenkreise; es war der erotische. Die Liebe, die hier gefeiert wird, trägt allerdings keine hohen oder höchsten Ziele in sich, sie ist, ausgesprochener Maaßen, die der Sinne, welche erwächst aus dem vertrauten Umgang mit den Schönen des

damaligen Roms, eine Liebe, welche, durch keine Bande der Ehe beschränkt, nach den Empfindungen des Momentes ihre Wahl trifft und, wenn sie etwa auch durch längere Vertrautheit zu einer ernsteren, wirklich ethischen Bedeutung heranwachsen kann, für gewöhnlich nicht von Gram und Herzeleid zehrt, sich zwar über Sprödigkeit, wohl auch zeitweise Untreue zu beklagen hat, aber im Genusse wieder alle vorausgegangenen Schmerzen vergißt. Ob aber solche Verhältnisse der dichterischen Darstellung fähig, oder würdig sind? das ist eine Frage der Zeiten und der Sitten. Wenn selbst die unsrige, welche auch im Punkte der Sinnlichkeit, d. h. des künstlerischen Ausdruckes derselben, sich so herbjungfräulich, beinah ascetisch verhält, ihre größten Dichter sich mit Behagen in diesem Gebiete hat ergehen sehen, so werden wir uns hüten, den Alten einen strengeren Maßstab als wir selber haben, aufdrängen zu wollen. Jene Verhältnisse galten für durchaus erlaubt und unanstößig; es war nicht blos die Mode, welche sie aufrecht erhielt, sondern die Sitte, welche sie gestattete. Und den Dichter kann am wenigsten ein Vorwurf treffen, welcher ohne jeglichen Cynismus, aber auch ohne Verhüllung die Natur schildert, wie sie eben ist, der sie nicht blos zur Hälfte zeigt und zur Hälfte verdeckt, gerade aber durch ein coquettes Andeuten des Restes die Lüsternheit zu weiterem Forschen reizt. Diese gefährlichere Manier ist in gewissen anderen Literaturen viel mehr vertreten als durch Ovid und Genossen, deren er eine bedenklich lange Reihe aufzählt. Das Genre überhaupt verdient deswegen, weil es von vielen geübt, von sehr vielen gesucht und goutirt wurde, weder Vertheidigung noch auch Lob, aber man darf es auch nicht ohne Weiteres verdammen; jedenfalls darf unsere Zeit nicht im Gerichte sitzen. Die damalige jeunesse dorée beiderlei Geschlechts verlangte es, und ein Dichter, der zunächst ein großes Publikum suchte, war beinahe auf diese Gattung angewiesen. Keine Frage, er hätte nach würdigeren und erhabeneren Stoffen greifen können, wenn sein leichtes Naturell ihn nur einen Augenblick hätte schwanken lassen zwischen den höchsten poetischen Motiven einerseits und der Verbreitung seines Namens anderseits; sittliche Skrupeln konnten ihn um so weniger beunruhigen, als er seine ganze erotische Poesie ausdrücklich nicht den Stoikern und Matronen geschrieben wissen wollte. Seine ganze erotische Poesie: denn mit den Elegien an und über Corinna ist diese noch lange nicht erschöpft und noch viel bedenklicher als jene wäre allerdings die „Liebeskunst" desselben Dichters, hätte er nicht das ihm vorschwebende Publikum mit aller nur wünschbaren Deutlichkeit bezeichnet, nämlich als „derjenigen Mädchen, deren Haare etwas los um die Schläfe und deren Kleider nicht deckend über die Füße wallen".

Vor den „Elegien" und der „Liebeskunst" übrigens liegen noch die „Liebesbriefe", gewöhnlich Heroiden genannt, eine poetische Gattung, deren

Erfindung Ovid mit vielem Selbſtbewußtſein ſich ſelber, und mit Recht, zu ſchreibt. Es ſind fingirte Ergüſſe der Liebesſehnſucht nach dem abweſenden Geliebten oder Gatten; die Schriftſtellerinnen ſind alſo Damen, und zwar theilweiſe ſehr reſpectable, wie Penelope, Laodamia, Ariadne u. a. Einige dieſer Schriftſtücke verrathen ſich durch froſtigen Ton und rhetoriſche Ueberladung als unächte, aber gerade das iſt ein Beweis, daß die Gattung ſich großer Beliebtheit erfreute. Unſerm modernen Geſchmack ſagt ſie nicht zu. Zwar finden ſich in den ächten, von Ovid herrührenden Briefen Töne angeſchlagen, welche in der alten Litteratur ſo ſelten als wunderbar klingen: Töne nämlich aus der Tiefe eines ächt liebenden Herzens, voller Innigkeit und Wärme, die Gluth der Leidenſchaft oft verklärt durch ſeeliſche Empfindung — aber ſchon die äußere Vorausſetzung, das Vehikel eines Briefes in der heroiſchen Zeit, dann aber auch die moderniſirende beinah ſentimentale Färbung des Inhaltes, dieſer Verſtoß gegen die Wahrheit, endlich der rhetoriſch-affectirte Charakter der Darſtellung läßt keine Sympathie weder für die Gattung noch für die Perſon in uns aufkommen. Die Heroiden ſind in der That nicht viel anders als die Form einer dichteriſchen Suaſoria. Unter den Producten aus dem erotiſchen Kreiſe iſt die vollendetſte die ungefähr zu Anfang unſerer Zeitrechnung erſchienene „Liebeskunſt“ „ars amandi“ oder „ars amatoria“ womit in engſter, ſachlicher und zeitlicher Verbindung ſtehen die „Heilmittel der Liebe“ (remedia amoris), gleichſam eine Kritik jenes Syſtems, nebenher und eine Epiſode zur erſtgenannten bildend, gehen die unvollendet gebliebenen „Toilettenkünſte (remedia faciei). Die „Liebeskunſt“, die im erſten Buch zu wählen, im zweiten zu gewinnen, im dritten zu erhalten lehrt, iſt zwar ein Lehrgedicht, aber ſowohl der völlig originelle Inhalt als auch die formelle Vollendung deſſelben in jeder Beziehung bekunden die glänzende Begabung des Dichters. Es bedurfte einer Genialität wie die ſeinige, um aus einem didactiſchen Stoffe ein ſo anſprechendes Gemälde zu ſchaffen, in welchem die reizendſten wärmſten Farben uns entgegenleuchten und ein bunter Wechſel der Situation in ſprudelnder Beweglichkeit und dem graziöſeſten Formenſpiel unſern Blick anzieht. Aber nicht bloß iſt das Colorit ein glänzendes, auch die Zeichnung iſt correct; römiſche Sitte und Cultur erſcheinen hier bis ins Detail und in die feinſten Züge ausgeführt von einem Beobachter, der an geiſtreicher Auffaſſung keinem nachſtand und der gerade für die Beleuchtung der Liebe, in welcher jene Geſellſchaft erſcheint, den ſchärfſten Blick und die größte Empfänglichkeit mitbrachte. Ovid's Kunſt hat den ſinnlich-ſocialen Verkehr der Männer und Frauen inmitten luxuriöſer Hauptſtädte für immer gezeichnet. In keinem zeitgenöſſiſchen Dichter ſpiegelt ſich das Weſen und Treiben der demi-monde mit ſolcher Unbefangenheit und Anſchaulichkeit, und die vielen Perſpectiven auf andere Kreiſe, die uns der

ſachkundige und zugleich phantaſiereiche Schilderer eröffnet, erhöhen nicht bloß den dichteriſchen, ſondern auch den culturhiſtoriſchen Werth des Gemäldes. Auch Horaz giebt uns in ſeinen Satiren und Epiſteln einen reichen Schatz geſellſchaftlicher Beobachtungen, aber er ſtellt ſich dem geſchilderten Leben prüfend, oft abweiſend, gegenüber; er bezieht den ganzen Kreis ſeiner Beobachtungen auf ſich, als den Mittelpunkt, inſofern hat ſeine Darſtellung ein ſubjectives Gepräge, Ovid dagegen bringt den Eindruck hervor, als ſchildere er aus eigener Erfahrung, als ſachkundiger Lebemann jenes ganze Getriebe; er iſt objectiver, weil er mit keinem Maaßſtab der prüfenden Philoſophie mißt, ſondern naiv die Zuſtände nimmt, wie ſie ſind. Ovid hat hier das rhetoriſche Farbenſpiel zum Vortheil des ganzen gedämpft, er konnte ſeiner Laune, ſeinem Witz und ſeiner Einbildungskraft ſo behaglich ſich hingeben, und fühlte ſich ſo ganz und ſo wohl in ſeinem Element, daß er jenes Zuſatzes weniger bedurfte. Er ſtand in der Reife ſeiner Kraft und ſchwelgte in ſeinem Formgefühl. Vollendetere Verſe kennt die römiſche Sprache nicht. Vom ſtreng rhythmiſchen Wellenſchlag dieſer Verspaare, welche durch allmäliges Aufſteigen im erſten, durch Senkung im zweiten den Gedanken gleichſam ſchaukeln, von dem ſinnlichen Wohlklang, der durch die richtige Miſchung der Laute und Lautcomplexe erzeugt wird, von der Kunſt der Wortſtellung und Worteinſchränkung, wodurch die beiden Hälften eines Verſes ſich wieder zur Einheit zuſammenfügen — von dieſen und andern Vorzügen, die doch nur den rhythmiſchen, alſo bloß den einen Theil des Formellen betreffen, hat nur der das volle Gefühl, der ſich durch lange Beobachtung und Vergleichung in ſie hineingelebt hat. — Sittlichen Werth haben dieſe Gedichte natürlich keinen, der erzürnte Auguſt fand im Gegentheil, ſie ſeien ſehr unſittlich, freilich gelangte er etwas ſpät zu dieſer Ueberzeugung, denn erſt ungefähr ein Dezennium nach ihrem Erſcheinen, i. J. 761 folgte ihnen die Strafe — die Verbannung nach Tomi. Der Schlag traf den unglücklichen Dichter plötzlich und unerwartet (in ſeinem fünfzigſten Lebensjahre) und riß ihn aus einem traulichen, ja ſogar innigen Familienleben heraus. Er war zum dritten Mal, und zwar glücklich an eine Frau aus einer der erſten Familien Roms, verheirathet; die beiden erſten Ehen waren, die erſte durch Schuld einer ungeeigneten Frau, die zweite durch uns unbekannte Umſtände, gelöſt worden; er hatte Töchter und Enkel, wenn auch im Augenblick ſeiner Abreiſe nicht in Rom anweſend; Vater und Mutter waren, jener hochbetagt, geſtorben, und der Dichter, voll liebender Pietät, preiſt ſie glücklich, daß ihr Todesloos ihnen den ungeheuren Schmerz um ihren verlornen Sohn erſparte. Und warum, fragt man mit Recht, erſt jetzt dieſe grauſame Strafe für ein Verbrechen, welches keines war? Was konnte den mächtigen Herrſcher bewegen, die Schale ſeines Zornes bloß über Ovid auszugießen, und ein Dutzend anderer Poeten, die

ſich als Sänger der Liebe in derſelben, und theilweiſe noch verfänglicheren Weiſe hatten vernehmen laſſen, unbehelligt zu laſſen? War etwa Ovid's Lebenswandel anſtößiger, als der ſeiner Kunſtgenoſſen? Dieß auf keinen Fall und wir dürfen es dem ſchlichten, durch Offenheit und Gutmüthigkeit ſich auszeichnenden Dichter auf's Wort glauben, daß ſeine Sitten viel beſſer waren, als ſein Lied. Wohl war ſein Gemüth weich und leicht erregbar, aber er hatte ſich ſein Leben rein zu erhalten gewußt. Ebenſo ſicher aber, daß auch ſeine Liebespoeſie nicht der einzige Grund ſeines Falles waren, ſondern daß noch ein zweites Moment hinzukam, welches in den Augen des Alleinherrſchers noch ſchwerer wog, das aber jedenfalls mit jenem erſten in irgend einem, ſei es loſeren, ſei es engeren, Zuſammenhang geſtanden haben muß. Wäre dieß nicht der Fall, ſo wäre die Strafe ſinnlos und barbariſch zugleich; vor beiden Vorwürfen hatte ſich der Alleinherrſcher zu hüten und er war zeitlebens ſchlau genug, ſeine Stellung ſo wenig wie möglich zu compromittiren. Eine Strafe, die nach unſeren Begriffen erſt zur oder ſogar nach der Zeit der juriſtiſchen Verjährung den Schuldigen trifft, hat nur dann Sinn und Berechtigung, wenn ein neuer Fall mit dem erſten in urſächliche Verbindung gebracht werden kann.

So war es bei Ovid: das durchgängige Thema ſeiner ſämmtlichen von Tomi aus erklingenden Trauerlieder, zu welchen alle übrige Zuthat gleichſam die Variationen bildet, lautet: Zwei Dinge haben mich zu Fall gebracht, mein Lied und mein Irrthum. Irrthum, Thorheit, Aengſtlichkeit — aber keine Schuld, aber keine Unthat, kein Verbrechen, ſo tönt es in allen Nüancen wieder, und zwar ſo feierlich und ſo rührend zugleich, daß kein Gedanke an eine Beſchönigung oder gemeine falſche Ausſage aufkommen kann. Man kannte den Grund von Ovid's Mißgeſchick in Rom gar wohl; der beliebteſte und geleſenſte Dichter konnte nicht auf einmal durch ein Machtgebot aus dem Kreiſe der Lebenden entrückt werden, ohne daß die Sache zum Stadtgeſpräch wurde und das römiſche Publikum ließ ſich mit der Thatſache nicht abſpeiſen; es wollte und erfuhr auch die Gründe. Merkwürdig aber, daß Ovid immer nur allgemein andeutet, den eigentlichen Anlaß aber und die Beſchaffenheit ſeines Irrthums abſichtlich verſchweigt, weil es „gefährlich ſei, alte Wunden aufzufriſchen". Dieß erklärt ſich kaum anders als durch die Annahme, daß Auguſtus perſönlich nicht als Alleinherrſcher ſondern als Menſch, als Familienhaupt oder wie ſonſt durch den „Irrthum" Ovid's betroffen war. Und hierbei iſt von großem Gewicht die einzige ſpeziellere Angabe des Dichters, daß er etwas geſehen habe, was er nicht hätte ſehen ſollen. Was nun das mag geweſen ſein, darüber laſſen ſich freilich nur Vermuthungen anſtellen, aber keine kann auf den Grad von Wahrſcheinlichkeit Anſpruch machen, wie die, welcher der Großtochter des Auguſtus, der berüchtigten Julia, der Tochter einer

ebenſo berüchtigten Mutter, eine Hauptrolle in dieſem Drama zuweiſt. Wenn, wie es kaum anders möglich iſt, die Herausgabe der „Liebeskunſt“ in mittelbarem Zuſammenhang mit dem geheimnißvollen zweiten Grunde ſteht, ſo läßt ſich der nachhaltige Grimm des Auguſtus, welcher dem Dichter nie verzieh, und für alle direkten und indirekten Gnadengeſuche zu Gunſten des Verbannten taube Ohren hatte, gar nicht anders erklären, als durch ein Familiendrama, deſſen Motiv ein Liebeshandel war, und hierbei können die beiden Julien den traurigen Anſpruch erheben, daß man zunächſt und zuerſt an ſie denke. An beiden fand jedenfalls Ovid's „Liebeskunſt“ eifrige Leſerinnen; die Buhlkünſte, die er lehrte, wurden von Beiden praktiſch geübt und die leichtfertige, zugleich graciöſe Manier, womit der Dichter ein Gewerbe, wie das ihrige, zu ſchildern, und gleichſam für den Geſchmack lecker zu machen wußte, mußte ihr allerhöchſtes Wohlgefallen erregen. So ſcheint Ovid ſich der Gunſt der Jüngeren — denn zur Zeit ſeiner Verbannung kann nur von dieſer die Rede ſein — erfreut zu haben, ob aber in dem Grade, daß nicht nur ſeine Gedichte im Boudoir der Schönen als Toilettenſchmuck prangten, ſondern auch ſeine Perſönlichkeit mit lüſternem Auge betrachtet und zu den Orgien derſelben zugezogen wurde, wird immer ein Geheimniß bleiben. Zeuge einer ſolchen Orgie mag, ſcheint ja Ovid allerdings geweſen zu ſein, und wenn er das, was für das hochgeſtellte aber ſittenloſe Weib ein Verbrechen war, verſchwieg, ſo war das Grund genug für Auguſtus, ihn, den Hehler, ſeinen ganzen Zorn fühlen zu laſſen. Denn in ſolchen Dingen verſtand er keinen Spaß, und es war kein Wunder, wenn er, der den Ruf ſeines Hauſes und die Grundſätze ſeiner häuslichen Erziehung an der zügelloſen Wildheit des Geſchlechtstriebes ſcheitern ſah, der vergeblich Tochter und Enkelin an den Spinnrocken und den Webſtuhl zu bannen, vergeblich ohne Reden und Handlungen durch das ſteife Ceremoniell der Etikette in die Grenzen der Ehrbarkeit zu zwingen verſucht hatte, nun in der Bekümmerniß ſeines Vaterherzens trotz ſeiner äußeren Strenge unbewußt nach mildernden Troſtgründen zu Gunſten der verlornen Tochter und Enkelin haſchend, den Theilnehmer (oder Zeugen?) ihrer Ausſchweifungen, „als deren Anſtifter, den Verführten als ihren Verführer, den Dichter der Liebe als ihren Lehrmeiſter in der Unzucht und dem Ehebruch betrachtete“. Merkwürdig iſt auch die Coincidenz der Strafe beider Schuldiger: im gleichen Jahre wie Ovid wurde Julia nach einer kleinen Inſel verbannt und auch ſie kehrte, wie Ovid, nicht mehr nach Rom zurück, ſondern ſtarb im Exil. Auch der Umſtand, daß Auguſtus ſelber, durch Machtſpruch, nicht der Senat, vor welchen eigentlich als oberſten Criminalgerichtshof der jungen Monarchie die Unterſuchung gehörte, die Strafe feſtſetzte, und daß Ovid in allen ſeinen bezüglichen Briefen ſtets nur auf die Gnade des Alleinherrſchers anſpielt, verſtärkt die Wahrſcheinlichkeit, daß Auguſtus ſich perſönlich beleidigt fand.

Menſch gegen Menſch gehalten, und mit dem Maaßſtab der Sittlichkeit gemeſſen, ſteht zwar der Dichter viel höher als der römiſche Alleinherrſcher, der bekanntlich trotz ſeiner Ehr- und Sittlichkeitsgeſetze ſelbſt das Ehebett ſeines treueſten Freundes und Dieners, des Agrippa, nicht ſchonte, — aber wer wollte den Gewaltigen wegen ſeiner Sünden zur Rechenſchaft ziehen? Ovid mußte ſich ſtumm ſeinem Gebot unterwerfen und recht zum Zeichen, daß der ſtrenge Sittenmeiſter die von dem Dichter ausgehende Richtung der Poeſie verdammte, wurden ſeine Werke aus den öffentlichen Bibliotheken entfernt und wahrſcheinlich verbrannt. Eines der früheſten Beiſpiele, daß Todesſtrafe an Werken der Kunſt vollzogen wurden; ziemlich um dieſelbe Zeit ſcheinen auch die Schriften des Pamphletiſten Caſſius Severus und die des großen Republikaners Labienus in Flammen aufgegangen zu ſein; die Folge war dieſelbe, wie noch heut zu Tag: ſie wurden um ſo eifriger geleſen. Ovid war und blieb der Dichter der verbotenen Liebe; ſeine ungemeine Popularität zeigt ſich ſchon in dem einzigen Zuge, daß ſich an Mauern von Pompeji einzelne ſeiner Verſe in rohen Zügen angeſchrieben finden — doch wohl von Verehrern ſeiner Gattung.

Wir ſind hiermit an den Wendepunkt im Leben des Dichters gelangt. Wir wollen nicht Zeuge ſein, jener herzzerreißenden Trennung von ſeinen Lieben in der letzten Winternacht, die er in Rom zubrachte, wir wollen ihn auch nicht begleiten auf ſeiner traurigen und ſtürmiſchen Fahrt nach der Stätte ſeines Schickſals, wollen uns auch nicht alle einzelnen Züge ſeines dortigen Aufenthalts vergegenwärtigen und gern glauben, daß nicht einmal ſeine Muſe mehr, ſondern nur noch die Hoffnung einer Milderung, oder gar eines vollſtändigen Gnadenactes ihn über das Elend ſeines Daſeins wenigſtens inſo weit hinweghob, daß ſie ihn vor dem Selbſtmord bewahrte. Es iſt begreiflich, daß eine Natur wie die ſeinige, weich, empfänglich für Genuß, gebildet und genährt durch geſelligen Umgang, gewöhnt an allen Comfort der üppigen Hauptſtadt, tonangebend in den gebildeten Kreiſen, verwöhnt durch glänzende Erfolge, daß eine ſolche unter der Wucht des Schickſalſchlages zuſammenbrechen mußte; nicht bloß das Herz, auch der Geiſt war tödtlich getroffen. Ein ächter Römer aus der alten Schule, deren Kraft das Unglück ſtählt, die des Schickſals ſpotten, wenn es ſie langſam zu zerreiben droht und kaltblütig den Lebensfaden ſelber zerreißen, war Ovid nicht; man möchte ſein Klagen und Verzagen nicht bloß unrömiſch ſondern geradezu unmännlich finden, aber es zieht ſich durch ſeine aus der Einöde klingenden Lieder ein eigenthümlicher, an moderne Art anklingender Zug von Heimweh und Liebesbedürftigkeit, der uns mindeſtens ſo angenehm anmuthet als ſonſt das ſtahlharte Römerthum. Sein Sehnen nach dem treuen Weibe, das er, obwohl ſie ſein Verbanntenloos theilen wollte, zum Schutze ſeiner Angelegenheiten in

Rom zurückließ, spricht sich in so rührenden Tönen aus, daß wir den antiken Dichter kaum noch heraushören; es ist nicht nur ihre Pflege und ihr Trost, die er in den Tagen der Krankheit und der Verzweiflung vermißt: wenn er sie den erhabensten Frauengestalten der Heroenzeit gleichstellt und die einzelnen Vorzüge derselben wie in einen Strauß vereinigt aus ihrem Herzen hervorblühen sieht, wenn er in den wilden Phantasien des Fiebers nur sie in seiner Nähe sieht und ihren Namen ruft, so sind dieß ideale, ja man darf sagen romantische Züge, welche dem Alterthum fremd, uns aber um so lieber sind. Und so können wir den poetischen Erzeugnissen dieser Periode, den „Büchern des Leides" und den „Briefen vom Schwarzen Meer", wenn sie auch an Schwung und Glanz unter den frühern stehen, unsere Sympathie nicht versagen, wir vergessen den Dichter gern über dem Menschen, für diesen aber interessiren wir uns um so mehr, weil die schmucklose Darstellung, Wahrheit und wirkliche Empfindung athmet. Die Realität, welche der Dichter in seinen früheren Dichtungen über den Rang und Glanz und Prunk der rhetorischen Mittel so oft vernachlässigt hatte, tritt uns hier so zu sagen leibhaftig, und zwar im Trauergewand entgegen, und während Ovid in seiner Blüthezeit alle Schwungfedern seines Geistes angespannt hatte, um nur seine Darstellung interessant zu machen, so wird jetzt durch den einfachen Ausdruck der Wahrheit er selber uns interessant.

Er will nicht mehr als Dichter glänzen, will kein Werk schaffen für die Zukunft, er dichtet nur um für Augenblicke den Druck der Gegenwart vergessen zu können; was er denkt und schreibt, fügt sich, wie früher, zwanglos zu Versen; dumpf-eintönig klingt die Weise, wie die Welle am Strand des ungastlichen Meeres, und die grauen Farben der Einöde, die den einsamen Grübler umgeben, werfen ihren Reflex auch über das Gedicht, kaum hie und da unterbricht eine sonnige Stelle das düstere Bild.

Noch lag ein Werk unvollendet in Rom, „der Festkalender" (Fasti), in glücklichen Tagen begonnen und ungefähr bis auf die Hälfte seines ursprünglich beabsichtigten Umfangs gebracht — ein Gedicht, das in elegischer Form die hervorragenden Momente des römischen Kalenders beschreibt und meist aus den ältesten Sagen- und Geschichtsquellen Roms geschöpft ist. Monat für Monat, Tag für Tag folgt der Dichter dem Kalender vom 1. Januar, erklärt den Ursprung aller vorkommenden Namen und Feste, schildert deren Feier und Gebräuche und verknüpft damit alle mythisch-geschichtlichen und astronomischen Beziehungen, die sich irgendwie mit der Bedeutung des betreffenden Tages in Verbindung bringen lassen. Der an und für sich trockne und für phantasiereiche Behandlung wenig ergiebige Stoff ist gewürzt durch eine Menge verzierender Episoden und anmuthigster, mit wahrhaft Ovidischer Kunst ausgestatteter Schilderungen. Es bedarf keiner tiefen Psychologie, um sich zu

erklären, warum der Dichter die Fortsetzung dieses Werkes unterließ. Jeder Tag, jeder Ort den er zu schildern hatte, würde das in ihm zehrende Heimweh zur lodernden Flamme angefacht und seine Qual verzehnfacht haben.

Es giebt zwar in jeder Literatur Heimwehklänge von der ächtesten ergreifendsten Poesie, wo gerade der Contrast dem Dichtenden Kraft gab, voller und melodischer als gewöhnlich die Saiten zu rühren, aber diese Klänge entströmen immer einem Herzen, das zur Wehmuth gestimmt ist; in Ovid's Herzen aber hauste die Oede der Verzweiflung, und dieser entkeimen auch nicht mehr die Blüthen des Gesanges. Irgend eines gelehrten Stoffes, den er zu Rom angefangen, wäre er zur Noth auch ohne literarische Hülfsmittel Meister geworden, denn er beherrscht den Bildungsstoff seiner Zeit, welche nach ihrem Vorbild, der alexandrinischen Periode, besonders sich in mythologischer und antiquarischer Gelehrsamkeit gefiel, auf das vollständigste. Ein sprechendes Zeugniß dafür sind seine in Tomi geschriebenen Elegien, welche ohne daß dem Verfasser literarische Hülfsmittel zu Gebote gestanden hätten, von Mythen und sogar geschichtlichen, aus dem lebendigsten Gedächtniß geschöpften Anspielungen reichlich durchflochten sind. Es wäre ihm auch nicht schwer gefallen, sein berühmtestes, allerdings schon in Rom vollendetes Werk die „Verwandlungen" (Metamorphoses) weiter fortzuführen, jenes bewundernswürdige, im Mittelalter wie auch in unserer Zeit populärste Werk des Dichters, das mit einer so rauschenden Verherrlichung des julischen Geschlechts und einer so siegesgewissen Unsterblichkeitserklärung des Dichters abschließt. Und gerade der am meisten gefeierte dieses Geschlechts maaßt sich in seinem Herrschergrimme das Amt des Richters über unsern Dichter, ja des Todtengräbers an und weist ihn bei lebendigem Leibe zu den Leichen! Und jenes Selbstgefühl, das so stolz aufblitzte und aufleuchtete — es ist niedergebrannt bis auf zahme Fünkchen. Der gebrochene Dichter glaubt kaum mehr an seinen Beruf; es ist nicht falsche Bescheidenheit, die Zweifel sind wirkliche; weder der Ort noch der Seelenzustand stimmt zur Heuchelei; zwar flackert aus dem ausgebrannten Vulcan seines Innern die Freude wieder auf, als ihm Freundeshand Nachricht giebt von dem Erfolg seiner Gedichte in Rom, aber all sein Dichterruhm hält nicht vor, diese Flamme zu erhalten und er gäbe gern die Herrlichkeit seines Namens hin für die Erlösung aus diesem Elend, ja für die bloße Erleichterung desselben, für Versetzung in irgend eine Gegend in größerer Nähe Roms.

Jene „Metamorphosen" hatte er schon zu Rom, vor seiner Abreise, verbrannt, recht zum Zeichen, daß ihm Beruf und Nachruhm werthlos waren, nachdem die Nacht über sein Leben gekommen war. Hätte nicht ein guter Freund schon früher eine Abschrift von dem Gedichte (das Nähere wissen wir nicht) genommen, so wären wir um eine der lieblichsten Früchte des römischen

Geistes ärmer. Denn diese Metamorphosen, welche, was nur die schöpferische Phantasie der Griechen an Verwandlungen von Menschen in Thiere, Pflanzen u. s. w. ersonnen hatte, in spielender Leichtigkeit an einen bald durch Zufall, bald durch Laune, bald durch geistreiche Combination geknüpften Faden reihte, überwogen durch Reichthum der Erfindung und das harmonische Zusammenspiel aller dichterischen Vorzüge, soweit diese an einem nicht durch Tiefe sondern durch behagliche Breite und bunte Mannigfaltigkeit ausgezeichneten Stoffe sich geltend machen können, sämmtliche Erzeugnisse der römischen Literatur, trotzdem daß ihnen die letzte Feile fehlt. Literarisch merkwürdig sind sie dadurch, daß in ihnen, auf römischem Gebiet (die griechischen Vorbilder Ovid's können wahrscheinlich für Griechenland denselben und zwar den älteren Anspruch erheben, obschon ihnen die in jeder Beziehung bemerkenswerthe Xenophontische Cyropädie den Rang abläuft) die ersten Ansätze des Romans sich finden, derjenigen Gattung, welche unserem Jahrhundert die Signatur verleiht und ohne welche es beinahe unmöglich wird, sich in der Literatur einen Namen zu machen.

Von dem bekannten italienischen Patrioten und Dichter Silvio Pellico, der unter dem „guten Kaiser Franz" zehn Jahre seines Lebens als Staatsgefangener auf dem Spielberg zubrachte, ist bekannt, daß er in der Nacht seines Kerkers Tragödien — nicht schrieb, denn seine fürstlichen Quäler verweigerten ihm die Wohlthat des Schreibmaterials — sondern blos mit Hülfe seines Gedächtnisses innerlich componirte und sie nach seiner endlichen Erlösung niederschrieb. Die Chancen seiner Hoffnung waren mindestens eben so gering wie die seines römischen Collegen vor achtzehnhundert Jahren, sein körperlicher Zustand, in welchem Ketten, langjährige Einzelhaft, Mangel an Licht und Luft wahrhaft entsetzliche Begleiter sind, war ohne Vergleich qualvoller als der Ovid's — und Ovid's Wille sammt seiner Kraft versiegt; weder schrieb noch memorirte er Tragödien, obschon seine früheren Versuche auf diesem Felde vom glänzendsten Erfolge begleitet gewesen waren. Der Verlust seiner Medea, die aber kaum das einzige Erzeugniß seiner dramatischen Thätigkeit ist, berührt den Freund und Kenner der römischen Literatur schmerzlich — jene Tragödie wäre nicht blos die einzige Repräsentantin ihrer Gattung, sondern, trotz Quintilian's theilweisem Tadel, eine der vorzüglichsten gewesen. Wenn Vermuthungen ersprießlich, oder auch nur erlaubt wären, so dürfte jene Tragödie durch Glanz der Diction, Reichthum der dichterischen Motive und durch hohes, allerdings auch rhetorisches, nicht blos dichterisches Pathos ausgezeichnet gewesen sein.

Ihm fehlte aber, was der weniger begabte Silvio in hohem Grade besaß, der Ernst einer sittlichen Lebensauffassung, welche die Himmelsgabe der Poesie dankbar als einen Spiegel entgegennimmt, in welchem sie die Aus-

ſtrahlungen ihrer ſelbſt zu einem künſtleriſch verklärten Bilde geſtaltet; ſeine Genialität beſteht in einer Fülle der glänzendſten Vorzüge, aber der Brunnquell, aus welchem ſie ihre Nahrung ziehen, iſt nicht das ewige Licht einer harmoniſchen Charakterbildung, ſondern der trügeriſche Schein einer glänzenden Umgebung, einer verfeinerten aber genußſüchtigen und ſittenloſen Geſellſchaft; als dieſer plötzlich in Nacht verſank, da lagerte ſich das Dunkel nach und nach auch über jenen geiſtigen Glanz unſeres Dichters. Und doch, um gerecht zu ſein, an jenem Tomi haftete *eine* furchtbare Nothwendigkeit, welche ſelbſt der unglückliche Silvio in ſeiner Kerkernacht nicht in ſo vollem Maaß verſpürte — das Fehlen der Mutterſprache. Eine völlig unverſtandene Sprache tönte an des Dichters Ohr, die getiſche. Das Griechiſche, die urſprüngliche Sprache der Coloniſten war inmitten der barbariſchen Umgebung nach und nach ausgeſtorben; nur ausnahmsweiſe wurde ſein Klang noch vernommen und der arme Verbannte mußte froh ſein, wenn er ſich mit einzelnen Tomiten durch das Griechiſche, das er leidlich ſprach und vollkommen verſtand, verſtändigen konnte; ein wahres, wenn auch ſeltenes Feſt war es für ihn, wenn etwa ein italiſcher Schiffsmann oder Kaufherr ſich an die ungaſtliche Küſte verirrte und ihm Gelegenheit gab, die ſüßen Laute der Mutterſprache zu hören und auszutauſchen.

Sonſt war er auf die Zeichenſprache angewieſen und dieſe Nothwendigkeit können wir uns nicht qualvoll genug denken, zumal für eine Natur wie die ſeine, welche den ganzen Reichthum der auf ſie einſtrömenden Eindrücke von jeher in flüſſiges Sprachgold umzuſetzen gewohnt war. Er war jetzt auf den Umgang mit ſeiner eigenen Muſe angewieſen, wenn er nicht ſeine Mutterſprache nach und nach vergeſſen wollte; dieſer Umſtand ſchon nöthigt ihn, ſeine poetiſche Thätigkeit in Tomi fortzuſetzen, und wenn nun gleichwohl ſeine Angſt ſich verwirklicht, wenn wir ihn klagen hören, daß ſich ihm gewiſſe Ausdrücke nicht ſofort einſtellen und daß der Fluß der Rede hie und da ſtocken will, ſo dringen dieſe Schmerzenslaute mit ihrer erſchütternden Wahrheit jetzt noch tief in unſer Herz.

Es war hart, beſtändig auf der Hut ſein zu müſſen, vor den räuberiſchen Einfällen ſcythiſcher und getiſcher Nachbarn, welche im Winter über die gefrorene Donau auf ihren ſchnellen Roſſen hergebrauſt kamen, die Männer niedermetzelten, Weib und Kind und ſonſtige Beute wegſchleppten und rauchende Spuren ihres Ueberfalls hinterließen, es war hart für den weichherzigen friedliebenden Dichter, wenn auch er ſich in die Rüſtung des Kriegers hüllen mußte, um in den Reihen der Tomiten Leib und Leben gegen die vergifteten Pfeile der Räuber zu ſchützen und den Belagerern Trotz zu bieten, aber in dieſer Thätigkeit pulſte doch Leben und Bewegung; über jener Stagnation

der früher ſo lebendig ſprudelnden Mutterſprache brütete aber die Stille des Todes. Nach und nach war der Dichter allerdings der getiſchen Sprache mächtig geworden; in dem Grade, daß er ſogar ein Lobgedicht auf die Kriegsthaten des Auguſtus in dieſer Sprache dichten konnte, aber ein wirklicher Erſatz für das, was er jeden Augenblick ſchmerzlich empfinden mußte, war dieß natürlich nicht. War es aber nicht niedrige Kriecherei, den Mann noch zu verherrlichen, der dem Dichter die Todeswunde geſchlagen hatte? Es wäre freilich männlicher geweſen, ſich in ſeinen Römerſtolz zu hüllen und den Herrſcher in Rom gewähren zu laſſen, ihn weder um Gnade anzuwinſeln, noch zu beräuchern, beſonders wenn das Bewußtſein verhältnißmäßiger Unſchuld hinzukam; wir wenden uns mit Widerwillen von dieſen und andern Hecatomben des Dichters weg, es regt ſich ſogar Ingrimm in uns, wenn wir ihn von Auguſtus und ſeiner Frau nur in Ausdrücken wahrhaft göttlicher Verehrung ſprechen hören, wenn wir ihn täglich an die Bruſtbilder des Kaiſers und der Kaiſerin, welche ihm ein guter Freund von Rom geſchickt, förmliche Gebete richten ſehen, es giebt hier kaum ein anderes „*aber*", welches dieſen Ueberſchwung der Schmeichelei entſchuldigen könnte als — freilich nur für gewöhnliche Seelen eine Entſchuldigung — *des Lebens Noth*. Zudem iſt Charakterſtärke in jener Zeit ein Meteor, auch die Beſſeren ſind vom Gifthauch der Schmeichelei angeſteckt, arbeitete in der geiſtigen Atmoſphäre, gewohnheitsmäßig athmete man die Miasmen ein. Mit der Vergötterung der Menſchen geht aber Hand in Hand die Vermenſchlichung, d. h. die Verachtung der Götter. Es iſt bezeichnend, wie wenig in den Trauerliedern Ovid's von den Göttern, wie viel von dem Vergötterten, von Auguſt, die Rede iſt, wo jene etwa erwähnt werden, geſchieht es mehr nur in metaphoriſcher Bedeutung oder als Conceſſion an die noch immer nicht fallit erklärte Staatsreligion; von wirklichem Glauben und perſönlicher Ueberzeugung findet ſich kaum eine Spur. Wenn der Dichter ſchon in ſeiner guten Zeit am Daſein der Götter gezweifelt hatte, weil er viele Guten von unverdientem Leid getroffen ſah, ſo hatte er jetzt, wo er ſelber ſich in dieſem Fall befand, keine Urſache ſeinen Glauben oder Unglauben zu ändern. Es mochte ihm in dieſem Punkte gehen wie Horaz, der mit allem Eifer gegen den Verfall der Götterverehrung, welche er zum Beſtande des Reiches für nothwendig hielt, perſönlich *gar* keine Religion hatte. Aber unſer armer Dichter fand für dieſen Mangel keinen Erſatz in ſeinem eigenen gebrochenen Herzen, kaum hier und da erhellt ein freundlicher Sonnenblick die düſtere Nacht ſeines Daſeins, ſo, als die guten Tomiten, welchen nach und nach ein Licht über die Berühmtheit des Fremdlings und Miteinwohners aufgegangen war, ihn durch einen Kranz und allerlei bürgerliche Auszeichnungen ehrten; was ihm aber noch am meiſten Spannkraft verlieh, war die nie er-

loſchene Hoffnung auf Begnadigung. Sie erwies ſich als trügeriſch; weder Auguſtus war zu bewegen, noch auch führte ein auf deſſen Tod (14 v. Chr.) verfaßtes Gedicht, durch das er des Tiberius Gunſt zu gewinnen hoffte, wie er auch ſchon früher vergeblich den Triumph des Tiberius beſungen hatte, eine Wendung ſeines Geſchickes herbei. Er ſtarb 17 v. Chr. nach zehnjähriger Verbannung und wurde zu Tomi begraben.

Baſel. J. Mähly.

Neue Novellen von Bret Harte.

Idyllen aus den Vorbergen von Bret Harte. Ueberſetzt von Moritz Buſch. Leipzig, Verlag von Fr. W. Grunow, 1875.

Zwei Jahre etwa wird es her ſein, daß wir die Freude hatten, die Leſer der grünen Blätter auf den in der Ueberſchrift genannten Dichter und Humoriſten als auf ein ungewöhnliches Talent hinzuweiſen. Gelegenheit dazu gaben ſeine „Argonautengeſchichten", die, mit andern Erzählungen und einer Anzahl meiſt humoriſcher Skizzen desſelben Autors verbunden, von der Grunow'ſchen Buchhandlung dem Publikum in wohlgelungner Ueberſetzung geboten wurden*). Dieſe beiden Bände enthielten mit Ausnahme der „Condenſed Novels" unſeres Wiſſens alles, was Bret Harte bis dahin in Proſa geſchrieben hatte, und ſie waren damit die vollſtändigſte Sammlung der Werke desſelben, die in deutſcher Sprache vorlag. Wenn wir damals unſere Bewunderung vor dieſem neuen Stern ureigenſten Lichtes am Himmel der Weltliteratur ausſprachen, ſo haben wir die Genugthuung gehabt, daß dieſelbe von allen, auf deren Urtheil etwas ankommt, getheilt wurde, daß man mit uns in jenen Dichtungen das Auge und die Hand eines Talents erſten Ranges, eines Dichters von Gottes Gnaden erkannte, der die Saite des Tragiſchen und Rührenden in der Menſchenbruſt ebenſo erklingen zu laſſen verſteht, wie die Saite des Komiſchen und Erheiternden. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß auch ein anderes Gefühl, das wir zu jener Zeit empfanden, von der deutſchen Leſerwelt getheilt worden iſt, der Wunſch, bald mehr von dem Dichter zu leſen, und die Hoffnung, daran dieſelbe Freude zu haben wie an dem dort Gebotenen. Jener Wunſch wird mit den hier vorliegenden neuen Novellen erfüllt, und auch jene Hoffnung iſt nicht getäuſcht worden. Der Goldgräber Bret Harte hat weiter gegraben und wieder Körner

*) Der Titel iſt: „Die Argonautengeſchichten, ſpaniſchen und amerikaniſchen Sagen und Stadt- und Charakterſkizzen von Bret Harte. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1873.

gediegnen Edelmetalls zu Tage gefördert. Als ein Siebengeſtirn von dem alten Lichte treten dieſe ſieben californiſchen Erzählungen unter die Sternbilder, die er vordem geſchaffen.

Bevor wir jedoch dieſes Urtheil begründen, haben wir noch eine andere Pflicht zu erfüllen. Wir haben den Leſern einige ausführlichere Mittheilungen über den Lebensgang des Dichters zu machen, und wir geben dieſelben vorwiegend nach einem Auszuge aus der Biographie, welche der Tauchnitz'ſchen Ausgabe des Originals der „Idyllen aus den Vorbergen" vorangeht.

Harte wurde im Jahre 1839 zu Albany im Staate Newyork geboren. Er erhielt in der Taufe die Namen Francis Bret Harte, aber der zweite Name, ſchon lange in der Familie üblich, war derjenige, bei dem man ihn unter Freunden und Bekannten des Hauſes gewöhnlich rief. Später im Leben ließ er ſeinen erſten Vornamen ganz fallen, und die Welt lernte ihn unter dem etwas knappen Geſammtnamen „Bret Harte" kennen und lieben.

Der junge Harte wuchs zunächſt unter Einflüſſen auf, die der Ausbildung ſeines Geiſtes und Herzens günſtig waren: ſein Vater hielt eine Mädchenſchule und war ein achtbarer Gelehrter. Indeß verlor er denſelben frühzeitig und bevor er, wie es ſcheint, einen beſtimmten Beruf gewählt hatte, und ſo ſehen wir ihn 1854, alſo nicht älter als fünfzehn Jahre, was jedoch bei der frühzeitigen Entwickelung der Amerikaner zur Selbſtändigkeit nicht ſehr verwundern darf, nach Californien auswandern. Geblendet von den goldnen Träumen, welche damals dieſen Staat im fernſten Weſten verklärten, und angezogen von der phantaſtiſchen Romantik, mit welcher Geſchichten aus der Zeit, wo die Spanier das Land beſaßen, plötzliches Reichwerden, überraſchende Abenteuer und ein ganz neues Leben, eine völlig neue Natur dieſe Gegenden bekleideten, warf ſich der kaum dem Knabenalter Entwachſene in den wechſelvollen Strom menſchlichen Lebens und Treibens, welche in Ebbe und Fluth durch die Städte an der See, und über die ſtillen bekleideten Gebirgskämme der Sierra und die rauhen Lager der Goldſucher hinwogte, die damals die Stille lange vom Menſchenfuß unbetretener Einöden unterbrachen.

Kein Alter und keine Lebensſtellung, keine Eigenſchaft des Menſchenthums, kein Grad der ſittlichen und geiſtigen Bildung war in dieſer bunten Auswandrerfluth unvertreten. Der träumeriſche Schulknabe, der zukünftige Dichter der „Argonauten" von 1849, trieb mit den Uebrigen weiter, bald hierhin bald dorthin. Zwei oder drei Jahre lang wechſelte er, wie alle dieſe ruheloſen Wanderer jener Tage, wieder und immer wieder den Beruf und den Wohnort. Eine nie befriedigte Sehnſucht nach Veränderung, eine nur halb eingeſtandene Ungeduld, lange an einem Orte zu verweilen, ſchien ſich jeder Seele bemächtigt zu haben. Goldgräberlager und ſelbſt wohlgedeihende Städte wurden an einem einzigen Tage von ihrer geſammten Be-

völkerung verlaſſen, wenn dieſelbe von ergiebigeren Goldfeldern hörte, und die vorher von ihnen ſo werth gehaltenen „Claims“ nahmen ebenſo unſtäte Schaaren ein.

Harte grub ein wenig nach Gold, ſchulmeiſterte ein wenig, verſuchte ſich ein wenig als Setzer und Zeitungsſchreiber unter dieſem Volk an der Grenze der Geſittung, überkletterte Berggipfel und durchzog wilde Schluchten als berittener Eilbote einer Poſtgeſellſchaft oder arbeitete als Agent derſelben Geſellſchaft in den kleinen Bergſtädten, die wir in den „Argonautengeſchichten“ unter den Namen Sandy Bar, Poker Flat und Wingdam geſchildert fanden. Aber dieſe ganze Zeit über war in ihm der Künſtler bereits thätig, wenn auch vor der Hand nur durch Eindringen in die maleriſche Natur und die ſeltſame Menſchenwelt, die ihn als Atmoſphäre umgab, und durch Aufnahme der Stimmung und der Farben jener Natur und der Sitte, Denkart und Redeweiſe dieſer Menſchen in ein treues Gedächtniß.

Im Jahre 1857 trieb ihn irgend eine Strömung zurück nach San Francisco — in „die Bai“, wie die anmuthige Seeſtadt von den wandernden Söhnen der Abenteuerlichkeit zärtlich genannt wurde. „Die Bai“ war das Stückchen Himmel, wo es kühle Seewinde, luſtiges Leben und gelegentlich Spuren jenes verfeinerten Lebensgenuſſes gab, den man damals als ein fernliegendes, nur ſchwach noch in der Erinnerung haftendes Gut anſah, welches allein in „den Staaten“ zu finden ſei. Hier entwickelte ſich Harte raſch zu einem gewandten jungen Schriftſteller. Indem er im Setzerſaal einer literariſchen Wochenſchrift arbeitete, ſetzte er eines Tages verſuchsweiſe einige von ſeinen eignen anmuthigen kleinen Skizzen. Dieſelben wurden vom Redacteur bemerkt und nach ihrem Werthe erkannt, und die Folge war, daß er vom Setzkaſten und Winkelhaken in die Redaktion der „Golden Era“ befördert wurde, wo einige von den hübſchen Skizzen, die dem zweiten Bande der „Argonautengeſchichten“ in der Grunow'ſchen Ueberſetzung beigegeben ſind, geſchrieben wurden.

Inzwiſchen hatte der junge Schriftſteller geheirathet, und eine wachſende Familie verbot weiteres Umherſchweifen. Er ſchrieb allerlei, was noch nicht geſammelt worden iſt; und ſowohl in den täglich erſcheinenden Blättern San Franciscos als in der eine Zeit lang von ihm redigirten Wochenſchrift „The Californian“ begegnete man unzähligen Beiträgen aus ſeiner Feder, welche die periodiſche Literatur jener Zeiten bereicherten und den californiſchen Journalismus jene höhere Bedeutung verliehen, die ihm jetzt völlig abhanden gekommen zu ſein ſcheint.

Im Jahre 1864 wurde er zum Secretär der Münzſtätte der Vereinigten Staaten in San Francisco ernannt, eine Stellung, die ihm während der ſechs Jahre, die er ſie bekleidete, Muße und Gelegenheit zu ſorgfältigerer Arbeit gab, als die war, welche er bis dahin zu leiſten im Stande geweſen

war. Während dieser Zeit wurden mehrere von seinen besten und jetzt berühmtesten Gedichten und Skizzen geschrieben. „John Burns of Gettysburg" — „The Pliocene Skull" — „The Society on the Stanislow" und andere einzige kleine Juwele wurden in diesen Jahren geschaffen und erschienen dann meist anonym in den Zeitungen San Franciscos.

Im Juli 1868 begann Bret Harte die Herausgabe des „Overland Monthly". Dieses Magazin hatte raschen und entschiedenen Erfolg. Wir wissen nicht, wieviel von dem Rufe, den es sich binnen Kurzem erwarb, auf die Reihenfolge von vortrefflichen Erzählungen kam, die sofort der Feder seines hochbegabten Redacteurs entflossen, oder wie viel davon dem seltnen Talent zuzuschreiben ist, welches derselbe an den Tag gelegt zu haben scheint, indem er die schlummernden Geisteskräfte derjenigen weckte, die als getreue Mitarbeiter seinen Stab bildeten. Gewiß ist nur, daß „The Overland" in kurzer Zeit ein ganz eigenartiges und hocherwünschtes Element in der periodischen Literatur der transatlantischen Welt wurde, und daß es eine Menge von Lesern auch im „alten Lande", diesseits des „großen Wassers" fand. In seinen Spalten erschien im August 1868 „The Luck of Roaring Camp", eine Erzählung, welche, was auch der Werth der ihr folgenden sein mag — wir stellen unter diesen „Mliß" am höchsten — Harte der Welt zuerst als den großen Prosaisten erkennen ließ, der er neben seinen Dichtungen in gebundener Rede ist. Erst im Januar des nächsten Jahres wurde die hierdurch angeregte Begier des ungeduldigen Publikums nach dem Genuß weiterer Schöpfungen dieser Art durch das Erscheinen der „Outcasts of Poker Flat" befriedigt, einer kleinen Erzählung voll dramatischer Spannung, die vielleicht mehr scharf umrissene und mit fester Hand gezeichnete Charaktere enthält, als irgend eine der übrigen Geschichten und Skizzen des Dichters. Darauf folgte „Miggles", diese ins Californische oder, wenn man will, ins Praktische übersetzte büßende Magdalena, und dann tauchten in langem Zuge, eine nach der andern, die unvergleichlichen und unnachahmlichen Persönlichkeiten der übrigen Erzählungen aus dem Schattenreich der Erinnerungen des Dichters auf, um in schöner, stolzer Sprache Leben und Farbe zu gewinnen und mit ihrem Thun und Leiden die Herzen zu rühren und zu erfreuen, soweit die englische und jetzt auch so weit die deutsche Sprache klingt. Oberst Starbottle, Yuba Bill, Jack Hamlin, Temessee's Geschäftstheilhaber, Sandy und die Lehrerin Mary, Dick Bullen und vor allen und über allen Mliß und der Schulmeister von Smith's Pocket. Durch Thränen lachend erinnern wir uns ihrer und werden wir uns ihrer erinnern, so lange in unsern Seelen und vor unsern Augen David Kopperfield und seine kleine Frau, Sam Waller, Micawber und Little Nell und die übrigen lieben Menschenkinder leben, welche

jener andere große Magus ins Daſein gerufen, der endlich ſeinen Zauberſtab für immer niedergelegt hat.

Harte's Gedichte ſind in ſeinem ſpäteren Werke in Californien dichter geſät, als anderswo. Einige der bekannteſten wurden zwiſchen 1865 und 1870 geſchrieben. „Plain Language from Truthful James", gewöhnlich unter dem Titel „The Heathen Chinee" angeführt, eine Dichtung, die nicht nur in Amerika, ſondern auch in England die allgemeinſte Theilnahme wachrief, da dieſelbe eine damalige brennende Tagesfrage, die Einwanderung der Chineſen in Californien und das Verhältniß der dortigen Bevölkerung zu dieſen heidniſchen Aſiaten berührte, erſchien im „Overland" im September 1870. Ein anſpruchsvolleres Werk „The Loſt Galleon" war eine frühere Schöpfung und gab einem Bändchen flüchtiger Verſe den Titel, welches 1868 in San Francisco die Preſſe verließ.

Das erſte Buch Harte's waren die „Condenſed Novels", eine Sammlung von Verkürzungen oder Verdichtungen gewiſſer Romane von Dickens, Belzac u. A., die, wie mit dem Storchſchnabel gemacht, die Quinteſſenz derſelben und damit auch deren Schwächen deutlicher hervortreten ließen, als die Originale, und die, zuerſt in der Wochenſchrift „The Californian" veröffentlicht, ſpäter in New-York in einem Bändchen geſammelt erſchienen, um bald mehrere Auflagen zu erleben. Seitdem ſind vier neue Bände, von denen aber nur zwei Neues enthalten, von unſerem Autor herausgekommen.

Im Frühling des Jahres 1871 gab Harte die Stellung als Redacteur des „Overland" und ebenſo die Profeſſur der neueren Literatur an der Univerſität von Californien, die ihm zwei Jahre vorher verliehen worden, auf, um einem dauernden Engagement bei der Zeitſchrift „The Atlantic Monthly" zu folgen, die in Boſton erſcheint. Er kehrte in ſeinen Heimathsſtaat mit gereiften Fähigkeiten und dem großen Namen zurück, den er ſich während einer ſiebzehnjährigen Abweſenheit erworben, und lebt jetzt vorzüglich in Neuyork, wo er ſich des Umgangs mit der beſten Geſellſchaft und geiſtig Gleichſtrebenden, wie Aldrich, erfreut.

Hoffen wir, daß es ihm hier gelingt, aus dem neuen Boden ebenfalls Nahrung für ſeinen Dichtergeiſt zu ziehen und namentlich ſich zu einem größeren Werke zuſammenzufaſſen.

In erſterer Beziehung ſind wir nicht ohne Bedenken. Die eigentliche Domäne Harte's war bisher Californien und zwar das Californien der fünfziger Jahre und ſein Verſuch, das Leben in gewiſſen vornehmen Kreiſen in Oſten zu ſchildern, den wir in der Novelle „Die Ehemänner der Frau Skeggs" begegnen, iſt unſerm Gefühl nach nicht beſonders gelungen. Auch unſer prächtiger, alter Reuter hat, ſeit er ſein heimathliches Mecklenburg verlaſſen, nichts von Bedeutung mehr geſchrieben. In der anderen Beziehung ſtehen wir zwar

nicht auf dem Standpunkt, der ungefähr dem unserer Professoren entspricht, nach welchem nur ein dickleibiges „Hauptbuch“ den beachtenswerthen Gelehrten documentirt; denn Kleist mit seinem halben Dutzend Novellen wird in unsrer erzählenden Literatur länger leben, als alles, was gegenwärtig auf diesem Gebiete des deutschen Reiches dreibändig, vierbändig oder neunbändig herum kriecht und fliegt. Indeß wäre es doch immer hin wünschenswerth, zu erfahren, ob Amerika bereits im Stande ist, einen eigentlichen Roman zu produciren. Neuyork böte unzweifelhaft so viel Stoff, als London dem Autor Copperfields, und der Vater von Miß und John Oakhurst möchte recht wohl die Kraft haben, diesen Stoff künstlerisch zu bewältigen und sich so im vollen Sinne den Namen des „amerikanischen Dickens“ zu verdienen, den man ihm — wir bekennen das trotz unsrer fast unbegrenzten Achtung vor seinen bisherigen Leistungen — gegenwärtig nur mit Einschränkung zugestehen darf.

Wir kommen nun zu Harte's neuen Novellen, den „Idyllen aus den Vorbergen“, und zwar zunächst zur ersten, die uns einen Zug aus dem Leben des Spielers John Oakhurst erzählt, dessen heroisches Ende die Leser der „Argonautengeschichten“ in den „Ausgestoßenen von Poker Flat“ kennen gelernt haben. Oakhurst, eines Morgens früh gegen seine Gewohnheit vom Pharaotische aufgestanden, macht auf der Promenade von Sacramento zufällig die Bekanntschaft einer Frau, die, obwohl sie gelähmt ist, so daß sie in einem Handwägelchen von ihrem Manne, einem Bauhandwerker spazieren gefahren wird, durch ihr Wesen einen Zauber auf ihn ausübt, wie keine andere vor ihr. Er erkennt in dem Mann einen Herrn Decker, einen seiner Kunden wieder, der an ihn Geld verloren hat, und giebt es ihm zurück, während die Frau sich mit den Blumen beschäftigt, die er der Kranken mitleidig in einem benachbarten Garten gekauft hat. Decker hat dabei versprochen, nichts von dem Verlust seines Geldes, das zur Wiederherstellung der Gesundheit seiner Frau in einem Badeorte bestimmt gewesen, zu verrathen. Er hält diese Zusage indeß aus reiner Gutmüthigkeit nicht, und Frau Decker erfährt somit, daß Oakhurst ein Spieler ist. Aber weit entfernt davon, sich dadurch von ihm zurückschrecken zu lassen, fühlt sie sich nur mehr zu ihm hingezogen; denn sie ist eine speculirende Coquette, wenn auch keine von der gewöhnlichen Art. Oakhurst vermittelt dann, daß Decker bei den Schwefelquellen von San Isabel einträgliche Arbeiten bekommt und seine Frau in denselben Heilung von ihrem Leiden findet.

Nach einiger Zeit erscheint er selbst dort und wird von Frau Decker, die inzwischen, kaum genesen, mit einem hier verweilenden Bankier Hamilton ein Verhältniß angeknüpft hat, in einer Weise empfangen, die ihm mit ihrer dreisten Unweiblichkeit die Augen über ihr innerlich hohles Wesen öffnen müßte, wenn die Liebe nicht blind machte. Frau Decker wendet sich jetzt von Hamilton

ab. Sie wechſelt insgeheim Briefe mit Oakhurſt, ſie weiß ihren Mann zu beſtimmen, ſie auf einige Zeit nach Francisco reiſen zu laſſen, indem ſie vorgiebt, Hamilton, der ihr nachſtelle, werde dann auch abreiſen, während ſie doch nur die Abſicht verfolgt, dort mit Oakhurſt ohne Aufſehen zuſammen ſein zu können. Hamilton jedoch geht nicht. Aber ſein Bleiben führt nur dazu, daß Frau Decker ihrem Ziele immer näher kommt, indem ſie ihren Mann unter dem Vorgeben, Hamilton werde dann wegbleiben, überredet Oakhurſt ein Zimmer in ihrem Hauſe einzuräumen, was trotz des übeln Rufes des Spielers nicht auffällt; denn Frau Decker verſteht den Schein zu wahren, ſie iſt äußerlich einfach und vor Allem fromm, nie geſtattet ſie ſich in der Oeffentlichkeit eine Unziemlichkeit, ihr Name iſt über jeden Verdacht erhaben. Oakhurſt's Liebe zu ihr wirkt ſogar auf ihn veredelnd, er hält nicht mehr Bank, er verkauft ſeine Rennpferde, er meidet das Wirthshaus, lieſt viel, macht lange Spaziergänge, vernachläſſigt ſich in der Kleidung, „um wie achtbare Leute auszuſehen," und — beſucht die Kirche. Da macht der Zufall, oder die poetiſche Gerechtigkeit, dieſem Entwicklungsgange ein plötzliches Ende. Hamilton und Oakhurſt ſind bis dahin Freunde geweſen, jetzt entzweien ſie ſich, indem jener dieſen über das Weſen der Geliebten beider reinen Wein einzuſchenken im Begriff iſt; es kommt zu einer Scene und infolge zu einem Duell, in welchem Oakhurſt verwundet, Hamilton aber erſchoſſen wird. Bevor er ſtirbt, giebt er dem Freunde, der ihn getödtet, in einigen Briefen überzeugende Beweiſe von der Falſchheit derjenigen, der er ſich ganz hingegeben. Verzweifelnd, raſend eilt Oakhurſt nach ihrer Wohnung, wo er ſie auf dem Sopha beim Leſen eines Romans überraſcht.

„Sein Geſicht war verſtört, ſein Rockärmel hing loſe über den einen Arm, der verbunden und blutig war. Dem ungeachtet verſagte ihr die Stimme nicht, als ſie ſich ihm zuwendete. „Was iſt vorgekommen Jack? Warum biſt du hier?" — „Um dir die Briefe deines Liebhabers wieder zu bringen — dich umzubringen und dann mich ſelber zu tödten", ſagte er mit einer Stimme ſo dumpf, daß ſie faſt unhörbar war. — Unter den vielen Tugenden dieſes bewundernswürdigen Weibes war unbeſiegbarer Muth. Sie fiel nicht in Ohnmacht, ſie ſchrie nicht auf. Sie ſetzte ſich ruhig wieder hin, faltete ihre Hände über ihrem Schooße und ſagte gelaſſen: „Und warum ſollteſt du das nicht thun?" Hätte ſie ſich vor ihm gewunden, hätte ſie irgend welche Furcht oder Zerknirſchung merken laſſen, hätte ſie den Verſuch gemacht, zu erklären oder zu entſchuldigen, ſo würde Herr Oakhurſt dies als einen Beweis ihrer Schuld angeſehen haben. Aber es giebt keine Eigenſchaft, die der Muth ſo ſchnell anerkennt, als den Muth; es giebt keinen Gemüthszuſtand, vor dem ein verzweifelter Entſchluß ſich beugt, als verzweifelte Entſchloſſenheit; und die Gabe zu analyſiren, war bei Herrn Oakhurſt nicht ſo

ſcharf ausgebildet, daß ſie ihn abgehalten hätte, ihre phyſiſche Unerſchrockenheit mit einer moraliſchen Eigenſchaft zu vermengen. Selbſt in ſeiner Wuth konnte er nicht umhin, dieſe furchtloſe Kranke zu bewundern.

„Warum ſollteſt du das nicht thun?“ wiederholte ſie mit einem Lächeln. „Du gabſt mir Leben, Geſundheit und Geiſt, Jack. Du gabſt mir deine Liebe. Warum ſollteſt du nicht wieder nehmen, was du gegeben haſt? Fahre fort. Ich bin bereit.“

Sie hielt ihm mit jener ſelben unendlichen Anmuth der Hingebung die Hände hin, mit welcher ſie am erſten Tage ihres Zuſammentreffens im Hotel die ſeinigen ergriffen hatte. Jack erhob den Kopf, blickte ſie einen einzigen verwirrten Augenblick lang an, fiel neben ihr auf die Knie und drückte die Falten ihres Kleides an ſeine fieberhaften Lippen. Aber ſie war zu ſchlau, um nicht augenblicklich ihren Sieg zu ſehen, ſie war zu ſehr Weib, trotz all ihrer Schlauheit, um ſich enthalten zu können, dieſen Sieg ſofort zu verfolgen. In demſelben Moment, wo ſie mit der Regung eines beleidigten und verwundeten Weibes ſich erhob und mit einer gebieteriſchen Geberde nach der Glasthür zeigte, erhob ſich ſeinerſeits auch Herr Oakhurſt, warf noch einen einzigen Blick auf ſie und ging, ohne noch ein Wort zu ſagen, um ſie für immer zu verlaſſen.“

So das große Schlußtableau dieſes mit einer Seelenkenntniß ohne Gleichen ausgeführten Dramas dämoniſcher Liebe und dämoniſcher Heuchelei. Was weiter folgt, iſt unweſentlich, weil voraus zu ſehen. Frau Decker verbrennt die fatalen Briefe und feiert mit dem guthmüthigen Hahnrei, ihrem Gatten, dann eine anmuthige kleine Eheſtandsſcene. Jack Oakhurſt aber nimmt in ſeiner alten Weiſe ſeinen Sitz am Pharaotiſche wieder ein.

(Schluß folgt.)

Münchner Briefe.

(Der Reichsrath.)

Der Standort, von welchem man den Reichstag tagen ſieht, iſt kein beſonders günſtiger, denn die Tribüne, welche den nicht mit einem Anſpruch auf die bayriſche Peerswürde gebornen Publicum eingeräumt iſt, faßt ſo wenig Perſonen, daß der Photograph des hohen Hauſes ſeinen Apparat ſchwer aufſtellen kann. So vermag er nur flüchtig die äußere Charakteriſtik des Sitzungsſaales anzugeben. Er trägt ariſtokratiſcheres Gepräge, als der unter ihm liegende der Abgeordneten, wie ſich's in einem Lande, wo man ſich noch

nicht von vielhundertjährigen Vorurtheilen und Anſchauungen losgemacht hat, gebührt: rothſammtne Fauteuils und vor jedem ein fein polirtes Tiſchchen mit dem eingelegten Wappen des in jenem gedankenvoll ruhenden hohen Herrn. Denn ſehr gedankenvoll, tief nachſinnend erſcheinen einem auf den erſten Anblick die hier unten ſitzenden Vertreter des bayriſchen Oberhauſes; man denkt unwillkürlich an die Senatoren Roms, als ſie ſo ſchweigend und würdevoll die in ihr Heiligthum einbrechenden Gallier empfingen. Von der im Abgeordnetenſaale ſtets merklichen Unruhe und Lebendigkeit iſt hier nichts zu verſpüren; zu erheblichen Reden ſchwingt ſich ſelten ein Mitglied auf, und geſchieht das doch einmal, ſo iſt's gewiß keines aus der erblichen oder angeſtammten Pairie, ſondern eins der lebenslänglich berufenen, welche außer dem für gewöhnlich die Rednertribüne in Anſpruch nehmenden Referenten das Wort ergreifen. Auch im bayriſchen Herrenhaus hat ſich die Nothwendigkeit fühlbar gemacht, den verfaſſungsmäßigen Grundbeſtand an Prinzen, früher reichsunmittelbarer gefürſteten und gräflichen Herrn, Erzbiſchöfen und Biſchöfen u. ſ. w. durch Einimpfung von Capazitäten aus dem Juriſtenſtand, dem Großgrundbeſitz und der Induſtrie aufzuhelfen, und die Wahlen, die hier ſchon König Max II., wie bis in die neuere Zeit hinein, ſein Sohn und Nachfolger getroffen haben, ſind meiſt glücklich zu nennen geweſen. Unter dieſen „lebenslänglichen" Reichsräthen befinden ſich ſogar manche, deren Kopf und Herz auf dem rechten Fleck ſtehen und die — wir nennen nur die Rechtsgelehrten v. Pözl, Haubenſchmied, Neumayr, die Großinduſtriellen Cramer-Klett, Neuffer, den Generalſtabschef Graf Bothmer u. A. — dem Liberalismus in der erſten Kammer ſtets offenen Ausdruck verſchafft haben. Ueberhaupt kann man den Herren Reichsräthen im großen und ganzen in der oben geſchloſſenen ſechsjährigen Seſſion gerade nicht vorwerfen, daß ſie die Zeit nicht verſtanden und deren Forderungen nicht Rechnung getragen hätten. Wenigſtens haben ſie ſogar mehr als einmal in den entſcheidenden Momenten, wie bei der Kriegsrüſtung gegen Frankreich, bei der Annahme der Verſailler Verträge, der Beſchwerde des Biſchofs von Augsburg u. a. m. ſtets patriotiſcheren und freiheitlicheren Sinn gezeigt, als die rechte Seite des Abgeordnetenhauſes. Wenigſtens wollte die Pairie nicht königlicher ſein als der König und das gute Beiſpiel des echt deutſchen Weſens, das vom Throne herab gegeben ward, verfehlte doch nicht auch auf die zu wirken, die ſich mit Vorliebe die Stützen des Thrones nennen. Aber gerade einzelnen dieſem Throne am nächſten ſtehenden Mitgliedern des hohen Hauſes mag es mitunter nicht ſo ganz leicht geworden ſein, zu allem, was die Neugeſtaltung des deutſchen Reiches Beſchränkendes und Veränderndes für Bayern mit ſich brachte, ja zu ſagen: es iſt ja öffentliches Geheimniß, welche Gegenſtrömungen König Ludwig II. in ſeiner eigenen Familie fand und

vielleicht noch findet; aber wo der erlauchte Chef dieſes Hauſes dem ſiegreichen Heerführer und Retter Deutſchlands die Kaiſerkrone angeboten hatte, da konnten doch unmöglich ſeine königlichen und prinzlichen Oheime, Bruder und Vettern, wenigſtens äußerlich andern Willens ſein. War doch ſogar Prinz Luitpold, des Königs älteſter Ohm, während des ganzen Krieges im kaiſerlichen Hauptquartiere und ſagt man von ſeinem zweitälteſten Sohn, dem Prinzen Leopold, dem Gemahl der öſterreichiſchen Kaiſertochter, daß er wenigſtens ein ſehr entſchiedenes militäriſch-deutſches Herz im Buſen trage. Die beiden genannten Prinzen ſieht man mit großer Gewiſſenhaftigkeit die Sitzungen der Reichsrathskammer beſuchen, wenn ſie ſich auch, gleich den übrigen Agnaten, ſchweigſam verhalten. Nur Einer unter ihnen thut das nicht: Prinz Ludwig, der älteſte Sohn des Prinzen Luitpold. Mit anerkennenswerthem Eifer und Fleiß ſucht er ein wirklicher Arbeiter des hohen Hauſes zu ſein: er bemüht ſich um Referate, führt dieſe gründlich aus und ſpricht auch nicht ungewandt und eindruckslos. Neben ihm ſitzt ſein Vetter Karl Theodor, Sohn des Herzogs Max von Bayern und Bruder der Kaiſerin von Oeſterreich, auch ein wiſſenſchaftsbefliſſener Prinz, der ſich auf die Medizin geworfen und gelegentlich der Jubelfeier der Münchner Univerſität von dieſer den Doctorhut erhalten hat. Eine friſche jugendliche Erſcheinung iſt deſſen Bruder, der Herzog Max Emmanuel, auch ein begeiſterter Verehrer des greiſen Kaiſers, der Einzige aus dem bayriſchen Königshauſe, der bei dem letzten großen Kaiſer- und Fürſtencongreß in Berlin Gaſt des preußiſchen Hofes geweſen iſt.

Unmittelbar an die beſonders verzierten prinzlichen Fauteuils ſchließen ſich in reſpektsvoller Loyalität natürlich keine andern an. Den oberſten Sitz der hinter ihnen befindlichen Reihe nimmt der Erzbiſchof von München-Freyſing ein, Herr Gregorius von Scherr, nicht eine der würdigen Biſchofsgeſtalten, wie ſie ſich der gläubige Sinn wohl vorſtellt, ſondern eine ſehr derbe, wohlſituirte Erſcheinung, wie ſie der treffliche Genremaler Grützner auf ſeinen Kloſterbildern mit draſtiſcher Naturtreue malt, der man's anmerkt, daß ihr die Unterwerfung unter das Vaticanum nicht allzuſchwer angekommen iſt. Unwillkürlich ſucht man vom Erzbiſchof aus ſeinen kirchlichen Widerpart, den von ihm gebannten, aber trotzdem ihm ſehr ſtreitluſtig gegenüberſitzenden Ignatius von Döllinger. Döllinger's geiſtreicher Kopf iſt im Bilde viel zu bekannt, als daß wir ihn hier noch zu zeichnen brauchten. Man ſieht ihm noch nichts von der Geiſtesſchwäche an, die ihm die ultramontanen Blätter längſt andichten möchten, und der Altkatholizismus darf ſich immer noch ſeines muthigen Führers freuen. Weniger kampfesmuthig mehr ſieht das früher auch nicht vor erregtem Treiben auf kirchlichem Gebiet zurückſchreckende Haupt der

protestantischen Orthodoxie, Herr von Harleß, aus, der als Präsident des protestantischen Oberconsistoriums Sitz und Stimme im Reichsrath hat. Einst ein muthiger Verfechter evangelischer Glaubens- und Lebensfreiheit gegen die Gewissensbedrängungen des Abel'schen Regiments, wie früher ein begeisterter Anhänger der deutschen Burschenschaft und ihrer Träume für Kaiser und Reich, hat er mit diesen Anschauungen seiner Vergangenheit längst gebrochen, wenigstens stimmten seine Stellung, die er zum Schulgesetz eingenommen, seine Mitwirkung zum Sturze des Ministeriums Hohenlohe, wie die ganze Richtung, die er der evangelischen Landeskirche Bayerns zu geben gewußt hat, nicht mehr zu ihnen. Jetzt macht er den Eindruck eines müden Mannes, für den ein freier gesinnter Nachfolger bald zu wünschen wäre.

Da bei den Reichsräthen meistentheils mit Namensaufruf abgestimmt wird, so ist es dem Zuschauer leicht, mit den bisher von uns noch nicht genannten Häuptern der bayrischen Aristokratie bekannt zu werden. Gewöhnlich sind nicht alle der hohen Herrn am Platz, weniger wegen Mangels an Pflichtgefühl, sondern weil mehrere unter ihnen durch Kränklichkeit oder hohes Alter verhindert sind ihrem Mandat nachzukommen, oder auch, wie die Erbach, Löwenstein, Leiningen auch noch andern Herrenhäusern oder staatlichen Stellungen angehören und so in München sich entschuldigen lassen. Dafür aber finden sich ziemlich regelmäßig die Kronbeamten des Reiches, die Fürsten von Oettingen und Jngger, die früheren Standesherren Grafen Rechteren, Casten, Quadt, Schönborn, die erblichen Reichsräthe Aatdagtem, Lerchenfeld u. A., lauter mehr oder minder cavaliermäßige Erscheinungen von altaristokratischem Namensklange, ein, und nicht minder fleißig sind die „lebenslänglichen" Mitglieder des hohen Hauses, schon deshalb, weil meist aus ihnen das Arbeitsmaterial des letztern genommen wird. Das Präsidium der durch- und erlauchten Versammlung führt seit nun einem Vierteljahrhundert schon der frühere Freiherr, gelegentlich seines, im Vorjahr gefeierten 25jährigen Jubiläums vom König zum Grafen erhobene Schenk von Stauffenberg, der Onkel des bisherigen Präsidenten des Abgeordnetenhauses, der zwar weniger die liberalen Anschauungen seines Neffen theilt, aber seine Funktionen fast mit gleicher Gewandtheit und Geschicklichkeit, wie dieser ausübt. Wenigstens kann sich keiner der höchsten der hohen Herrn rühmen, jemals den Präsidenten in der oft sehr summarisch gehandhabten Ausführung seines Amtes erschüttert zu haben. Die Stelle des zweiten Präsidenten, der von der ersten Kammer selbst gewählt ist, während der erste vom König ernännt wird, versieht zur Zeit, als Nachfolger des verdienstvollen Freiherrn von Thüngen, Freiherr von Schrenk, der einstige Gesandte Bayerns beim hohen Bundestage. Er hat, wie üblich, beim Landtagsschluß das Hoch auf den König ausgebracht. Mit begeisterndem Wiederhall tönte dieses durch den nun verlassenen Sitzungs-

ſaal der Abgeordneten, in welchem jene Feierlichkeit ſtattfand. Es war eben der Ausdruck der Ueberzeugung der ſcheidenden Volksvertreter, daß, wenn Bayerns Zukunft auch einer Kriſis entgegengeht, dieſe doch zum Heil des engern Vaterlands, wie zur Ehre Deutſchlands, überſtanden werden wird, ſo lange König Ludwig an den Geſinnungen und Entſchlüſſen feſthält, die er ſeither ſo oft bethätigt hat.

Vom preußiſchen Landtag.

Berlin, den 16. Mai 1875.

Nur zwei Sitzungen haben die Abgeordneten in vergangener Woche gehalten und am 11. Mai bereits ihre Pfingſtvertagung bis zum 28. Mai eintreten laſſen. In der Sitzung vom 10. Mai fand die dritte Leſung des Ordensgeſetzes ſtatt. Auch dieſe Leſung rief wiederum, was ſelten geſchieht, eine lebhafte Discuſſion hervor. Unter den Rednern des Centrums zeichnete ſich diesmal Graf Praſchma aus. Er ſprach als vornehmer Cavalier und unterließ nicht den Hinweis, daß unter den Mitgliedern der geiſtlichen Orden in Preußen Angehörige der vornehmſten Geſchlechter des Landes und ſelbſt Verwandte des königlichen Hauſes ſich befinden. Man muß nur zweifein, ob dieſe Thatſache, für ſich allein genommen, für oder gegen die Zulaſſung der geiſtlichen Orden ſpricht.

Jedenfalls liefert dieſelbe einen Beweis von der Macht und Anziehungskraft der Orden, einer Macht und Anziehungskraft, die bei der ſklaviſchen Abhängigkeit von Rom, dem wahren Erbfeind der deutſchen Nation und ihres geſchichtlichen Genius, eine bedeutende Gefahr in ſich ſchließt. Die Vornehmen des Landes, die Mitglieder des königlichen Hauſes an der Spitze, müſſen gerade in Folge ihrer hohen Stellung auf Vieles verzichten, wozu die Geſetze den Staatsbürger berechtigen.

Es würde ſich empfehlen, ſo hochgeſtellten Perſonen die Theilnahme an geiſtlichen Orden zu verbieten, auch wenn die letzteren überhaupt noch geduldet werden könnten. Der Grund des Grafen Praſchma kehrt ſich alſo gegen die von ihm vertheidigte Sache. Es war eine ſonderbare Aufwallung des Redners, in der Ausſchließung der Orden ein Zeichen der Geſunkenheit des Vaterlandes zu finden. Noch ſonderbarer war freilich die Weiſſagung, daß das Vaterland im Kampfe mit Rom möglicherweiſe zu Grunde gehen werde.

Dieſem Redner von überwallendem Gefühl ſollte der Abgeordnete v. Sybel, aus deſſen Munde wir mit Vergnügen die Rechtsfrage der Ordenszulaſſung ziemlich Wort für Wort mit den Gründen beleuchten hörten, die wir Tags zuvor in dem hierher gerichteten Briefe niedergeſchrieben.

Ein ſpäterer Redner des Centrums verlangte in Conſequenz des Verbotes der geiſtlichen Orden die Ausſchließung der Freimaurer, was dem Abgeordneten, Herrn Windthorſt-Bieleſeld, die Verdienſte des Freimaurerordens in ſeinen großen Mitgliedern darzulegen und als ſolche Schiller, Leſſing, Mozart anzuführen Veranlaſſung gab. Schiller'ſche Gedichte mögen in den Freimaurerlogen bei feſtlichen Gelegenheiten oft vorgetragen worden ſein, Schiller ſelbſt aber äußerte ſich gelegentlich ſehr ſpöttiſch über den Orden und gehörte demſelben nie an. So geht es in der Hitze des parlamentariſchen Gefechts. Ein Glück für den Redner, daß ſein Namensvetter den Irrthum überhörte.

Dem letzteren ſcheint allerdings die Schärfe der Waffen mehr und mehr auszugehen. In der erwähnten Sitzung brachte er das mehr als ſchwache Argument wieder vor, die Ordensgelübde ſeien nicht ſtaatswidrig, weil der Staat ſie nicht mit ſeinem Arm beſchütze. Mit dieſem Argument könnte man jede verbrecheriſche Verabredung vertheidigen. — Es bedarf kaum der Erwähnung, daß das Ordensgeſetz mit großer Majorität definitiv genehmigt wurde.

In der Sitzung vom 11. Mai nahm das Haus nach erfolgter dritter Leſung und Genehmigung des Waldgeſetzes die von der Verfaſſung vorgeſchriebene wiederholte Berathung über die Aufhebung der drei Verfaſſungsartikel 15, 16 und 18 vor. Diesmal hatte wieder der Abgeordnete Gneiſt ſeinen glänzenden Tag. Er gab ein Bild des Wirrwarrs, wenn jede Religionsgeſellſchaft auf Grund einer Auslegung des Artikel 15, wie ſie bisher von der römiſchen Kirche beanſprucht worden, alle Staatsgeſetze für unverbindlich erklären wolle, die ſie mit ihrem Glaubensbekenntniß für unverträglich hält. Es würden ebenſoviel Rechtsſyſteme als Religionsgeſellſchaften zu bilden und der Staat aufgelöſt ſein. Die harten Aufgaben des parlamentariſchen Gefechts fallen auf Seiten des Centrums immer Herrn Windthorſt zu. Er verfehlte denn auch nicht, die Lanze gegen Gneiſt einzulegen, aber der Stoß war kaum zu ſpüren. Er ſchob dem Gegner die Folgerung zu, daß der Staat den Kirchen vorſchreiben müſſe, was ſie glauben dürfen. Aber die Folgerung iſt anzunehmen, wenn ſie richtig ausgedrückt wird, nämlich ſo: der Staat hat zu entſcheiden, wie weit die Kirchen ihre Glaubenslehren in praktiſchen Inſtituten verwirklichen dürfen. Weiter kämpfte Herr Windthorſt: wenn die Vieldeutigkeit des Artikel 15 ein Grund der Aufhebung ſein ſolle, ſo müſſe

man alle Gesetze der Welt aufheben. Es ist aber doch ein Unterschied, ob der Mißbrauch, der mit einer unvollkommenen Fassung getrieben wird, zur Abstellung drängt oder nicht.

Die Abschaffung der drei Verfassungsartikel wurde bei der zweiten Beschlußfassung wiederholt genehmigt. C—r.

Liniges über die Amerikanische Presse.

Aus New-York.

Bei dem Vertrieb der hiesigen Zeitungen ist besonders ins Auge zu fassen, daß im Publikum ein ganz bedeutend größeres und allgemeineres Interesse vorherrscht, die Zeitungen zu lesen, als dies in Deutschland, ja sogar in England der Fall ist. In den großen Städten ist es Sitte, daß die Anhänger der einen Parteirichtung nicht allein das Blatt täglich lesen, welches ihrer politischen Meinung huldigt, sondern auch die Ansichten der Gegenpartei in ihren Organen möglichst oft lesen und hören. Weiter enthalten die großen amerikanischen Blätter so viel nichtpolitischen Stoff, namentlich Abhandlungen über wissenschaftliche, landwirthschaftliche und sociale Verhältnisse, daß bei einer großen Anzahl von Lesern die politische Färbung eines Blattes fast zur Nebensache wird, wenn dasselbe nur alle übrigen, mit dem Landeswohl zusammenhängenden Verhältnisse berührt und möglichst erschöpfend behandelt. — So entstand hier ein Zweig der Tagespresse, der in Deutschland erst in den Anfängen bekannt ist: die halbwöchentliche und wöchentliche Ausgabe der Tagesblätter, wie solche alle großen hiesigen Zeitungen, auch die deutschen, veranstalten. Diese halbwöchentlichen und wöchentlichen Ausgaben haben aber hauptsächlich auf dem Lande, nicht in den Städten, wo sie erscheinen, und im Auslande ihre Abnehmer, und dadurch wird der Leserkreis dieser Wochenausgaben ein von den Abonnenten der Tagesausgabe derselben Zeitung grundverschiedener.

Die halbwöchentliche und wöchentliche Neu-York-Tribune z. B. ist dem Farmer der ganzen Vereinigten Staaten von großem Werth, denn sie enthält werthvolle Artikel, von Autoritäten geschrieben, über: Acker-, Feld-, Obst- und Weinbau, über Viehzucht und Forstkultur und alle anderen in das Farmergebiet einschlagenden Interessen. Dieses Fach allein erhält in diesen Zeitungsausgaben jedes Mal 6 bis 12 enggedruckte Spalten angewiesen. Der Text aber ist häufig durch Zeichnungen erläutert, die Maschinen, Gebäude, neue Pfropfsysteme u. s. w. bildlich darstellen. Außerdem behandeln

dieſe Blätter, neben der Zuſammenfaſſung der politiſchen Ereigniſſe des In- und Auslandes, bald dieſes bald jenes Gebiet der Wiſſenſchaften. So z. B. ſind ſeit Januar d. J. in der „Weeckly Tribune“ ſchon 3 Mal ſpaltenlange Aufſätze über den Venus-Durchgang erſchienen, in welchen derſelbe ausführlich wiſſenſchaftlich, mit Zeichnungen illuſtrirt, beſchrieben iſt. Die Zeitungs-Redaction würde ſolchen trockenen, wiſſenſchaftlichen Abhandlungen ſicherlich nicht ſoviel ihres koſtbaren Raumes widmen, wenn ſie nicht einem allgemeinen Bedürfniß der Leſer damit entgegen zu kommen glaubte. Die meiſten Leſer der wöchentlichen Tribune ſind aber, wie oben erwähnt, Farmer, Bauern! — Daß die Bevölkerungsklaſſe der Bauern aber hier auch für Höheres ſich intereſſirt, verdankt das amerikaniſche Volk weſentlich mit der beſſeren Preſſe, die Alles aufbietet, um das Intereſſe ihrer Leſer für Hohes und Großes zu erwecken und heranzubilden. Wie die Tribune, behandeln auch die Wochen-Ausgaben der übrigen großen Blätter mehr oder weniger ausführlich dieſelben oder verwandte Gebiete. Die Wochen-Ausgaben der deutſchen hieſigen Blätter bieten ihren Leſern ebenfalls vorzugsweiſe Aufſätze wiſſenſchaftlichen, ſocialpolitiſchen, geſchichtlichen Inhaltes, und ſo kommt es, daß der Leſerkreis dieſer Zeitungen ein ganz anderer und meiſt viel gebildeterer iſt, als der der Tagesausgaben derſelben Zeitungen.

Von der Million Menſchen, die hier in New-York leben, theilt ſich das zeitungsleſende Publikum in die 8 großen täglich erſcheinenden Blätter. Die meiſten Exemplare ſetzen Herald, Sun, Tribune, Times und Staatszeitung ab. Die erſteren beiden haben eine tägliche Auflage von über 100000, während die Staatszeitung eine ſolche von etwa 20000 hat. Die Blätter andrer Städte haben eine der Bevölkerungszahl der Städte angemeſſene Verbreitung. Hier leſen die Frauen, beſonders die Amerikanerinnen faſt mit demſelben Eifer Zeitungen, wie die Männer, und nicht ſelten hält ſich die Frau das der politiſchen Anſicht des Mannes entgegengeſetzte Blatt. Allgemein iſt das Bedürfniß, ſo früh des Morgens wie nur möglich die Zeitung zu leſen. Die Morgenzeitung iſt eine ebenſo unumgängliche Zuthat des amerikaniſchen Frühſtücks, wie Kaffee oder Brod.

Die Zeitungen kommen im Sommer um 5 Uhr, im Winter um 6 Uhr „auf die Straße“, und werden nicht nur in alle Häuſer der Leſer durch flinke Jungen gebracht, ſondern auf jedem Frühzug, der die Stadt verläßt, fliegen Maſſen der Morgenblätter in die Landbezirke hinaus, ſo daß nach wenigen Stunden hier der Bauer und Bürger kleiner Städte, der 60 bis 100 engl. Meilen von der größeren Stadt entfernt wohnt, die Zeitung der Hauptſtadt leſen kann. Der Vertrieb in den Städten iſt ein dem hieſigen Land ganz angemeſſener, er wird, glaube ich, nur hier ſo betrieben. Nur wenige Kunden, wohl nur die der deutſchen Blätter, werden durch regelmäßig

engagirte Zeitungsträger mit der Morgenlectüre versorgt. Die in englischer Sprache erscheinenden Blätter werden durch meistens ganz junge Knaben verkauft. Lang vor 5 Uhr des Morgens sammeln sich diese in dichter Schaar vor den palastähnlichen Zeitungsexpeditions-Gebäuden um ihren Waarenvorrath gegen baare Bezahlung in Empfang zu nehmen. Diese Jungen fangen mit einem kleinen Capital an, mit einem halben, einem ganzen Dollar, auf eigene Rechnung Blätter zu kaufen, um mit dem Gewinn der verkauften mehr und mehr Geld ins Geschäft stecken zu können. Sie erhalten die großen Zeitungen, die meistens für 5 Cts. die Nummer verkauft werden, für 3 Cts. geliefert, und arbeiten dann, wie die Bienen, bei Sonnenschein und Regen, bei tropischer Hitze und arktischer Kälte, ihre Waare schnell anzubringen, um, wenn die Morgenstunden nicht schon zu weit vorgeschritten, sich auf's Neue mit „Stock of trade" zu versehen. Schon in den frühesten Morgenstunden, wenn der spät nach Hause Gekommene sich noch gerne ein Mal zu weiterem Schlafe im Bette wenden möchte, wird er gestört durch die hellen, schrillen Kinderstimmen, die mit lang gezogenem Ruf ihre „Morning Papers" anpreisen, die unermüdlich von Straße zu Straße, von Haus zu Haus ihren Ruf von Neuem erschallen lassen. Kein Pferdebahnwagen fährt ihnen zu rasch, sie springen behende darauf, durchgehen denselben und verkaufen ihre News, wie ein beliebter Bäcker seine frischesten Semmeln. Kaum aber ist der Eine behend herabgehüpft, um den nächsten aufwärts fahrenden Car zu besteigen, so klettert auch schon ein Zweiter kleiner Intelligenz-Verbreiter heran, der ebenfalls von seiner Waare Etliches absetzt, denn er handelt in einem Artikel ganz andrer politischer Farbe wie sein Vorgänger. Wie emsig diese kleinen Knaben sind, erhellt daraus, daß fast ausschließlich durch sie, bis 10 Uhr früh, die Hunderttausende der Leser der Morgenblätter versorgt sind.

Was am Morgen gelesen wurde, ist hier zu Mittag aber schon alt. Am Nachmittag verlangt der Amerikaner wieder Neuigkeiten, über Politik, Handel, Gewerbe, Börse ꝛc. zu lesen und so giebt es in allen großen Städten der Union mehrere erscheinende Abendzeitungen, die in 2—4 Ausgaben zwischen 1 bis 5 Uhr verkauft werden. In diesen wird dem heimkehrenden Kaufmann und Gewerbtreibenden berichtet über die neuesten politischen Begebenheiten, über die Fluctuationen des Handels zu Hause und in der Ferne, über die Ankunft und Abfahrt von Schiffen im Hafen der Heimath, und des fernsten Erdtheils. Auch dieser Blätter bemächtigen sich die News Boys, und je länger die Abendschatten werden, je mehr sich mit denselben die Möglichkeit eröffnet, daß sie gar von den Blättern einige als todte Waare behalten könnten, um so erfinderischer werden die Kleinen im Ausrufen der schrecklichsten Begebenheiten, der kühnsten Combinationen in Politik und Handel.

Ueber den schnellen Witz, die Schlagfertigkeit dieser Jungen habe ich

unter Anderm zwei Beiſpiele erlebt, die ſo charakteriſtiſch ſind, daß ich ſie den Leſern der Grenzboten glaube mittheilen zu dürfen. Als im Herbſt 1864 der Rebellionskrieg im Süden noch blutig wüthete, ſtand ein höherer Offizier der V. St.-Armee auf den Stufen des Aſtor Houſe am Broadway in New York und ſah in Gedanken vertieft in den dämmernden Abendhimmel hinaus. Ich ging gerade vorüber. Da wurde er und ich plötzlich aus unſeren Gedanken aufgeſchreckt durch eine helle Kinderſtimme, welche rief: „Große Schlacht am Potomac, 20000 Todte, die Boys in Blue" (V. Staaten-Truppen) geſchlagen, die letzten Kriegsnachrichten!"

Der Offizier kam die Stufen des Hotels herab und indem er dem kleinen ſeine 5 Cts. für ein Blatt gab, fragte er: „Nun, mein Junge, wo ſoll denn die Schlacht geweſen ſein?" — „Sie können's natürlich nicht wiſſen," war die raſche Erwiderung, „wenn Sie hier im Aſtor Houſe ſind, ſtatt vor der Front, wo Sie hingehören!" Eine Schlacht aber war überhaupt nicht geſchlagen worden. — Ein ander Mal hatte Horace Greeley, der Gründer und Redacteur der N. Y. Tribune und ſpätere Präſidentſchafts-Candidat, in Kingſton (N. Y.) eine Rede gehalten, bei Gelegenheit einer Staatswahl-Campagne. Mich führte ein Geſchäft in derſelben Gegend den folgenden Morgen nach New-York. Der Zufall wollte es, daß nicht nur Greeley denſelben Zug, wie ich benutzte, ſondern ich kam in denſelben Wagen mit ihm, gerade hinter den alten originellen Mann zu ſitzen, den jedes Kind an ſeinem ſtereotyp grauen Rock, ſeinem hellgrauen Hut und ſeinen ſonſtigen Einzelnheiten kannte. In Ponghkeepſie am Hudſon war die erſte Gelegenheit gegeben, Morgenzeitungen zu erlangen. Als wir hielten, ſtürzte ſofort ein Zeitungsjunge in unſern Car, muſterte raſch die Reiſenden und verweilte einen Moment länger bei Prüfung meines Vormannes, dann rief er mit gellender Stimme: „Große Rede Horace Greeley's in Kingſton! Ungeheure Rede!" — Greeley winkte. Der Junge kam langſam durch den vollen Wagen heran, rechts und links Zeitungen verkaufend. Endlich wurde auch Herr Greeley bedacht, — dann verſchwand der Junge ſchleunigſt. Greeley durchflog ſein Blatt, zuerſt die erſte Seite, wo die Depeſchen ſtehen, dann die zweite, dritte, vierte, — er ſuchte jedenfalls den Bericht ſeiner „ungeheuren" Rede! Auf einmal ſtöhnte der Alte vernehmlich: „Der verdammte Junge hat mir eine geſtrige Zeitung aufgehängt!" — Wir alle anderen hatten die heutige. Zu was es mitunter ſolche kleine Zeitungs-Verkäufer bringen können, beweiſt gerade derſelbe Horace Greeley, der früher ſelbſt ein ſolcher kleiner armer Zeitungs-Junge war, ſich mit dem Verdienſt ſeines ſauren Fleißes ſelbſt bildete, und der Begründer wurde des Blattes, das ſeit Jahren, wenn nicht als reichſtes und größtes Blatt, doch als das bedeutendſte, anſtändigſte und beſte Tagesblatt in Amerika bekannt wurde.

Auch für die Bildung dieser Zeitungsjungen ist in jeder großen Stadt durch besondere Tages- und Abendschulen „die News-Boy's Schools" gesorgt. Den Waisenknaben, welche sich dieses Geschäft zum Erwerb auserlesen, sind ebenfalls besondere Heimathstätten, die News-Boys-Homes geschaffen, in welchen sie neben einer Wohnstätte und Pflege, auch Schulunterricht und ärztliche Hülfe finden. — Nicht immer sind es aber nur arme Knaben die diesem Verdienst nachgehen. Als ich letzten Winter in einer Car Chicagos fuhr sprang ein nett angezogener Junge mit Zeitungen heran und bot sie an. Auf einmal redete er einen neben ihm sitzenden bekannten geizigen aber wohlhabenden Kaufmann mit dem Gruß „Hallo Pa!" an. — Es war der Sohn des Kaufmanns und verdiente sich auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege sein Taschengeld.

Die Nachrichten aus allen Welttheilen, werden der amerikanischen Presse telegraphisch gemeldet. Zwei Associationen bestehen hier zu Lande, welche die Depeschen für einen verhältnißmäßig billigen Preis ihren Mitgliedern nach allen Theilen der Union weiter telegraphiren. Die Blätter sind so eingerichtet, daß meistens auf der ersten Seite spaltenweise die Telegramme nebeneinander und untereinander gereiht sind. Jede Spalte enthält ein anderes Gebiet, wie: Ausland, Congreß, Asien, Suezcanal u. s. w. Der Hauptinhalt der Depeschen ist mit fettgedruckter Schrift, satzweise unter den jeweiligen Kopf gesetzt, so daß der Leser schon beim Oeffnen seines Blattes sofort erkennen kann, was in der Welt vorgegangen ist, ohne einstweilen die detaillirten Depeschen zu durchgehen. Hier liest man am Morgen, auch in den Blättern von St. Louis, Chicago, San Francisco u. s. w. die stenographischen-Berichte der Congreßverhandlungen des vorhergehenden Tages, die Berichte der Nachtsitzungen, bis 2 Uhr Morgens des gleichen Tages, an welchem die Zeitungen erscheinen.

Man sagt bei Ihnen mit gewissem Recht, daß es ja einerlei sei, ob man die Nachrichten aus fernen Welttheilen einen Tag, eine Woche, einen Monat früher oder später erfahre.

Aber man gewöhnt sich gar schnell und gerne an die schöne Einrichtung jeden Morgen telegraphisch zu erfahren, was vor erst 12 Stunden in China, in Calcutta, am Suez-Canal, in St. Petersburg sich zugetragen. Und diese Depeschen sind nicht etwa der Art, daß man wegen ihrer „kabelmäßigen" Kürze deren Sinn mehr errathen als erkennen könnte. — Ueber den Unternehmungsgeist der amerikanischen Zeitungsverleger mehr zu sagen, ist wohl nicht nöthig; man erinnere sich nur der Aufsuchung Livingstone's durch Stanley im Auftrag des N. Y. Herald. — Auch die Größe der Zeitungen, sowie der enge, kleine Druck wird den meisten Lesern schon bekannt sein.

Das Verlangen des Publikums, nach dem Neuesten, bringt es mit sich,

daß die hiesigen Zeitungen, auch die besseren, oft in Sensation machen. Der Stoff dazu geht selten aus, und darf bei den gewissenlos redigirten Blättern nie ausgehen. Jeder Unglücksfall auf Eisenbahnen oder Gewässern, jede Scandalgeschichte in der höheren Gesellschaft, den Cirkeln der „oberen Zehntausend", jede Criminalproceßverhandlung und Hinrichtung wird mit einer Ausführlichkeit behandelt, als ob an jedem Wort das Wohl und Wehe des Staates hinge. Diese ausführlichen, Niemanden schonenden Berichte, wie sie dann wieder und wieder gedruckt in allen Blättern erscheinen, lassen leicht den irrigen Glauben aufkommen, als wären hier solche Störungen der öffentlichen Sicherheit und des friedlichen, ruhigen Lebens ebenso Tagesbedürfniß und Allgewöhnliches, wie die Zeitungen selbst, welche sie veröffentlichen. Man macht hier leicht, um die Zeitung zu füllen, aus einer Mücke einen Elephanten, und in der Fremde, wo die Verhältnisse nicht richtig verstanden werden, lebt dann eben nur der Elephant fort.

Daß diese Richtung der Tagespresse einen demoralisirenden Einfluß ausübt, besonders auf die unreife Jugend, ist nicht zu leugnen; wie gute Folgen sie im einzelnen Fall auch oft haben mag. — Es sind auch ganz bestimmte Blätter und Blättchen, welche dieser Sensationsmanie besonders huldigen; diese werden auch hier von den besseren Bürgern als Schandblätter bezeichnet und verabscheut. Es sind schon zu öfteren Malen statistische Berichte veröffentlicht worden, welche ein interessantes Licht werfen auf die Zahlen derer, den Charakter derer, die diese Literatur besonders protegiren. Es sind die niedrigsten, rohesten Volksschichten, aber auch die frömmelnden Massen der „oberen Zehntausend", während die anständigeren Zeitungen ihren Leserkreis hauptsächlich unter soliden Geschäftsleuten, Farmern, fleißigen Gewerbtreibenden und den Tausenden der besseren Arbeiterbevölkerung finden. Diese Manie, Sensationsnachrichten zu veröffentlichen, leitet die gewissenlos geführten Blätter oft auf den Irrweg, solche Nachrichten auch aus Nichts zu fabrizieren. Und diese ersonnenen Lügen und Scandalgeschichten gehen dann in alle Welt und werden als Beispiel des wirklichen amerikanischen Lebens verbreitet und in der Fremde geglaubt. Wenn man eine wöchentliche Ausgabe des N. Y. Herald, dieser größten, aber auch schamlosesten der hiesigen Zeitungen — des hiesigen Jesuitenblattes — zur Hand nimmt, so möchte man glauben, es wäre hier eigentlich außer Mord, Todtschlag, Fälschung, Verführung, Betrug und Brandstiftung nichts an der Tagesordnung, und der Unbefangene muß sich unwillkürlich fragen, wie bei solchen Zuständen ein Land, ein Volk sich so schnell und schön entwickeln konnte, so rasch zu Reichthum und Bedeutung gelangen konnte, wie die Vereinigten Staaten in nicht ganz 100 Jahren. Der Herald ist, neben den Gaunerblättern par excellence: Police News, Last Sensation Police Gazette, — der Lesestoff aller Gauner, der großen, westlichen Metropole

aller gewissenloser Politiker, und nur seine gewaltige Auflage (125000) verschafft ihm, wegen der großen Verbreitung der Inserate, die Benutzung der Gewerbtreibenden besserer Classe.

In Betreff ausländischer Geographie und Geschichte sind die Redacteure dieser Scandalblätter ebenso unwissend, als reich im Erfinden. Der Herald gab seinen Lesern z. B. im Jahre 1866 einen Begriff, warum der Krieg zwischen Süddeutschland und Oesterreich gegen Norddeutschland, resp. Preußen ausgebrochen war. Nach dem Herald war Baiern der Apfel des Zwistes. „Baiern, eigentlich ein französisch bevölkertes Land, die Heimath der Franken und Bavaren, wollte sich vom deutschen Joch losreißen, um mit dem Mutterland Frank(en)reich sich zu verbinden. Frankreichs Hände waren aber durch den Kriegszug nach Mexico gebunden, es konnte sich daher der „kämpfenden Brüder" nicht annehmen. Deshalb zog, aus Sympathie und Gerechtigkeitsgefühl, das alte, stolze Oesterreich sein Schwert für Baiern's „Unabhängigkeit"." — Ein andres Mal raisonnirte ein Correspondent desselben Blattes aus Wien schreibend, über die stupide Ignoranz der Bewohner Deutschlands, welche die Namen ihrer eignen Städte nicht ein Mal zu schreiben wüßten. Sie sagten: Aachen, Cöln, München, Wien, — statt Aix la Chapelle, Cologne, Munic, Vienne! — Wörtlich! — Noch ein Bild! — Im September 1866 brachte das Providence Journal eine kurze Notiz über die große Kanonenfabrik Krupp's in Essen. Dabei schlich sich aber ein fataler Druckfehler ein, der wohl dem Zufall seine Entstehung verdankte, daß der Redacteur noch nie von Essen gehört hatte, also konnte es auch gar nicht existiren; diese Fabrik mußte also in Essex sein, und wurde denn auch als großes englisches Unternehmen besprochen. Ich war damals in Rhode Island, und forderte den Redacteur auf, seinen Fehler zu corrigiren, indem ich darauf hinwies, der Deutsche sei mit Recht auf diese, in ihrer Art berühmteste und großartigste Fabrik der Welt stolz. Er aber schwieg — die Erwiderung kam nicht. Ich sandte dieselbe an ein Oppositionsblatt daselbst, welches denn die Erwiderung nicht nur bereitwillig erscheinen ließ, sondern den Redacteur des Journals auch als einen „Simpleton" erster Classe darstellte.

Die besseren Blätter sind ganz andrer Art, wie die Scandalblätter. Sie sind gut und sittlich redigirt und thun wie schon Eingangs bemerkt, ihr bestes, um ihren großen, aus den verschiedensten Bildungsklassen zusammengesetzten Leserkreis, über Alles, was in der Welt vorgeht, aufzuklären. Sie bringen ausführliche, gerecht und wahr geschriebene Artikel über Leben, Geschichte und Geographie, Sitten und Unsitten der fremden Länder wie der Heimath. Diese besseren Blätter der verschiedensten politischen Parteien finden sich in den täglichen oder wöchentlichen Ausgaben in jedem Familien-

kreise der besseren, fleißigeren Einwohner von Stadt und Land. — Es giebt aber kaum ein Blatt, in nichtdeutscher Sprache, welches so gerecht die deutsche Sache vertritt, so gut über deutsche Geschichte, Geographie und Politik unterrichtet ist, wie die New-York-Tribune. R.

Literatur.

Deutschland im Achtzehnten Jahrhundert, von Dr. Karl Biedermann, II. Band. Geistige, sittliche und gesellige Zustände. Zweiter Theil. Zweite Abtheilung. — Leipzig, J. J. Weber 1875. — Es soll hier nur eine Anzeige, nicht eine eingehende Besprechung gegeben werden; die letztere wird später folgen. Wenn der Verfasser nur „ordentlicher Honorarprofessor an der Universität Leipzig" wäre, als welchen er sich auf dem Titel aufführt, so wäre dieser Halb- oder richtiger Drittelsband längst erschienen. Aber der wahre Grund der Verzögerung dieses vom literarischen, kulturhistorischen und nationalen Standpunkt aus gleich bedeutenden Werkes gereicht dem Verfasser zur größten Ehre. Als d. Bl. vor mehreren Jahren Biedermann's Leben kurz darstellten, war der Grund dieser Zögerung angedeutet: Biedermann ist seit einem Jahrzehnt der thätigste, rührigste und tapferste deutsche Patriot im Königreich Sachsen, und selbstverständlich können bei dieser hervorragenden — auch parlamentarischen — politischen Thätigkeit Studien nur langsam gedeihen, welche die enorme Ausbeute voll verwerthen, die wir derselben Spanne Zeit an archivalischen und handschriftlichen Enthüllungen über die klassische und vorklassische Zeit deutscher Literatur verdanken. Gleichwohl ist sicher zu hoffen, daß in kurzer Folge nun die dritte Abtheilung des zweiten Bandes, welche das ganze schöne Werk abschließt, erscheinen wird. Wir werden dann die Geschichte der deutschen Literatur und Kultur, welche die erste Abtheilung dieses Bandes von Gellert bis Wieland führte, abgeschlossen sehen mit der Charakteristik Goethe's und Schiller's und dem vermittelnden Bilde der Reife Lessing's und Herder's, der thatenfordernden Philosophie Kant's, zu einem zusammenfassenden Bilde der gesammten geistigen, sittlichen und geselligen Zustände Deutschlands gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. In diesem gewaltigen Kulturbild, an dessen äußersten Enden Gellert und Goethe und Kant, der harmlose Humanismus und die Stürme der französischen Revolution stehen, stellt der vorliegende zweite Theil das verbindende, erhebende Mittelglied dar, das getragen und bezeichnet ist durch die Namen: Friedrich der Große und Lessing. Die bedeutsame Einwirkung des großen Preußenkönigs auf den bis dahin hervorragendsten deutschen Schriftsteller, Dichter und Stilisten ist noch niemals mit solcher Schärfe und Gründlichkeit untersucht und dargestellt worden, wie von Biedermann. Und ebenso findet sich in dem späteren Zurücktreten der gewaltigen persönlichen Einwirkung Friedrich's des Großen, in dem Ueberwuchern der weichen, subjectiven Empfindung jene seltsame Erscheinung der „Sturm- und Drangperiode, welcher die letzteren Capitel dieses Theils gewidmet sind. Herder's Berührung mit Goethe in Straßburg bildet den Schluß dieser Schrift, die jeden Deutschen von Bildung und Liebe für seine vaterländische Geschichte mit hohem Interesse anziehen und mit wahrer Freude erfüllen muß. —

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

Digitized by Google

XXXIV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 22.

Ausgegeben am 28. Mai 1875.

Inhalt:

	Seite
Der erste Eroberungszug der neueren Franzosen. 1494—1495. Max Jähns.	321
Neue Novellen von Bret Harte. (Schluß).	340
Die Antheilswirthschaft in Toskana. Max Hoening.	351
Literatur. (Baedekers London — Das 5. Heft des Generalstabswerks.)	358

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Der erſte Eroberungszug der neueren Franzoſen. 1494—1495.

Von Max Jähns.

In der Einleitung zu ſeiner „franzöſiſchen Staats- und Rechtsgeſchichte" ſagt Warnkoenig: „Ob man gleich in der Regel Frankreichs neuere Geſchichte mit Franz I. alſo 1515 beginnen läßt, ſo wird die Zurückführung ihres Anfangs auf die Thronbeſteigung Charles' VIII. um ſo weniger verwerflich ſein, als er es war, der zuerſt die franzöſiſche Eroberungspolitik durch ſeine italieniſchen Kriege zur Anwendung brachte." — In der That: Das aus dem Schutt der engliſchen Kriege neu aufgebaute Königthum Frankreichs, das ſich emporrichtete an der nationalen Reaction gegen die Fremdherrſchaft, hatte ſich noch unter Charles VII. ſelbſt das wichtigſte Organ der Monarchie geſchaffen: ein ſtehendes Heer, das erſte in Europa, die berühmten Ordonnanz-Compagnien. Unter Louis XI. hatte ſich dann die franzöſiſche Königsgewalt mit all den Mitteln, welche ſie der italieniſchen Lokaltyrannis abgelernt, im Innern feſtgeſetzt; unter Charles VIII. aber ſollte ſie nun die neugewonnene Macht auch nach Außen hin zur Geltung bringen und damit jene Beſtrebungen und Kämpfe einleiten, welche in dem Ringen um Italien ihren Mittelpunkt, in dem Gegenſatze zu Spanien und Oeſterreich eine ſtete Nahrung fanden und welche für die Entwickelung der Staats- und Kriegskunſt während der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts von ganz unvergleichlichem Intereſſe ſind.

Seltſam erſcheint es, daß die Inauguration dieſer Epoche durch einen ſo unbedeutenden Menſchen geſchieht, wie eben Charles VIII. war, ſeltſam auch, daß die Unternehmung, an welche ſich jene großartigen Folgen knüpften, an und für ſich als ein faſt thörichtes, ſchlecht überlegtes und ſchlecht geleitetes Abenteuer erſcheint! — Es iſt, als ſollten jene Geſchichtsphiloſophen Recht behalten, die da meinen, daß oft die gewaltigſten Ereigniſſe, welche das Antlitz der Welt verändern, Reſultate der Unerfahrenheit und der Unfähigkeit ſeien. — Indeſſen: nicht allein in den Perſönlichkeiten und deren Abſichten ruht die treibende Kraft der Geſchichte; vielmehr ſind auch die menſchlichen Gemeinweſen und ihr hiſtoriſch gewordener Zuſtand Mächte an ſich, und das lebendig Emporgewachſene entwickelt Kräfte,

mit denen ſich die größte Energie nur allzuoft vergeblich gemeſſen hat. — Die Wahrheit dieſes Satzes wird vorzüglich verdeutlicht durch die Geſchichte der Minderjährigkeit Charles' VIII. Scheinbar werden in dieſer Zeit alle Errungenſchaften der franzöſiſchen Krone in Frage geſtellt; aber jene Anfechtungen ſind vergeblich; ſelbſtändiger und ſtärker als je geht das Königthum aus ihnen hervor.*)

Charles VIII. war ein vierzehnjähriger ſchwächlicher Knabe als er zur Regierung kam, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Tod eines Despoten, wie Louis XI. geweſen, das Signal zu tiefen inneren Bewegungen gab. Wie einſt bei dem Hingang Philipp's des Schönen machte ſich die Entrüſtung der franzöſiſchen Nation Luft in der allgemeinen Verdammung des Regierungsſyſtems des verſtorbenen Königs: der hohe Adel verlangte die Zurückgabe ſeiner Rechte und aller eingezogenen Lehne, das Parlament die Herſtellung legaler Juſtiz und des Steuerbewilligungsrechtes, Stadt und Land die Abſchaffung der drückenden Taille und der Militärlaſt. Um die Vormundſchaft des Königs ſtritten ſich die Bourbons und die Orleans, und wenn es auch der Vertreterin der Bourbons, der älteſten Schweſter des Königs, der klugen und ſchönen Anna von Beaujeu, gelang, thatſächlich Regentin zu werden, ſo erwieſen ſich doch die Schwierigkeiten, zumal in der Frage des Armeebudgets, ganz außerordentlich groß.

Die Baillages des Nordens und die Sénéchauſſés des Südens hatten alle gleichlaut und heftig eine Verſammlung der Generalſtaaten gefordert, und wirklich traten im Februar 1484 die Vertreter des Adels, des Klerus, der Bürgerſchaften und der freien Bauern in Tours zuſammen, und es begannen jene ſtürmiſchen Sitzungen, über welche Bernier's Publication des Journal des états généraux de France tenus à Tours en 1484 in der Collection des documents inédits ſo intereſſantes Licht verbreitet hat.**) Am lebhafteſten waren die Verhandlungen über das Budget und den service militaire.

Da Louis XI. keinen namhaften Krieg geführt, ſo ſah man mit hergebrachter Kurzſichtigkeit das von ihm geſchaffene Heer viel mehr als ein Werkzeug zur Chicane als für ein Vertheidigungsmittel an; während man ſich

*) Außer den großen italieniſchen Geſchichtsſchreibern Guicciardini und Giovo, außer Comines' Memoiren und Sismondi's berühmtem Werk ſind ſpeziell für die Geſchichte Charles' VIII. wichtig:
Desrey, Grandes chroniques de très-chrest. roy Charles VIII. Paris 1510.
de Belforest, Histoire des neuf Charles. Paris 1568.
Varillas, Histoire de Charles VIII. Paris 1691.
von Ranke, Geſchichte der roman. und german. Völker von 1494 bis 1514. Lpzg. 1824.
de Ségur, Histoire de Charles VIII. Paris 1838.

**) Es iſt das eine 1835 erſchienene Ueberſetzung des lateiniſchen Originalwerkes von Jehan Maſſelin, Depulirten der Baillage de Rouen.

doch hätte ſagen müſſen, daß die ſo lang entbehrte Ruhe im Innern und ein, faſt nur durch den einzigen Schlacht-Tag von Guinegate unterbrochener 22jähriger Friede, der längſte Friede den Frankreich ſeit Karl d. Gr. genoſſen, zu nicht geringem Theile eben jenem Heer zu danken geweſen war. Aber wann hat je eine Nationalverſammlung derartige Ueberlegungen angeſtellt!? — Ganz eigenthümlich erſcheint das Verhalten der Ariſtokratie. Sie war zufrieden, daß ſie in den letzten Lebensjahren Louis' XI. nicht mehr als Vaſallenſchaft mit dem Arrièreban ins Feld gerufen worden war. Dies thatſächliche Verhältniß ſtrebte ſie nun ſofort zu einem rechtlichen zu machen, indem ſie verlangte, daß die Vaſallen überhaupt nur noch bei offenbarer Reichsgefahr als eine Art Landſturm ſollten aufgeboten werden dürfen. Dann aber ſolle der Adel zwar vom Könige beſoldet, aber nicht in Compagnien formirt und unter königliche Capitains geſtellt werden, ſondern wieder wie in alter Zeit der Fahne ſeines Lehnsherrn folgen. Im Uebrigen ſollten auch ihre Hinterſaſſen nicht über ihre, der Lehnsherrn Köpfe hinweg, aufgeboten werden dürfen. Dem gegenüber ſtanden die Forderungen der Gemeinen. Das Volk, „le pauvre peuple, jadis nommé français, et ores de pire condition, que le cerf", wie ſich die Deputirten ausdrückten, forderte vor Allem Verminderung der Taille und Abſetzung des Unfugs der Soldaten bei den Märſchen. Da zögen die Schaaren ohne Aufhören von Provinz zu Provinz und würden bei dem Arbeiter einquartiert, der doch vorher ſchon die Taille bezahlt habe und zwar um vertheidigt, nicht um ausgeplündert zu werden. Denn die Soldaten begnügten ſich nicht mit dem, was ſie im Quartiere fänden, ſondern ſie zwängen ihre Wirthe mit Stockſchlägen, aus der Stadt Wein, Weißbrodt, Fiſche und Spezereien herbeizuſchaffen. — Endlich verlangte der dritte Stand auch eine Reduction der Gendarmerie, und zwar ſollte ſie auf den Fuß geſetzt werden, wie ſie unter Charles VII. beſtanden. Was auch der alte, ehrwürdige Jean duc de Bourbon, Connetable und Generallieutenant des Königs, thun mochte, um die Deputirten der verſchiedenen Stände zu bewegen, ſich für den Etat von 2500 lances d' ordonnance und 8000 Fußknechten zu entſcheiden, und obwohl er die Vertheilung dieſer geringen Macht nicht im Innern ſondern ausſchließlich an der Grenze vorlegte und ſich erbot, die verſchiedenen Capitains, die dort befehligten, herbeizurufen, um über alle Verhältniſſe genaue Auskunft geben zu können, ſo blieben die Vertreter des dritten Standes hartnäckig dabei ſtehen, daß man zu keiner Ausgabe ſchreiten könne, bevor man nicht die Einnahme feſtgeſtellt. Zuletzt kam man indeſſen doch auf Vorſchlag des orateur de la langue d'oeil dahin überein, dem Könige, und zwar auch nur auf 2 Jahre, diejenigen Abgaben zu bewilligen, die man während der Regierung Charles' VII. bezahlt, nämlich eine Taille von 1,200,000 Livres und zwar unter der

Bedingung, nur dieſelbe Anzahl von gendarmes zu unterhalten, welche jener König urſprünglich eingerichtet. Das äußerſte, wozu ſich der dritte Stand auf dringendes Bitten der Prinzen noch herbeiließ, war ein einmaliges Geſchenk von 300,000 Livres an den König: wir würden es heutzutage ein Extraordinarium im Armeebudget nennen. — Immerhin ging übrigens aus dieſen Debatten das Weſentliche der Heeresorganiſation ungefährdet hervor und das war für die kommenden Ereigniſſe von der größten Wichtigkeit. In der Gendarmerie beſaß der König eine vortreffliche Reiterei, und die bewilligten Geldmittel reichten hin, an Stelle eines fehlenden guten franzöſiſchen Fußvolkes ausländiſche Söldner zu werben und zwar in erſter Reihe Schweizer. Denn ſchnell genug, überraſchend ſchnell, waren die Söhne der Eidgenoſſenſchaft aus heldenmäßigen Vertheidigern der höchſten Güter des Vaterlandes, als welche ſie ſich noch in den Kämpfen gegen Karl den Kühnen ſo glorreich bewährt, zu käuflichen Reisläufern herabgeſunken, welche nicht anſtanden, für Jedermann, der ſie bezahlte, handwerksmäßig Krieg zu führen.

Es war ſchon den Zeitgenoſſen aufgefallen, daß bereits bei dem Hinzuge der Schweizer nach Lothringen, als ſie dem edlen jungen René gegen den mächtigen Burgunderherzog zu Hilfe zogen, eine Menge von Ungehörigkeiten und Uebergriffen von ihnen begangen wurden; nach dem Gewinn der Schlacht von Nancy zeigten ſie aber erſt recht den Uebermuth und die Zügelloſigkeit, durch welche ſie ſpäterhin ſo berüchtigt wurden. Am 13. Januar 1477 plünderten ſie St. Croix bei Colmar völlig aus; in Baſel, welches damals noch nicht zur Eidgenoſſenſchaft, ſondern zur niederen, (elſäſſiſchen) Vereinigung gehörte, „verſchafften ſie einigen ihrer dort ſtudirenden Landsleute, welche relegirt werden ſollten, durch warme Fürſprache bei Rector und Senat, die ſie mit allerlei ſehr ausdrucksvollen Gebärden begleiteten, die Doctorpromotion.“*) Das war am Ende nur ein übermüthiger Spaß; aber er ging aus einer bedenklichen Stimmung hervor und konnte, auf andere Verhältniſſe übertragen, verhängnißvoll werden. Grell trat auch während dieſes Feldzuges ſchon der heftige Drang der Schweizer nach Geld hervor, kaum gemildert durch die Sympathien, welche die Gebirgsbewohner für René hegten. Lediglich als Geſchäft wurde das Verhältniß aufgefaßt, und nicht darin erſcheint das ſchlimmſte Anzeichen dieſer Richtung, daß bis zur Auszahlung des Soldreſtes in Baſel von jedem Ortsſähnlein der Hauptmann und 6 Knechte zurückblieben und dem Herzog ſo lange auf der Taſche lagen, bis er die Summe von 14000 Gulden mit Hilfe einer Anleihe herbeigeſchafft, ſondern darin lag ein trauriges Symptom, daß neben den Geldrückſichten von gar keinen anderen auch nur noch die Rede war und zwar nicht nur bei den Knechten, die ſich ver-

*) Rüſtow, Geſchichte der Infanterie.

dingt hatten, ſondern auch bei deren Ortsobrigkeiten. Zwar für den Augenblick ſchreckte dieſer wüſte Heimzug und die widerwärtigen Nachwirkungen, welche ſich bei den vagirenden Soldbanden zeigten, die eidgenöſſiſchen Behörden; ſie ſtellten den Knechten die Zukunft vor Augen und ließen ſie in den nächſten Jahren nur mit großer Zurückhaltung ſich in äußere Händel miſchen; aber ſie verſäumten es, der kriegeriſchen thatendurſtigen Jugend des Bundes eigene große Ziele, vaterländiſche Aufgaben zu ſtellen. Selbſt von fremden Großen beſtochen, ſelbſt geldgierig und ideallos, verſtanden ſie es nicht, die weltgeſchichtliche Stellung, welche ſich die Eidgenoſſenſchaft durch ihre Kriegsthaten erworben, für große politiſche Zwecke zu verwerthen. Jener Spruch, der ſpäterhin in aller Munde war: „kein Geld, kein Schweizer!“ — in der Seele dieſer Ortsobrigkeiten war er ſchon damals wahr. — Menſchliche Gemeinweſen, Staaten, haben jedoch ganz andere Zwecke zu verfolgen, als den Gelderwerb. Da, wo dieſer das leitende Motiv wird, da, wo die höchſte Lebensäußerung einer Nation, der Krieg, herabgewürdigt wird zum Mittel des Gelderwerbs im Dienſte anderer Staaten, da verurtheilt ein Volk ſich ſelbſt. — Die Schweiz hat ſich auf dieſem Wege um ihre Weltſtellung gebracht, und das geſchah auf eben jenem italieniſchen Boden, auf dem ſich um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts faſt alle Heere Weſt-Europas ein Rendez-vous gaben.

Außer den 6000 Schweizern, welche den Kern ſeiner Infanterie ausmachten, verfügte Charles VII. noch über ein regelmäßig beſoldetes Fußvolk von 10,000 Mann, eine Schöpfung Louis' XI. die ſog. Bandes de Picardie. Es waren das Nordfranzoſen und Niederländer, welche während der zweijährigen Dauer des berühmten Lagers von Pont de l'Arche von Schweizern ausgebildet und dann als Beſatzungen in die wichtigen Grenzplätze der Picardie gelegt worden waren, denen ſie ihren Namen verdanken. Sie haben dort große Dienſte geleiſtet, weit größere als ſie gewöhnlichen Milizen und Aventuriers jemals möglich geweſen wären. — An Cavallerie beſtanden zunächſt die Compagnies d'ordonnance, und zwar, wenn ſie wirklich nur die Zahl erreichten, wie zu Charles' VII. Zeit, deren fünfzehn. Zwei dieſer Compagnien, nämlich die Gendarmes écossais und die erſte Compagnie der Gardes du corps, die ſog. compagnie écossaise ſind die einzigen, welche ſpäter die Religionskriege des 16. Jahrhunderts überlebten. Neben dieſer ſchwergerüſteten, noch durchaus im Sinne mittelalterlichen Ritterthums bewaffneten und fechtenden Adelstruppe beſtand dann eine leichte Reiterei, die mit Bogen und Armbruſt bewaffnet war: die archers und die arbalétriers. — In ſehr gutem Zuſtande übernahm Charles VIII. die Artillerie, deren maître général zu Anfang ſeiner Regierung Guillaume Picard war. Man kann

behaupten, daß das Geſchützweſen Frankreichs damals in ganz Europa nicht ſeines Gleichen hatte, namentlich ſoweit es ſich um den Feldgebrauch handelte, ein Umſtand, auf den noch näher eingegangen werden wird.

Eine beſondere Ehrenſtellung nahm die königliche Garde ein. Sie beſtand außer den bereits erwähnten ſchottiſchen Compagnien der Gensdarmerie noch aus zwei franzöſiſchen, nämlich den archers du roi (ſog. petite garde du corps) und den archers de la garde, ferner aus 100 adligen Lanzenreitern der grand'garde, dann den gardes de la porte und der Compagnie der cent Suisses. Unter Charles VIII. traten dieſen Formationen noch eine Compagnie gentilhommes extraordinaires und 200 Arbaletriers zu Pferde hinzu.*)

Die Krone hatte alle Urſache, ihre Streitkräfte zuſammen zu halten und zu verſtärken; denn nicht gering waren die Schwierigkeiten, welche ſie ſowol im Inneren des Landes, als auch von Außen her umgaben, und ſie hat es weſentlich, ja eigentlich ausſchließlich dieſer militäriſchen Macht zu verdanken gehabt, daß ſie nicht nur ungeſchmälert, ſondern neu gekräftigt aus den Kämpfen hervorging, welche die Zeit der Minderjährigkeit des Königs erfüllten.

Die Jahre, die dem Schluſſe der Generalſtaaten von Tours unmittelbar folgen, gehören zu den dunkelſten der franzöſiſchen Geſchichte, da die Quellen außerordentlich ſpärlich fließen; um ſo erfreulicher iſt es, daß in allerjüngſter Zeit (1875) durch die Veröffentlichung eines Briefwechſels Charles' VIII. und ſeiner Räthe mit Louis de la Tremoïlle wenigſtens auf eins der bedeutendſten Ereigniſſe dieſes verworrenen Zeitraums neues Licht gefallen iſt, nämlich auf den Feldzug in der Bretagne.**) Näher auf dieſe Begebenheiten einzugehn, iſt jedoch hier nicht der Ort, und es ſei nur kurz erwähnt, daß die Klugheit und Kühnheit Anna's von Beaujeu den jungen König durch die großen Gefahren, welche ihn und ſeine Krone bedrängten, ſiegreich hindurchzuſteuern wußte. Der Oppoſition der Großen, an deren Spitze der vom Grafen Dunois geleitete Herzog von Orleans ſtand, dem kriegeriſchen Vorgehn dieſer Herren an der Seite des mächtigſten Lehnsträgers der franzöſiſchen Krone, des Herzogs der Bretagne, den Angriffen Englands und namentlich Maximilian's I. des römiſchen Königs — mit entſchloſſener Zuverſicht bot Anna dem Allen die Stirn und erlebte den Triumph, ihren jungen Bruder nicht nur in Guienne, in Flandern, in Bretagne als Sieger zu ſehn, ſondern auch als Ge-

*) Dieſe Daten nach: Pascal, Histoire de l'armée. I. Paris 1847, und nach Susane, Histoire de l'ancienne infanterie française, Paris 1849 ſowie Susane, Histoire de la cavalerie française. Paris 1874.

**) Der Herausgeber dieſer wichtigen Correſpondenzen iſt ein Abkömmling des Feldherrn Charles' VIII., nämlich der Herzog de la Tremoïlle, welcher dieſelben den reichen Archiven ſeines Hauſes entnommen hat. Die Papiere umfaſſen die Zeit vom 13. März bis zum 17. November 1488.

mahl der Erbtochter von Bretagne, obgleich dieſe bereits pro cura mit dem römiſchen Könige vermählt war und obgleich Charles ſelbſt dem Namen nach Gemahl der elfjährigen Tochter Maximilian's von Oeſterreich war.

Der deutſche Fürſt hat die ihm angethane Beleidigung nicht ernſtlich zu rächen vermocht; denn ſchon damals begann das Leben des „letzten Ritters" ſich zu zerſplittern: war er doch bald an der Donau thätig, um gegen die Ungarn Wien zu ſchützen, bald zu Brügge und Gent im Kampf mit rebelliſchen Bürgerſchaften; ſo konnte er ſich kaum wundern, daß ſein Traum durch die Hand des armorikaniſchen Erbfräuleins die Halbinſel am atlantiſchen Ocean zu erwerben, zerrann, wie die Welle am Strand. — Charles VIII. aber that ebenfalls Alles, um dem ihn bedrohenden Rachekriege aus dem Wege zu gehn, ſowol gegen Max als gegen Heinrich von England war er zu großen Opfern bereit; denn auch ſeine Gedanken waren abgelenkt; nicht mehr die Bretagne, nicht mehr Flandern beſchäftigte ihn; „er wollte neue Dinge ſehn und viel von ſich reden machen!" Die Ritterſpiele, welche ihm der Herzog von Orleans bereitete und das Leſen der Ritterromane erfüllten ſeine Seele mit einer ſeltſamen Sehnſucht, es den ſagenverklärten Paladinen Karl's des Großen gleichzuthun. Den ihm im October 1492 geborenen Sohn taufte er Charles Roland, und es kam eine eigene Abenteuerluſt, eine Art Don-Quichote-Stimmung über ihn, der dann auch bald der Schauplatz geöffnet ward.

Unter den Großen, welche heimgefallene Lehne vom Könige zurückgefordert, hatte ſich Herzog René von Lothringen befunden, welcher, als Erbe der Anjou, Anſprüche auf das Herzogthum Bar und auf die Grafſchaft Provence erhob. Bar erhielt er; bis zur Entſcheidung in Betreff der übrigen Anſprüche wurde ihm auf 4 Jahre der Oberbefehl über 100 Lanzen mit einem Gehalt von 36,000 Livres zugeſichert. Ehe jedoch noch die 4jährige Friſt abgelaufen war, erſchienen Abgeordnete der Provence bei König Karl und bewieſen dem gern Ueberzeugten, daß nicht nur die Provence, ſondern auch Neapel und Sicilien und Alles, was das Haus Anjou je beſeſſen habe, nicht dem Lothringer, ſondern ihm dem Könige zuſtändig ſei. Wie der Blitz ins Pulverfaß fiel der Gedanke in die Seele Charles'. Schwach von Geiſt und Körper, aber von romantiſcher Schwärmerei erfüllt, begeiſterte er ſich für den Gedanken, über die Alpen zu ziehn, Neapel in Beſitz zu nehmen und von dort aus, ſeinem Ahnen, Ludwig dem Heiligen, gleich, die Waffen Frankreichs in das Morgenland zu tragen. Die klugen und erfahrenen Staatsmänner aus der Schule Louis' XI. wie Philippe de Comines, des Querdes, der Herzog von Bourbon und A. widerriethen den Plan; aber es gab in Frankreich ritterliche Abenteuerer, kriegsluſtige Edelleute und phantaſtiſche Naturen genug, die den König in ſeinem Entſchluſſe beſtärkten, und mit allen Mitteln italieniſcher Schlauheit

brachte ihn Lodovico Moro, der sich auf dem widerrechtlich bestiegenen Herzogsstuhle von Mailand mit französischer Hilfe festsetzen wollte, endlich zur Reife.*) Die venetianische Republik und der Papst erklärten ihre Neutralität, und wenn auch das medizäische Florenz zu den aragonischen Fürsten hinzuneigen schien, in deren Händen sich das schöne unteritalische Königreich befand, so traten den französischen Unterhändlern doch in Italien die Zerrissenheit des Landes, die Spaltung zwischen Dynasten und Bürgern, das verwahrloste Heerwesen unter den Händen unfähiger Condottieren, die gelockerte Mannszucht und schlechte Bewaffnung der verwilderten Kriegsbanden so augenscheinlich entgegen, daß man sich sehr wohl einen günstigen Erfolg versprechen konnte.

Wie geheim auch der König seine Pläne hielt, so trat doch endlich der Zeitpunkt ein, wo er sie offenbaren mußte. Sein Günstling De Vesc wollte je eher je lieber in Besitz des ihm verheißenen italienischen Herzogthums gelangen. Unter seinem Einfluß wurde ein großes Tournier zu Leon angesetzt, und während der Festlichkeit desselben erfolgte im Frühling 1494 die Erklärung, welche von der ganzen jugendlichen französischen Ritterschaft mit Freuden aufgenommen wurde.**) Es war ein übereilter Beschluß; denn es fehlte an Geld und der Winter war vor der Thür. Für das erste wußten die Rathgeber des Königs, nachdem der Ertrag einer Zwangsanleihe bereits durch die Hoffeste und die Truppenrüstung verzehrt worden war, keinen andern Ausweg, als auf hohe Zinsen zu borgen, die königlichen Einkünfte mit bedeutendem Verlust zu anticipiren und die Domainen zu verpfänden. Es wurde überall, namentlich bei genuesischen Bankiers geborgt und bis auf 56 Procent Zinsen versprochen. Den Vorwand zu einer solchen Verschwendung gab der angeblich bedrohte katholische Glaube her, sowie die Fortschritte der Türken, die Ansprüche Frankreichs auf Neapel und die dadurch zu gewinnenden Einkünfte, durch welche die Lasten des Volkes sehr erleichtert würden u. s. w.

So unternahm denn Frankreich seinen ersten Eroberungszug nach Italien und eröffnete dem militärischen Ehrgeiz einen Weg, der seitdem so oft betreten werden sollte. Da Frankreich aber nun einmal nicht anders kann, als combattre pour une idée, so mußte der populäre Türkenzug als Maske dienen, und zu dem Behufe ließ sich Charles VIII. von den Neffen des verjagten griechischen Kaisers dessen Rechte auf das byzantinische Reich abtreten.***)

*) Bernardi Oricellarii de bello italico commentarius.

**) P. Desrey, Relation du voyage du roy Charles pour la conqueste du royaume de Naples. (Godefroy's Sammlung.)

***) Tableau du règne de Charles VIII. (Petitot's Memoirensammlung.) — Die wichtigsten neueren Werke über den ital. Feldzug Charles' VIII. sind:

Havemann, Gesch. der ital.-französ. Kriege. Hannover 1833.

Pélorgerie, La campagne de Charles VIII. Paris 1866.

Die Expedition nach Italien ist eins der seltsamsten Ereignisse der französischen Geschichte. Mit Befremden verfolgt man den Marsch eines Heeres, das, von blinder Kühnheit geführt, sich die Thore Roms und Neapels öffnet und über das in jedem Augenblick die Wogen der Bevölkerungen zusammenzuschlagen drohen, in deren Mitte es sich so wagehalsig gestürzt.

Der König schwankte längere Zeit, ob er Neapel zu Lande oder zu Wasser angreifen sollte, endlich entschied er sich für das Erstere. Nur ein Theil der Artillerie wurde rhoneabwärts gefahren und dann in Marseille und Villefranche eingeschifft; er sollte bei La Spezzia landen, um sich am Südfuß der Apenninen bei Pontremoli mit dem Landheer zu vereinigen. Damit der Plan gelang, durfte die Armee des Königs von den Alpen bis zum Apennin auf keinen allzustarken Widerstand stoßen, durfte nirgends lange aufgehalten werden.

Seinen Großstallmeister, Pierre d'Urfé, sandte Charles nach Genua, um hier eine mächtige Flotte auszurüsten, welche sich mit den in den beiden französischen Häfen bereit gestellten Schiffen vereinigen sollte. So erhielt man 12 große Transportschiffe für Kavallerie, 96 kleine für Fußvolk, 17 Speronaras*) und eine große Zahl Galeeren und kleiner Fahrzeuge. Mit dem Befehl dieser Flotte wurde der Herzog von Orleans betraut.

Auf die Nachricht von den Maßnahmen der Franzosen verständigten sich die italienischen Verbündeten über die Art des Widerstandes. Zur Vertheidigung der toskanischen Apenninenpässe verpflichteten sich Pietro dei Medici; in der Romagna sammelte sich eine römisch-neapolitanische Armee; Prinz Federigo von Neapel brachte eine nicht unbedeutende Flotte zusammen.

Es waren das Streitmittel, welche, gut und ernst verwendet, sehr wohl Widerstand zu leisten im Stande waren.

Die französische Armee rückte in drei großen Hauptabtheilungen vor. — Auf dem rechten Flügel zogen den genuesischen Küstensaum entlang und stets von Orleans' Flotte cotoyirt, die Schweizer mit der leichten Artillerie unter der Führung des Bailli von Dijon. Hier kam es zu dem ersten Zusammenstoße und zwar bei Ripallo, wo man auf ein neapolitanisches Corps traf. Das Zusammenwirken der Schweizer und der Artillerie der Flotte bereitete den Italienern eine schwere Niederlage. — Auf dem linken Flügel marschierte weit vorgeschoben Evrard d'Aubigny mit 200 französischen Lanzen und einigen Schweizerfähnlein, und zu diesem kleinen Detachement, der eigentlichen Avantgarde des Heeres, ließ Lodovico Sforza noch 500 Reiter und 3000 Fußgänger stoßen. Mit dieser geringen Macht wagte es der Franzose, bis an die Grenzen der Romagna vorzugehn. Ihm gegenüber war unter Ferdinand

*) Maltesische Schiffe mit einem Mast und einem Sprietsegel.

von Calabrien die Blüthe des militärischen Italiens versammelt. Der Lombarde Triulzio, später einer der berühmtesten Marschälle Frankreichs, und der Markgraf von Pescara drangen darauf, den verwegenen Feind anzugreifen; aber der Führer der römischen Truppen, Graf Pitigliano widersetzte sich. Er folgte geheimen Befehlen des Papstes, der bei dem Kriege zu gewinnen hoffte und fürchtete, eine Niederlage d'Aubigny's könne die ganze Unternehmung Charles' in Frage stellen. Solcher Art waren die Gegner der Franzosen! — Evrard d'Aubigny griff Mindano an, beschoß den mit hohen Mauern und breiten Gräben versehenen, wohlbesetzten Platz, nahm ihn und ließ die ganze Besatzung über die Klinge springen.

Die Kämpfe von Rivallo und Mindano hatten dem französischen Hauptheer den Weg zur Halbinsel geöffnet und lähmenden Schrecken in Italien verbreitet. Nun endlich setzte sich auch die dritte Abtheilung der Franzosen, das strategische Centrum, d. h. die Armee des Königs selbst in Bewegung.

Es war gegen Ende August 1494, daß Charles VIII. von Vienne aus über den Mont Genevre seinen Zug nach Italien antrat. Der Ehrenspiegel des Erzhauses Oesterreich giebt die Gesammtmacht der Franzosen auf 5000 Reiter und 20,000 Mann Fußvolk an. Guicciardini berechnet das Heer auf 200 Edelleute der königlichen Leibwache, 1600 Gendarmes, 6000 Schweizer und 6000 französische Infanteristen, von denen die Hälfte Gascogner gewesen seien. Leo, in seiner Geschichte der italienischen Staaten, nennt auf Grund der Mémoires de la Tremouille 3600 Gendarmen, 5000 bretonische Bogenschützen zu Fuß, 6000 französische Armbrustschützen, 8000 gascognische Infanteristen, die mit Luntenbüchsen und Flambergen bewaffnet waren, und 8000 schweizerische Hellebardierer, eine offenbar übertriebene Angabe. Guicciardini's Berechnung dürfte mit der des Ehrenspiegels übereinstimmen, wenn man seinem Fußvolk noch 3000 deutsche Knechte hinzufügt, welche sich, andern sicheren Nachrichten zufolge, bei dem Invasionscorps befunden haben, sowie die 5000 bretonischen Bogenschützen, welche de la Tremouille's Memoiren aufzählen.

Die Blüthe des französischen Heeres bildeten die compagnies d'ordonnance, „die gefügigste Form, in welcher der Adelsmuth Frankreichs sich zum Wohl des Staates bethätigen konnte." Jede Compagnie derselben sollte gesetzlich aus 100 Lanzen bestehen. Nur des Connetables Compagnie zählte 400 Lanzen. Zur vollen Lanze (lance garnie oder fournie) gehörten, außer dem homme d'armes, 5 Personen: 3 archers (Reisige), 1 coutillier (Knappe) und 1 varlet oder valet (Diener). Eine Compagnie zählte mithin 600 Rosse. Der Freiwilligen jedoch waren so viele, daß man nicht selten Compagnien von 1200 Pferden und darüber fand. An der Spitze dieser Compagnien stan-

den Frankreichs ausgezeichnetſte Ritter. Der König ernannte die Capitains und Lieutenants; die Wahl der übrigen Chargen fiel den hommes d'armes anheim. Die Rüſtungen nahmen in dieſer Zeit an Schwere zu, um womöglich den Geſchoſſen der in Aufnahme kommenden Handfeuerwaffen Widerſtand leiſten zu können. Als Schutzwaffen führten die Gendarmes damals, und mit mannichfachen Modifikationen bis auf Francois' I. Zeiten, den Helm (casque) mit verſchließbarem Viſir, die Halsberge (haussecol), die Schulterſtücke (espaulières), das Bruſt- und Rückenſtück (cuirasse), die Armſchienen (brassarts), den Eiſenſchurz (cuissarts), die Beinſchienen (grêves), die Eiſenhandſchuhe (gantelets), die Knieblätter (génouillières) und das Polſter unter der Achſel (gousset). Es kam vor, daß die Rüſtungen niedergeworfener Ritter mit Beilen aufgeſchlagen werden mußten, um den Mann nur tödten zu können. Eben ſo war auch das Pferd geſchirmt. Eine ſtarke Stirndecke von Blech oder gebranntem Leder (chamfrain) ſicherte das Thier gegen einen Lanzenſtoß und hielt auch wohl eine Kugel ab. Flanken, Bruſt und Rücken waren durch Schurze gedeckt, die bis an die Sprunggelenke reichten. Mähnen und Ohren der Pferde waren geſtutzt. Haupttrutzwaffe der Gendarmes war noch immer die Lanze (une grosse lance cannelée), die wie bei den homeriſchen Helden aus Eſchenholz beſtand. Daneben wurden Degen (une forte epée) und Streitkolben (masse de fer) geführt.*) — Was die Fechtart der hommes d'armes betrifft, ſo iſt es im Weſentlichen noch immer die der früheren Zeit. Bis zum Augenblicke des eigentlichen Chocs bewegten ſie ſich in tiefen Geſchwadern, ſo eng geſchloſſen „daß man keinen Apfel werfen konnte, der nicht auf einen Helm oder eine Lanze gefallen wäre.“ Die Archers, leichter bewaffnet und beritten, eröffneten den Kampf durch wiederholtes Anprallen und Anrücken gegen den Feind. Hinter ihnen hielt das Geſchwader der hommes d'armes und zwar das erſte Glied mit vorgelegter Lanze (en arrêt) und nur ſoweit von den Archers entfernt, um nach dem Rückzuge derſelben mit noch unermüdeten Pferden an den Gegner kommen zu können, was bei den ſchweren Rüſtungen nur auf etwa 60 bis 80 Schritt möglich war. Sobald die Archers die Front frei machten, ſetzte das erſte Glied der Ritter die Sporen ein und jagte vorwärts. War es glücklich, brach und warf es den Feind, ſo pflegten die folgenden Glieder des Geſchwaders nicht mit der Lanze anzugreifen, ſondern mit dem Schwerte nachzuhauen; zugleich brachen die Archers wieder vor und verfolgten die Flüchtigen; die Valets fingen die Bügelloſen, plünderten die von den Pferden Geworfenen, erſchlugen die Verwundeten u. ſ. w. Die Ritter ordneten ſich indeß aufs Neue, und wollte es das Geſchick, ſo chokirten ſie wohl noch ein oder mehrere Male, bis die Tagefahrt auf irgend eine Art entſchieden. Prallte der Stoß des erſten Gliedes ab, ſo theilte es ſich rechts

*) Paulus Jovius.

und links des Feindes, und das zweite Glied löste sich von der Masse des Geschwaders los, um seinerseits das Heil mit der Lanze zu versuchen.*)

Das Fußvolk Charles' VIII. war, je nachdem es aus verschiedenen Nationen bestand, von sehr verschiedener Güte. Den ersten Platz behaupteten die Schweizer und Deutschen. Die Hauptmasse derselben trug kurze Schwerter und 10 Fuß lange Piken. Der vierte Theil dagegen war mit Streitäxten bewaffnet, die man mit beiden Händen führte. Ihre vielfarbigen Kleider schmiegten sich den Gliedern völlig an. Wehende Federbüsche zeichneten die Rottenführer und Hauptleute aus, und sämmtlich trugen sie den hallecret, d. h. einen aus zwei Theilen bestehenden Harnisch, welcher Brust und Schultern deckte und leichter als ein Küraß war.**) Schweizer wie Deutsche bewegten sich im Gleichschritt nach dem Schall der Trommel. Jedem Haufen von 1000 Mann waren 50 Büchsenschützen beigegeben.***)

Als der vornehmste Theil dieses Fußvolks erschienen die cent Suisses de la garde du roi.

„Devant le Roy cent Suisses marchoient,
De jaune et rouge aornez et vestus;
Fifres, tambours, adonques bédonnèrent,
De grands plumaitz leurs têtes phalerèrent,
Car chascun d' eulx s' estimait un Ponthus." †)

Die Standarte der Hundertschweizer zeigte den heiligen Michael, wie er den Drachen bekämpft, auf der andern Seite aber eine von Strahlen umgebene Sonnenscheibe nebst einem gekrönten und gespickten Schwein (un porc epic couronné.) ††)

Die großen Dienste, welche die Schweizer 1488 in der Bretagne, namentlich in der Schlacht von Saint Aubin de Cormier geleistet, ließen erwarten, daß sie auch in Italien den Sieg an ihre Fahnen fesseln würden. „Ils etaient l'espérance de l'ost" sagt Comines.

Den Deutschen zunächst an Zucht und Uebung standen 6000 Gascogner, Frankreichs bestes Fußvolk, weniger stattlich ausgestattet und nur mit Bögen und Armbrusten bewaffnet, weniger standhaft in offener Feldschlacht, aber vortrefflich in Orts- und Einzelgefechten oder zur Hut des Lagers.

Epochemachend in der Kriegsgeschichte ist die Artillerie Charles' VIII. — Während sämmtliche übrigen europäischen Mächte Geschütze von den ver-

*) Chronique de Jean d'Auton. liv. I. chap. 31.

**) Pascal a. a. O.

***) Paulus Jovius.

†) Ponthus ist der Held eines um 1500 zu Lyon publizirten Romanes.

††) Das alte keilförmig aufgestellte Bataillon der Schweizer wurde gern mit einem Schweinskopf verglichen. Noch heut bezeichnet man mit tête de porc in Frankreich einen keilförmig geordneten Schlachthaufen. Vielleicht liegen der Verbindung der Sonne und des Schweins auch heidnische Erinnerungen zu Grunde. Man denke an den Sonneneber Gullinbursti.

ſchiedenartigſten Dimenſionen und Kalibern führten, welche die Nachtheile der Unbehilflichkeit und Verwirrung hatten, beſaß Frankreich, dank der Fürſorge Louis' XI., eine kleine Zahl mittlerer Kaliber. Die alten Donnerbüchſen waren nicht mehr im Gebrauch, und die Steinkugeln, welche bei allen andern Artillerien noch vorherrſchten, wurden hier nur noch für Mörſer beibehalten. Die Geſchütze beſtanden aus Bronce und ſchoſſen gußeiſerne und broncene Kugeln.

Die kleinſten Kaliber waren das 1 und 2 pfündige Falconet, dann folgten die mittlern Couleuvrine (12 pfündige), die ſchwere (16 pfündige) Couleuvrine, die Serpentine (24 pfündige) und endlich die 50 pfündige double courtaut.*) Dieſes Doppelkanon zogen 35 Pferde, die Serpentine 23, die Couleuvrine 17 reſp. 7, die Falkonets 2 oder 1 Pferd. Bei Eilmärſchen wurde in beſtimmt reglementirter Weiſe Relais gelegt.

Sämmtliche Geſchütze, auch die ſchweren Kaliber, ſcheinen nicht auf Sattelwagen, ſondern auf der Lafette transportirt worden zu ſein. Dieſe beſtand aus Rüſternholz; die Räder waren geſtürzt (d. h. die Speichen gegen die Nabe geneigt), die Naben der großen Kaliber mit broncenen Buchſen verſehn. Eine Protze hatte nur das Doppelkanon; die andern Geſchütze haben deren bis Louis XIV. entbehrt und hatten zunächſt am Geſchütz eine Gabel, in welche das erſte, ſtärkſte Zugpferd eingeſpannt war.

Die Artillerie war in „bandes“ von 400 bis 1000 Pferden eingetheilt, welche von Commiſſairen befehligt wurden. Bei den unteren Aemtern gab es eine große Anzahl von Spezialitäten: cannoniers ordinaires und extraordinaires, nebſt Handlangern, die boute-feux (Konſtabler) die Bombardiere und endlich eine Menge von Ladern, Zeugdienern und Handlangern.**) Die cannoniers ordinaires, welche permanent in gewiſſen Städten als Spezialbeamte unterhalten wurden, waren zugleich mit der techniſchen Herſtellung der Geſchütze beauftragt. Das Formen und Gießen geſchah über einen Kern und die Seele wurde dann noch mit Kronenbohrern ausgebohrt und geebnet.***) Das Bohren geſchah anfangs nur durch Treträder†); erſt ſpäter wurden eigentliche Bohrwerke angelegt, deren Getriebe durch Waſſerkraft bewegt ward.††) Die cannoniers empfingen monatlich 4 Livres Gehalt, und das Anſehn, welches ſie genoſſen, ſpricht ſich in der ihnen bewilligten prachtvollen Kleidung aus. Koſteten doch die geſtickten Mäntel, welche Charles VIII. an 127 Mann von ihnen gab, allein 2250 Livres.

*) Comptes de l'artillerie de Charles VIII. M. S. bei Prinz Louis Napoleon Bonaparte: Étude sur le passé et l'avenir de l'artillerie.

**) Le vergier d'honneur und André de la Vigne bei Louis Napoleon.

***) Hoyer, Geſchichte der Kriegskunſt.

†) Biringoccio Pyrotechnia lib. VII.

††) Büſch, Handb. d. Erfindungen. 1. Thl.

Den ersten bedeutenden Ruf hatte sich diese Artillerie in dem Feldzuge gegen den Herzog von der Bretagne erworben, wo sie in der Schlacht von St. Aubin du Cormier gegen die englischen und deutschen Hilfstruppen bedeutende Wirkungen erzielte.

Die Stärke des Artillerie-Parks, welchen Charles VIII. nach Italien mitgenommen, belief sich auf ungefähr 140 Stück, also nahezu 5 Geschütze auf 1000 Mann. 36 davon dürften schweren Kalibers gewesen und auf dem erwähnten Seewege nach Sarzana geschafft worden sein.*)

Die Artilleriemannschaft bestand aus 300 Büchsenmeistern, 6200 Pionieren (vastadeurs—gastadori), 4000 Fahrern und einer großen Zahl Handwerker. An Artillerie und Trainpferden befanden sich 8000 Stück beim Heere, um Geschütze, Zelte, Schiffbrücken und das Gepäck fortzuschaffen.**) — Als diese Artillerie die Alpen überschritten, flößte sie, wie Paulus Jovius versichert, Entsetzen ein; denn man hatte in Italien nie etwas Aehnliches gesehn noch für möglich gehalten.

Am 1. September 1494 überschritt Charles VIII. die Grenze und erreichte bald darauf Turin, wo er auf das Glänzendste empfangen wurde. Die Regentinnen Biancha von Savoyen und Maria von Montferrat überlieferten dem Könige, um seiner Geldnoth zu steuern, ihre Juwelen und Diamanten, welche er sogleich für 24000 Dukaten versetzte.

Das Erscheinen der französischen Armee auf dem Boden der Apenninenhalbinsel erfüllte die Italiener mit Schrecken und Besorgniß. Anstatt nun aber von ihren inneren Parteikämpfen abzulassen und sich zum gemeinsamen Widerstande gegen den Nationalfeind zu vereinigen, verloren sie vollends den Muth und erleichterten durch Unsicherheit, Intriguen und unthätiges Hin- und Herschwanken den Sieg der Franzosen. — Nicht ihr Widerstand, sondern seine Kränklichkeit nöthigten Charles, fast einen Monat in Asti liegen zu bleiben, und beinahe wäre die ganze Unternehmung wieder aufgegeben worden,. wenn nicht der Usurpator von Mailand den König besonders durch Geldvorschüsse bestimmt hätte, das begonnene Werk fortzusetzen. Lodovico Moro selbst nahm übrigens persönlich nicht an dem Zuge Theil; denn auf die Nachricht, daß der rechtmäßige Herzog von Mailand — wahrscheinlich an

*) Die Verifizirung dieser Daten vergleiche bei Louis Napoleon, welcher die vor ihm von allen Schriftstellern gegebenen abenteuerlichen Angaben von 240 schweren und 2040 leichten Geschützen oder auch von 1200 Geschützen in überzeugender Weise auf ihr richtiges Maß zurückgeführt. Die unsinnige Zahl ist bei den einen durch gedankenloses Nachschreiben eines Schreibfehlers (pièces statt pierres—Steinkugeln) bei den andern durch Mißverstehn des Ausdrucks vastardeur entstanden, den man für die Bezeichnung schwerer Geschütze hielt, während er Schanzgräber (guastadores) bedeutet.

**) Robert Gaguin, Histoire de Charles VIII. Edit. Geoffroy.

einem langsam wirkenden Gifte — gestorben sei, eilte der Mohr dorthin, um sich die herzogliche Würde „aufnöthigen“ zu lassen.

Charles hatte auf den Rath Lodovico's, welcher es nicht wünschte, daß der König sich Mailand nähere, statt des Weges durch die Romagna den durch Toscana gewählt und erreichte in rascheren Märschen als bisher Sarzana, den Schlüssel Toscanas. Hier traf er auf den ersten Widerstand. Ein solcher konnte verhängnißvoll für ihn werden; denn sein Heer hatte weder Magazine, noch Lebensmittel, noch Geld; eine lange Vertheidigung Sarzanas konnte Alles verderben. Mit unerhörten Anstrengungen wurden daher die größesten Geschütze, welche man besaß, auf die Felsen hinaufgeschafft, die den Platz umgaben und beherrschten, und von hier aus wurde die Stadt durch ein furchtbares Feuer niedergeschmettert. Bald sah sich die Garnison genöthigt, zu capituliren; die Apenninenstraße war frei, und ungehindert konnte der König Pontremoli erreichen, wo sich die zu Genua eingeschiffte Artillerie und die früher hierher vorausgesandten Schweizer wieder mit der Hauptmasse der Armee vereinigten, während der Herzog von Orleans mit einem kleinen Corps in Asti blieb *), um den schon jetzt zweideutig erscheinenden Herzog Lodovico zu überwachen und auf alle Fälle die Rückzugsstraße zu sichern. Die französische Flotte fuhr längs der Westküste Italiens hin, um das Heer mit Mannschaft und Munition versorgen zu können.

So war denn der ursprüngliche Plan der Franzosen wirklich gelungen; und doch hätte noch im Herbste einiger Muth und etwas kriegerische Entschlossenheit genügt, um das Heer Charles' VIII. aufzuhalten, als es die schwierigen, durch Festungen geschützten Apenninenpässe von Sarzana, Sarzamblo und Pietra-Santa zu durchschreiten hatte, um in das toscanische Land einzudringen; der Widerstand Sarzanas, durch ein, auch nur kleines Heer unterstützt, würde die gewagte Combination einer Vereinigung der rechten Flügel-Armee mit dem Hauptheer wahrscheinlich vereitelt haben; hier konnte eine geringe Macht weltgeschichtliche Erfolge erringen! — aber von dem Geiste, der die Spartaner an den Thermopylen oder die Schweizer am Morgarten erfüllte, war bei den Florentinern der üppigen Mediceerzeit keine Spur vorhanden. Pietro de' Medici erschien vielmehr in des Königs Lager und willigte nicht nur in die Uebergabe der Apenninenfestungen, sondern gestattete auch bis zur Beendigung des neapolitanischen Krieges die Besetzung von Pisa und Livorno durch französische Truppen, sodaß dem Landheere Charles' die Verbindung mit der Flotte gesichert war. Seine politische Schwäche kostete den Medici die Führerschaft von Florenz; unter Savonarola's Einfluß kam es zu einer leidenschaftlichen Volksbewegung, die mit Zerstörung des Mediceer-Pa-

*) Desrey und Oricellarius

laſtes endete; doch auch die Republik wußte nichts Anderes zu thun, als den Franzoſen die Thore der ſchönen Arnoſtadt zu öffnen. Die vorausgeſchickten Quartiermacher bezeichneten, ganz wie heutzutage, die zur Aufnahme der Kriegsleute beſtimmten Häuſer mit Kreide. Am 17. November 1494 zog der König in Florenz ein; ihm folgte das ganze Heer in geſchloſſener Macht, da er für dieſen feſtlichen Einzug bei Signa auch d'Aubigny's Corps herangezogen hatte. Am Thor San Frlano erwartete ihn der florentiniſche Adel mit einem goldenen Baldachin; hymnenſingend umgab ihn der Clerus, und das Volk empfing ihn mit Jubelgeſchrei. Charles ritt in voller Rüſtung daher, die Lanze auf dem Schenkel; Florenz ſollte als eine eroberte Stadt angeſehn werden. Das gute Einvernehmen dauerte denn auch nicht lange. Bald kam es zu tumultuariſchen Scenen wegen des Auftretens und der Forderungen der Franzoſen. Wortführer bei den Verhandlungen war auf florentiniſcher Seite ein ausgezeichneter Kaufmann Piero Capponi. Als er und die ihn begleitenden Kommiſſäre die übermäßig harten Bedingungen des Königs zurückwieſen, herrſchte Charles ſie an: „Dann werden wir unſere Trompeten blaſen!" Capponi ließ ſich jedoch nicht einſchüchtern und erwiderte: „Und wir werden unſere Glocken läuten!" — eine Drohung, die in der großen, volkreichen, ſehr gereizten Stadt voll enger Straßen und wohlbewaffneter Bürger von nicht zu unterſchätzender Bedeutung war. Charles mäßigte ſich und ſchloß ein Bündniß mit Florenz, demzufolge dies unter beſtändigem Schutze der franzöſiſchen Krone ſtehn ſolle. Zu ſeiner Sicherheit behielt der König die ihm von Pietro de' Mediei übergebenen Feſten, bis der Krieg beendigt ſei, und als ihm die Florentiner noch ein Geſchenk von 120,000 Ducaten gemacht, zog er endlich auf Savonarola's Zureden ab, nicht ohne vorher die Kunſtſchätze der Mediziäer zuſammenzubringen und mitzunehmen — ein Verfahren, das alſo nicht erſt die franzöſiſche Revolution in Italien eingeführt hat.

Die Franzoſen marſchierten nun nach Siena und zwar in voller Schlachtordnung, die Artillerie an der Spitze. Am 2. Dezember zog Charles in Siena mit gleichem Pompe ein wie in Florenz.

Die neapolitaniſche Armee unter Ferdinando, dem Sohne des Königs Alphonſo, hielt den Kirchenſtaat beſetzt. Die Nachrichten lauteten dahin, daß es bei Viterbo zu einer Schlacht kommen werde und die Lage der franzöſiſchen Armee fing an, bedenklich zu werden. Bisher hatte man die Lebensmittel täglich mit baarem Gelde eingekauft; in Feindes Land hörte dies auf. An eine reguläre Verpflegung oder Requiſition dachte kein Menſch; auf den Feldern war in dieſer Jahreszeit nichts mehr zu finden; was ſollte unter ſolchen Umſtänden aus der Armee werden? — Die Umgebung des Königs wurde beſorgt und man rieth ihm zum Frieden, während er ſelbſt nur dazu

lachte und den Marſch fortzuſetzen befahl. Am 7. December betrat er Aquapendente, die erſte römiſche Stadt; die Geiſtlichkeit holte ihn in feierlicher Prozeſſion ein, und drei Tage ſpäter beſetzte er Viterbo ohne Schwertſtreich und ohne nur einen feindlichen Soldaten zu erblicken.

Der König zog nun gen Rom. Fünf Eroberer hatten vor Charles VIII. an die Thore der ewigen Stadt gepocht: Brennus, Hannibal, Alarich, Vitiges und Totilas; nur dreien von ihnen, dem Gallier Brennus und den Gothen Alarich und Totilas hatten ſie ſich geöffnet und auch dieſen nur nach langen Belagerungen. Der junge Franzoſenkönig ſollte ohne Kampf einziehn in die Hauptſtadt der Cäſaren. Papſt Alexander, obgleich er doch erſt vor kurzem die Feſtungswerke Roms hatte herſtellen laſſen, benahm ſich ſo ſchwach und haltungslos, daß er allen Parteien verächtlich wurde. Es war deutlich, daß der Kirchenfürſt keinen andern Ausweg wußte, als Intrigue und Verrath. Er ſchickte Abgeſandte, zuletzt ſeinen eignen Beichtvater, an den König und erbot ſich in Bezug auf Neapel zu allen möglichen Conceſſionen, wenn die franzöſiſche Armee Rom nicht berühren wolle. Dies aber war ganz gegen den Sinn des Königs, welcher eben in jener Stadt als Sieger einziehen wollte, wo Cäſar triumphirt hatte, deſſen Commentarien (die ja auch damals ſchon in der Schule geleſen wurden) ihm noch in friſchem Andenken waren. Indeſſen ließ er ſich doch durch die Verſchlagenheit ſeines Gegners aufhalten und verlor drei Wochen. Das mächtige römiſche Haus der Colonna arbeitete inzwiſchen für Frankreich, und an demſelben Tage, an welchem die neapolitaniſchen Truppen die ewige Stadt räumten, zog das franzöſiſche Heer durch die porta del popolo ein. Es war die Sylveſternacht d. J. 1494. Eine Menge Fackeln und Lampen beleuchteten das acht Stunden währende Schauſpiel; das Geſchrei „Francia“ und „Colonna“ zerriß die Luft.

Mit beredter Zunge hat Paulus Jovius den Einmarſch beſchrieben, und man erkennt aus ſeiner Schilderung, wie ſehr ihm namentlich das franzöſiſche Geſchütz und das ſchweizeriſch-deutſche Fußvolk imponirten. Vor allem fiel ihm auf, daß dieſe Artillerie ſo beweglich war, daß ſie der Reiterei im Trabe zu folgen vermochte (ut equitum cursum aequioribus in locis adaequaret). — 200 franzöſiſche Ritter, von der edelſten Geburt oder durch eine ritterliche That bereits ausgezeichnet, umgaben den König perſönlich. Sie übertrafen durch zierliche Kleidung und reichen Waffenſchmuck noch die Pracht des übrigen Heeres. — In ſolcher Begleitung ritt Charles, abermals in voller Rüſtung, alſo mit den Anſprüchen eines Siegers, in Rom ein, um, wie er ſagte, dem heiligen Vater ſeine Obedienz zu beweiſen. Dieſer hatte ſich indeß aus Furcht und Mißtrauen in die Engelsburg eingeſchloſſen, und in der That forderten mehre Cardinäle den König zur Abſetzung des verbrecheriſchen Papſtes auf.

wozu Karl indeſſen nicht geneigt war.*) Doch waren die Unterhandlungen mit Alexander keineswegs freundlicher Art und zweimal wurde das Geſchütz gegen die Engelsburg in Batterie gefahren, um der Sprache der Diplomaten Nachdruck zu geben.

Im Heere Charles' waltete, franzöſiſchen Angaben nach, ausgezeichnete Mannszucht; einige ſchottiſche Garden, die ſich Gewaltthätigkeiten gegen Juden erlaubt hatten, wurden ſtreng beſtraft. Die Italiener verſichern dagegen, daß die zechenden und ſpielenden Soldknechte ſich allen nur denkbaren Ausſchweifungen hingegeben hätten, und daß der Papſt, vorzugsweiſe, um die Stadt von dieſen wüſten Banden zu befreien, eingewilligt habe, dem Könige die römiſchen Feſtungen Spoleto, Terracina und Civita vecchia bis zur Beendigung des Krieges einzuräumen und ihm die Belehnung mit Neapel zu verheißen. Verderblich für die Schweizer wurde die acht Tage nach der Beſitznahme Roms erfolgte Plünderung und Zerſtörung des Hauſes von Roſa Vannoza, der Maitreſſe des Papſtes und Mutter ſeiner natürlichen Kinder, welche dafür blutige Rache ſchwor und Wort hielt; denn da die Schweizer-Truppen in des Königs Armee dabei beſonders thätig geweſen waren, ſo warf ſie ihren Haß auf dieſe Nation, und ließ nach dem Abzug der eigentlichen Thäter zur Befriedigung ihrer Rachgier die in der päpſtlichen Garde dienenden Schweizer auf die ſchändlichſte und raffinirteſte Weiſe ermorden.

Nachdem Charles zu Rom ſeinen Frieden mit dem Papſte geſchloſſen, brach er am 28. Januar zu dem eigentlichen Feldzuge gegen Neapel auf. Er marſchierte mit der Hauptkolonne die Straße von San Germano durch Latium; eine Seitenkolonne zog durch das Gebirge, und ſogleich erklärte ſich faſt die geſammte Bevölkerung der Abruzzen, in welcher auch früher das Haus Anjou die meiſten Anhänger gehabt, für den König von Frankreich als Erben der neapolitaniſchen Krone. Vor der feſten Stadt Monte San Giovanno, welche den Aragoneſen einſt ſieben Jahre lang widerſtanden, zeigte ſich die Macht der franzöſiſchen Artillerie. Ein vierſtündiges Geſchützfeuer war hinreichend, die Mauern zu zertrümmern und in die Gräben zu ſtürzen, worauf der Sturm und die Einnahme unmittelbar folgten. Die Garniſon: 500 Soldaten und ebenſoviel bewaffnete Bauern, wurde auf Befehl des Königs hingerichtet.

Die Armee zog nun langſam vorwärts, beinahe wie es jedem Einzelnen beliebte. Das war nicht jener rapide Marſch Attila's oder Alarich's, der die Reichthümer und den Glanz der römiſchen Civiliſation in den Staub warf; das war auch keiner jener klugen und kühnen ſtrategiſchen Züge, wie ſie vier Jahrhunderte nach Charles die Heere der franzöſiſchen Republik in Italien

*) Schmidt, Geſchichte von Frankreich.

durchgeführt — das war eine bequeme und confuſe militäriſche Prozeſſion.*) Kurze Tagesfahrten, langer Aufenthalt! Von einer Marſchordnung war gar nicht die Rede, und die Soldaten hatten mehr das Anſehen von Reiſenden. Die Gensdarmen verließen, wie dies auf gewöhnlichen Reiſemärſchen üblich, ihre Streitroße und beſtiegen leichte Pferde, waren nur halb bewaffnet, ja ritten zum Theil in Weſten und trugen ſtatt der Eiſenſchuhe Pantoffeln, an welchen ein hölzerner Sporn befeſtigt war**); jeder bewegte ſich oder ruhte, kehrte ein oder zog weiter, ganz nach Gefallen. Die Armee erhielt Befehl zu lagern, wo der König Vergnügen fand und ſie raſtete von ſelbſt da, wo ſie Lebensmittel und Genüſſe auftrieb. Nur der Vortrab, den der Herzog von Guiſe führte, ſcheint in Ordnung geweſen zu ſein. Er ſtieß bei San Germano auf den Feind. San Germano gilt für den Schlüſſel von Neapel. Ein Defilee, das einerſeits von ungangbaren Bergen, andererſeits von den Gariglianoſümpfen gebildet wird, giebt der Stellung große Stärke, und die Wahl derſelben zeigt, daß Alfonſo II. ſeinen Ruf, der ausgezeichneteſte Feldherr Italiens zu ſein, einen Ruf den er in den Türkenkriegen erworben, auch jetzt noch verdiente. Er hatte dieſe Poſition dem neapolitaniſchen Heere ausgeſucht. An deſſen Spitze aber ſtand der junge König Ferdinando, dem der allgemein verhaßte Alfonſo das Reich abgetreten hatte und der entſchloſſen war, zu ſiegen oder zu ſterben. Er hatte unter ſeinen Befehlen 2600 Gendarmes, 500 leichte Reiter und ein ſtarkes Fußvolk; aber dieſe bedeutende Macht floh beim bloßen Anblick der Franzoſen unaufhaltſam bis Capua und riß den König mit fort. Nun folgte Abfall auf Abfall. — Man darf nicht vergeſſen, daß die zu Neapel herrſchenden Aragonier nur eine Secundogenitur waren und zunächſt nicht über ſpaniſche, ſondern nur über italieniſche Streitkräfte zu verfügen hatten. Unter den neapolitaniſchen Kriegsſchaaren herrſchten aber Verrath und Feigheit, unter den Vaſſallen Meuterei und Parteiung. Vergebens nahm der junge König Ferdinand abermals eine gut gewählte Stellung bei Capua; das Heer zerrann ihm unter den Händen; in der ſchamloſeſten Weiſe verließen ihn die Soldführer, welche er mit Wohlthaten überhäuft hatte und auf deren Treue er feſt bauen zu können glaubte. Während Ferdinand ſich nach Neapel begab, um dort ausgebrochene Unruhen zu unterdrücken, ging einer ſeiner angeſehenſten Feldhauptleute, der ſchon genannte Giovanni Jacopo Triulzio, ein geborener Mailänder, in franzöſiſche Dienſte über, weil er ferneren Widerſtand für unmöglich hielt; Virginio Orſini und der Graf von Pitigliano zogen ſich mit ihren Söldnern nach Nola zurück und wurden bald darauf von den

*) Pascal a. a. O.

**) Darum meinte Alexander VI., die Franzoſen hätten dieſen Feldzug mit der Kreide (zur Einquartierungsangabe) und mit hölzernen Sporen gemacht.

Franzoſen überfallen und gefangen, und der Reſt des Heeres lief einfach auseinander. Eine Ausnahme machte nur der deutſche Söldnerführer Caspar, der mit den Seinigen treu blieb und das neue Schloß ſowie das Caſtell del Uovo zu Neapel beſetzt hielt. Als der König aus Neapel zurückkam, fand er keine Armee und in ſeinem Palaſt keine Sicherheit mehr. Es blieb ihm nichts übrig, als die Flucht nach der Inſel Iſchia, und auch da mußte er ſich durch Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart gegen ſeine eigne Garniſon den Eintritt erſt erkämpfen. Nicht eine Lanze wurde zu Gunſten des Hauſes Aragon gebrochen, und ohne Widerſpruch, ja allgemein als Befreier und rechtmäßiger Erbe begrüßt, nahm Charles VIII. immer neue Länderſtrecken in Beſitz. — Niemals iſt ein Königreich elender gefallen. Mit großem Rechte ſagt Machiavelli, daß die Tapferkeit, welche in andern Ländern durch einen langen Frieden zu erlöſchen pflege, in Italien zu Grunde gegangen ſei durch die Erbärmlichkeit der Condottierekriege, die man ohne Sorge angefangen, ohne Gefahr geführt und ohne Schaden geendet habe. Der Beweis, daß dies Condottierethum keine Krone ſchützen könne, war in ſchlagender Weiſe geliefert.

Am 22. Februar 1495 hielt König Charles glänzenden Einzug in die Stadt Neapel. Die beiden Caſtelle wurden beſchoſſen und ergaben ſich in der erſten Hälfte des März. Den durch das Reich geſchickten Capitains und Gendarmes kamen überall die Edlen und die Ortsbehörden entgegen, und alle Herren und Barone, mit einziger Ausnahme des Marcheſe von Pescara, begaben ſich nach Neapel, um dem Franzoſenkönige zu huldigen. Nur wenige feſte Punkte blieben noch in der Gewalt des geflüchteten Königs*)

Neue Novellen von Bret Harte.

Idyllen aus den Vorbergen von Bret Harte. Ueberſetzt von Moritz Buſch. Leipzig, Verlag von Fr. W. Grunow, 1875.

(Schluß.)

Das zweite Stück der „Idyllen" nennt ſich „die Roſe von Tuolumne." Die „Roſe" iſt die viel umworbene Tochter eines wohlhabenden Anſiedlers in dem vom Titel genannten County der Vorberge des californiſchen Hochlandes. Sie ſoll einen Hüttenwerksbeſitzer in der Nachbarſchaft heirathen, und will ihn auch in der Weiſe, wie man ſich, ohne zu lieben, in Vernunft-

*) Oricellarius; Guicciardini und Extrait de l'histoire du voyage de Naples du Roy Charles VIII. par André de la Vigne.

heirathen findet — sie will ihn, zum stillen Verdrusse des unheimlichen Henry Rance, eines andern Nachbars, der sie eifersüchtig auf Schritt und Tritt umspäht. Eines Nachts spät von einem Balle zurückgekehrt, wird Jenny von ihrem Vater, einer der besten komischen Figuren unsers Dichters, geweckt, um ihm bei der Unterhaltung mit einem vorüberreisenden Bekannten, der seine Unbeholfenheit mit übermüthiger Laune behandelt, Gesellschaft zu leisten. Jenny entspricht der Bitte des alten Herrn, der Uebermuth unten verwandelt sich in Liebenswürdigkeit und diese durch einen Proceß, von dem wir hier nur sagen können, daß er mit der höchsten Meisterschaft geschildert ist, binnen wenigen Stunden in Liebe, die Gegenliebe findet. Ridgeway, so heißt der Reisende, muß endlich fort, um die Post zu treffen, die ein Stück vom Hause durch den Wald geht. Jenny erbietet sich, ihn zu begleiten, damit er sich nicht verirre. Beide wissen noch nicht klar, wie sie mit einander daran sind. Aber die Natur draußen hilft und führt sie einander in die Arme.

„Es war eine wunderschöne Nacht. Der Mond stand tief am Himmel und schmachtete sanft auf der schneeweißen Berglehne drüben. Seltsame Düfte füllten die stille Luft, und wie ein wundersamer Weihrauch würzte es aus den Wäldern her ihr junges Blut und schien es ihre Pulse zu berauschen. Kein Wunder daher, daß sie nur zögernd die weiße Straße hinaufgingen, daß ihre Füße den kleinen Hügel, wo sie sich trennen sollten, nur ungern erstiegen, und daß, als sie zuletzt den Gipfel erreichten, sie selbst der tröstliche Segen der Rede verlassen zu haben schien. Denn hier standen sie allein. Weder auf Erden, noch in den Wäldern, noch vom Himmel her war ein Ton zu hören, eine Regung zu sehen. Sie hätten der einzige Mann und das einzige Weib sein können, für welche diese herrliche Erde, die mit dem tiefsten Azurblau gerändert zu ihren Füßen lag, erschaffen worden. Und als sie das sahen, kehrten sie sich mit einer plötzlichen Regung einander zu, und ihre Hände begegneten sich und dann ihre Lippen in einem langen Kusse."

Jenny kehrt beim Herankommen der Post nach Hause zurück. Eine Weile nachher sieht sie in der Morgendämmerung aus ihrem Kammerfenster, wie ein Mann über den Gartenzaun unten zu steigen versucht, dieß aber nicht vermag und zuletzt umfällt. Plötzlich stürzt sie mit fliegenden Flechten hinunter und auf den Zaun zu. Der umgefallene Mann ist Ridgeway, der von einem Messerstiche getroffen und mit Blut übergossen vor ihren Füßen liegt. Sie wirft sich auf ihn und fragt, was geschehen, wer es gethan.

„Ridgeway öffnete langsam seine blaugeäderten Augenlider und blickte sie an. Bald darauf ging ein Blitz wie scherzende Bosheit über seine dunkeln Augen, ein Lächeln stahl sich über seine Lippen, als er leise die Worte flüsterte: „Es — war — Dein Kuß — der es that — liebe Jenny! Ich

hatte — vergeſſen — in wie hohem Werthe — die Waare hier ſteht. — Laß Dich's nicht kümmern — Jenny." Er zog ſchwach ihre Hand an ſeine weißen Lippen. „Er iſt — nicht zu theuer bezahlt." Damit verließ ihn das Bewußtſein."

Jenny trägt nun raſch entſchloſſen den Bewußtloſen ins Haus, wo er ſich allmälig erholt. Vergebens verſucht ſie von ihm Näheres über den Thäter zu erfahren, von dem die Nachbarſchaft meint, es ſei ein Straßenräuber geweſen. Sie pflegt den Verwundeten ſorgfältig, als er aber außer Gefahr iſt, wird ſie ſcheinbar kälter und iſt viel außer dem Hauſe, um, wie ſie ſagt, aus der freien Zeit bis zu ihrer Verheirathung noch möglichſt viel Vergnügen herauszuſchlagen. Sie glaubt, daß ihr Vater ſie nicht durchſchaue, aber er ahnt, was ihr fehlt, er beobachtet ſie im Stillen und erkennt, daß Ridgeway, der inzwiſchen während einer ihrer Ausflüge abgereiſt iſt, ihr Herz gewonnen hat, daß ſie ſich zum Entſagen zwingt, und daß ihre plötzlich erwachte Vergnügungsſucht Schein und nur auf Betäubung ihrer leidenden Seele berechnet iſt. Eine Weile geht er tiefſinnig umher, endlich weiß er, wie ihr zu helfen. Bei jedermann gilt Jenny als ſeine leibliche Tochter von ſeiner verſtorbenen Frau. Auch Jenny weiß das nicht anders. Sie iſt aber in Wahrheit das mitgebrachte Kind dieſer Frau, und letztere iſt nicht geſtorben, ſondern ihm, als er noch in Miſſoury wohnte, mit einem Kunſtreiter davongelaufen und treibt ſich jetzt in Californien als Seiltänzerin herum. Mit dieſem Geheimniß macht der alte Herr, indem er es dem Bräutigam, einem ſtolzen Kentuckier, mittheilt, die Verlobung rückgängig. Jener Rance überbringt Jenny den Abſagebrief, der die Auflöſung des Verhältniſſes auf den Wunſch ihres Vaters nur damit motivirt, daß der Bräutigam „etwas erfahren habe". Rance iſt nun im Begriffe, ſich ſelbſt um Jenny, die jetzt meint, daß dieſes „etwas" der Kuß geweſen, und daß der Bräutigam Ridgeway verwundet habe, zu bewerben, als Ridgeway dazu kommt und dem Verſuch ein Ende macht, indem er erklärt, mit dieſem Menſchen nicht in einem Zimmer ſein zu wollen. Ein Kampf will ſich entſpinnen, aber Jenny tritt dazwiſchen. Ridgeway geht hinweg, Rance glaubt, das Spiel gewonnen zu haben, zumal als Jenny ihn auf den Abend in den Garten beſtellt, um ihm die Antwort auf ſeine Werbung zu ertheilen. Er erwartet ſie, und ſie kommt wirklich — in demſelben Kleide, das ſie getragen, als ſie den verwundeten Ridgeway gefunden hat. Er bittet ſie, aus dem Mondſchein weg zu treten, ſie weigert ſich und zieht kalt die Hand zurück, die er ihr darbietet.

„Sie zitterte einen Augenblick, wie wenn ein Schauder ſie durchbebte, dann wendete ſie ſich plötzlich ihm zu und ſagte: „Halten Sie Ihren Kopf empor und laſſen Sie mich Ihnen ins Geſicht blicken. Ich habe bis jetzt blos gewußt, was Männer ſind, laſſen Sie mich jetzt auch ſehen, wie ein Schurke

aussieht." Er fuhr zurück, mehr vor ihrem wildverstörten Gesichte, als vor ihren Worten. Er war kein Feigling, aber er empfand Neigung, zu fliehen. — „Sie sind krank, Jenny", sagte er. „Sie thäten besser, ins Haus zurückzukehren. Ein ander Mal —" „Halt!" rief sie heiser. — „Rühren Sie sich von der Stelle, und ich rufe um Hülfe! Versuchen Sie mich jetzt zu verlassen, und ich sage aller Welt, daß Sie ein Meuchelmörder sind." — „Es war ein ehrlicher Kampf", sagte er tückisch und verstockt." — „War es ein ehrlicher Kampf, einem unbewaffneten und sich keines Harms versehenden Mann von hinten nachzuschleichen? War es ein ehrlicher Kampf, den Versuch zu machen, den Verdacht auf einen Andern abzulenken? War es ein ehrlicher Kampf, mich zu täuschen? Lügner und Feigling, der Sie sind!"

Er that einen verstohlenen Schritt auf sie zu mit Unheil drohenden Augen und einer verruchteren Hand, die langsam nach seiner Brusttasche hinschlich.

„Stoßen Sie zu!" rief sie mit blitzenden Augen, indem sie ihm ihre Hände offen vor das Gesicht hielt. „Stoßen Sie zu! Fürchten Sie sich vor dem Weibe, das sich vor Ihnen nicht fürchtet? Oder heben Sie Ihr Messer blos für den Rücken von Männern auf, die sich Ihrer Tücke nicht versehen? Stoßen Sie zu, sag' ich Ihnen. Nein? Nun so sehen Sie her!" Mit einer plötzlichen Bewegung zog sie sich von Kopf und Schultern den dicken Spitzenshawl, der ihre Gestalt verhüllt hatte, und trat vor ihn hin. „Sehen Sie her!" rief sie leidenschaftlich, indem sie nach dem Busen und den Schultern ihres weißen Kleides zeigte, die dunkel mit verblichnen Flecken gestreift und in Unheil verrathender Weise der Farbe verlustig gegangen waren. „Sehen Sie, dieß ist das Kleid, welches ich an jenem Morgen trug, wo ich ihn hier liegend fand — hier — blutend von Ihrem heimtückischen Messer. Sehen Sie her! Sehen Sie wohl? Dieß ist sein Blut — das Blut meines lieben Jungen! — von dem mir, so todt und verblichen es ist, ein einziger Tropfen mehr gilt als der ganze lebendige Puls irgend eines andern Mannes. Sehen Sie her! Ich komme zu Ihnen heut Abend getauft mit seinem Blute, und wagen Sie nun zuzustoßen — wagen Sie durch mich wieder nach ihm zu stoßen und mein Blut mit dem seinen zu verwischen! Stoßen Sie zu! Ich flehe Sie an. Stoßen Sie zu, wenn Sie irgendwie Erbarmen mit mir haben, um Gotteswillen! Stoßen Sie zu, wenn Sie ein Mann sind! Sehen Sie, hier lag sein Haupt auf meiner Schulter — hier hielt ich ihn an meiner Brust, wo niemals — so wahr mir Gott helfe! — ein andrer Mann — ach! —" Sie taumelte gegen die Umzäunung, und etwas, das in Rance's Hand geblitzt, fiel vor ihre Füße hin; dann ein zweiter Blitz und ein Knall bewirkten, daß er sich vor ihr im Staube wälzte, und über seinen im Todes-

kampfe ſich windenden Körper ſchritten zwei Männer weg und fingen ſie auf, bevor ſie fiel."

Die Männer ſind Herr Mac Closky, ihr Stiefvater, und Ridgeway. Weil Jenny letzteren durch Rance's Beſuch verloren zu haben glaubt, hat ſie — ſo müſſen wir vermuthen, der Dichter ſelbſt ſagt es nicht — Rance das Stelldichein vorgeſchlagen und ihn gereizt, ihr den Tod zu geben. Dieſe Abſicht mißlingt; wie früher Ridgeway, ſo wird jetzt auch Jenny gerettet, und das Weitere denkt ſich der Leſer hinzu. Auf Nacht und abermals Nacht folgt heiteres Licht, und in dieſem findet auch das verdrießliche Geheimniß, welches den erſten Bräutigam Jenny's von ihr entfernt hat, eine befriedigende Beſeitigung. Die jungen Leute haben die Stelle beſucht, wo ihre Seelen ſich zuerſt in Liebe gegen einander aufgeſchloſſen haben. Sie kommen Hand in Hand in das Haus zurück.

„Herr Mac Closky erwartete ſie mit Ungeduld in der Veranda. Als Fräulein Jenny die Treppe hinaufgeſchlüpft war, um einen Kragen, der eine etwas verdächtig ſchiefe Lage angenommen hatte, durch einen andern zu erſetzen, zog Herr Mac Closky Ridgeway mit feierlicher Miene beiſeite. Er hielt einen großen Theaterzettel in der einen und eine Zeitung in der andern Hand. „Ich hab' es immer geſagt", bemerkte er langſam mit der Miene, als ob er nur ein abgebrochnes Geſpräch wieder aufnähme, „ich hab' es immer geſagt, daß es ſich nicht recht für ſie paſſen thäte, drei Pferde auf einmal zu reiten. Es will ſcheinen, als ob ich Recht gehabt hätte. Nach Bemerkungen in dieſem Blatte hier ſieht es aus, als ob ſie das letzte Woche in Marysville verſucht und dabei den Hals gebrochen hätte."

Die dritte Erzählung „Eine Epiſode aus dem Leben von Fiddletown" hat zur Heldin eine Dame, die uns zunächſt als allgemein bewunderte Schönheit, als ſentimentale Dichterin, als unverſtandene ſchöne Seele, als ſelbſtſüchtig und eitel entgegentritt. Sie iſt eine geſchiedene Frau und heirathet einen ebenfalls geſchiedenen Mann, den geweſenen Frachtfuhrmann Tretherick, den ihre Poeſien auf ſie aufmerkſam gemacht haben. Die Ehe iſt keine glückliche. Herr Tretherick prügelt ſeine Frau, ſie wird ihm dafür ein wenig untreu, er gewöhnt ſich darauf das Trinken an, und ſie liefert von nun an regelmäßig poetiſche Beiträge in das Ortsblättchen. Die Sache wird zuletzt ſo arg, daß Frau Tretherick ſich eines Tages aus dem Hauſe ihres Mannes entfernt. Einige Tage ſpäter kommt ſie während der Abweſenheit deſſelben mit dem Oberſten Starbottle, einem Verehrer ihres Genius wie nicht minder ihrer körperlichen Reize, zurück und will die von ihr zurückgelaſſnen Sachen abholen. Sie trifft hier, indeß ſie mit Einpacken beſchäftigt iſt, das Kind des Herrn Tretherick von deſſen erſter Frau, welches derſelbe in den letzten Tagen zu ſich genommen hat. Das Kind ſieht ſie als ſeine neue Mama an und nähert

ſich ihr zutraulich. Sie aber empfindet zunächſt Widerwillen gegen die Kleine und weiſt ſie mit barſchen Worten von ſich weg. Später indeß ſucht ſie das Kind, das inzwiſchen einſam in einem Dachkämmerchen geſpielt hat, ſelbſt wieder auf, um ſich ſeine Lebensgeſchichte erzählen zu laſſen. Dabei iſt ſie genöthigt, Carry auf den Schooß zu nehmen, die, nachdem ſie ſich ſo geſchmiegt, daß ſie ihren Arm halb um Frau Tretherick geſchlungen und ihre Wange an den Buſen gelegt hat, einſchläft. Und jetzt beginnt ſich die gute Seite in der leichtſinnigen, ſelbſtſüchtigen Frau zu regen. Einen Augenblick ſitzt ſie noch unbewegt da.

„Dann begann, ob nun eine verborgene Sympathie in der Berührung wirkte, oder ob es etwas Anderes war — Gott wird es am Beſten wiſſen — ein plötzlich erwachter Gedanke ſie zu durchzittern. Sie fing mit der Erinnerung an einen alten Schmerz an, den ſie vergeſſen hatte, an einen alten entſetzlichen Vorfall, den ſie alle dieſe Jahre hindurch entſchloſſen aus ihrem Gedächtniß verbannt hatte. Sie rief ſich Tage der Krankheit und des Verzagens zurück, Tage, wo die Wolke der Furcht ſie überſchattet hatte, Tage der Vorbereitung auf etwas, das verhüllt werden mußte — das wirklich unter Todesangſt und Furcht verhütet wurde. Sie dachte an ein Leben, das hätte ſein können — ſie wagte nicht zu ſagen, das geweſen war — und fragte ſich, wie es geweſen ſein würde. Es war ſechs Jahre her — wenn es gelebt hätte, würde es jetzt ſo alt wie Carry geweſen ſein. Die Arme, die locker um das ſchlafende Kind geſchlungen waren, begannen zu zittern, und die Umſchlingung wurde inniger. Und nun kam der tiefe mächtige Antrieb, und halb ſchluchzend, halb ſeufzend ſtreckte ſie ihre Arme und zog den Körper des ſchlafenden Kindes dicht, dicht an ihre Bruſt, dichter und immer dichter und tiefer, als ob ſie ihn in dem Grabe verbergen wollte, das dort vor Jahren gegraben worden. Und der Sturm, der ſie geſchüttelt, ging vorüber, und dann — ach! — kam der Regen. Ein paar Tropfen fielen auf Carry's Locken, und ſie bewegte ſich verdrießlich in ihrem Schlafe. Aber die Frau beſchwichtigte ſie wieder — es war jetzt ſo leicht — und ſie ſaßen da ſo ruhig, daß ſie wie einverleibt hätten ſcheinen können in das einſame, ſchweigſame Haus mit ſeinen langſam hinſchwindenden Sonnenſtrahlen und der überall in ihm herrſchenden Verlaſſenheit und Verödung — aber es war eine Verlaſſenheit, die jetzt nichts von Alter, Verfall oder Verzweiflung mehr an ſich hatte.“

Durch dieſen Vorfall iſt Carry der Frau für alle Zeit ans Herz gewachſen. Sie entführt ſie und flieht nach Sacramento und San Francisco. ſie lebt für ſie, ſorgt für ſie, läßt ſie auch, als ſie in Noth gerathen, nicht von ſich, heirathet um ihretwillen, als Tretherick am Säuferwahnſinn geſtorben, den Oberſten Starbottle und iſt außer ſich, als ſie das Kind nun doch

bis zu ſeiner Mündigkeit an ſeine rechte Mutter abtreten muß, die nach dem Oſten verzogen iſt.

Zehn Jahre ſpäter naht der Moment, wo Carry ſich entſcheiden muß, wem ſie angehören will, ob jener rechten Mutter, oder Frau Starbottle, die ſie unterdeß, wieder Wittwe geworden, und wieder in bedrängten Verhältniſſen, mit Aufopferung zu unterſtützen fortgefahren hat, und die nun todtkrank nach dem Orte kommt, wo Carry in einem Penſionat erzogen wird. Carry hat ſie inzwiſchen halb vergeſſen, ſie neigt mehr zu ihrer rechten Mutter hin, ſie ahnt nicht, was die Stiefmutter für ſie geſorgt und geopfert. Eine Schulfreundin hilft ihr indeß auf den rechten Weg, und Carry entſcheidet ſich, Frau Starbottle zunächſt zu ſehen und dann wieder ihr Kind zu ſein. Sie ziehen mit dem Redacteur des Blättchens, das meiſt die Poeſien der Dichterin gebracht, einem Freunde derſelben, der ſie von Californien als Helfer und Berather nach dem Oſten begleitet hat, in ein Landhäuschen, um den Sommer und die Wiederkehr der Geſundheit von Frau Starbottle zu erwarten. Aber ſtatt dieſer kommt der Tod.

„Plötzlich ſank vom Himmel ein Tag ſo zart, ſo myſtiſch mild, ſo träumeriſch ſchön, ſo pulſirend, ſo lebendig vom Flattern unſichtbarer Schwingen, ſo voll, ſo überſtrömend von einer erweckenden, freudenvollen Auferſtehung, wie ſie die Menſchen nicht lehren und Glaubensbekenntniſſe nicht einſchränken, — daß man es für paſſend hielt, ſie ins Freie zu tragen und in den herrlichen Sonnenſchein zu legen, der die glücklichen Fenſterſtürze und Thüren wie mit den Feuertropfen einer Brautfackel beträufelte. Und da lag ſie in ſeliger Ruhe. Ermüdet von Nachtwachen, war Carry an ihrer Seite in Schlaf gefallen, und Frau Starbottle's magere Finger lagen, wie um ſie zu ſegnen, auf ihrem Haupte. Bald darauf rief ſie Jack (ſo heißt ihr Begleiter) neben ſich hin.

„Wer war das, die ſoeben hereinkam?“ flüſterte ſie. — „Fräulein Van Corlear“ (die Schulfreundin Carry's, die ſie ihrer Stiefmutter wieder zugeführt hat) ſagte Jack, indem er dem fragenden Blicke in ihren großen hohlen Augen antwortete. — „Jack“, ſagte ſie, nachdem ſie einen Augenblick geſchwiegen, „ſetze Dich einen Moment neben mich, lieber Jack, ich habe Dir etwas zu ſagen. Wenn ich Dir in früheren Tagen je hart oder kalt oder gefallſüchtig vorgekommen bin, ſo war es, weil ich Dich, Jack, zu ſehr liebte, um Deine Zukunft dadurch zu ſtören, daß ich ſie mit der meinen verband. Ich habe Dich immer geliebt, liebſter Jack, und ſelbſt dann, wo ich Deiner am wenigſten würdig ſchien. Das iſt jetzt dahin, aber ich habe neulich einen Traum gehabt, den Traum eines thörichten Weibes, daß Du, was mir mangelte, in ihr finden könnteſt“, und ſie blickte liebevoll auf das ſchlafende Mädchen an ihrer Seite — „daß Du ſie lieben könnteſt, wie Du mich geliebt haſt. Aber

auch das soll nicht sein, Jack — nicht wahr?" und sie blickte ihm sehnsüchtig fragend ins Gesicht — Jack drückte ihr die Hand, sprach aber nicht. — Nachdem sie einen Augenblick geschwiegen, sagte sie wieder:

„Vielleicht hast Du Recht in Deiner Wahl. (Sie meint die Schulfreundin Carry's.) Sie ist ein gutherziges Mädchen — Jack — aber ein wenig dreist".

Und nach diesem letzten Aufflackern eines thörichten schwachen Menschengeistes in ihrer, mit dem Tode ringenden Seele sprach sie nicht mehr. Als sie einen Augenblick später zu ihr traten, flog ein kleines Vögelein, daß sich auf ihre Brust niedergelassen, hinweg, und die Hand, die sie von Carry's Kopfe hoben, fiel leblos an ihre Seite herab."

Die vierte Geschichte der neuen Sammlung „Ein ländlich Bild von Monte Flat" erzählt uns, „wie der alte Plunkett heimging." Plunkett ist ein Träumer, Lügner und Pläneschmied in einem californischen Goldgräberlager, zu dessen Träumen und Plänen vor Allem der gehört, seine, in der Heimath zurückgelassene Familie zu besuchen. Zehn ganze Jahre lang ist er immer und immer wieder im Begriffe, „heimzugehen". Er will das, nachdem er sich sechs Monate in Monte Flat aufgehalten. Er will es nach den ersten Regengüssen, dann, wenn die Regenzeit vorüber ist, dann, wenn er das Holz auf dem Kastanienhügel gefällt hat, wenn es wieder grüne Weide auf Dows Flat giebt, wenn die Gesellschaft von Amity Ditch ihre erste Dividende giebt u. s. w. Verschiedene Male hat er wirklich Versuche gemacht, nach dem Osten zu reisen, aber immer ist die Sache schließlich unterblieben und Plunkett nach kurzer Zeit wieder zu seinen Bekannten in Monte Flat zurückgekehrt. Endlich bleibt er bei einem solchen Versuche drei volle Jahre weg, und dießmal will er wirklich bei den Seinigen in New-York gewesen sein und giebt ganz genauen Bericht, wie er sie angetroffen. Seine Frau ist noch die böse Sieben, die sie früher gewesen, seine Tochter, wie er durch deren Photographie beweisen kann, aus einem kleinen Kinde zu einer holden Jungfrau erwachsen. Aber lassen wir ihn die Hauptsache selbst erzählen:

„Seht Ihr's, Jungens, ich bin immer der Meinung gewesen, daß man im Stande sein muß, sein eigen Fleisch und Blut durch Instinct heraus zu finden. 'S ist jetzt zehn Jahre her, daß ich mein Melindchen zuletzt gesehen habe, und sie war damals erst sieben Jahre und etwa von dieser Höhe. Was that ich daher, als ich nach New-York ging? Ging ich schnurstracks nach meinem Hause und fragte nach meiner Frau und Tochter wie andere Leute? Nein, ich zog mich wie ein Hausirer an — wie ein Hausirer, Jungens, und zog die Klingel. Als das Dienstmädchen an die Thür kam, sagte ich — seht Ihr's wohl? — ich wollte den Damens ein paar hübsche Sächelchen zeigen. Da kam eine Stimme über das Treppengeländer, die

ſagt: Brauchen nichts nicht — ſchick ihn fort. Sag ich, indem ich nauf-ſehe: hübſche Spitzen, Madamchen, Schmugglerwaare? — Packe dich fort, elender Kerl, ſagt ſie. Ich kannte die Stimme, Jungens. 'S war meine Frau natürlich, klar wie Kloßbrühe — da brauchte ich gar keinen Inſtinct nicht dazu. 'S kann ja aber ſein, ſag ich, daß die jungen Damens was brauchen. — Haſt du gehört, was ich geſagt habe, ſagt ſie, und damit ſpringt ſie auf mich los, und ich mache, daß ich fortkomme. Es iſt zehn Jahre her, Jungens, ſeit ich die Alte nicht geſehen habe, aber ich weiß nicht, wie, als ſie den Sprung that, machte ich natürlich, daß ich fortkam. —

Nun denn, indem ich mich ein oder zwei Tage dort herumtrieb, kriegte ich zuletzt heraus, daß die nächſte Woche Melindchens Geburtstag gefeiert werden, und daß ſie große Geſellſchaft bei ſich haben ſollte. Ich ſag' Euch, Jungens, es ſollte nicht lumpig bei dem Empfang hergehen. Das ganze Haus war eine einzige Blume, ſo war es bekränzt, und es flammte von Lichtern, und es gab kein Ende von Dienſtvolk und Silberzeug und Erfriſchungen und Kinkerlitzchen —" „Onkel Jon!" — „Nun." — „Wo kriegten Sie denn das Geld dazu her?" — Plunkett warf dem, der ihn unterbrochen einen ſtrengen Blick zu. „Ich habe ja immer geſagt, daß ich, wie ich heimreiſte, eine Anweiſung auf zehntauſend Dollars vorausſchickte. Ich habe das immer geſagt, nicht wahr? Nun?" Seine gute Laune kehrte ſchnell zurück, und mit einem leichten inwendigen Kichern fuhr er fort: „Ich ging in den größten Juwelierladen der Stadt und kaufte ein Paar Diamantohrringe. ſteckte ſie in meine Taſche und ging nach dem Hauſe. „Ihr Name?" ſagt der Kerl, welcher mir die Thür aufmachte, und der wie ein Mittelding zwiſchen einem Kellner und einem Paſtor ausſah. Skeeſicks, ſagte ich. Er nimmt mich nun mit nein, und ziemlich bald kommt meine Frau in das Empfangszimmer reingeſegelt und ſagt: Entſchuldigen Sie, aber ich denke nicht, daß ich den Namen kenne. Sie war ſchreckbar höflich; denn ich hatte eine rothe Perücke auf und einen rothen Backenbart angemacht. — Ein Freund Ihres Herrn Gemahls aus Californien, mit einem Präſent für Ihre Tochter, Fräulein — und ich that, als ob ich den Namen vergeſſen hätte Aber auf einmal ſagte da 'ne Stimme: Na, das iſt doch zu durchſichtig. und herein kam Melindchen. Na, das heiß ich mir doch ziemlich ſchlecht Theater ſpielen, Vater — zu thun, als ob Du den Namen Deiner Tochter nicht wüßteſt — iſt's nicht wahr? Wie geht Dir's, Alter? Und damit reißt ſie mir die Perücke und den Backenbart herunter und fällt mir mit ausgebreiteten Armen um den Hals — Inſtinct, Jungens, reiner Inſtinct."

Nicht viele Leute glauben dem Ulyſſes von Monte Flat dieſe Geſchichte. Ja eigentlich hält ſie nur ſein Freund Henry York für wahr, der ſich in aller Form ſogar in Melinda verliebt. Eben ſoll auf das Zeugniß eines

Mannes hin, der Plunkett jene ganzen drei Jahre in Sonora geſehen, die Lügenhaftigkeit des alten Aufſchneiders conſtatirt werden, als York für ihn eintritt, indem er verſichert, ihm in Neuyork begegnet zu ſein. Plunkett iſt hiervon ſo überraſcht, daß er ſich ſelbſt für wahnſinnig hält und mit einem wilden Schrei in Krämpfen zu Boden ſinkt. Als er in York's Hütte wieder zu ſich kommt, gewinnt er die Ueberzeugung, daß auch dieſer die Unwahrheit geſagt, als er ihn in Neuyork geſehen zu haben erklärt, und nun macht er ſchlechte Witze, ohne zu empfinden, daß er auch ſeinen Freund getäuſcht hat, dem die Photographie Melinda's, die in Wahrheit die einer Schauſpielerin in San Francisco iſt, inzwiſchen zu einem Idol geworden. Die rechte Photographie findet ſich unter Papieren, die den halbbetrunkenen Plunkett aus der Taſche fallen, dazu ein Brief des Mädchens, und beide zeigen das reine Gegentheil von leiblicher und geiſtiger Schönheit. Dennoch läßt York's gutes Herz nicht von dem alten Lügenvater. Ein reicher Goldfund ſetzt ihn in den Stand, nach Neuyork zu reiſen, und von dort bringt er die Familie Plunkett's mit, in der Hoffnung, denſelben damit zu erfreuen, aber mit üblem Erfolg. Als die Frauen auf den Alten zueilen, bricht er in hellen Wahnſinn aus.

„'s iſt Alles Schwindel und Lüge!" ſchrie er. „Die ſind nicht mein Fleiſch und Blut, nicht Verwandte von mir. Es iſt nicht meine Frau und iſt nicht mein Kind. Meine Tochter iſt ein ſchönes Mädchen — ein ſchönes Mädchen — hört Ihr's wohl? Sie iſt in Neuyork bei ihrer Mutter, und ich bin im Begriffe, ſie hierher zu holen. Ich ſagte, ich wollte heimgehen, und ich bin daheim geweſen — hört Ihr's wohl. — Ich bin zu Hauſe geweſen! Es iſt eine niederträchtige Poſſe, die ihr mit mir altem Manne treibt. Laßt mich gehen — hört Ihr's wohl? Haltet mir dieſe Frauenzimmer vom Leibe! Laßt mich gehen. Ich gehe heim — ich gehe heim." — Er ſtreckte ſeine Arme krampfhaft in die Höhe und fiel auf den Boden hin. Sie hoben ihn raſch auf, aber zu ſpät. Er war heimgegangen."

„Sylveſters Kindchen", die nächſte Erzählung, ſchildert in höchſt ergötzlicher Weiſe die Geſchichte eines jungen Bären, den der Verfaſſer ſehr jung in der Hütte eines Freundes im Gebirge kennen lernt, und mit dem er, nachdem er ihn bei der Abreiſe jenes Freundes nach dem Oſten als Pflegevater zu ſich ins Haus genommen, allerlei wunderliche und verdrießliche Dinge erlebt.

„Wan Lee, der Heide" iſt die Geſchichte eines chineſiſchen Knaben, der, unter den Zaubergeſängen eines Taſchenſpielers auf geheimnißvolle Weiſe vor den Augen des Verfaſſers entſtanden, ſpäter deſſen Laufburſche wird, als ſolcher allerhand Unfug treibt, dann aber unter dem Einfluß eines kleinen guten Mädchens ſittlich zu gedeihen beginnt und jetzt ohne Zweifel ein reſpec-

tabler Jüngling sein würde, wenn er nicht in dem großen Pöbelaufstande, der 1866 in San Francisco gegen die dort angesiedelten Söhne des himmlischen Reichs der Mitte ausbrach, von christlichen Schulkindern zu Tode gesteinigt worden wäre. Die Kellerscene in Hop Sing's Laden, wo Wan Lee durch die Magie des Zauberkünstlers allmählich entsteht und zuletzt als Homunculus unter der Decke hervortritt, ist im höchsten Grade spannend, und der Contrast, in welchem das hochkomische, koboldartige Wesen des Knaben in seiner Eigenschaft als Zeitungsausträger, dann als Setzer in der Druckerei und als Diener des Redacteurs zu seinem tragischen Tode steht, kommt dem Besten gleich, was Dickens in solchen Dingen geschaffen hat.

Die letzte Geschichte der Sammlung, „Der Narr von Five Forks", erzählt von einem Goldgräber, der im Osten eine Liebe zurückgelassen hat, immer und immer an sie schreibt, nimmer und nimmer Antwort bekommt und dennoch weiter liebt und hofft. Die Kameraden halten ihn für einen Menschen, der „einen Vogel hat", sie werden in dieser Meinung bestärkt, als Cyrus den Ertrag eines reichen Goldfundes an die Geliebte schickt, das Geld durch die Post zurück erhält und dennoch weiter hofft. Sie sind völlig von seiner Narrheit überzeugt, als er, trotz dieser Narrheit immer glücklich in seinen Unternehmungen, für das Weib seines Herzens auf einen Hügel über seiner Blockhütte ein schönes Haus baut und mit allem Comfort der Gesittung ausstattet. Der Zufall führt sie endlich nach der Wildniß von Five Forks, aber sie ist verheirathet. Im Stollen eines Bergwerks erkennt er sie, als sie ihn anfleht, ihren Gatten, der bei der Besichtigung desselben verschüttet worden ist, zu retten. Er entspricht der Bitte — als echter Narr im Sinne der Welt — und findet dabei selbst den Tod.

Wir wissen, daß wir mit diesen gerippeartigen Analysen keine genügende Vorstellung von der Schönheit dieser Novellen geben können. Ihre Schönheit liegt vorzüglich in den Einzelheiten, in der Ausführung, in der Entwickelung der Charaktere und Situationen, in der tief herauf flammenden Aeußerung der Leidenschaften, in dem Hervorbrechen des göttlichen Funkens aus der Nacht der Sünde und Schwäche, die der Verfasser mit so vollendeter Meisterschaft schildert, und vor Allem auch in dem goldnen Humor, der die tragischen Ereignisse als Folie allenthalben umgiebt und verklärt. Diesen hier nicht wiederzugebenden Dingen im Buche selbst zu folgen, seien die Leser dringend eingeladen; sie werden hohen Genuß finden und uns Dank wissen.

Die Antheilswirthſchaft in Toscana.

Ein Beitrag zur ſocialen Frage.

Wenn man von Bologna aus nach Toscana kommt, die breite Heerſtraße ein wenig verläßt, den Gallerien und Muſeen für einige Tage entſagt und durch die Felder wandelt, um Landbau und Ackersleute dort zu beobachten, ſo wird man daſelbſt neben einer großen adminiſtrativen Unordnung und ſchweren Steuern einen weit verbreiteten Wohlſtand finden, eine redliche fleißige Bevölkerung, welche mit ihrem Schickſale zufrieden iſt, und, wenn man in eines der bequemen luftigen Bauernhäuſer tritt und ſich mit den Bewohnern unterredet, erſtaunt man über die Aufgeweckheit, den richtigen Verſtand, die Menge von praktiſchen Kenntniſſen und die Höflichkeit der Formen, welchen man unter der rauhen Hülle begegnet. Hier iſt keine Gefahr von ſocialen Fragen, keine Drohung von Arbeitseinſtellung, keine Möglichkeit von Kämpfen mit „trades unions“ *) der Bauern, hier kennt man keine communiſtiſchen Bewegungen der internationalen Arbeiterverbindung. Steigt man vom Apennin zu den Hügeln hinab, welche Piſtoia beherrſchen, ſo wird man von Bewunderung ergriffen, bei dem ſchönen Panorama, welches das Arnothal bietet. Zu den Füßen ſieht der Wanderer ein weites Land ſich dehnen, das ihm wie ein Garten bebaut erſcheint; die nahen Hügel ſind von Weinbergen bedeckt und beſchattet von dem bleichen, grauſchimmernden Laube zahlloſer Oelbaumpflanzungen. Die Ebene ſtreckt ſich weit hin und Ulmen, Maulbeerbäume und Reben ſind in langen Reihen den Myriaden von Gräben und kleinen Bächen entlang gepflanzt, welche die mit Korn, Mais, Bohnen, u. ſ. w. beſäten Felder theilen. Ueberall erheben ſich Häuſer und agrariſche Bauten, welche ſich ſo dicht aneinander reihen, daß das ganze Land bis an ſeinen fernen Horizont die ungeheuere Vorſtadt irgend einer Weltſtadt zu ſein ſcheint. In dieſer ganzen Ausdehnung erhält und zeigt ſich die Kultur der Wirthſchaft zu halbem Antheil.

Die Arbeitsfrage und die verſchiedenen Syſteme der Vertheilung des hervorgebrachten Reichthums beſchäftigen ſeit dem Jahre 1866 alle Geiſter in Deutſchland und ſind, wie im Miniſterrathe und der Kammer, ſo in den Lehrſälen der Univerſitäten, ein Gegenſtand des Studiums und der Erwägung. Mittlerweile wird der Kampf zwiſchen dem Kapital und der Arbeit immer erbitterter und beginnt eine politiſche Färbung anzunehmen, da er die fortwährende Drohung eines neuen Barbareneinfalles in ſich trägt, welcher das ganze Gebäude der modernen Civiliſation über den Haufen werfen würde.

*) ſ. „Grenzboten“ I. 1875: Die ländlichen Arbeiter und die Agrarfrage in Großbritannien von Max Wirth.

Unter den Heilmitteln, oder, wenn man will, Panaceen, welche Menschenfreunde vorgeschlagen oder geniale Neuerer unter den Kapitalisten versucht haben, muß ohne Zweifel denjenigen der erste Platz eingeräumt werden, welche dahin zielen, den Kampf zwischen den beiden Faktoren der Production durch ein Bündniß zu ersetzen, welches aus der Gemeinschaftlichkeit des Nutzens und zwar in der Form irgend eines Antheiles der Arbeit an den Resultaten der industriellen Unternehmungen entspringen. Eine solche besondere Antheilsform nun ist ein eigenthümlicher, ackerbaulicher Associationsvertrag, die Antheilswirthschaft oder Halbpacht (Mezzadria o colonia parziaria), welche in Toscana in Blüthe steht. Es ist das Verdienst Karl Hillebrand's in Florenz, daß er uns über diese Antheilswirthschaft die eingehendsten Informationen und die klarste Darstellung über deren Organisation, Function und Resultate, deren Vortheile und Nachtheile giebt, indem er in dem von ihm herausgegebenen ausgezeichneten Werke „Italia"*) aus der Feder Sidney Sonnino's eine längere Abhandlung über diesen Gegenstand bringt, in welcher diejenigen Leser, bei denen unsere Andeutungen die Lust wecken sollten, weitere Studien dieses Gegenstandes zu machen, Stoff genug finden werden, ihren Wunsch zu befriedigen.

Die Antheilswirthschaft (die „colonia partiaria" der Römer und der „métayage" der Franzosen) ist jener agrarische Contract, vermittelst dessen das jährliche Rohprodukt zur Hälfte zwischen dem Besitzer des Bodens und dem Bebauer desselben getheilt wird. Die Nebenbedingungen sind unendlich verschieden, was aber diese Form landwirthschaftlichen Verfahrens von jeder andern unterscheidet, ist die Theilung des Schadens und des Gewinnes zwischen dem Arbeiter und dem Eigenthümer. In der Pacht für eine jährliche bestimmte Summe hingegen bleibt die Einnahme des Besitzers immer dieselbe, während der Ackersmann alle möglichen Verluste zu tragen hat; und andererseits wieder, bei der Bodenbearbeitung auf eigene Kosten durch den Besitzer, fällt ihm aller Nachtheil und aller Vortheil zu, indeß der Arbeitslohn für den Bauern derselbe bleibt. Diesen festen Sold für den Arbeiter findet man auch in der Pacht im weitesten Umfange, und hier ist es dann ein dritter Kapitalist, welcher allen Gewinn und allen Verlust des Unternehmens auf sich nimmt.

Dem in Rede stehenden Antheilssysteme begegnet man nur im Süden Europas und vorzüglich im südlichen Frankreich, an einigen Punkten Aragoniens und Cataloniens und in verschiedenen Provinzen von Ober- Mittel- und Süditalien.**) Nach und nach hat es sich noch enger begrenzt und in

*) Leipzig, H. Hartung & Sohn. — Dieses Werk vermittelt den Deutschen einen Blick in das innere Wesen der italienischen Gegenwart wie kein Anderes.

**) „I sistemi d'Administrazione rurale e la questione sociale" per il Prof. Girolamo Caruso. Pisa 1874.

einigen Gegenden z. B. Frankreichs, verschwindet es allgemach ganz, um der Pacht oder der Selbstbestellung der Felder Platz zu machen.*) Wir beschränken uns jedoch hier nur darauf, diesen landwirthschaftlichen Vertrag in seiner gelungensten Form, in Toscana zu betrachten, wo er mehr als Alles andere dazu beigetragen hat, das Land in einen förmlichen Garten zu verwandeln, indem er es mit einer Kultur ausgestattet, die den Vergleich mit derjenigen der blühensten und vorgeschrittensten Länder Europas aushalten kann.

Das Land ist in eine Menge von Parzellen getheilt, welche man Güter (poderi) nennt; jedes wird von einer Bauernfamilie bearbeitet, zu deren Erhaltung es ausreicht. Das toscanische Landgut ist sehr verschieden an Größe, und mit dieser wechselt auch die Größe der dasselbe bebauenden Familie. Jedes Bauerngut hat sein Haus, das einen Keller für die Weinkufen und einen Stall für das Vieh enthält; neben dem Hause steht ein Schuppen für die Futterkräuter und ein Düngerhaufen. Die Wohnhäuser sind geräumig und bequem; sie bestehen aus einer Küche und mehreren Schlafzimmern, je nach der Zahl der Familienmitglieder. Diese sind der Autorität Eines von ihnen unterworfen, dem Vater oder einem der Brüder, gemeiniglich dem ältesten, welcher „capoccia" genannt wird und der die Familie dem Besitzer des Bodens gegenüber vertritt, wie auch in allen gemeinschaftlichen Beziehungen mit Dritten oder mit den administrativen und politischen Obrigkeiten. Sein Weib, die „massaia" oder irgend eine Frau des Hauses, wenn er unverheirathet ist, besorgt die äußere und innere Wirthschaft. Der Besitzer des Bodens hat das Recht den Capoccia zu wählen, ihn abzusetzen und zu verändern; da der Vertrag jedoch ein völlig freier, so ist jene Wahl immer das Resultat eines gegenseitigen Uebereinkommens, sei es eines stillschweigenden oder eines ausgesprochenen. Das ganze Jahr hindurch ist die Familie mit den Arbeiten des Gutes beschäftigt und in dem Augenblicke, wo sie besonderer Hilfe bedarf, ruft sie Taglöhner herbei. Manchmal, wenn die beständige Arbeit den Familiengliedern zu viel wird, nimmt der Capoccia eher einen Knecht in seinen Dienst, als daß er zugäbe ein Feld zu verlieren. Dieser wohnt mit den Andern des Hauses, arbeitet und ißt mit ihnen, und hat einen jährlichen Lohn von ungefähr 110 Mark, während noch einige kleine Ausgaben für ihn bezahlt werden.

Die eine Hälfte aller Einkünfte des Gutes gehört dem Bauern als Lohn seiner Arbeit und er behält ihn in Producten; die andere Hälfte fällt dem Herrn zu. Der Bauer ist überdies zu einer gewissen Anzahl von Obliegenheiten verpflichtet, welche theilweise in Dienstleistungen, theilweise in Abgaben von Hühnern, Eiern, Schinken, in für das Herrenhaus zu bestreitender

*) Sismondi, Etudes sur Économie politique. Essai VI. De la condition des cultivateurs en Toscane. — Métayage, par le Cte. de Gasparin. Chap. IV.

Wäſche und ähnlichen Laſten beſtehen. Dieſe Nebenverpflichtungen ſind verſchieden je nach dem Gute und dieſem ſolchergeſtalt anhängig, daß, wenn eine Bauernfamilie eine andere auf einem Gute erſetzt, ſie zugleich alle jene Verbindlichkeiten auf ſich nimmt, welche nicht einmal jedes Mal eigens ausgemacht werden, ſondern ſeit undenklicher Zeit feſtgeſetzt ſind. Sie ſtellen das Pachtgeld für die Wohnung vor und dienen auch dazu, das Verhältniß der Arbeiter auf den verſchiedenen Gütern auszugleichen, indem ſie, theilweiſe wenigſtens, die Verſchiedenheit derſelben an Fruchtbarkeit und Lage aufheben. Ein Theil der von dem Bauern zu leiſtenden Arbeit beſteht in dem Unterhalten der Baumkultur; eine gewiſſe Bearbeitung und eine beſtimmte Anzahl von neuen Pflanzungen müſſen das jährliche Herabkommen und Abſterben der alten Stämme, welchen die Jahre oder das Unwetter zuſetzen, aufhalten und dem dadurch möglichen Schaden vorbeugen. Gleicherweiſe wird der Bauer angehalten, eine gewiſſe Anzahl von Kubikmetern Gräben für Oelbäume und Weinſtöcke herzuſtellen. Wenn die nebenſächlichen Verträge nicht erfüllt werden, ſei es, daß kein Bedürfniß danach ſtattfinde, ſei es wegen anderer Gründe, ſo werden ſie mit Geld abgelöſt, je nach den herkömmlichen Normen. Tritt jedoch wieder der Fall ein, daß der Grundbeſitzer der Arbeit des Bauern benöthigt wäre und zwar außerhalb des Gutes, oder in Leiſtungen, welche keine Schuldigkeit für ihn ausmachten, dann muß er ihm einen beſtimmten Tagelohn auszahlen. Im Durchſchnitt lohnt man im Arnothale die Tagesarbeit eines Mannes mit einer Mark und wenn er des Ochſenkarrens dazu bedarf, mit 2 oder 3 Mark. Ueberdies geſchehen alle Ausgaben für neue Bearbeitungen und für auf dem Gute ausgeführte Verbeſſerungen durchaus auf Koſten des Grundbeſitzers. Dieſer führt eine laufende Rechnung mit dem Bauern, welche mit einer Abſchätzung des Inventariums, des belebten wie des todten beginnt, das ſich bei der Uebernahme des Grundſtückes dort befand, alſo des Viehes, der Saat, des Düngers, der Strohvorräthe, der Karren u. ſ. w. Dieſe bilden das gemeinſchaftliche Betriebscapital und werden zur Hälfte dem Bauern als Schuld aufgezeichnet. In der Folge ſchreibt man ihm alle die Summen zu Gute, welche ihm für außerordentliche Arbeit zuſtehen und ebenſo diejenigen, welche von Unternehmungen, die auf gemeinſchaftliche Koſten auszuführen ſind, als Gewinn abgeworfen werden. Als Schuld verzeichnet man ihm dagegen alle nicht eingehaltenen Leiſtungen und die in ſchlechten Jahren ihm vom Herrn vorgeſchoſſenen Summen, welche zur Erhaltung der Bauernfamilie dienten und überdies noch die Hälfte des Capitals, welches zur Bearbeitung des Gutes und zu den nebenſächlichen Erwerbszweigen benützt wird. Dieſes ganze Kapital legt der Herr aus und der Bauer bezahlt es nie, ſondern erfährt nur nach beendeter Unternehmung, was ihm zukommt, aus den Rechnungen, wo Gewinn und Verluſt eingetragen

ſind. So z. B. wird die Saat gemeinſchaftlich verrechnet und vor der Theilung von der ganzen Ernte abgezogen. Dasſelbe gilt von dem Preiſe des gekauften Viehes oder der Seidenwürmer; bei Beiden gibt der Bauer Nichts aus, aber er leiſtet die nöthige Arbeit und ſteht in den Büchern als Aſſocié für die Hälfte. Als Beſonderheit iſt zu bemerken, daß weder für das Guthaben, noch für die Schuld, zwiſchen dem Herrn und dem Bauern je von Zinſen die Rede iſt. Alle Steuern, und ſie ſind nicht wenige, noch leichte, welche den Boden belaſten, wie die Grundſteuer, die Steuer auf die Gebäude, die für die Aſſociation, fallen allein dem Gutsherrn zu. Durch das Geſetz von 1870 hat man ihn ſogar verpflichtet, dem Steuereinnehmer die vom Bauern geſchuldete Steuer für das bewegliche Eigenthum vorauszuzahlen, mit dem Rechte, ſich ſpäter ſo gut er kann bezahlt zu machen.

Wenn eine gewiſſe Anzahl von Gütern, welche nicht zu entfernt von einander liegen, demſelben Eigenthümer gehören, werden ſie in einer einzigen, centralen Verwaltung vereinigt und bilden einen Meierhof (fattoria). An ihrer Spitze ſteht der Verwalter (fattore), welcher den Herrn repräſentirt und die ganze Adminiſtration und Oberaufſicht in Händen hat. Neben ihm herrſcht die Verwalterin (fattoressa) und je nach der Bedeutung des Meierhofes ein oder zwei Unterverwalter. Der Verwalter führt Buch mit den Bauern, leitet die Verbeſſerungsarbeiten und die neuen Bauten; er beſorgt die Theilung der Produkte, verkauft dieſelben auf den Märkten, hält die Vorrathshäuſer unter Verſchluß und überwacht ſelbſt oder vermittelſt ſeiner Untergebenen die Bearbeitung jener Parzellen, welche er für den Herrn zurückgehalten und als Weinberg oder in anderer, für nützlich erachteten Weiſe von Tagelöhnern, ohne Dazwiſchenkunft des Bauern oder Pächters, bebauen läßt. In kleinen Meierhöfen beſorgt oft der Eigenthümer ſelbſt die Geſchäfte der Verwaltung, indem er ſich nur von einem Unterverwalter unterſtützen läßt. Die Klaſſe der Verwalter ſpielt auf dem Lande eine wichtige Rolle. Ungeachtet des Mangels agrariſcher Inſtitute, wo die Praxis neben der Theorie gelehrt wird, beſitzen ſie größtentheils hinreichende Kenntniſſe und große Erfahrung. Sie erhalten geringe Beſoldungen, aber ihre Stellung bietet ihnen vielerlei Erſatz und ſie genießen im Lande, als Klaſſe, eine verdiente Autorität, welche Einige noch durch das Verdienſt perſönlicher Eigenſchaften zu vergrößern wiſſen.

Außer den Erwerbsquellen, welche der Bauer auf gemeinſchaftliche Rechnung mit dem Beſitzer des Bodens ausnützt, giebt es noch einige andere, deren Ertrag der Bauernfamilie allein zufließt. So beſchäftigen ſich an einigen Orten die Weiber mit Weben, und die Produktion der rohen Leinwand iſt ſogar bedeutend. Andere Gemeinden, welche Florenz näher liegen, betreiben das Strohflechten zur Anfertigung von Hüten in weitem Umfange.

Mit dieſer Beſchäftigung kann ein kleines Mädchen ungefähr 20 Centimes täglich erwerben, und die geſchickteſten ſogar eine halbe Lira. Dieſe Einnahme an ſich iſt freilich gering, aber ſie hilft aus, und da das Strohflechten von den Weibern zu jeder Zeit betrieben werden kann, Morgens und Abends, ſprechend, gehend oder beim Beſtellen der häuslichen Arbeiten, ſo iſt ſie reiner Gewinn. Zu dieſen Einkünften, die je nach den verſchiedenen Orten abwechſeln, geſellen ſich andere kleinere, welche von den Hühnern, die die Wirthin hält, herrühren; von dem Schweine, welches dem Herrn nur die Abgabe eines Schinkens zollt, von den Bienen und anderen Kleinigkeiten. Jeder Landbauer hat überdies ein kleines Stück Land, welches an das Haus ſtößt, wo er Gemüſe zur Ernährung der Familie anbaut und deſſen Vollertrag ihm allein zufällt.

Wein und Oel werden in den Gefäßen und mit den Werkzeugen des Herrn bereitet und dieſe Arbeit überwacht der Verwalter. Für den Gebrauch jener Geräthſchaften giebt der Ackersmann von ſeiner Hälfte des Erzeugniſſes eine gewiſſe Quantität, ungefähr 5 pct. ab, mit dem Unterſchiede, daß beim Wein die Treſtern ihm verbleiben, während die ausgepreßten Olivenſchalen dem Herrn zukommen. Den Treſtern gewinnt der Landmann, durch Beimiſchung von Waſſer, den Lauer ab, welcher der Familie zum Getränke dient, denn natürlich zieht er vor, den guten Wein auf dem Markte zu verkaufen.

Kaum iſt die Ernte eingebracht, ſo beginnt auch die Theilung derſelben zwiſchen dem Grundherrn und dem Bauern. Jeder von ihnen ſorgt dann ſelbſt für den Verkauf auf den Märkten. Der Ackersmann behält zu ſeiner Nahrung einen Theil des Getreides oder auch ſämmtliches zurück , und verkauft den Wein, um die perſönlichen Staats- wie Gemeindeſteuern zu zahlen und andere Koſten zu beſtreiten. Alljährlich geſchieht am 31. Mai, oder am 30. Juni die Abrechnung mit dem Bauern. Das heißt: zwiſchen dem Herrn und dem Bauern werden, nach gemeinſchaftlicher Uebereinkunft, die laufenden Rechnungen des Jahres geſchloſſen und neue eröffnet, nachdem man genau die Schuld und das Guthaben eines Jeden von ihnen feſtgeſtellt hat.

Die ungemeine Mannigfaltigkeit des toscaniſchen Landbaues hat zur Folge, daß der Bauer während des ganzen Jahres eine fortdauernde Beſchäftigung auf ſeinem Grundſtücke findet; dieſer Umſtand iſt wichtig und verdient beſonders im Auge behalten zu werden, als einer der Hauptgründe für die Verſchiedenheit des Erfolges, den das Syſtem der Antheilswirthſchaft in dieſer und in anderen Gegenden hat.

Die Weiber helfen bei den leichteren Feldarbeiten. Im Verein mit den Kindern überwachen ſie Tags über vor der Weinleſe die reifen Trauben, ſammeln die herabgefallenen Oliven, u. ſ. w. Sie ſpinnen und weben, helfen

bei der Pflege des Seidenwurms; beſorgen die Kühe und die Geſchäfte des Hauſes. Wenn die Mädchen heirathen, erhalten ſie immer das Bett und eine gute Ausſtattung nebſt einer Summe an Geld. Die Heirathen werden jedoch durch die Erforderniſſe des Grundſtückes geregelt und wenn der Bräutigam noch keines hat, auf welches er ſeine Frau führen könnte, oder wenn dasjenige ſeiner Familie keine Vermehrung ihrer Glieder erlaubt, dann wird die Verbindung nicht geſchloſſen, oder in eine ferne Zukunft hinausgeſchoben. Hier handelt man alſo ganz anders, als die Arbeiter in der Stadt, oder die Taglöhner auf dem Lande; ohne Malthus ſtudirt zu haben, befolgt man ſeinen Rath und ſucht die Mittel zur Exiſtenz zu ſichern, ehe man in den Fall kommt, neue Verzehrer ernähren zu müſſen. Das Antheilſyſtem übt alſo einen Einfluß auf die Geſetze der Bevölkerung aus, und hebt theilweiſe den Druck der Concurrenz auf, welche bei mangelndem Kapital damit endet, daß der Lohn der Arbeit vermindert wird.

Der toscaniſche Halbpächter nährt ſich gut von Getreide, Mais und Kaſtanien. Die „pellagra“, eine eigenthümliche Hautkrankheit, iſt dort faſt unbekannt oder herrſcht wenigſtens nicht wie an vielen Punkten der Lombardei. Er trinkt Lauer, welchen er den Weintreſtern entnimmt. In den letzten Jahren iſt der Preis des Fleiſches zu einer ſolchen Höhe geſtiegen, daß es den Bauern unmöglich iſt, ſich davon zu ernähren; ausnahmsweiſe geſchieht es in der Erntezeit und während der anſtrengenden Arbeiten. Nur die Wohlhabendſten genießen am Sonntage ein wenig Fleiſch. Die Speiſen werden mit Oel gewürzt. Die Mahlſteuer, welche im Jahre 1869 eingeführt worden, drückt ſchwer auf dem Bauer, welcher, da er das eigene Korn zu eigenem Verbrauch mahlen laſſen muß, die ganze Steuer erlegt, wenn er 2 oder 3 mal im Jahre ſeine Kornſäcke zur Mühle trägt. Der Kontrakt des Antheilsſyſtems iſt ein jährlicher, der ſich ſtillſchweigend bis in das unendliche erneuern würde, wenn nicht eine der Parteien ihn aufkündigte. Es giebt Bauernfamilien, welche dasſelbe Gut ſeit undenklichen Zeiten bearbeiten und andere, deren Anweſenheit auf demſelben Gute urkundlich auf mehr als drei Jahrhunderte zurückgeführt werden kann. Sie beſtellen ihr Stück Boden daher mit der ganzen Anhänglichkeit eines Eigenthümers und mit all dem Wiſſen, welches eine lange Erfahrung lehrt.*)

Wenn man den toscaniſchen Feldbau nicht aufmerkſam geprüft hat, kann man ſich keinen angemeſſenen Begriff von den Wunderwerken einſichtsvoller Arbeit machen, welche darauf verwendet worden und noch verwendet werden müſſen. Die Leitung des Waſſers allein in dem von Hügeln unterbrochenen

*) Sismondi a. a. O: „Il n'y a pas un pied de terrain dont le métayer n'ait étudié en quelque sorte le caractère.“

Erdreich und bei den häufigen Platzregengüssen des dortigen Klimas verlangt eine so beständige Aufmerksamkeit und eine solche Fülle von Sorgfalt, die kein Pächter, für den es sich ja nur um eine unmittelbare Zukunft handelt, anwenden würde. Auch in der Zeit, welche der Weinlese vorangeht, muß man sehen, welch ein Leben diese armen Bauern freiwillig führen. Nach der mühsamen Arbeit des Tages, stehen sie die ganze Nacht durch Wache, weil sonst Felddiebe sich der Trauben bemächtigen. Wir glauben, daß man eine ähnliche Aufopferung, einen ähnlichen Eifer schwerlich bei Leuten finden würde, die um Tagelohn arbeiten.

In Toscana ist der Besitz im Allgemeinen weder klein noch groß, aber mittelst des Antheilssystems kann selbst der große Besitz eine Bearbeitung im Kleinen erfahren, während der Nachtheil, den diese bietet, wenn sie Folge von Kleinbesitz ist, vermieden wird. Max Hoenig.

Literatur.

Baedeker's London. Leipzig 1875, Verlag von Karl Baedeker. Fünfte neubearbeitete Auflage.

Wie Baedeker überall in allen seinen vielen Reisehandbüchern sich stets bemüht, alle nur irgend möglichen, für das reisende Publikum wichtigen Neuerungen aufzunehmen und Verbesserungen einzuführen, ist wohl so allgemein anerkannt, daß es gar nicht anders zu erwarten war, als daß auch die neue Auflage dieses Buches sehr wesentliche Verbesserungen und erfreuliche Zuthaten gegen die letzte aus dem Jahr 1871 stammende Auflage aufzuweisen hat.

Diese rühmenswerthe Aufmerksamkeit des Herrn Verlegers weiß das reisende Publikum aller Länder aber auch sehr wohl zu würdigen. Trotz der lebhaftesten Concurrenz, die sich vielfach, im Gegensatz zu dem universellen Charakter der Baedeker'schen Bücher, derart auf Spezialitäten legt, daß man meinen möchte, sie müßte hierin Siegerin bleiben, werden doch die „Baedeker" nach wie vor die beliebtesten Reisehandbücher bleiben und zwar um so mehr, als der Verleger gerade von seinen Rivalen sehr wohl zu lernen weiß, wo es etwas zu lernen giebt.

Auch das vorliegende Buch giebt hiervon mehr wie einen Beweis. Während z. B. in der 4. Auflage noch der Ansicht gehuldigt war, ein Verzeichniß der Omnibuslinien gewähre dem Fremden keinen Nutzen, ist jetzt ein solches Verzeichniß beigefügt und wir möchten hier gleich noch den Wunsch auszusprechen uns erlauben, es möchten in Zukunft sowohl die Hauptomnibuslinien,

als auch die Pferdeeiſenbahnen in dem Spezialplane von London dargeſtellt werden, wie ſolches von anderer Seite ſchon wiederholt mit ſichtlichem Erfolge in Plänen der engliſchen Hauptſtadt geſchehen iſt. Eine derartige Darſtellung erleichtert die Orientirung ganz bedeutend und wirkt beſonders dann ſehr vortheilhaft, wenn man in der Orientirung in dem Labyrinth der Straßen und Gaſſen ſchon etwas vorgeſchritten iſt und in Folge deſſen auch gerade dann eine Orientirungskarte am meiſten mit Vortheil verwerthen kann.

Trotz einer ſehr bedeutenden Vermehrung des Inhaltes dieſer 5. Auflage gegen die 4. iſt doch das Buch zu ſeinem und der Reiſenden Vortheil nicht umfangreicher geworden und iſt das theils durch gutangebrachte Kürzungen, vor allen Dingen aber dadurch geſchehen, daß bei der Beſchreibung der Sehenswürdigkeiten das Unweſentlichere enger gedruckt und daher auch bei flüchtigem Beſuch leichter zu überſchlagen iſt.

Unter den genannten Kürzungen iſt nur eine, die wir bedauern müſſen, nämlich das Weglaſſen des früher in der Zeiteintheilung gegebenen Dispoſitionsplanes. Wenn derſelbe wohl auch niemals von Fremden ſtricte durchgeführt worden iſt, und das war ja auch niemals ſein Zweck, ſo hat er doch ſicherlich dazu gedient, dem Reiſenden ſtets ſofort die noch nicht beſichtigten Sehenswürdigkeiten finden zu laſſen, während das leider jetzt nicht mehr ſo leicht möglich iſt. Allerdings iſt dafür die jetzt beobachtete Reihenfolge der Sehenswürdigkeiten, das Bekanntmachen mit den Straßen und deren Leben und das Durchführen durch dieſelben gegen früher viel ſyſtematiſcher geordnet, ſo daß man den oben gerügten Verluſt wohl wird verſchmerzen können, ein Verluſt aber bleibt es darum doch immer.

Außer ſehr ſchätzenswerthen neuen Karten und Plänen von Sehenswürdigkeiten und Sammlungen Londons ſelbſt, unter denen beſonders die Pauls-Cathedrale, der Tower und die Nationalgallerie zu nennen ſind, iſt die vorliegende 5. Auflage auch durch mehrere Ausflüge in die ſo ſchöne Umgebung Londons bereichert. Bei dieſer Gelegenheit können wir leider nicht umhin, unſer Bedauern darüber auszuſprechen, daß die kleine ſonſt vorzügliche Eiſenbahnkarte Londons, welche dem Buch beigegeben iſt, dieſen Ausflügen nicht mehr Rechnung trägt und ihren Rayon nicht bis nach Greenwich, Richmond, den Kryſtall-Palaſt hin erſtreckt und dabei gleichzeitig nach Art jener großen, aber wegen ihres Umfanges auf der Straße und im Eiſenbahnwagen unbrauchbaren Karte eingerichtet iſt, die man für 1 d. an ſämmtlichen Londoner Billetcaſſen kaufen kann, und aus welcher auch erſichtlich iſt, wo man umſteigen muß, Anſchlüſſe erreicht oder dergl. m. Ueberhaupt hätte Baedeker auf die Stadteiſenbahnen etwas mehr Raum verwenden können, denn ſie ſind für den Fremden doch von außerordentlicher Wichtigkeit und Annehmlichkeit; vor allen Dingen hätten diejenigen Stationen derſelben hervorgehoben werden

müſſen, von denen aus ein directer Verkehr nach den Provinzen ſtattfindet und umgekehrt.

Doch trotz dieſer kleinen Mängel iſt das Buch ein vortrefflicher Führer durch die engliſche Metropole und noch über dieſelbe hinaus in die engliſchen und ſchottiſchen Provinzen. Auch in dieſer letzteren Hinſicht iſt die neue Auflage weſentlich vermehrt, beſonders durch die ausführliche Behandlung der zwei engliſchen Univerſitäten und durch die Beifügung einer Karte der Isle of Wight. Wir führen auch dieſe Mängel nicht an, um zu mäkeln, ſondern glauben dadurch vielleicht für ſpätere Bearbeitungen einige Fingerzeige noch weiterer Verbeſſerung gegeben zu haben. Jetzt fängt die ſchöne Reiſezeit, beſonders für England an. Mögen recht viele Landsleute an der Hand dieſes Buches dieſes ſo überaus intereſſante Land eines Beſuches würdigen, ſie werden daſelbſt — Dank 1870 und 71 — auch öfter mit ihrer Mutterſprache durchkommen, als Baedeker ſagt, und können auch, trotz dieſem, in allen Smoking-Compartments der Londoner unterirdiſchen Eiſenbahnen in aller Ruhe ihr Pfeifchen oder ihre Cigarre rauchen, was der Deutſche ja nun einmal ſo gerne thut. A.

Das ſoeben erſchienene achte Heft des Generalſtabswerkes über den deutſch-franzöſiſchen Krieg (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn), das wir ſelbſtverſtändlich noch eingehender beſprechen werden, bringt die Darſtellung der Schlacht von Sedan. Das Heft zerfällt naturgemäß in drei Abtheilungen. Die Kämpfe des Vormittags (1. September 1870) führen zur Umzingelung der franzöſiſchen Armeen durch die deutſchen, alle Verſuche des Feindes, den feſten Ring zu durchbrechen, ſcheitern. Dann die Ereigniſſe des Abends. Kaiſer Napoleon giebt ſich gefangen — ſein bekannter Brief an König Wilhelm iſt dem Hefte facſimilirt beigegeben — und die Armee tritt in Kapitulationsverhandlungen. Die weltgeſchichtlichen Ereigniſſe des 2. September werden im 3. Abſchnitt des Heftes dargeſtellt. Die beiden großen Karten zeigen die Entwickelung der ſiegreichen Schlacht, indem ſie die Stellung der Armeen mitten in den Kämpfen des Vormittags, und dann nach feſtgeſchloſſener Umzingelung der Franzoſen bezeichnen. Das höchſte Intereſſe werden jedoch die „Schlußbetrachtungen" finden. („Rückblick auf den zehntägigen Feldzug gegen die Armee von Châlons" S. 1297—1306), in welchen der kühn gefaßte und mit genialer Einſicht durchgeführte Operationsplan des deutſchen Hauptquartiers in ſeinem inneren Zuſammenhange und in den einzelnen Momenten ſeiner Entwicklung in einfachen Zügen dargelegt und Jedermann in ſeiner ganzen Größe verſtändlich wird. Für den großen Nationalfeſttag der Deutſchen wird dieſes achte Heft des deutſchen Generalſtabswerkes, beſonders durch ſeine „Schlußbetrachtungen", noch in Jahrzehnten die lauterſte Quelle correcter, hiſtoriſcher Auffaſſung und begründetſter Begeiſterung ſein.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 23.

Ausgegeben am 4. Juni 1875.

Inhalt:

	Seite
Der erste Eroberungszug der neueren Franzosen. 1494—1495. 2. Max Jähns.	361
Goedeke's Goethebiographie. G. W.	380
Aus dem Reichslande	387
Vom preußischen Landtag. C—r.	390
Die deutsche Literaturgeschichte und die deutschen Universitäten.	394
Literatur. (Dania.)	397

Grenzbotenumschlag Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Der erſte Eroberungszug der neueren Franzoſen. 1494—1495.

Von Max Jähns.

II.

Die ſiegreichen Franzoſen gaben ſich mit voller Seele und ohne Rückhalt allen Wollüſten des wundervollen Klimas von Neapel hin. Der Ueberfluß vortrefflicher Weine, die Mannigfaltigkeit und Billigkeit der Früchte gewöhnten den gemeinen Mann an Genüſſe, von denen er ſich bisher nichts hatte träumen laſſen. Niemand dachte mehr an die großartig-phantaſtiſchen Pläne gegen den türkiſchen Orient, mit denen es allerdings wohl niemals Ernſt geweſen; aber es hatte auch niemand Luſt, ſich in Italien ſelbſt irgend welchen neuen Mühen oder Kämpfen auszuſetzen. Die allgemeine Trunkenheit ging ſo weit, daß auch nicht die geringſte Maßregel getroffen wurde, um die glänzende Eroberung, die ein unerhörtes Glück den Franzoſen zugetheilt, zu ſichern und zu erhalten. Ihr ganzer Aufenthalt in Neapel war eine einzige lange Orgie. Charles VIII. ſelbſt faßte ſeine Rolle vom niedrigſten Standpunkt auf. Unfähig die Erhabenheit der Stellung zu begreifen, in welche ihn der Zufall oder die göttliche Fügung verſetzt, lebte er lediglich ſeinen Lüſten. Kein Held, wie Charlemagne, den er ſich in romantiſchen Träumen zum Vorbild aufgeſtellt, kein Staatsmann wie Louis XI. ſein Vater, wußte er weder zu imponiren noch zu gewinnen. Ungebildet und häßlich flößte er den virtuoſen Lebenskünſtlern, welche in dem Italien der aufblühenden Renaiſſance ſo harmoniſche Perſönlichkeiten darſtellten, bald genug Abneigung und Widerwillen ein.

Während alſo Charles im Vollgefühle ſeines Sieges die Zeit in ſchwelgeriſchen Feſten und üppigem Nichtsthun verlor und durch die Art, wie er mit den eingezogenen Gütern verfuhr, ſich ſehr viel Feinde machte, thürmten ſich in ſeinem Rücken Gefahren, die ihn nicht allein zwingen ſollten, jenen Träumereien in Bezug auf die Eroberung Konſtantinopels zu entſagen, ſondern ihn auch nöthigten, unverzüglich den Rückzug nach den äußerſten nördlichen Grenzen Italiens anzutreten, von wo er zu ſeinem Zuge ausgegangen. Die Eroberung Italiens hatte auf Europa im erſten Augenblicke wie ein Blitzſtrahl gewirkt. Aber nachdem die erſte Blendung vorüber, begann man, ſich zu

ſammeln und das Ereigniß ſcharf ins Auge zu faſſen. Mailand, Venedig und der Papſt vermochten keineswegs die Unternehmungen des jungen Königs mit gleichgiltigen Augen anzuſchauen. Die Republik Venedig hatte dem Kriege nur deshalb unthätig zugeſehn, um während der Dauer deſſelben in Apulien und Calabrien Stapelplätze zu erwerben; eine ſo unerwartet raſche Beendigung des Kampfes ſtand aber ſolchen Anſprüchen völlig entgegen. Der Papſt war leidenſchaftlich aufgebracht gegen Charles VIII., zumal ſich einige der edleren Cardinäle um den König geſammelt hatten, welche ihn zur Reinigung der im tiefſten Verfalle liegenden römiſchen Kirche drängten. —

Das Glück der Franzoſen hatte endlich auch die Spanier und Deutſchlands Kaiſer gegen ſie in die Schranken gerufen. Vornehmlich aber war dieſer Rückſchlag das Werk deſſelben Fürſten, welcher ſie nach Neapel gerufen: Lodovico's von Mailand. Schon die franzöſiſche Beſetzung Piſas und der florentiniſchen Feſten hatte ſeine Unzufriedenheit erregt; jetzt war ihm, unter dem Vorwande, die Eroberung Neapels ſei noch nicht vollendet, das ihm verſprochene Fürſtenthum Tarent vorenthalten, und als nun gar der in Aſti zurückgebliebene Herzog von Orleans, welcher als Enkel der Valentina Visconti Anſprüche auf Mailand zu beſitzen meinte, den Titel eines Herzogs von Mailand annahm — da blieb Ludovico Moro kaum etwas Anderes übrig, als Partei gegen Frankreich zu nehmen, und ſeiner rührigen Energie iſt das ſchnelle Zuſammenkommen des Bündniſſes unfraglich zu verdanken. Man kam überein, 34,000 Pferde und 20,000 Fußknechte aufzuſtellen, nämlich der Papſt 4000 Reiter, Maximilian 6000, der König von Spanien der Herzog von Mailand und die Republik Venedig je 8000. Außerdem ſollte jeder der Verbündeten 4000 Mann zu Fuß aufbringen. Daneben wollte Spanien, 60, Venedig 40 Galeeren in Dienſt ſtellen, um die Unternehmungen der Landheere zu unterſtützen und die befeſtigten Seeplätze Neapels, welche in franzöſiſchen Händen ſeien, zurück zu erobern. Am 31. Mai 1495 wurde die Liga zu Charles' Vertreibung aus Italien abgeſchloſſen und ſeinem Geſandten in Venedig, dem berühmten Hiſtoriker Comines, verkündigt. „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit", ward ihm geſagt, „habe die Signoria mit dem Papſte, den Herren von Deutſchland und Caſtilien, ſo wie mit dem Herzoge von Mailand, zu folgendem Ende unterhandelt: die Chriſtenheit gegen den Großtürken zu ſchützen; Italien gegen jeden Einfall jedes Fremden zu vertheidigen, und endlich ſich ihre Staaten gegenſeitig zu garantiren."

Der Unternehmung Charles' VIII. war hiermit das Urtheil geſprochen, um ſomehr als ſein und ſeines Heeres ſchamloſes und freches Auftreten in Unteritalien ihm die Sympathien des getäuſchten Adels und des gedrückten Volkes eben ſo ſchnell entzog, als er ſie gewonnen hatte. Denn in ſeinen Gunſtbezeigungen gegen Cavaliere ſeines perſönlichen Gefolges war der König

äußerſt verſchwenderiſch und rückſichtslos geweſen. De Vesc war Herzog von Nola und Gouverneur von Gaeta geworden; die Andern hatten unter ſich die Staatsländereien, ja ſelbſt die Magazine getheilt, die ſie auf ihre Rechnung verkaufen durften, ſo wie die Waffen und Vorräthe der Feſtungen. „Chaque jour, ſagt Ségur, au lever du prince, on vit nos capitaines, l'oeil ardent et rapace, les mains brulantes de convoitise, se partager les emplois et les dignités, s'arracher les fiefs appartenant aux nationaux.“ Für die Eingebornen blieb daher wenig oder nichts übrig; noch dazu wurden ſie mit Inſolenz behandelt, ihre Vorſtellungen nicht gehört, ihre Anſprüche verhöhnt. Bald kam es zu offenen Kämpfen mit den neapolitaniſchen Baronen und Bandenführern, welche Charles nicht reichlich genug belohnt hatte und welche das aragoniſche Banner erhoben, ſobald ſie witterten, daß Spanien ſich des verwandten Königshauſes annehmen werde. Es war ja vortheilhaft, ſich Verrath und Rückverrath doppelt bezahlen zu laſſen. — Dennoch machte die Nachricht von dem gegen ihn abgeſchloſſenen Bündniß zu Anfang nur geringen Eindruck auf Charles. Der Unglaube war bequemer als die klare Erkenntniß. Man begnügte ſich bei Hofe damit, die Perſonen der Verbündeten zu verhöhnen und ſie auf eine burleske Weiſe durch ein öffentliches Schauſpiel auf dem Schloſſe dell Uovo luſtig zu perſifliren.

Endlich kommen aber beſtimmtere Nachrichten aus Venedig, die ernſtlichere Entſchlüſſe fordern. Comines berichtet: Die Unzufriedenen in der Baſilicata und Terra di lavoro ſeien bereit, unter Anführung des jungen vertriebenen Königs Ferdinand zu den Waffen zu greifen; in Apulien würden vierzig venetianiſche Galeeren, in Calabrien ſechzig ſpaniſche Schiffe landen und 6000 Mann Truppen unter dem hochberühmten Gonſalvo de Cordova ans Land ſetzen; 54,000 Deutſche und Italiener verſammelten ſich in Oberitalien, um den Franzoſen den Rückweg zu ſperren; Frankreich ſelbſt ſei von den verbündeten Deutſchen und Spaniern mit einer Invaſion bedroht, und man wiſſe wohl, es beſäße keine Armee mehr zu ſeiner Vertheidigung. Solche Nachrichten gaben zu denken. Was der König noch an Truppen bei ſich hatte, belief ſich auf 16—17000 Mann. Der Weg bis zur franzöſiſchen Grenze betrug an 130 Meilen. Was war zu thun? — Die Noth verſchaffte der Sprache der Vernunft endlich Gehör; aber der gute Rath fing an theuer zu werden. Ein Entſchluß war zu faſſen, und zwar augenblicklich; an den oſtenſiblen Zweck der Expedition, an Conſtantinopel, wurde weiter nicht gedacht. Um jedoch wenigſtens den Verſuch zu machen, das Erworbene feſtzuhalten und mit Anſtand abzuziehn, beſchloß der König, die Hälfte ſeines Fußvolks, nämlich 3000 Schweizer und einige Abtheilungen Gascogner, ſowie 800 franzöſiſche und 500 italieniſche Gendarmes nebſt 1500 berittenen Italienern zum Schutze der neuen Erwerbung zurückzulaſſen. Als Vicekönig

für dieſe beſtellte er Gilbert de Montpenſier, aus dem Hauſe Bourbon — eine Wahl, die, dem allgemeinen Urtheile gemäß, nicht unglücklicher ſein konnte. Wichtige Theile und Punkte des Landes, wie z. B. Tarent, Gaeta, Manfredonia u. a. wurden Männern anvertraut, die wie der Großkämmerer von Neapel oder der Herzog von Noles oder gar der Senechal von Beauvais (ein alter Kammerdiener Charles') kaum Soldaten zu nennen waren. Nur Calabrien empfing in der Perſon d'Aubigny's einen wirklich tüchtigen Befehlshaber. Allen ward ſchleunige Hülfe, und was ſie ſonſt ſich erbaten, zugeſagt, indem man, wie der Chroniſt meint, nie geneigter in freundlichen Zuſicherungen zu ſein pflegt, als wenn Luſt oder Kraft fehlen, das Wort zu halten. An Geldmitteln konnte Charles dem Vicekönige nur die unſicheren Einkünfte des Landes anweiſen; die früher in manchen feſten Plätzen geſpeicherten Kriegsvorräthe waren, wie ſchon erwähnt, mit großem Leichtſinn verſchleudert worden.

Nachdem er ſich die Krone von Neapel aufs Haupt geſetzt*) und noch nicht ganz drei Monate in dem ſchönen Südlande geſchwelgt hatte, brach Charles wieder nach Norden auf. Schon zu Capua, zwei Tage nach ſeinem Ausmarſche, erhielt er die Nachricht von der Landung der Spanier in Reggio und von dem Erſcheinen der venetianiſchen Flotte an der Küſte von Apulien. Am 1. Juni war er im Angeſicht von Rom. Der Papſt wich ihm aus, unter höflichen Formen. Nach dreitägigem Aufenthalte wurde der Marſch fortgeſetzt, mit etwas mehr Ordnung, als beim Kommen, und ohne weitere Zufälle. Unterwegs ſtellte ſich Philipp de Comines bei ſeinem Herrn ein, um ihm perſönlich Bericht zu erſtatten über die politiſche Lage; aber Charles ließ es ihn entgelten, daß dieſer Bericht ſehr peinlichen Inhalts war. Die Umgebungen des Königs behandelten den alten würdigen Staatsmann wenig beſſer, und ſeine ernſthaften Mahnungen erregten nichts als ihr Geſpött, welches ihn, wie er ſelbſt berichtet, gegen dieſe compaignie de jeunes gens gonflés de la double fatuité de l'age et des succès auf das Höchſte aufbrachte. — Und doch war der König thatſächlich in verzweifelter Lage. Nicht mehr als 200 Edelleute ſeiner Leibwache, 800 franzöſiſche und 100 italieniſche hommes d'armes, 100 leichte Reiter, 3000 Schweizer und Deutſche ſowie 2000 Gascogner bildeten jetzt ſeine ganze Macht.**) Trotzdem ließ er es nicht an Detachirungen fehlen, als er den Apeninnen zuzog; denn überall ſollte der franzöſiſche Name erſcheinen und imponiren.***) Das letztere gelang ſchlecht,

*) Ohne jedoch die Belehnung des Papſtes zu erhalten.

**) Nach Guicciardini. — Comines (VIII. 1. 2.) hat geringere Stärkeangaben.

***) So ließ er in Siena den Grafen von Ligny mit 300 M. z. F., außerdem Beſatzungen in Piſa und den toscaniſchen Feſtungen, und endlich bewilligte er mehreren genueſiſchen Verbannten 120 Lanzen und 500 Fußgänger, um einen Angriff auf Genua zu unternehmen.

zumal die Schweizer durch die abscheuliche Plünderung von Pontremoli großes Aergerniß gaben. — Und wie mit den Truppen, so ging Charles auch mit der Zeit verschwenderisch um. Vergebens beschwor ihn Comines, daß er ohne Aufenthalt seinen Marsch fortsetze. Sorglos und träge verweilte der König 6 Tage in Siena. Das Anerbieten der Florentiner, ihm die noch rückständigen 30,000 Dukaten zu zahlen, außerdem 70,000 zu leihen und ihn mit 300 Gendarmen und 2000 Fußgängern nach Asti zu geleiten, wenn er seinem früheren Versprechen gemäß ihnen ihre Festen und namentlich Pisa zurückgäbe, wies er zurück, um die Pisaner nicht der Gewalt ihrer verhaßtesten Feinde zu überliefern — ein Zug von Edelmuth und Größe, den Charles' Räthe heftig tadelten, der sich jedoch der vollen Zustimmung des Heeres erfreute.

Gegen Asti, wo der Herzog von Orleans mit nur wenig Truppen stand, sandte Ludovico Moro 600 Gendarmes und 3000 Fußgänger, während der Regent von Frankreich, Pierre von Bourbon, auf Comines' dringende Aufforderung, soviel Kriegsvolk als er zu werben oder zu sammeln vermochte, nämlich 300 Lanzen, 3000 Schweizer und 3000 Gascogner, nach Asti zur Verstärkung schickte, worauf sich der Herzog von Orleans durch Ueberfall Novaras bemächtigte.

Unterdessen vereinigten sich die Kräfte des nördlichen Italien jenseits der Taro unfern Parma, um das französische Heer bei seinem Austritt aus dem Apennin in die nördliche Ebene anzufallen; und trotz der Entsendung gegen den Herzog von Orleans wuchs die verbündete Armee zu sehr ansehnlicher, derjenigen von Charles' VIII. Heer weit überlegener Stärke an. — Eine eigenthümliche Art leichter Reiterei erscheint in diesem italienischen Heere wol zum ersten Mal im großen Kriege, nämlich die in venetianischen Diensten stehenden sog. Stradioten, meist Albanesen und Griechen aus Morea, welche türkische Pferde ritten, aber gelegentlich auch zu Fuße kämpften. Die Hauptwaffe dieser Reiter bestand in der arzagaye, einer an beiden Enden mit Eisenspitzen versehenen Lanze von 10 bis 12 Fuß Länge, welche sie bald mit der rechten, bald mit der linken Hand führten und deren beide Spitzen sie mit unerhörter Gewandheit gebrauchten.*) Daneben trugen sie am Sattelbogen Streitkolben, krumme Säbel an der Seite, und als Schutzwaffen Panzerhemd, Schild, Maschenhandschuh und Pickelhaube.**) Die Stradioten sind als Halbwilde zu bezeichnen. Clément Marot singt von ihnen (1507):

Estradiots au son de leurs bédons
Courent chévaulx, font bruire leurs guidons,
Saillent en l'air, vont de si roide sorte,
Qu'il semble bien que tempête les porte.

*) Langey, Livre sur la discipline militaire.
**) Montgommery Courbuson bei Pascal.

Sie erhielten für jeden feindlichen Kopf einen Dukaten, und es soll nicht selten vorgekommen sein, daß sie, um diesen Dukaten zu erhaschen, Priester und friedliche Landleute ihrer Köpfe beraubten.*) Die Ableitung des Wortes „Stradioten" ist verschieden. Die Italiener führen es auf strada (Straße) zurück, andere auf στρατιοτῆς (Soldaten) eine Etymologie, welche wol jedenfalls den Vorzug verdient.

Den Angaben Comines' zufolge (cap. XXX.) betrug die im Lager von Parma gesammelte Macht 35,000 Gewaffnete, von denen fast vier Fünftel dem Löwen von San Marco folgten. Die Zahl der Panzerreiter giebt er in Uebereinstimmung mit Guicciardini, auf 2500, die der Stradioten auf 5000 an, während Guicciardini deren nur 2000 zählt. An Fußvolk rechnet dieser 8000 Mann, Alexander Benedictus 12000.**) Es werden alles in Allem 20 bis 25000 Mann gewesen sein. — Die Artillerie war schwach; sie bestand nur aus 12 venetianischen Serpentinen.

Bis Pietra Santa hatte die Armee des Königs sehr kurze Märsche gemacht, vier bis fünf Stunden des Tages; jetzt näherte sich die Gefahr und die Thorheit wurde fügsamer. Die Stimme der Verständigeren drang durch, und die Truppen beschleunigten den Marsch. Hinter Pontremoli, welches bei einer entsetzlichen Plünderung durch die Schweizer in Feuer aufging, unweit des Dörfchens Mignegna, in der Tiefe einer Schlucht zwischen den Quellen der Magra und der Magriola, führte ein schmaler und steiler Fußweg über öde, jäh zerrissene Bergketten in kurzen und steilen Zickzacks auf die Höhe des Piks von Tossola. Dies war der Weg über die Apenninen, den die Armee einzuschlagen hatte. Daß Maulthiere, an solche Gebirgspfade gewöhnt, denselben zu ersteigen fähig wären, war kein Zweifel; aber wie sollten — und noch dazu in jener Zeit — die Artillerie, das Gepäck, die schweren und unbeholfenen Fahrzeuge hinüber gelangen? Sehr groß waren in der That die Schwierigkeiten, welche die Franzosen zu überwinden hatten, und waren sie überwunden, so hatte man vermuthlich den Austritt aus dem Gebirge erst durch die Schlacht zu erzwingen.

Viele der verfuchtesten Offiziere Charles' schwankten bei diesem Gedanken; sie riethen, am Fuße des Gebirges Alles zu vernichten, was des Heeres Marsch beschweren oder verzögern könnte, besonders aber sich der Artillerie zu entledigen. Der König fast allein blieb bei dem Entschluß stehen, unter jeder Bedingung mit Allem, was es mit sich führe, das Gebirge zu überschreiten und die Entscheidung in einer Schlacht mit dem überlegenen Feinde zu suchen. Die Reue der Schweizer über die zu Pontremoli begangenen Frevel kam ihm hierbei zu Statten. Sie machten sich nämlich anheischig,

*) Arnoldus Ferronus Burdigalensis: De rebus gestis Caroli VIII.

**) Al. Benedictus Veneti exercitus medicus: Diario de bello Carolino.

die 14 schweren Geschütze, welche sich noch beim Heere befanden, über den von Felsmauern zerrissenen Scheitel des Gebirges zu schaffen. Man behielt also nur das Gabelpferd vor jedem Kanon, und in Zahl von 100 und 200 spannten sich an Stelle der abgematteten, elenden und unzuverlässigen Thiere die wackeren oberdeutschen Knechte an guten Stricken vor je ein Geschütz. So ging es, taktmäßig, beim Klange der Trommeln und Hörner die Felsen hinauf. An fünf verschiedenen Stellen, wo die Böschungen besonders steil waren, schlugen vorausgesandte Wegbereiter Herbergen auf, um den Leuten bei dem schwülen Wetter Erfrischungen verabreichen zu können. Zimmerleute und Schmiede waren ohne Unterlaß beschäftigt, Straße und Geräth auszubessern. Der Weg mußte häufig erweitert werden; denn er erwies sich an vielen Stellen aufs Aeußerste schmal und selbst Saumthieren beschwerlich zu erklimmen. Während die Schweizer das Geschütz bergauf schafften, trugen die andern Soldaten Kanonenkugeln in ihren Helmen. La Tremouille — dit le chevalier sans reproche — und Jean de la Grange, maistre de l'artillerie, leiteten die Arbeit und schlossen sich nicht aus, gleich den Knechten, Hand anzulegen und Munition zu tragen, ein Beispiel, welches alle Ritter nachahmten. Als man jedoch endlich auf der Höhe war und die Schwierigkeiten überwunden glaubte, ergab es sich, daß man nicht das Hauptgebirge, sondern nur einen Ausläufer der Apenninen zum Uebergangspunkte gewählt hatte. Man mußte über den Monte-longo wieder in das Thal hinabsteigen, um von da aus die Cisa, den wahren Scheidepunkt des Gebirges zu erreichen. Es kostete ungeheure Mühe und Anstrengung, zu verhindern, daß die schweren Geschütze nicht in den Abgrund rollten und Menschen und Pferde mit sich fortrissen. La Tremouille, der den Zug führte, war überall, ließ die Leute an schicklichen Plätzen ausruhen, Wein und Lebensmittel austheilen und die gesunkenen Lebensgeister durch Musik aufheitern.

Drei Tage dauerte dieser beschwerliche Marsch, und doch waren noch keine Gegner, sondern nur die Hindernisse der Natur zu überwinden. Von der Höhe der Cisa aus ging es im Thal der Baganza über Berceto und Castellonelino bis Cavazzola, von wo noch der Monte Croce überstiegen werden mußte, um in das Thal der Sporzana zu gelangen und dann über Terenzo und Sivizzano endlich Fornovo zu erreichen. Hier war das Ziel aller dermaligen Anstrengungen, und angesichts desselben eilte La Tremouille zurück nach Mignegna, wo der König verblieben, um ihm das Vollbrachte zu verkünden. Kaum erkannte Charles seinen Feldherrn, so sehr war er entstellt durch die Anstrengungen und gebräunt von der Sonne. In seinem Geleit folgte nun der junge Fürst dem vorausgezogenen Heere nach. Endlich sah er die üppige lombardische Ebene in aller Pracht, zugleich aber auch das starke feindliche Heer in schönster Ordnung vor sich liegen. Wie ein reich ge-

deckter Tisch erschien das Land den Kriegern Charles', die, seit sie Lucca verlassen, sich eben nicht der besten Tage erfreut hatten. Es galt nun, aus dem Gebirge zu debouchiren. Bei den außerordentlichen Schwierigkeiten, welche der Transport des Geschützes mit sich brachte, war der Marsch des französischen Gros derart verlangsamt worden, daß die Avantgarde unter dem Marschall von Gyè einen Vorsprung von $1^1/_2$ Tagen gewonnen hatte. Sie hatte eine Stärke von nur 160 Gensdarmes und 800 Schweizern, sowie einige leichte Geschütze; aber sie besaß die Kühnheit und die Umsicht, sich sofort des Ausgangs des Engpasses von Respiccio zu bemächtigen und ihn Angesichts des so ungeheuer überlegenen Feindes besetzt zu halten. — Am Ausgange des Alpenpasses nämlich lagerten die Feinde, aber nicht, wie es sachgemäß gewesen wäre, dem Defilée gegenüber, sondern seitwärts desselben, indem sie nordöstlich von Fornovo auf dem rechten Ufer des Taro, wahrscheinlich etwas oberhalb Ozzano, die im Flußthal ziehende Straße nach Parma sperrten, die nach Asti aber, welche das nördliche Taro-Ufer begleitete, unmittelbar flankirten. Und eine dieser beiden Straßen mußte König Charles jedenfalls gewinnen, wenn er den Nordostfuß des Apennin erreichen wollte. — Als die französische Vorhut sich am Ausgang des Respizzio-Passes festsetzte, wurde sie von den Stradioten angegriffen; aber der Schuß eines einzigen Falkonets, der das Pferd eines Albanesen tödtete, jagte diese wilden Gesellen in die Flucht; denn sie waren, wie Comines versichert, an dergleichen gar nicht gewöhnt.

Es scheint jedoch, als ob sich die Wirkung eines so entschlossenen Auftretens der französischen Avantgarde nicht auf die Reihen der flüchtigen Stradioten beschränkte. Die Kühnheit des Marschalls von Gyè machte auch die vorsorglichen Proveditoren der Venetianer so stutzig, daß sie im Kriegsrathe zu bedenken gaben, ob es nicht besser sei, den Kampf mit einem Verzweifelten zu vermeiden. Ein gefangener Schweizer-Hauptmann, Namens Hens, der ein guter Menschenkenner gewesen zu sein scheint, benutzte die Gemüthsstimmung der Italiener, um ihre Besorgnisse durch Uebertreibung der französischen Streitkräfte zu vermehren. Schon neigte sich die Meinung der italienischen Hauptleute dahin, daß man gut thue, dem Feinde eine goldene Brücke zu bauen, als der Gesandte Fernando's von Castilien mit Nachdruck für die entgegengesetzte Anschauung eintrat. Lasse man jetzt den König entkommen, so werde er von Novara und Asti aus, also im unbestrittenen Besitze Piemonts, zu jeder Zeit im Stande sein, die lombardische Ebene mit Krieg zu überziehn. Dieser Grund leuchtete ein, und der Herold Charles', welcher freien Durchzug zu verlangen kam, wurde abgewiesen.

Das französische Heer (einschließlich 2000 Dienern und Packknechten noch

etwa 9000 Mann stark*)) debouchirte unter dem Schutze der Avantgarde Gyè's am Nachmittage des 4. Juni aus dem Passe von Respiccio und bezog sofort in und um Fornovo Lager, und zwar in drei Abtheilungen, sowie es am folgenden Tage weiter marschieren wollte. Diese Lager waren auf Kanonenschußweite, wie Comines sagt, oder 1/4 (ital.) Meile, wie Paulus Jovius sich ausdrückt, von einander entfernt — ein Abstand, der für die Theile einer so kleinen Armee wie diejenige, über welche Charles VIII. noch verfügte, offenbar zu groß bemessen ist. Die Stadt Fornovo war reichlich mit Lebens- und Erfrischungsmitteln angefüllt. In einem Lande, wo Hinterlist und Treulosigkeit zu Hause sind, mußte so etwas auffallen, und als nun gar einige Plünderer, welche die Keller erbrochen hatten, durch die schnelle Abkühlung aus glühender Mittagshitze einen plötzlichen Tod fanden, da faßte die Franzosen der Argwohn der Vergiftung, und Niemand wagte es, einen Bissen Brod zu berühren, oder einen Trunk Wein zu sich zu nehmen.

Eine furchtbare Gewitternacht und unaufhörliches Anprellen der Stradioten ließ die Franzosen kaum zur Ruhe kommen. Charles befand sich in seinem Zelte mit Briçonnet allein und verabredete mit ihm den weiteren Operationsplan. Das Resultat dieser Berathung war der seltsame Entschluß, mit anbrechendem Tage auf das jenseitige Ufer, das linke des Taro überzugehen, längs des feindlichen Lagers fortzuziehen, einige Kanonenschüsse darauf zu thun, „pour faire la guerre“, und dann den Marsch fortzusetzen. Comines sollte unterdeß durch seine Beredsamkeit die Häupter der Feinde beschäftigen und „amüsiren“, und er wurde noch in der Nacht geweckt, um ihm diesen kindischen Plan mitzutheilen. Er sagt selbst, daß er nicht den Muth gehabt habe, etwas zu entgegnen, um sich nicht mit denen zu verfeinden, die das Ohr des Königs hatten. So werden wichtige Entschlüsse in wichtigen Augenblicken gefaßt!

Die Disposition ging also dahin: auf dem linken Taro-Ufer in der Richtung auf Felegara, also auf der nicht direct gesperrten Straße nach Asti vorzurücken und somit einen Flankenmarsch an dem feindlichen Lager vorbei zu unternehmen. Es war das, dem viermal stärkeren Feinde gegenüber, ein großes Wagniß; denn der Tarofluß ist im Sommer allenthalben zu durchschreiten und bot daher nur eine höchst unbedeutende Flankendeckung.

Das französische Heer trat den Vormarsch in folgender Schlachtordnung an:

Avantgarde: Gian Jacopo Trivulzio. — Diese Abtheilung war besonders stark formirt, nämlich aus 350 hommes d'armes unter dem Marschall von Gié, 3000 Schweizern unter Engelbert von Cleve, den Gascognischen

*) Comines chap. 31. auf Grund der Erzählung des Grafen Petillan.

Armbruſtſchützen und 300 abgeſeſſenen Archers der Garde. Bei den Schweizern befand ſich die ſchwere Artillerie.

Bataille: La Tremouille. — Dies Gros der Armee war verhältnißmäßig ſchwach und beſtand, abgeſehn von dem perſönlichen Geſolge des Königs, aus 80 Lanzen des Herzogs von Orleans, 40 Lanzen von La Tremouille und 100 ſchottiſchen Bogenſchützen. Unter den Edelleuten des königlichen Geſolges wird auch der damals neunzehnjährige Bayard erwähnt, der als Page des Herzogs von Savoyen nach Lyon gekommen und hier bei Beginn des Feldzugs in die Dienſte Charles' VIII. getreten war.

Arrièregarde: Graf von Foix. — 40 hommes d'armes und 1000 Mann zu Fuß.

Irgend eine beſondere Vorſichtsmaßregel, wie etwa eine eigene Flankendeckung, wurde nicht angeordnet. Das Einzige war, daß auf des klugen Trivulzio Rath das Gepäck des Heeres, welches von 6000 Laſtthieren getragen wurde, unter Führung Odet's de Riberac einen Seitenweg zur Linken einſchlug — wahrſcheinlich die Straße unmittelbar am Gebirgsfuß, die über Caſe Ramiola führt, während die Armee im Flußthal avancirte.

Die Ausſtattung der drei Haupttheile des Heeres erſcheint an ſich nicht unzweckmäßig, höchſt gefährlich aber, daß die Abſtände derſelben beim Antreten außerordentlich groß wurden. Denn abgeſehn davon, daß man ſchon zu weit von einander gelagert, ſo hatte man auch unmittelbar nach dem Aufbruch den Ort Fornovo und den dortigen Taroübergang zu paſſiren; der Marſch begann alſo mit dem Durchſchreiten eines Defilées, was bekanntlich ſtets nachtheilig für den Zuſammenhalt einer Truppe iſt. In Folge deſſen ſteigerte ſich die Entfernung der Heerestheile noch mehr. Dies Auseinanderkommen der franzöſiſchen Truppenmacht benutzte der feindliche Feldherr, Markgraf Gonzaga von Mantua, mit großem Geſchick. Er ließ den Grafen Gajazzo mit 400 Rittern und 2000 Fußknechten den Taro überſchreiten, um der franzöſiſchen Avantgarde in der Front entgegenzutreten, während er ſelbſt mit 600 Reiſigen, 5000 Fußknechten und einer Abtheilung Stradioten weiter oberhalb über den Fluß ging und ſich der Arrièregarde in den Rücken warf.

Ein anderes Corps ſchwerer Reiterei griff die Arrièregarde in der Flanke an, und der Reſt der Stradioten nebſt andern Leichtgerüſteten wurde um Fornovo herum auf den Train der Franzoſen dirigirt.

Das ſchwache franzöſiſche Gros ſollte inzwiſchen durch die ihm mindeſtens ebenbürtigen Corps von Antonio von Urbino und Anibal Bentivoglio in Schach gehalten und gehindert werden, den angegriffenen Abtheilungen zu Hilfe zu kommen. Beide Corps wurden indeſſen vorläufig noch auf dem linken Taro-Ufer zurückgehalten.

Digitized by Google

Es ſcheint, als ob der Flußübergang den Mailändern mehr Mühe verurſacht habe, als ſie erwartet hatten. Das theils felſige, theils lehmige und mit dichtem Geſtrüpp bewachſene Ufer erwies ſich ſteil, der Bergſtrom durch das nächtliche Gewitter ungewöhnlich angeſchwollen. So war das Fußvolk noch nicht geordnet, als die Tête Trivulcio's ſchon herankam, und nur die Reiſigen Gajazzo's waren kampffertig und attakirten auch. Aber ſie löſten ſich bald vor der Furia der franzöſiſchen Ritter auf, und die Hellebarden der Schweizer zeigten ſich der italieniſchen Fußvolksbewaffnung ebenfalls ſehr überlegen. Paulus Jovius erzählt, wie die Oberdeutſchen zu lachen angefangen hätten, als ſie bemerkten, daß die italieniſche Infanterie in der Weiſe geordnet geweſen, daß die Armbruſtſchützen das dritte Glied hinter den Piken und den Partiſanen bildeten.

Weit gefährlicher als dieſer Anfall in der Front der Avantgarde war Gonzaga's Angriff auf den Rücken der Arrièregarde. Er zeichnete ſich indeſſen mehr durch kunſtgerechte Geſchloſſenheit als durch Feuer und Ungeſtüm aus. König Charles dagegen, ſobald er die Nachhut angegriffen ſah, zauderte nicht, ſeine ganze Bataille ſofort mit in die Wagſchale zu werfen. Sie machte kehrt; Charles ſelbſt jagte ihr mit eingelegter Lanze voraus. Solange die Lanzen nicht zerſplittert, waren die Venetianer im Vortheil; denn die italieniſchen Lanzen waren länger als die franzöſiſchen. Als man aber zum Schwerte kam, fiel die Linke des Königs, nämlich 20 Schilde Aymar's de Prie, die Edelleute des Hauſes und einige ſtarke Deutſche in Gonzaga's Flanke*) und brachten ihm ernſte Verluſte bei. Dennoch hatten die Franzoſen einen harten Stand; denn ſie waren im Rücken und von der Seite angegriffen; Gonzaga drang tief in den Feind ein und ſuchte ſich mit äußerſter Anſtrengung des Königs ſelbſt zu bemächtigen, der ſich wiederholt in großer Gefahr befand. Wenige Schritte von ihm wurde der Baſtard von Orleans gefangen genommen. Charles verdankte den Schutz ſeiner Perſon zu nicht geringem Theile den langen Degen der ſchottiſchen Schützen und den Aexten der Fußknechte.

Eine günſtigere Wendung für die Franzoſen nahm der Kampf, als das Gefecht in der Front der Avantgarde gegen Gajazzo definitiv entſchieden war und die Hommes d'Armes des Marſchalls von Gié nun dem Könige zu Hilfe eilen konnten. Dabei fiel Rudolph Gonzaga und gleichzeitig ließen die Stradioten des Markgrafen plötzlich vom Gefechte ab. Denn ſie hatten ihre Gefährten bemerkt, welche mit Beute beladen, nach Plünderung des franzöſiſchen Trains, durch den Taro zurück ritten, und zögerten keinen Augenblick, auch ihrerſeits zur Plünderung aufzubrechen.

Daß Fußvolk eilte nach; die Kerntruppe der ſchweren Reiter erlag

*) Mémoires de Latremoille.

wenigſtens zum Theile der Verſuchung. Das reiche Gepäck der Franzoſen ging denn auch faſt ganz verloren. — Jetzt hätten nun die auf dem rechten Taroufer zurückgelaſſenen Corps von Bentivoglio und Urbino herüberkommen und eingreifen müſſen; aber dieſe Herren, welche ſchon gleich zu Anfang der Schlacht den richtigen Moment verſäumt, mochten den Rückhalt des Heeres nicht aufs Spiel ſetzen und blieben hinter dem anſchwellenden Taro, von niederrauſchendem Regen- und Hagelwetter eingehüllt, ruhig ſtehn. Da fingen denn Gonzaga's Truppen an, über den Taro zurückzugehn. Ihnen folgten die franzöſiſchen Ritter, und bei dieſer Flußüberſchreitung dürften die meiſten Venetianer umgekommen ſein. Die franzöſiſchen Gensdarmes gaben keinen Pardon und oft erſcholl aus ihren Reihen der Ruf: „Souvenez-vous de Guinegate!“ um Jedermann daran zu erinnern, wie leicht ein ſchon gewonnener Sieg durch den Hang zur Plünderung in ſein Gegentheil umſchlagen könne. Ein junger Reitersmann brachte dem König eine Fahne, die er den Feinden abgenommen hatte und erhielt dafür 500 Goldthaler zur Belohnung. Es war Bayard.

Die Schlacht hatte nur eine Stunde gedauert, aber mehr als 5000 Todte deckten die Wahlſtatt, darunter 300 italieniſche und 200 franzöſiſche Gendarmes.*)

Die Artillerie Charles' entſprach nicht ganz den Erwartungen. Obgleich ſie, gut placirt, faſt während der ganzen Schlacht ununterbrochen feuerte und, ſelbſt auf die Gefahr hin, vom Feinde genommen zu werden, ſtandhaft in Batterie blieb, ſo waren die Erfolge doch nicht glänzend; Comines verſichert, daß die Artillerie beider Armeen nicht zehn Mann getödtet habe, und Guicciardini berichtet daſſelbe. Nach Marino Sanuto hat das ſeinen Grund darin gehabt, daß das Pulver naß geweſen ſei wegen des beſtändigen Regens**); aber wenn das der Fall war, ſo hätte die Artillerie doch nicht ununterbrochen feuern können. Der Grund des geringen Erfolges war offenbar ein anderer. Gleich bei dieſem erſten Auftreten einer wirklichen Feldartillerie beging dieſelbe nämlich einen Fehler, der ſeitdem noch ſo unendlich oft vorgekommen iſt und von dem Napoleon I. ſagte, daß er einem falſch verſtandenen Selbſterhaltungstriebe entſpringe. Sie verbiß ſich nämlich in ein Specialgefecht mit der feindlichen Artillerie jenſeits des Taro, ſtatt ihre Wirkung auf die großen geſchloſſenen Infanterie- und Reitermaſſen zu richten, welche bei ihrer damaligen Formation nicht zu verfehlende Ziele abgeben mußten.***) So litten die Italiener eigentlich nur wenig durch das franzöſiſche Geſchütz. Indeß die

*) Guicciardini lib. II. Ferronus und Stettler geben den Verluſt der Italiener bedeutend höher an.

**) Muratori tom. 24.

***) Louis Napoleon.

ihnen ungewohnte Continuität des Feuers imponirte ihnen doch und hat wohl viel dazu beigetragen, die Corps von Urbino und Bentivoglio auf dem rechten Taro-Ufer zurückzuhalten.

Beide Theile schrieben sich den Sieg zu. Die Franzosen hatten ihr Gepäck verloren; daraus folgerte die Logik der Venetianer, daß der Sieg auf italienischer Seite sei, und sie errichteten später sogar eine Sieges-Gedächtnißkapelle bei Fornovo.

Die Franzosen behaupteten die Wahlstatt. In der nächsten Nacht brachen sie in größter Stille auf und zogen so geheim ab, daß sie sogar einen Wegkundigen mitzunehmen vergaßen und in ihrer Verlegenheit darüber am Ende sehr froh waren, zu entdecken, daß sie sich auf der rechten Straße nach Piacenza befanden.

Die Italiener übernachteten in ihrem Lager. Nun wären sie immerhin noch stark genug gewesen, um den Franzosen den Rückzug noch einmal streitig zu machen. Aber das innere Zerwürfniß der Verbündeten steigerte sich nach dem Verlust der Schlacht durch die Vorwürfe, welche ein Führer gegen den andern erhob, in dem Maße, daß Ermüdung und Mangel als Vorwand, für den Augenblick nichts zu thun, fast willkommen schienen. Ueberdies waren die Italiener nicht gewohnt, wirklich todt geschlagen zu werden im Kampf, und in diesem Gefechte hatten sie 3500 Mann liegen lassen. Als endlich spät am andern Tage die Verfolgung der inzwischen schon seit 18 Stunden marschierenden Franzosen beschlossen ward, hatten diese einen so bedeutenden Vorsprung gewonnen, daß ihnen die Italiener nicht sonderlich mehr etwas anhaben konnten.

Der weitere Rückzug Charles' war nicht sehr erfreulich. Seine zusammengeschmolzene Armee flößte keine große Furcht ein. Ueberall fand man die Thore verschlossen, und die Lebensmittel konnten nur für schweres Geld herbeigeschafft werden. Jeder hatte für sich selbst zu sorgen, und als Nachtlager diente gewöhnlich die bloße Erde. Die Truppen mußten mit Mangel aller Art kämpfen; zwei Tage hatte man nichts als schlechtes schwarzes Brod zu essen. Der Verlust des gesammten Gepäckes erwies sich nun doch als ein rechtes Uebel. Wenige waren noch so leidlich situirt, wie Charles selbst, der nichts so tief beklagte, als die Einbuße eines Albums, welches die Bildnisse all der schönen Frauen enthielt, die ihm in Italien angehört. — Mürrisch und verdrossen zog das Heer seine Straße. Um den verfolgenden Feind kümmerte sich von den eigentlichen Franzosen kein Mensch; man überließ diese Sorge 300 Schweizern, die mit ihren schweren Büchsen sich die herumschwärmenden Stradioten vom Leibe hielten. Die Ursache einer so großen Apathie des Heeres war ohne Zweifel der Hunger, dieser schlimmste Feind militärischer Disciplin. Wenn man jedoch erwägt, daß die Wege, welche die Franzosen

zu ziehen hatten, vollständig durchweicht waren und man zur Fortschaffung eines einzigen Geschützes 40 bis 50 Pferde und ebensoviel Arbeiter gebrauchte, so ist dieser Abmarsch immerhin als eine bedeutende Leistung zu betrachten. — Zwei schwere Geschütze, deren Räder zerbrachen, mußte man allerdings unterwegs vergraben.*)

Die eigentliche Avantgarde der Italiener holte das französische Heer erst an der Trebbia wieder ein. Diesen Strom überschritt Charles auf einer Schiffbrücke unter dem Schutz der gesammten Artillerie und dem der Schweizer sowie von 200 Lanzen, welche sämmtlich auf dem diesseitigen Ufer blieben. Es war ein sehr kritischer Augenblick, und auch nach dem Uebergang der Truppen bot der Transport der schweren Artillerie, welche durch den stark angeschwollenen Fluß selbst gefahren werden mußte, große Schwierigkeiten; aber die Hauptmassen der Verbündeten kamen nicht mehr rechtzeitig heran, und zu einem energischen Angriff hätten überdies die venetianischen Proveditionen wahrscheinlich ihre Einwilligung versagt. — Das Glück begünstigte also die Franzosen abermals. Dennoch muß hervorgehoben werden, daß die Einrichtung dieses Flußüberganges eine im höchsten Maße tadelnswerthe ist. Mochte Charles immerhin seine Kerntruppen, die Gendarmes und die Schweizer zur Sicherung des Uebergangs diesseits des Flußes verwenden — die Artillerie mußte doch unter allen Umständen zuerst übergesetzt werden; sie konnte ja auch vom jenseitigen Ufer in einen etwaigen Kampf eingreifen.

Nun setzte die Armee ihren Marsch nach Tortona fort, und diese Stadt öffnete ihr die Thore, weil der Kommandant noch vor einigen Monaten in ihren Reihen gestanden hatte. Zerlumpt und erschöpft zogen die Truppen ein und benutzten eine kurze Ruhe, um sich einigermaßen wieder herzustellen.

Endlich — am 15. Juli — erreichte die französische Armee den Tanaro und Asti. Sie war in Sicherheit, kam aber nun erst zum Bewußtsein ihrer Verluste. Hier erfuhr Charles das Scheitern der von Sarzana gegen Genua abgegangenen Unternehmung und sah die traurigen Trümmer der verunglückten Expedition; hier erfuhr er die Zerstörung der französischen Flotte durch die Genueser, die Noth des mit 7500 Mann auserlesener Truppen in Novara eingeschlossenen Herzogs von Orleans und endlich auch den Verlust von Neapel, welches, mit Ausnahme der Schlösser, am 7. Juli den Feinden in die Hände gefallen war.

Die oberitalienische Armee, noch durch 11500 deutsche Landsknechte verstärkt, hatte sich, anstatt die Franzosen weiter zu verfolgen, nach Novara gezogen und hielt es eng eingeschlossen. Auf beiden Seiten hegte jedoch Niemand ernstliche Lust, den Krieg fortzusetzen. Ob es gleich Intriguen genug gab, dienten sie doch zu nichts, als die Sache in die Länge zu ziehen; und so kam

*) Paulus Jovius Lib. I.

am 22. September ein Waffenſtillſtand zu Stande. Die franzöſiſche Beſatzung von Novara durfte abziehen, war aber durch Hunger und Entbehrungen aller Art bis auf 5500 Mann geſchmolzen, und von dieſen ſtarb noch eine Menge auf dem kurzen Marſche nach Vercelli, wo das franzöſiſche Lager ſtand. Es war der Typhus, welcher ſie aufrieb.

Unterdeſſen überließ ſich der König ſeinem Hange zu galanten Abenteuern, ohne ſich um ſeine Armee zu bekümmern. Daher verminderte ſich dieſe faſt täglich. Trotzdem waren in ſeinem Lager zu Vercelli die Kriegsluſtigen in unausgeſetzter Thätigkeit. Der Herzog von Orleans, der für die Rüſtungen zu dieſer Expedition perſönlich viel Opfer gebracht hatte, wollte ſein Geld nicht umſonſt ausgegeben haben und ſeinen Anſprüchen auf Mailand nicht entſagen. Charles erwartete eine Unterſtützung von 5000 Schweizern; auf Orleans' Veranlaſſung erſchienen 10,000, und 10,000 andere waren auf dem Marſche. Aber der Herzog verfehlte dennoch ſeinen Zweck und konnte die Muthloſigkeit nicht überwinden, den Ueberdruß nicht verſcheuchen. Die Anzahl der Schweizer, anſtatt Zutrauen einzuflößen, bewirkte gerade das Gegentheil. Der König ſah ſich auf ſolche Weiſe in den Händen übermüthiger Alliirter, welche die Macht hatten, ihm in ſeinem eigenen Lager Geſetze vorzuſchreiben. Jeder neu ankommende Haufen vermehrte ſeine Furcht und beſchleunigte den Abſchluß des Friedens, welcher am 9. October zu Vercelli unterzeichnet und am folgenden Tage publicirt wurde. Dieſer Friede rettete Charles VIII. aus ſeiner unangenehmen Lage und erfüllte ſeinen heißeſten Wunſch: nur mit Ehren wieder nach Frankreich zu kommen.

Wir haben nun noch einen Blick auf die Ereigniſſe in Unter-Italien zu werfen.

Während der venetianiſch-mailändiſche Theil des großen Bundes gegen König Charles am Fuß des Apennin Front machte gegen den Heimkehrenden, erhob ſich in ſeinem Rücken der ſpaniſch-neapolitaniſche Theil deſſelben, um Don Fernando von Aragonien, oder wie er gewöhnlich genannt wird, Ferrantin, zurückzuführen auf den Thron der Väter. Schon längſt nämlich hatte der katholiſche König Hernando, deſſen Scharfblick es vorausgeſehn, welche Vortheile ihm aus der Verwirrung in Italien erwachſen könnten, ein Heer zuſammengebracht, das um eben die Zeit als Charles ſiegreich in Neapel eingezogen, auf Sicilien gelandet war. Zu Meſſina beſprach ſich der ſpaniſche General mit dem vertriebenen Könige und verabredete den Operationsplan. Don Fernando wollte gradwegs mit der Flotte nach Neapel ſegeln, wohin ſchon damals die mit der franzöſiſchen Herrſchaft Unzufriedenen ihn riefen; der ſpaniſche Heerführer rieth dagegen, über Calabrien vorzugehn, wo ſich Reggio für den jungen König erklärt und faſt alle Städte vertheidigungslos waren, weil die Franzoſen entweder keine Beſatzung hingeſandt oder Vorräthe

und Munition aufgezehrt und vergeudet hatten. Dieser Rath wurde befolgt, und die vereinte Armee setzte nach Calabrien über.

Inzwischen war Neapel von König Charles verlassen und die daselbst zurückgebliebene Heereshälfte der Franzosen befand sich auf einem verlorenen Posten. Die Zahl derselben war nicht groß, aber es war eine Elite; sie hatte sich durch Uebermuth und Ausschweifungen das Volk verfeindet, befand sich indessen im Besitz aller festen Plätze; der Vicekönig Guilbert de Bourbon, Herzog von Montpensier, war ohne Fähigkeiten und so bequem, daß er sein Bette selten Vormittags verließ; der ihm zur Seite stehende Connetable von Frankreich Stuart d'Aubigny, war jedoch ein erfahrener Kriegsmann von ritterlichen Eigenschaften.

Den Kern der Macht Fernando's bildete das spanische Hilfsheer, die sogenannte „große Armada," welche freilich nichts weniger als groß, sondern nur 1200 Pferde und 8800 Mann zu Fuß (nach Quintana sogar nur 600 Reiter und 5000 Mann zu Fuß) stark war. Die Mannschaft bestand zumeist aus Biscayern und Galliziern. An ihrer Spitze aber stand einer der ausgezeichnetsten Soldaten der ganzen Zeit: Don Hernandez Gonzalo de Cordova Aguila. — Gonzalo war im Jahre 1453 zu Montilla bei Cordova geboren. Schon als Fünfzehnjähriger focht er unter seinem Vater Don Diego gegen Granada. Im portugiesischen Kriege hatte er unter Alfonso de Cardenas für Castilien gedient und in der Schlacht bei Albuera hervorragende Tapferkeit entwickelt. Die Hauptschule für seine kriegerischen Talente war jedoch der lange Krieg gegen Granada. Hier zeichnete er sich bei der Einnahme von Tajara, Illora und Monte Frio derart aus und vollzog die Unterhandlungen mit dem maurischen Könige Boabdil wegen der Uebergabe von Granada in so gewandter Weise, daß die spanischen Majestäten ihm einen lebenslänglichen Gehalt und in dem eroberten Gebiete großen Landbesitz bewilligten. Endlich wählte ihn Hernando der Katholische zum Anführer des kleinen Heeres, das er seinem Vetter gegen die Franzosen zu Hilfe sandte. Gonzalo war ein vornehmer Mann von der höchsten persönlichen Anmuth, voller Einsicht, unermüdlich, nie verzweifelt, in Anschlägen und Listen unerschöpflich, von der glänzendsten Tapferkeit; aber auch voll Arglist und heuchlerischer Tücke, treulos wie sein wortbrüchiger König und Kriegsherr — ein ächter Sohn jener Zeit und jenes Volkes, das damals die Führerschaft Europas zu übernehmen im Begriffe stand.**)

Von dem Augenblicke an, da Gonzalo in Calabrien landete, ist das spanische Heer fast anderthalb Jahrhunderte lang nicht aus dem Felde gekommen. Kein Heer (das römische ausgenommen) hat so anhaltend und aus-

*) Duponcet: Histoire de Gons. de Cordova. Par. 1704. Quintana: Vita de Gonz. Fern. de Cordoba, el gran capitan. Paris. 1827.

dauernd unter unter so steten Erfolgen gefochten wie das spanische; es bedurfte mehrere Generationen verderbter Regenten um die Grundzüge des Charakters dieser stolzen Armee zu verwischen, als deren Schöpfer Gonzalo zu betrachten ist. Er, der in jeder Feldherrnkunst unbedingt höher stand als alle, die mit oder gegen ihn fochten, war auch ein bewunderungswürdiger Organisator, und indem er das Heer durch die strengste Disciplin zusammen hielt und zügelte, keinen Augenblick anstand, Feige oder Ungehorsame mit eigener Hand zu tödten, sorgte er auch mit väterlicher Sorgfalt für die Mannschaft, lohnte mit fürstlicher Freigebigkeit tapfere Thaten und herrschte mit seltener Kraft über die Gemüther der Soldaten, die er, wenn es darauf ankam, durch eine kühne That Entscheidungen herbeizuführen, in unerhörter Weise fortzureißen wußte.*)

Die ersten Fortschritte des spanischen Heeres in Calabrien waren ebenso schnell als glänzend. Gonzalo nahm die Festung Reggio mit Sturm und ließ die Besatzung über die Klinge springen, angeblich weil sie einen verabredeten Waffenstillstand gebrochen. Auch Santa-Agata und Seminara unterwarfen sich. Nun aber wandte sich das Blatt. Als gegen den Rath Gonzalo's der junge König sich bei Seminara mit d'Aubigny in eine Schlacht einließ (1495), vermochte die leichter gerüstete spanische Reiterei nicht der Wucht der eisengepanzerten französischen Gendarmerie, die calabresische Miliz nicht dem Stoß der „stacheligen Phalanx der schweizer Speermänner" zu widerstehn.**)

Ferrantin mußte wieder nach Sizilien flüchten, Gonzalo sich nach Reggio zurückziehn. Die Schlacht von Seminara ist die einzige, welche er nicht gewonnen hat. Aber die Franzosen benutzten ihren Sieg nicht und die Aragonesen verloren nicht den Muth, zumal die Eingeborenen sich freudig zu ihren Fahnen drängten.

Als Ferrantin mit einer Flotte vor Neapel erschien, regten sich die Volksmassen zu seinen Gunsten; und da der Vicekönig, um die Landung zu verhindern alle seine Truppen (bis auf die Besatzung der Castelle) aus der Stadt führte, brach die Empörung in volle Flammen aus. Die Einwohner ergriffen die Waffen und besetzten die Thore, und während Montpensier auf weitem, bergigem Wege um die Stadt herum zog, rückte Ferrantin von der andern Seite unter dem lautesten Jubel ein. Die Franzosen wurden auf die beiden Citadellen beschränkt und mußten sich hier bis auf einen kleinen Theil, der mit Montpensier geflohen und zum Connetable nach Salerno entkommen war, ergeben. — Gonzalo setzte nun in den calabrischen Bergen durch rasche Bewegungen, Ueberfälle und Kriegslisten, wie er sie im Maurenkriege gelernt, den Truppen d'Aubigny's ununterbrochen zu, ohne daß es zu eigentlichen Ent-

*) Heinrich v. Brandt, Geschichte des Kriegswesens.

**) Paulus Jovius libr. III.

ſcheidungen gekommen wäre. Es war ein Vorpoſtenkrieg, der ſich im Grunde genommen darum drehte, welche der beiden Parteien von den im Frühling nach den Abruzzen ziehenden Heerden den Zoll erheben ſolle. Ehe dieſer Streitpunkt mit den Waffen entſchieden wurde, ſollen 600,000 Stück kleineres und 200,000 Stück größeres Vieh zu Grunde gegangen ſein.

Von den kleinen Kämpfen zieht nur einer unſere Blicke auf ſich, ſowohl wegen ſeiner Rühmlichkeit für deutſche Landsleute als weil er lehrt, wie richtig Gonzalo de Cordova urtheilte, als er die allzulangen deutſchen Piken verwarf. — 700 deutſche Knechte in aragoniſchem Solde marſchierten unter dem Hauptmann Heiderlin von Troia nach Luceria. Sie waren völlig ohne Reiterei und ohne Geſchütz. Unterwegs ſtießen ſie unvermuthet auf das franzöſiſche Heer. Sie ſetzten im Viereck ihren Marſch fort, und wie oft auch die franzöſiſche Gendarmerie attakirte; der undurchdringliche Pikenwald trieb ſie jedesmal zurück. Die Argoulets beſchoſſen das Viereck nun mit Arkebuſen; eine große Zahl fiel; aber die andern ſetzten ihren Weg unerſchüttert fort. Keiner dachte an Flucht oder Ergebung. So gelangten ſie an den Chilone-Fluß, und hier mußten ſie, um ihn zu paſſiren, ihr Viereck auflöſen. An das Ufer aber waren ihnen feindliche Gensdarmes vorausgeeilt und erwarteten ſie. Nach aufgelöſter Ordnung wurde die Picke nutzlos und die Deutſchen fielen bis auf den letzten Mann.*)

Es war dies der letzte größere Vortheil, den die Franzoſen erfochten. Gonzalo manövrirte ſo geſchickt, daß die Gegner immer weiter nordwärts gedrängt wurden. Die militäriſchen Erfolge wurden, wie gewöhnlich, von politiſchen begleitet. Die Colonnas traten zur aragoniſchen Partei über. Die Venetianer ſandten Ferrantin 800 Gendarmes, 500 leichte Reiter und 3000 Fußgänger unter dem Markgrafen von Mantua zu Hilfe und liehen ihm 15,000 Ducaten. — Dennoch hätten ſich die Franzoſen wohl halten können, wenn ihnen König Charles zur Bezahlung der Schweizer auch nur einen Theil der großen Geldſummen geſandt hätte, welche er damals für ſein Vergnügen verſchwendete; aber das geſchah nicht. Die feindlichen Befehlshaber, welche Montpenſier's Verlegenheit kannten, wichen der von ihm bei Benevent angebotenen Schlacht klüglich aus, und nun verließ ihn ein großer Theil ſeiner fremden Söldner. Vergeblich ſuchte er ſich durch einen raſchen Marſch nach Venoſa einer ihn bedrohenden Umzingelung durch den Feind zu entziehn. Bald war das franzöſiſche Heer zu Atella in Folge meiſterhafter Schachzüge von der vereinten Macht der Aragoneſen eingeſchloſſen, und hier wo ihm jede Zufuhr abgeſchnitten war, ſah es ſich, verlaſſen von dem in Hofgenüſſe und Liebestaumel verſunkenen Könige, nach 32tägiger Umſchließung

*) Steger, Geſchichte Franz Sforza's. —

am 20. Juli 1496 zu einer troſtloſen Capitulation genöthigt, welche das eroberte Königreich preis gab. Da die Einſchiffung der Franzoſen nicht ſofort bewerkſtelligt werden konnte, auch viele Anführer die Uebereinkunft verwarfen, ſo brach unter den in Bajä und Puzzuoli zuſammengehäuften 5000 Kriegern die Seuche aus, und nur 500 Mann dieſer Elite des franzöſiſchen Heeres ſahen die Heimath wieder.

Von allen ihren Eroberungen blieben den Franzoſen nur noch Gaeta, Tarent und Monte St. Angelo. Don Fernando war im Beſitz ſeines Königreichs; auch die Frau, die er leidenſchaftlich liebte, Giovanna, ſeines Vaters Schweſter, wurde ihm zu Theil; aber ſein Liebesglück tödtete ihn; er ſtarb im Herbſte 1497, erſt 29 Jahr alt, an Entkräftung. Auf dem Throne folgte ihm ſein Oheim Don Federigo.

Gonzalo's Ruhm durchhallte ſeit der Einſchließung Atellas ganz Europa; überall feierte man ihn als den Gran capitan; bald ergab ſich ihm auch die franzöſiſche Beſatzung von Oſtia und er zog in Rom ein, jubelnd als Befreier der ewigen Stadt begrüßt. Von König Federigo empfing Gonzalo eine reiche Beſitzung in den Abruzzen und den Titel eines Herzogs von St. Angelo, und im Auguſt 1498 kehrte er nach Spanien zurück.

Wenige Monate früher war, noch nicht 28 Jahr alt, Charles VIII. geſtorben. — Seine Expedition nach Neapel hatte der Kriegskunſt einen neuen Impuls gegeben. Auf der einen Seite ſtrebten jetzt die Staaten danach, ihr Fußvolk nach ſchweizeriſch deutſchem Muſter einzurichten oder deutſche Knechte zu werben, und zugleich danach, eine der franzöſiſchen Artillerie ebenbürtige Waffe herzuſtellen; auf der andern Seite ließ das Auftreten der Spanier die Gewalt eines Volkes erkennen, bei dem die allgemeine Wehrpflicht ſich in Jahrhunderte lang währender Kriegsſchule friſch erhalten. Zugleich deuten ſich zum erſtenmale die Gegenſätze an zwiſchen der phalangitiſchen Fechtweiſe des germaniſchen und der legionaren Taktik des ſpaniſchen Fußvolks.

Ganz Italien feierte nach dem Abzuge Charles' VIII. Jubelfeſte wegen der glücklichen und unvermutheten Befreiung von den Fremden, und doch ſollte dieſer Feldzug zum Ausgangspunkte einer langen Reihe ſchwerer kriegeriſcher Verwickelungen werden, deren Beute, Opfer und Schauplatz Italien war. Denn die Richtung, welche die franzöſiſche Politik unter König Charles auf die Apenninenhalbinſel genommen hatte, übertrug ſich auch auf dieſes Königs Nachfolger, und der Umſtand, daß die Befreiung Italiens nur durch einen Bund der Lokalgewalthaber mit Spanien und Deutſchland ermöglicht worden war, gewährte dieſen beiden Mächten den Anreiz und den Hebel zu fortdauernder Einmiſchung in die italieniſchen Angelegenheiten.

Goedeke's Goethebiographie.

Nach einer neuen Goethebiographie greift wohl heute jeder Gebildete in Deutschland mit freudiger Spannung Lastet doch auf uns das drückende Gefühl, daß wir uns das Leben unseres größten Dichters von einem Ausländer erzählen lassen müssen. Müssen? Wirklich müssen? Vielleicht müssen wir es nicht, aber wir thun es doch. Und man sage über Lewes' Buch, was man will, man tröste sich mit dem leidigen Troste, daß Lewes seine Aufgabe unterschätzt habe, daß sein Buch nicht dem Ideale einer Goethebiographie entspreche, welches uns Deutschen vorschwebe, daß wir nicht eher uns zufrieden geben werden, als bis wir über Goethe ein Werk besitzen, wie es Otto Jahn über Mozart, Carl Justi über Winckelmann, Philipp Spitta über Sebastian Bach geschrieben hat, daß wir es eben deshalb und nur deshalb noch zu keiner würdigen Goethebiographie gebracht haben, weil wir die Großartigkeit der Aufgabe richtiger schätzen als der Fremde, daß überhaupt die Zeit zur Ausführung dieser Aufgabe noch gar nicht gekommen sei, so lange das Goethearchiv in Weimar noch immer für den Forscher verriegelt und versiegelt sei, und was dergleichen Trostgründe mehr sind — so wird man doch nicht hinwegläugnen können, daß Lewes, von Liebe und Begeisterung für den Dichter erfüllt, ein fleißiges, geschicktes, geschmackvolles und lesbares Buch geschrieben hat, ein Buch, daß unsre gesammte deutsche Goetheliteratur bei uns selbst an Popularität übertrifft.

Von Otto Jahn erwartete man lange Zeit, daß er einst Lewes aus dem Felde schlagen werde. Ja, was erwartete man von Otto Jahn nicht alles! Die Alterthumswissenschaft hoffte von ihm noch ein großes archäologisches Fundamentalwerk, die Musikgeschichte rechnete auf ein Leben Beethoven's. Er ist dahingegangen, und nichts von dem hat sich erfüllt. Und auch die Frage, wer dem deutschen Volke das Leben Goethe's schreiben werde, ist eine offene geblieben.

Auch Goedeke's Buch*), auf welches wir jetzt die Aufmerksamkeit lenken möchten, ist weit entfernt davon, eine Lösung dieser Frage zu sein. Aber es ist ein Beitrag zu dieser Lösung, ein Beitrag von durchaus eigenthümlicher Art und Bedeutung, und ein Buch, mit welchem intimste Bekanntschaft zu machen wahrhaftig der Mühe lohnt.

Goedeke selber sagt in seinem kurzen Vorworte, seine Darstellung von Goethe's Leben und Schriften bestehe „wesentlich aus den Einleitungen, die er vor Jahren zu einer Gesammtausgabe und den einzelnen Werken des Dichters in der Absicht verfaßt habe, um sie demnächst als selbständiges Buch

*) Goethe's Leben und Schriften. Von Karl Goedeke. Cotta, 1874.

geordnet erſcheinen zu laſſen". Wir bekennen nun ehrlich, daß wir jene „Einleitungen" nicht zum Vergleich herangezogen, ſondern uns ausſchließlich an das „ſelbſtändige Buch" gehalten haben, und da müſſen wir allerdings hinzufügen, daß von der angegebenen Entſtehungsweiſe des Buches ſchwerlich jemand etwas ahnen würde, wenn ſie der Verfaſſer nicht ſelbſt verrathen hätte. Abgeſehen von gelegentlichen vorbereitenden, überleitenden und zurückblickenden Partieen, in denen man die „Verzahnungen" der urſprünglich für ſich beſtehenden Glieder wahrzunehmen meint, macht das Buch durchaus den Eindruck, als ob es aus einem Guße entſtanden ſei; ſtörende Wiederholungen, wie ſie bei einer derartigen Ueberarbeitung faſt unvermeidlich zu ſein ſcheinen, fehlen zwar nicht ganz (Vgl. z. B. die Anmerkung auf S. 68 mit S. 403), bilden aber doch eine verſchwindende Ausnahme.

Ueber den Inhalt des Buches hier Worte zu machen, würde nicht viel Sinn haben; „Goethe's Leben und Schriften" — damit iſt ja alles geſagt. Auf die Behandlung des Stoffes allein kann es ankommen. Wiederholt hebt es Goedeke hervor, daß Goethe's Leben eine harmoniſch fortſchreitende Univerſalbildung geweſen ſei, daß in jeder Periode derſelben eine gleichzeitige Entwickelung nach den verſchiedenſten Seiten hin ſtattgefunden habe, daß Goethe nie in Einzelheiten aufgegangen, ſondern ſtets unter der Wechſelwirkung aller ihn treibenden, fördernden und hemmenden Kräfte im ſteten Wachſen begriffen geweſen ſei, und daß man nie vergeſſen dürfe, wie hinter dem Dichter, dem Forſcher, dem fürſtlichen Berather die reiche Individualität eines großen Menſchen ſtehe. Dieſe Geſichtspunkte ununterbrochen feſtzuhalten würde nun bei einer ſtreng chronologiſchen Darſtellung ganz unmöglich ſein. Eine Behandlungsweiſe in annaliſtiſcher oder gar tagebuchartiger Form, wie ſie ja thörichter Weiſe für einzelne Perioden von Goethe's Leben wirklich unternommen worden iſt, wird zwar das Gleichzeitige ſchönſtens zuſammenleimen, aber das innerlich und ideell Zuſammengehörige ſtets zerreißen und ſo immer nur ein verworrenes Bild geben können. Es iſt einer der größten Vorzüge von Goedeke's Darſtellung, daß er die chronologiſche Anordnung mit einer mehr ſtofflichen Gruppirung ſo ungeſucht zu verſchmelzen gewußt hat. Sein Buch zerfällt in ſechzig verhältnißmäßig kurze und immer abgerundete Capitel, in denen bald der Faden von Goethe's äußerem Leben weitergeſponnen, bald eine einzelne hervorragende Dichtung oder eine Gruppe verwandter Dichtungen behandelt, bald aber auch eine beſondre Seite ſeiner geiſtigen Bethätigung — wie ſeine naturwiſſenſchaftlichen Beſtrebungen und ſeine Kunſtſtudien — von Anfang bis zu Ende im Zuſammenhange verfolgt wird.

Daß ein Literarhiſtoriker von Goedeke's umfaſſender Kenntniß auch hier nach allen Seiten hin auf der Höhe der wiſſenſchaftlichen Forſchung ſteht, daß ihm trotz des enormen Umfangs unſerer Goetheliteratur ſchwerlich irgend

etwas von Belang entgangen ſein wird, iſt ſelbſtverſtändlich. Das Wenige, was nach der Vollendung des Buches noch erſchienen iſt, wie Kriegk's Veröffentlichungen über Goethe's Thätigkeit als Rechtsanwalt in Frankfurt, die von Urlichs herausgegebenen Briefe an Johanna Fahlmer, die Mittheilungen von Beaulieu-Marconnay über Goethe's Anſtellung in Weimar, Düntzer's Buch über Charlotte von Stein, würde vielleicht, wenn es noch hätte benutzt werden können, auf die oder jene Partie ein Streiflicht mehr geworfen haben, kommt aber der unbegrenzten Fülle des Benutzten gegenüber kaum in Betracht. Selten haben wir bei einer biographiſchen Darſtellung ſo ſehr das Gefühl gehabt wie hier, daß der Verfaſſer aus dem Vollen ſchöpft, daß das, was er ſpendet, nur die reiflich erwogene Quinteſſenz aus einem Zehnfach ſo reichen dahinterſtehenden Stoffe iſt.

Ueber die äußeren Lebensſchickſale des Dichters berichtet Goedeke in gedrängter Kürze. Von einem ſogenannten „culturgeſchichtlichen Hintergrunde" iſt nirgends etwas zu bemerken. Alles bewegt ſich um die Hauptgeſtalt, alles bezieht ſich auf ſie und drängt ihr zu. Eine unabſehbare Reihe von Geſtalten tritt nach und nach in den Rahmen der Darſtellung; dem einzelnen kann da nicht viel Raum gewidmet werden, und doch weiß Goedeke für alle, auch für die unbedeutenderen zu intereſſiren. Ein einziger Zug aus ihrer Handlungsweiſe, eine einzige Aeußerung ihres Mundes, ein einziges treffendes Epitheton — und ſie ſtehen leibhaftig vor uns. In der Beſprechung der Dichterwerke Goethe's beſchränkt ſich Goedeke meiſt darauf, mit wenigen Worten die Geſchichte ihrer Entſtehung zu erzählen, ihre Quellen anzugeben und ihre Beziehungen zum Leben des Dichters anzudeuten. Nur bei den weniger bekannten, bei denen, deren Leſerkreis heutzutage kleiner und kleiner wird, gibt er auch eine Analyſe des Inhalts. Die Vorzüge und Schwächen der Dichtung werden nicht eben tiefgehend, aber nach unſerem Dafürhalten meiſtens richtig erörtert. Getreu dem im Vorworte ausgeſprochenen Grundſatze „den Dichter zu ſeinen Studien und Leiſtungen im engſten Verhältniß zu zeigen, ohne viel außerhalb des Stoffes ſich zu ergehen", ſucht Goedeke, wo es irgend möglich iſt, des Dichters eigne Meinungen über ſeine Werke mitzutheilen. Im übrigen beſchränkt er ſich auf beachtenswerthe Urtheile Goethe'ſcher Zeitgenoſſen. Anſichten moderner Literarhiſtoriker oder Aeſthetiker werden nirgends eingeflochten; von äſthetiſirender Salbaderei findet ſich keine Spur. Was Goedeke gelegentlich ſeiner Beſprechung der „Wahlverwandſchaften" äußert, daß es nicht ſeine Abſicht ſei, „die Reihe der Scholiaſten oder Scholaſtiker" zu verlängern, das tritt bei all dieſen Erörterungen hervor. Und doch fällt bisweilen in zwei Worten ein neues Licht auf allbekannte Dinge, wird im Vorübergehen und ohne viel Aufhebens davon zu machen, eine unbeachtet gebliebene Beziehung hergeſtellt, durch einen unbedeutenden Accent

eine landläufige Auffassung berichtigt, eine irrige Annahme bekämpft. Eine erstaunliche Fülle von Material steckt in den Capiteln, in welchen eine Anzahl gleichartiger Dichtungen Goethe's summarisch behandelt, einzelne Richtungen seiner Studien verfolgt, oder sonstwie literargeschichtliche Ueberblicke gegeben werden. Partieen, wie jene paar Seiten, in denen über die Bestrebungen der deutschen Höfe des vorigen Jahrhunderts für die Hebung der deutschen Literatur, über Goethe's naturwissenschaftliche Studien, über seine Thätigkeit als Gelegenheitsdichter berichtet wird, sind Muster übersichtlicher Zusammenfassung.

Es ist ein Buch von mäßigem Umfange, das Goedeke uns bietet; aber welche Fülle von Stoff und Arbeit ist darin niedergelegt! Wie mancher würde, wenn er das Material überblickte, welches Goedeke überblickt, dieses Buch zu drei, vier starken Bänden aufgebauscht haben. Goedeke hat sich überall die äußerste Knappheit und Prägnanz zur Pflicht gemacht. Leider hängt mit diesem Vorzuge, wie so oft, ein Mangel des Buches untrennbar zusammen. Goedeke ist in dem Bestreben möglichst compendiös zu sein, die Thatsachen möglichst zusammenzudrängen und mit wenigen Worten möglichst viel zu sagen, in eine gesuchte Kürze der Darstellung und Ausdrucksweise verfallen, an die man sich nur langsam gewöhnt. Ja, öfter begegnet man geradezu einem Lakonismus der Erzählung, von dem man nicht recht weiß, ob man noch ernst dabei bleiben soll. Wir müssen ein paar Proben geben. Ueber Friderike von Sesenheim z. B. berichtet Goedeke S. 62. in folgender Weise: „Goethe verließ die Freundin, die im Nov. 1813 unverheirathet starb und seitdem vielfach verläumdet ist", ähnlich über Lili S. 143: „Der Bruch war geschehen. Elisabeth Schönemann verlobte sich im nächsten Jahre mit einem Straßburger Bankier v. Türkheim. Als Goethe, halb im Schlafe, die Nachricht erhielt, kehrte er sich um und schlief weiter. Lili wurde am 25. August 1778 getraut und starb am 6. Mai 1817 in Kraut-Egersheim bei Straßburg." Das klingt doch beides gar zu komisch. — In dem Capitel, welches unter anderm das Ab- und Zuströmen von Gästen am Weimarer Hofe schildert, findet sich S. 169 der wunderliche Passus: „Das Bethlehem in Juda wurde überhaupt nicht leer, wie Herder mit dem Wunsche äußerte, daß die Besucher allmählich eine leere Krippe finden möchten. Dahin wäre es fast gekommen, als die schöne Gräfin Tina Brühl auf Einladung des Herzogs eintraf und sich dann mit allzu geringer Rücksicht behandelt sah (März 1782), was sie aber nicht abhielt, später wieder zu kommen." Wir möchten wohl wissen, wie viel Leser das auf's erste Mal verstehen. — Nicht minder affectirt ist folgende Stelle S. 196: „Sigmund von Seckendorf war am 26. April, der Prinz Leopold von Braunschweig am Tage darauf gestorben. Der Tod jenes gab „Stoff zu nachdenklichen Betrachtungen", dieser war

rührend, da der Prinz, um Andere aus den Fluthen zu retten, ſelbſt darin untergegangen war." Und was iſt ſchließlich damit geſagt? — Mit Winckelmann iſt Goethe nie in Berührung gekommen, und doch wird ihm S. 32 ganz beiläufig, in einem Relativſatze (!) folgende Biographie gewidmet: „Wie ſehr mußte Goethe auf Winkelmann geſpannt ſein, der eine Reiſe nach Deutſchland angekündigt hatte, ſie wirklich bis Wien ausdehnte, dann aber von unwiderſtehlicher Sehnſucht zurückgezogen umkehrte und am 8. Juni 1768 in Trieſt dem Meuchelmörder erlag."

Bei dieſem Streben nach Prägnanz iſt Goedeke natürlich auch ein abgeſagter Feind aller blos lückenbüßenden Uebergangsphraſen. Auch dies an ſich mit Recht. Nichts häßlicheres, als jene wohlfeilen, zuſammenleimenden Redensarten, wie: „An zweiter Stelle wäre zu erwähnen," oder „Wenden wir uns nun" oder „Werfen wir, nachdem wir dies und das betrachtet haben, einen Blick" ꝛc. Goedeke iſt ſichtlich bemüht, derartiges um jeden Preis zu vermeiden und ſelbſt bloße Uebergangsſätze ſtets auch mit thatſächlichem Inhalt zu erfüllen. Man kann aber doch auch darin etwas zu weit gehen, und dies iſt ziemlich häufig bei ihm der Fall geweſen. Wenn ſich Goedeke in der Schilderung von Goethe's Leipziger Freundeskreis den Uebergang von einem zum andern durch eine Wendung ſchafft, wie: „Anſprüche dieſer Art machte der um zwanzig Jahre ältere Krebel durchaus nicht" oder von den primitiven Theatervorſtellungen im Schönkopf'ſchen Hauſe zur Familie Breitkopf durch einen Satz, wie: „Vielmehr Aufwand ließ man es ſich ſchwerlich auch im Kreiſe des Buchhändlers Breitkopf koſten," ſo mag das noch angehen, wiewohl man auch hier ſchon die Abſicht merkt. Wenn er aber von Friederike Oeſer zu Goethe's Erkrankung in Leipzig durch folgenden Satz ſich hinüberwindet: „Ihr Plappermäulchen ſtand nicht leicht ſtill und ſchlug auch dann keinen ſchwermüthigen Ton an, als Goethe einer ernſthaften Gefahr kaum entronnen war," oder von Sophie La Roche zu Leuchſenring durch folgendes Bindeglied: „Sophie nannte die Leute in's Geſicht liebenswürdig und, wenn ſie den Rücken gedreht, Tapetenſtücke. Wenigſtens äußerte ſie ſich ſo in Bezug auf einen damals vielgenannten Mann des Darmſtädter Kreiſes" oder von Jacobi zu Lili durch die Worte: „Fraglich iſt es, ob Goethe ihn auch mit Eliſabeth Schönemann zuſammenzu führen Gelegenheit hatte oder haben wollte," ſo ſind das entſchieden gezwungene, geſchraubte Wendungen, die man gern durch bequemere ſtiliſtiſche Mittel erſetzt ſähe. Das wunderlichſte, was uns in dieſer Art aufgeſtoßen, iſt folgender Paſſus S. 172: „Später beſuchte Goethe die Fürſtin (Galizin) in Weſtphalen, konnte ſich aber innerlich nicht mit ihr befreunden, ſo wenig wie mit Eliſe v. d. Recke, die im October 1784 in Weimar geweſen war, falls er ſie geſehen hätte. Er war damals in Ilmenau." Alſo Goethe konnte ſich mit Eliſe v. d. Recke nicht befreunden, falls er ſie geſehen hätte! Und

dieſer Nonſens bloß deshalb, damit die Fürſtin Galizin und Eliſe v. d. Recke in einen Satz zuſammengepfercht werden können.

Eine weitere Eigenthümlichkeit der Goedeke'ſchen Darſtellungsweiſe, die, wiederum eine Conſequenz jenes Strebens nach Kürze und wiederum an ſich ein Vorzug, doch in dieſem Buche ausgeartet iſt und überdies durch einen von außen hinzugekommenen ärgerlichen Umſtand zu großen Unzuträglichkeiten geführt hat, beſteht in folgendem. Goedeke hat unzählige Male Stellen aus Goethe's Briefen und autobiographiſchen Schriften, ſowie aus Briefen und Schriften von Zeitgenoſſen des Dichters in ſeine Darſtellung verflochten. Er beobachtet dabei ein doppeltes Verfahren. Entweder er giebt dieſe Stellen — und dies iſt ſehr oft der Fall — ohne jede Andeutung eines Citates und verſchweißt ſie gleichſam mit der eigenen Darſtellung, indem er einfach „er" ſtatt „ich", „ſein" ſtatt „mein" ſetzt. Für den in der Goetheliteratur Bewanderten hat dieſes Verſteckſpiel mit den Quellen einen gewiſſen Reiz, ungefähr einen ähnlichen, wie für den in der Muſik Bewanderten die Vorführung eines Potpourris. Man freut ſich, in jedem einzelnen Falle ſofort zu wiſſen: Ja, ja, das iſt aus dem oder jenem Briefe, aus dem oder jenem Abſchnitt von „Wahrheit und Dichtung", oder wenigſtens zu erkennen: „Hier ſpricht nicht Goedeke, ſondern das ſind Goethe's eigne Worte". Dem Laien gegenüber hat aber doch dieſes Verfahren etwas höchſt Bedenkliches; ihm muß unbedingt äußerlich angedeutet werden, wo Goedeke aufhört und Goethe anfängt. Und dieſes empfehlenswerthere Verfahren beobachtet denn der Verfaſſer auch in ebenſo vielen andern Fällen; er giebt die entlehnte Stelle, wenn er auch nur ſelten ſagt, wo ſie her iſt, wenigſtens mit Anführungszeichen („ — "). Leider iſt aber nun hier in nahezu hundert Fällen (!) das erſte Anführungszeichen — ſeltſamer und faſt unglaublicher Weiſe ſtets das erſte, nie das letzte — beim Druck abgeſprungen, ſo daß man allemal erſt am Ende eines Citates erfährt, daß man ſich ſeit ſo und ſo viel Zeilen, ja vielleicht ſchon ſeit einer halben Seite mitten in einem Citat befunden hat. Aber wo beginnt nun das Citat? — Dieſe Nachläſſigkeit, über die man, wenn ſie ein Dutzend mal vorkäme, ja kein Wort verlieren würde, zieht ſich mit einer ſo niederträchtigen Conſequenz durch das ganze Buch, daß ſie einem ſchließlich geradezu die Lectüre verleiden kann.*)

*) Auch ſonſt iſt das Buch reich an ſinnſtörenden Druckfehlern, die ein ſehr ſtattliches Druckfehlerverzeichniß ergeben hätten, wenn es der Verlagshandlung beliebt hätte, ein ſolches hinzuzufügen. Nur ein paar Proben: S. 90 die unerträglichen Elemente (lies: die unverträglichen), S. 159 konnte ihre Wirkung nicht empfehlen (l. verfehlen), S. 171 der weltweit obliegenden Ideenſphäre (l. abliegenden), S 232 ſich gegen Landleute hülfreich zu erweiſen (l. Landsleute), S. 328 Schiller berechtigte nicht ſelten die Fehlſchlüſſe (l. berichtigte), die „Zuneigung" (l. die „Zueignung") u. a. Nachläſſiger Druck ſcheint wirklich dasjenige Cotta'ſche Privileg zu ſein, welches nie erlöſchen will.

Endlich ist die auf die Spitze getriebene Knappheit des Ausdrucks auch nicht ohne Einfluß auf die grammatische Correctheit geblieben. Goedeke liebt z. B. unschöne Participialconstructionen, wie S. 53: „Unverheirathet hatte er (Salzmann) seit Jahren seinen Mittagstisch bei den Jungfern Lauth genommen" anstatt: „Da er unverheirathet war, so hatte er" ꝛc. S. 54: Etwas keck, vorlaut und rücksichtslos gerieth er (John Meyer) zuweilen mit Goethe in Conflicte — S. 150: derb, kurz, spartanisch war ihm (Carl August) das höfische Wesen zuwider. An einer Stelle hat die Sucht nach Kürze geradezu zur Unklarheit geführt. Es heißt S. 91., Jerusalem habe sich erschossen, „weil sein durch Speculation gekränktes Ehrgefühl und schimpflich zurückgewiesenes Verlangen nach der Frau eines Andern unerträglich gewordenes Leben (sic) einen raschen gewaltsamen Abschluß verlangte". Ein einziges Wörtchen würde alles klar machen, aber Goedeke kargt mit diesem Wörtchen, und so können sich die Leser den Kopf zerbrechen oder — darüberhinlesen.

Wem soll man nun das Goedeke'sche Buch empfehlen? Wie aus allem gesagten hervorgeht, unbedenklich jedem, der sich schon tüchtig in der Goetheliteratur umgethan hat und die Fähigkeit besitzt, über die stilistischen Eigenthümlichkeiten des Verfassers sich hinwegzusetzen; für ihn wird es ein äußerst reichhaltiges und zu tieferen Studien anregendes Repertorium sein. Freilich muß man dabei vergessen, daß Repertorium von reperire, „auffinden", abzuleiten ist. Denn weder ist durch Indices am Schlusse des Buches dafür gesorgt, daß man sich innerhalb desselben, noch durch die geringsten Quellennachweise, daß man sich außerhalb desselben in den Quellen zurechtfinden kann. Aber Goedeke hat offenbar allen derartigen Apparat absichtlich vermieden, weil er zugleich ein lesbares Buch für das größere Publicum schreiben wollte. Daß ihm das letztere gelungen, möchten wir bezweifeln. Wir fürchten, daß der Laie dem Buche wenig Geschmack abgewinnen, am allerwenigsten, ihm vor der Leistung von Lewes den Vorzug geben wird. Aus einem Buche, das so wenig redselig ist, und das die Dinge mittheilt, nicht um sie wie etwas noch Unbekanntes eben mitzutheilen, sondern wie um an Bekanntes auszugsweise zu erinnern, wird ein Leser, der dem Stoffe noch fremd gegenübersteht, sich schwerlich unterrichten können und wollen.

Als Goethe anfing, die Selbstbiographie des Benvenuto Cellini deutsch zu bearbeiten, wollte er sie ursprünglich in verkürzter Form geben. Allein — so erzählt uns Goedeke selbst — es erschien ihm bald unmöglich: „denn was ist das menschliche Leben im Auszuge? Alle pragmatische biographische Charakteristik muß sich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen." Die Wahrheit dieses Goethe'schen Wortes erweist sich einigermaßen an Goedeke's eigenem Buche. G. W.

Aus dem Reichslande.

Ende Mai.

Manch' Einem erſcheint die Ruhe, die tiefe politiſche und ſociale Windſtille, die bei uns herrſcht, wie eine Art Zauberſchlaf, eine melancholiſche, kraft- und thatloſe Lethargie, die gerade kein beſonders gutes Zeichen phyſiſcher und geiſtiger-Geſundheit und des Wohlbefindens des Landes iſt. Es giebt Viele, denen die allgemeine Entwicklung der reichsländiſchen Verhältniſſe viel zu langſam vorwärts zu ſchreiten ſcheint. Sie wollen mehr Reſultate ſehen, womöglich eine ſofortige Löſung aller Fragen, die doch erſt langſam heranreifen muß. Man muß dabei eben berückſichtigen, daß jene Ruhe und das langſame Vorwärtsſchreiten der neuen Entwicklung der Dinge für Land und Leute zu unumgänglicher Nothwendigkeit geworden ſind, und daß die durch den Krieg gewiſſermaßen im Handumdrehen geſchlagenen Wunden einer langen Zeit, vielleicht Jahrzehnte bedürfen, um allmählig zu heilen und zu verharrſchen. Gerade dieſe ruhige und allmählig vorwärts ſchreitende Entwicklung der politiſchen und allgemeinen Verhältniſſe in Elſaß-Lothringen giebt uns die ſicherſte Bürgſchaft der allmähligen Verſöhnung des Volksgeiſtes auf allen Gebieten. Man mag es dabei immerhin beklagen, daß auch die geſelligen Beziehungen zwiſchen dem heimiſchen und eingewanderten Elemente noch immer auf dem früheren Standpunkt ſich befinden. Namentlich in den größern Städten des Elſaſſes und vornehmlich in Lothringen ſteht man ſich in dieſer Hinſicht noch immer ſo kühl und fremd gegenüber, wie in den erſten Monaten nach der Annexion. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, ſo ſcheint dieſes Verhältniß noch auf eine Reihe von Jahren daſſelbe bleiben zu ſollen. Das iſt aber ein nothwendiges Uebel, das eben die gegenwärtige Generation verwinden muß. Auch hier muß man der Zeit, der Allheilerin, das Uebrige anheimſtellen.

In Straßburg iſt die diesjährige Theater-Saiſon ohne Sang und Klang zu Grabe gegangen. Der ſtändige Berichterſtatter des Elſäſſer Journals in dieſem Fache, Herr F. Schwob, hat ihr zu guter Letzt einen gar melancholiſchen Grabgeſang geſungen. Er meint: damit im nächſten Jahre in dieſer Beziehung eine Wendung zum Beſſern eintrete, d. h. daß das Haus nicht in der Regel leer ſtehe und in Folge deſſen die Primadonnen und erſten Tenore nicht immer an Verſchnupfung und Erkältung leiden, ſolle man doch in Zukunft abwechſelnd eine deutſche und eine franzöſiſche Truppe dort Vorſtellungen geben laſſen, damit doch auch die geborenen Straßburger wieder einige theatraliſche Genüſſe haben, und der alte Ruhm des Straßburger Theaters wieder floriren könne. Indeſſen hat Herr Sachſe aus Berlin in dem Foyer des Stadttheaters einen Theil der Gemälde ſeines „Internatio-

nalen Kunstsalons" ausgestellt, unter denen einzelne Meisterwerke jetzt lebender Künstler, namentlich aus der Düsseldorfer und Münchener Schule, vertreten sind. Auch hat sich in jüngster Zeit die „Gesellschaft der Kunstfreunde" in Straßburg die dankenswerthe Mühe gegeben, eine kleine Ausstellung von Gemälden zu veranstalten, in der besonders das heimische Künstlerelement seine Vertretung finden soll. Die Ausstellung befindet sich im zweiten Stockwerke des Hôtel du Commerce, und kann Jeder, der sich für die schönen Künste interessirt und von einem Mitglied der Gesellschaft empfohlen ist, (sic!) dieselbe besuchen. — Die Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek repräsentirt nach den neuesten Resultaten, welche in einem interessanten Schriftchen des Custos derselben, Dr. Hottinger, niedergelegt sind, augenblicklich die ansehnliche Ziffer von 350,000 Bänden. Durch den jüngst erfolgten Ankauf der Heitz'schen Bibliothek mit 1818 Handschriften, sind namentlich auch Alsatia reichlich vertreten. — Zu dem in voriger Woche in Paris stattgehabten allgemeinen Foederalfest der französischen Turnvereine waren auch die elsässischen besonders eingeladen. Noch in letzter Stunde hat aber die deutsche Regierung den Letztern die Betheiligung untersagt und zwar unter Androhung der Auflösung des betreffenden Turnvereins im Falle der Zuwiderhandlung gegen dieses Verbot. Man fürchtete wahrscheinlich politische Demonstrationen seitens der jungen Leute. Das „Elsässer Journal" bezeichnete jene Maßnahme der Regierung wohl als einen „faux pas". Die seither bekannt gewordene Fassung der französischen Einladung läßt das Verfahren der deutschen Verwaltung durchaus gerechtfertigt erscheinen.

In Colmar zerbricht man sich augenblicklich den Kopf darüber, was wohl dem außergewöhnlichen Besuche von vier Generälen, die dort ganz unerwartet ihr Absteigequartier genommen haben, für eine politische oder militärische Bedeutung zuzumessen sei. Es sind nämlich gegen den Zwanzigsten hin die Generäle von Werder, Woyna, v. Sell und Graf Solms von Helfenstein angekommen, — immerhin ein Ereigniß für eine kleine Stadt, wie Colmar. Ueber den Zweck jenes unverhofften Besuches von vier militärischen Großwürdenträgern herrscht noch einstweilen geheimnißvolles Dunkel. Daß man nun alles Mögliche dahinter suchen will und dabei die scharfsinnigsten Combinationen von der Welt macht, ist selbstverständlich. Doch dürfen sich die verschiedenartigen, unter sich widersprechendsten Conjuncturen, die man hier und da an dieses „Ereigniß" anknüpft, wohl kaum der Mühe der Aufzeichnung verlohnen. Höchst wahrscheinlich haben die hohen Offiziere nur einen gemeinschaftlichen Sommerausflug nach unserer oberelsässischen Metropole machen wollen, die sich ja durch ihre romantische Lage in unmittelbarster Nähe der Hochvogesen und des reizenden Münsterthales zu derartigen Spritztouren ganz besonders empfiehlt. — Ueber die Colmar-Breisacher-Bahn

hört man neuerdings mit Bestimmtheit versichern, daß dieselbe spätestens mit dem 1. Juni 1877 sammt der stehenden Rheinbrücke dem Verkehr übergeben werden wird. Geschafft wird daran schon seit Monaten hüben und drüben mit dem größten Eifer.

In einer der letzten Sitzungen des oberelsässischen Schwurgerichts kam ein ziemlich allgemein interessanter Fall zur Verhandlung. Die Szene spielt in Mülhausen und gehört zu dem Kapitel des durch den letzten Krieg mehr denn je geweckten und genährten Nationalhasses. Ein alter Mann von ca. 60 Jahren, geborener Südfranzose, hatte dort am 24. Juni vor. J. einen preußischen Soldaten meuchlings ermordet. Bei seiner sofortigen Verhaftung gab er an, er sei ein Corse aus Ajaccio und habe nur darum den preußischen Soldaten erstochen, um an demselben einen Akt der Blutrache, die corsische vendetta, auszuüben. Und das aus dem Grunde, weil sein eigener Sohn, die Stütze seines sinkenden Alters, im Jahre 1871 vor Paris durch preußische Kugeln gefallen sei. Doch habe er nicht dessen Tod, sondern nur Blut sehen wollen. Damit sei die Rache gesühnt. Es kostete dem Gerichte einige Mühe, hinter den wahren Sachverhalt zu kommen. Endlich erfuhr man durch Zufall den wahren Ort seiner Herkunft, Bourg, und seinen eigentlichen Namen, Jacques Ligez, den er früher immer als Jean Louis angegeben hatte. Diese Entdeckung war gleichzeitig für den Angeklagten das Signal zu einer totalen Aenderung des Systems seiner Vertheidigung, indem er nunmehr als Grund seiner Handlungsweise eine partielle Geistesstörung angab. Der Schluß war der, daß die Anklage die Beschuldigung wegen Mordes gänzlich fallen ließ und nur die wegen vorsätzlicher Körperverletzung mit nachgefolgtem Tode aufrecht erhielt. Den elsässischen Geschworenen muß man es dabei zu ihrer Ehre nachsagen, daß sie in diesem für ihre politischen Gefühle wohl etwas peinlichen Falle ganz sine ira et studio gehandelt d. h. alle politischen Hintergedanken und Erwägungsgründe bei Seite gelassen haben. Der Angeklagte wurde dem Antrage der Staatsanwaltschaft gemäß für schuldig erklärt und zu 5 Jahren Gefängniß verurtheilt.

In neuester Zeit hat sich in den drei genannten elsässischen Hauptstädten, wie auch an andern Handelsplätzen Deutschlands, eine lebhafte Agitation zu Gunsten der Aufrechterhaltung der, bekanntlich gemäß den Beschlüssen des Justiz-Ausschusses dem nahen Untergange geweihten Handelsgerichte erhoben. Man hat beschlossen, sich in dieser Beziehung an den Resolutionen des allgemeinen deutschen Handelstages zu betheiligen.

Indessen hat der Frühling in diesem Jahre, wie allerorten, den ganzen Wonnemonat hindurch auch im Elsaß seine herrlichsten Triumphe gefeiert und Alt und Jung für den langen und harten Winter, der heuer gar kein Ende nehmen wollte, auf das Reichlichste entschädigt. Aus allen elsässischen Distrik-

ten, vornehmlich aus den Wein- und Obſtgegenden, laufen tagtäglich die günſtigſten und hoffnungsfreudigſten Berichte über den Stand der Staaten und die vorausſichtlich reiche Ernte ein. Vornehmlich der Stand der Trauben läßt nichts zu wünſchen übrig und verſpricht ein ſo herrliches Weinjahr, wie wir es vielleicht ſeit einem halben Menſchenalter nicht mehr erlebt haben. Und das ſpeziell iſt für das Elſaß die Hauptſache. Gedeiht der Wein, dann zieht damit auch die Zufriedenheit und die Behäbigkeit in die Hütten der Bauern und in die Häuſer der Städter.

Auch über den Stand der elſäſſiſchen Induſtrie, vornehmlich in der Tuchbranche, lauten in jüngſter Zeit die Berichte weit günſtiger, als vor etwa einem halben Jahre. Es ſcheint, daß in dieſer Beziehung der Aufſchwung, den die geſammte Induſtrie ſchon vor einigen Monaten in Frankreich genommen hat, auch auf das Grenzland einen vortheilhaften Einfluß ausübt. Ueber die Hoffnungen der Zukunft ſpricht ſich ein in der induſtriereichſten Gegend des Elſaſſes erſcheinendes Blatt am Schluß eines dahinbezüglichen Artikels folgendermaßen aus: „Alſo ſteht eine glänzende Zukunft der elſäſſiſchen Induſtrie, beſonders derjenigen der gedruckten Stoffe bevor."

μ.

Vom preußiſchen Landtag.

Berlin, den 30. Mai 1875.

Unſere Landtagsberichte haben in dieſer Seſſion die Thätigkeit des Herrenhauſes bisher nur wenig verfolgt. Die wichtigeren Vorlagen der Seſſion kamen dort noch nicht zur Verhandlung. Jetzt aber folgen ſich die Berathungen des Herrenhauſes über die aus dem Abgeordnetenhaus kommenden Vorlagen raſch. Am 20. Mai ſtand die Aufhebung der Artikel 15, 16 und 18 der Verfaſſungsurkunde zur erſten Berathung. Der conſervative aber nationale Herr, Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode erklärte ſich für die Aufhebung, indem er trotz ſeiner poſitiv kirchlichen Geſinnung, die er betonte, die Zweckloſigkeit der genannten Artikel für die evangeliſche Kirche und ihre Schädlichkeit für den Staat gegenüber der römiſchen Kirche treffend hervorhob. Die conſervativen aber partikulariſtiſchen Herren, Graf Lippe, v. Kleiſt-Retzow, Graf Landsberg-Velen, ſprachen gegen die Aufhebung, blieben jedoch bei der Abſtimmung in einer recht kleinen Minorität. Bemerkenswerth aus den Aeußerungen der Oppoſitionsredner iſt kaum etwas, es ſei denn die Aeußerung des bejahrten, ritterlichen, jedoch überaus verworrenen Herrn v. Kleiſt-Retzow: der Kampf gegen Rom kann niemals unter einem Herzog geführt werden, der

Falk heißt, und zu seinem Adjutanten Sydow erwählt hat. Sydow ist der bekannte unionistische Prediger zu Berlin, dessen Meinungen zu theilen der Redner den Minister beschuldigte. Der Minister antwortete mit außerordentlicher Schärfe. Wir Außenstehenden sind allerdings eher im Stande, die Wunderlichkeiten des Herrn v. Kleist-Retzow, an welche der Redner mit der Integrität eines fast kindlichen Gemüthes glaubt, von der heiteren Seite zu nehmen, als der Minister, dem sie praktisch Störung und Hinderung bereiten.

Am 21. Mai berieth das Herrenhaus in erster Lesung das Gesetz über die Vermögensverwaltung in den katholischen Kirchengemeinden. Die Annahme erfolgte im Ganzen nach den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses. Nur soll der Pfarrer gesetzlich Vorsitzender des Kirchenvorstandes sein, wie die Regierungsvorlage bestimmt hatte, während das Abgeordnetenhaus die Führung des Vorsitzes durch den Pfarrer verboten. In Folge dieser und einer andern Aenderung muß das Gesetz noch einmal im Abgeordnetenhaus berathen werden. Am 22. Mai bestätigten die Herren die Aufhebung der oben erwähnten drei Verfassungsartikel in zweiter Berathung. Alsdann folgte die erste Berathung des Ordensgesetzes, welches unverändert angenommen ward.

In den Sitzungen vom 24. und 25. Mai wurden angenommen in erster Berathung das Gesetz über die Schutzwaldungen, in Schlußberathung die im Herrenhaus zuerst berathene, im Abgeordnetenhaus abgeänderte Vormundschaftsordnung nach den Beschlüssen des letzteren, in zweiter Berathung das Gesetz über die Vermögensverwaltung in den katholischen Kirchengemeinden, und das Ordensgesetz.

Nachdem am 26. Mai das Gesetz über die Schutzwaldungen in zweiter Berathung angenommen worden, gelangte das Herrenhaus zur ersten Berathung der, wir hätten beinahe gesagt unglücklichen Provinzialordnung. Es lag ein sehr eingehender und gutgearbeiter Commissionsbericht vor, und die Abänderungen der Commission enthalten der verfehlten Regierungsvorlage und den noch weit verfehlteren Beschlüssen des Abgeordnetenhauses gegenüber eine unleugbare Verbesserung. Etwas Gutes war aber aus diesem Gesetz auf der gegebenen Grundlage nicht zu machen, und so geben wir uns mit Freuden der Aussicht hin, daß, weil das Herrenhaus den Vorschlägen seiner Commission zugestimmt hat und eine gleiche Zustimmung im Abgeordnetenhaus nicht zu erwarten ist, unser auf tiefer Ueberzeugung beruhender Wunsch in Erfüllung gehen und das Gesetz in dieser Session nicht mehr zu Stande kommen wird. Damit wird dem preußischen Staat ein sehr nachtheiliges Experiment erspart und in der nächsten Session mögen bereits bessere Sterne leuchten.

Wir haben die Vorlage und ihre schweren Fehler hier mehrfach charak-

terisirt. Es soll aus den Wahlen der Kreistage eine Provinzialvertretung construirt werden und aus dieser ein Provinzialausschuß zur Verwaltung des Provinzialeigenthums und der in diesem Eigenthum begriffenen Anstalten. Der Provinzialausschuß soll die Patronage über einem ihm untergebenen Beamtenapparat haben, an dessen Spitze ein Landesdirektor steht. Außerdem soll der Provinzialausschuß aber auch Funktionen der Staatsverwaltung in der Provinz übernehmen und zu diesem Zweck sich in Bezirksausschüsse theilen, welche neben die Bezirksregierungen treten. Als Ganzes aber soll der Provinzialausschuß als Instanz über seinen Sektionen, den Bezirksausschüssen stehen. Den Vorsitzenden des Provinzialausschusses soll die Provinzialversammlung wählen, denjenigen des Bezirksausschusses der Provinzialausschuß. Bei staatlichen Angelegenheiten soll jedoch im Provinzialausschuß der Oberpräsident, im Bezirksausschuß der Regierungspräsident den Vorsitz führen. Wenn der Charakter einer Angelegenheit, ob staatlich oder communal, zweifelhaft ist, sollen Oberpräsident und Communalpräsident sich beim Oberverwaltungsgericht um den Vorsitz streiten u. s. w. Alles, was wir je auf Kinderbilderbogen über die Rathsherren von Schöppenstedt und Krähwinkel gelesen, wird hier glänzend übertroffen. Nur das geht über den Spaß, daß solche Einfälle am Leibe des preußischen Staats probirt werden sollen. Da hat sich nun das Herrenhaus und seine Commission ein entschiedenes Verdienst erworben, indem es dem Provinzialausschuß und dem Bezirksausschuß die staatlichen Angelegenheiten ganz entzogen und statt der ersteren für die letzteren sogenannte Provinzialräthe und Bezirksräthe eingeführt und dieselben rationell construirt hat. Aeußerlich ist die Maschinerie allerdings nun noch complicirter geworden. Aber was schadet es, bei sieben oder acht überflüssigen Rädern die neun voll zu machen, zumal wenn das neunte Rad gerade ein zweckmäßiges ist? Wir sollen nun haben: Kreisversammlung, Kreisausschuß, Kreislandrath; Bezirksausschuß, Bezirksrath, Bezirksregierung; Provinzialversammlung, Provinzialausschuß, Provinzialrath, Oberpräsidium. Wir hatten zu wenig gezählt, da sind schon zehn Behörden! Bereits aber stellte der Regierungscommissar als Nachtrag zur Kreisordnung die Bildung besonderer Kreisverwaltungsgerichte in Aussicht, dazu die Bezirksverwaltungsgerichte, deren Bildung durch einen in dieser Session eingebrachten Gesetzentwurf in Vorschlag gebracht ist. So haben wir in der Provinz, wohlgemerkt vom Kreis an, nicht etwa von der Ortsgemeinde an, also vom Kreis bis zum Oberpräsidenten zwölf Behörden, zwölf Behörden der Mittelinstanz, die sich mit den Centralbehörden und mit den unteren Lokalbehörden auf alle Weise stoßen und kreuzen. Wenn dabei der Staat sich bewegt, so gleicht er den tausendfüßigen Würmern. Ueber die Wurmexistenz wird er es aber nicht

hinausbringen, wenn ihn der Luxus der Organe überhaupt noch leben läßt. Indeß wir wiederholen: das Herrenhaus hat die Sache besser gemacht als sie war. Mit den Füßen, welche das Herrenhaus hinzugesetzt, läßt sich wenigstens gehen, während die Einrichtung der andern so ist, daß sie sich unaufhörlich in einander verfilzen.

Der Minister des Innern, nachdem er im Abgeordnetenhaus mit dessen Beschlüssen sich einig erklärt, sah sich nun doch außer Stande, die Verbesserung des Herrenhauses lediglich zu bekämpfen. Eine glückliche Rolle spielte er dabei nicht, und sein von uns zuweilen hier gerühmter bon sens verließ ihn gänzlich, als er in der Selbstverwaltung nicht eine Staatsfunktion, sondern eine communale oder privatrechtliche Funktion, umrahmt und durchsetzt, wie er sich ausdrückte, mit staatlichen Organen erkennen wollte. Der Herr Minister ist viel beschäftigt und hat, wie man sieht, nicht Zeit gefunden, sich die Erkenntniß Gneist's anzueignen. So kam es, daß er nicht nur hinter Forkenbeck, sondern auch hinter Kleist-Retzow zurückblieb, die beide das richtige Verständniß der Sache bekundeten.

Am besten war wohl der Vorschlag Forkenbeck's, die Provinzialordnung vorläufig zu beschränken auf die Bildung der Organe für die Provinzialgemeindeangelegenheiten, die Betheiligung von Laien an der provinziellen Staatsverwaltung dagegen zu verschieben, bis einmal das Gesetz über die Neuorganisation der gesammten Staatsverwaltung in Frage kommen wird. Das Herrenhaus hat diesem Vorschlag nicht zugestimmt, dessen Zweck jedoch auch auf dem beliebten Wege der Annahme der Commissionsbeschlüsse hoffentlich erreicht wird.

Die Majorität des Abgeordnetenhauses hat sich mit ihren höchst mißrathenen Beschlüssen so identificirt, daß sie die Abänderungen des Herrenhauses ablehnen wird, und wir können das nur als ein Glück betrachten, sofern dadurch, da das Herrenhaus ebensowenig an Nachgeben denkt, der verfehlte Gesetzesplan unterbleibt. Man will diesem Ausgang von manchen Seiten theils parlamentarische, theils gouvernementale Folge beimessen, an die wir nicht glauben, obwohl wir sie nicht beklagen würden. Zu erwähnen ist noch, daß bei den Beschlüssen des Herrenhauses die Abneigung der städtischen Vertreter, als Aufsichtsinstanz über die Städte einen Provinzialausschuß anzunehmen, in dem der ländliche Grundbesitz die Ueberhand hat, allerdings ein mitwirkender Faktor gewesen ist. Aber es ist vergeblich, damit den Werth der Beschlüsse herabzusetzen. Das Herrenhaus hat mit denselben die Wahrheit bezeugt, daß die höheren Instanzen der Verwaltung staatlich und nicht nach Interessengruppen construirt sein müssen. Dieses Zeugniß verliert nichts von seinem Werth, weil es abgelegt worden theils von Vertretern Nachtheil

befürchtender Intereſſen, theils von Vertheidigern des Staatsgedankens, die man heutzutage Büreaukraten nennt.

Das Abgeordnetenhaus hat ſeit ſeinem Wiederzuſammentritt am 28. Mai ſich nur mit kleineren techniſchen Vorlagen beſchäftigt. C—r.

Die deutſche Literaturgeſchichte und die deutſchen Univerſitäten.

Bis vor nicht langer Zeit entbehrte merkwürdigerweiſe die deutſche Literaturgeſchichte, die moderne wenigſtens einer regelmäßigen, ſelbſtſtändigen Vertretung an den deutſchen Univerſitäten; für die ältere, ſogenannte germaniſtiſche Literatur waren allmälig an den meiſten Univerſitäten ordentliche Lehrſtühle errichtet worden; für die neuere gab es ſolche nur ſporadiſch an einzelnen. Selbſt Berlin hatte nur vorübergehend in Golzer einen beſondern Vertreter dieſes Fachs. Deutſchland ſtand darin bedeutend hinter andern Ländern, namentlich Frankreich, zurück, wo keine höhere Bildungsanſtalt ohne einen Lehrſtuhl für vaterländiſche Literaturgeſchichte, ebenſo für vaterländiſche politiſche Geſchichte, iſt; ja es gab theilweiſe im Auslande Lehrſtühle für deutſche Literaturgeſchichte, während ſie daheim noch vermißt wurden.

Dem großen Jahre 1870—71 und dem dadurch erzeugten neuen Aufſchwunge unſres geſammten Nationallebens haben wir es zu danken, daß neuerdings dieſem fühlbaren Mangel endlich Abhülfe zu werden beginnt. Die Univerſität für die neuen Reichslande, Straßburg, ward mit einer Profeſſur für neuere deutſche Literaturgeſchichte ausgeſtattet; München und Leipzig folgten, und auch für die erſte Univerſität Deutſchlands, Berlin, iſt eine ſolche, wie beſtimmt verlautet, für die nächſte Zeit in Ausſicht genommen.

Ueber die Art der Beſetzung ſolcher Profeſſuren, mit andern Worten über die Methoden, wie die moderne deutſche Literaturgeſchichte auf Univerſitäten zu lehren ſei, gehen die Anſichten in den Kreiſen der Fachmänner und auch in den maßgebenden Kreiſen zum Theil noch auseinander. Die Einen halten eine mehr philologiſch-kritiſche und exegetiſche, die Andern eine mehr kulturhiſtoriſche Behandlung des Stoffes für angezeigt. Daß eine äſthetiſche künſtleriſche Würdigung des einzelnen Dichtwerkes niemals fehlen dürfe, wird von beiden Seiten als ſelbſtverſtändlich angenommen.

Die erſte dieſer beiden Methoden, die philologiſche, hält ſich mehr an den einzelnen Schriftſteller und das einzelne Schriftwerk. Sie legt beſonderes Gewicht auf Art und Zeit des Zuſtandekommens ſo wie der Veröffentlichung jeder einzelnen Dichtung, auf die Verſchiedenheit der Ausgaben, über-

haupt auf das Bibliographiſche, auf Richtigſtellung des Textes, auf das Sprachliche, Styl, Metrum, Reim u. dgl., auf die Erläuterung dunkler Stellen aus perſönlichen uud localen Bezügen, dann auf die literariſchen Anregungen, aus denen eine dichteriſche Produktion hervorgegangen, auf biographiſche Notizen, Mittheilungen aus Tagebüchern, Briefwechſeln u. ſ. w., inſoweit ſie Auskunſt über die Entſtehung eines Werkes, wie für deſſen Auslegung, Unterlage für beſtimmte Anſpielungen auf Perſonen oder Verhältniſſe geben, kurz, ſie behandelt einen Goethe oder Schiller ohngefähr ebenſo wie die klaſſiſche Philologie einen Virgil oder Homer, die germaniſtiſche einen Otfried oder einen Wolfram von Eſchenbach. Wir verdanken dieſer philologiſchen Auffaſſungsweiſe eine Menge ſchätzbarer Beiträge zur näheren Kenntniß unſrer großen deutſchen Dichter; unſre ſo unendlich reichhaltige Goethe-Literatur ruht faſt ganz auf philologiſcher Grundlage. Als ein Typus dieſer Methode kann unter den literarhiſtoriſchen Schriftſtellern der Gegenwart Düntzer, der Goetheforſcher *κατ' ἐξοχήν*, gelten. Die ſchriftſtelleriſche Form derſelben iſt vorzugsweiſe die monographiſche Sammlung und Herausgabe von Briefwechſeln, von Tagebüchern, Schilderung einzelner Geſtalten aus den Schriften oder aus den lebendigen Umgebungen eines Dichters, wie Goethe's Freunde, Frauenbilder aus Goethe's Werken u. ſ. w., ferner revidirte Ausgaben von Dichtwerken und Commentare dazu. Zu Geſammtſchilderungen eines ganzen Dichters, vollends einer ganzen Literaturperiode bringt es die philologiſche Methode ſelten, weil ſie eben zu viel mit dem Einzelnen zu thun und das Einzelne für ſie einen vorwiegenden Werth hat.

Der andern Behandlungsweiſe der kulturhiſtoriſchen iſt es dagegen immer um den Dichter in ſeiner Totalität, und wiederum nicht um den einzelnen Dichter allein als ein Ganzes, Abgeſchloſſenes, ſondern um ihn als Glied eines größern Ganzen, als den Ausfluß und Ausdruck einer ganzen Periode geiſtigen Lebens, einer Zeit und einer Nation zu thun. Sie verſchmäht oder vernachläſſigt in keiner Weiſe die philologiſche Erörterung und Feſtſtellung des Einzelnen; aber dieſelbe iſt ihr immer nur Mittel, niemals Zweck, und muß ſich daher unter ihren Händen allezeit dem Zweck, der Totalerkenntniß des Dichters, unterordnen; ſie betrachtet den philologiſch-kritiſchen Apparat gleichſam nur als das Baugerüſt, welches dazu dient, das Gebäude aufzuführen, aber zurücktreten muß vor dem fertigen Gebäude. Daneben legt ſie einen Hauptaccent auf das Werden und Wachſen eines Dichters und ſeiner Schöpfungen aus der Totalität des Zeit- und Volksgeiſtes heraus, ſo wie auf den Einfluß, welchen ein Dichter und ein Dichtwerk auf dieſen Zeit- und Volksgeiſt rückwirkend ausgeübt. Nicht nach bloß äußerlichen, abſtracten Kategorien; ob ein Dichter moraliſch beſſernd gewirkt habe, oder nicht, ob kirchlich oder unkirchlich; ob Goethe oder Schiller politiſchen oder

nationalen Tendenzen gehuldigt, oder das Gegentheil; ſondern nach der ganzen Lebensanſchauung, innerhalb deren ein Jeder ſich entwickelt und gedichtet, und die jeder ſeinerſeits wieder ſeiner Zeit und ſeinem Volke aufgeprägt hat.

Eine weitere Eigenthümlichkeit dieſer kulturhiſtoriſchen Behandlung der Literaturgeſchichte — keine zufällige oder willkürliche, ſondern eine in ihrem Weſen ſelbſt wurzelnde — iſt die, daß ſie unter Literatur nicht blos die ſogenannte ſchöne Literatur begreift, d. h. die Schöpfungen der freiſchaffenden Phantaſie, ſondern auch andre Richtungen des geiſtigen Lebens einer Zeit, ſo weit dieſelben dazu dienen und nöthig ſind, um ein Geſammtbild dieſes Lebens im Geſammtbild der eine Zeit bewegenden und beherrſchenden Ideen zu Stande zu bringen. Dafür hat Goethe bereits in „Dichtung und Wahrheit“ aus ſeinem Leben, (insbeſondre im ſiebenten Buche) ein nachahmungswerthes Beiſpiel geliefert.

Nach dieſer kulturhiſtoriſchen Methode haben gearbeitet (nachdem Schloſſer dazu, jedoch noch mehr von einem einſeitig äußerlichen Standpunkte aus den Anſtoß gegeben) Gervinus in ſeinem großen Werke „Geſchichte der deutſchen Dichtung“, jedoch in der Hauptſache mit Beſchränkung auf das eigentlich Poetiſche, in breiteren Anlagen Julian Schmidt in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Literatur ſeit Leſſings Tod“, Hettner in ſeiner „Literaturgeſchichte des 18. Jahrhunderts“, der zugleich durch Nebeneinanderſtellung der deutſchen, engliſchen und franzöſiſchen Literatur die ſo wichtige Methode der vergleichenden Literaturgeſchichte cultivirte, Biedermann in dem literargeſchichtlichen Abſchnitte ſeines kulturgeſchichtlichen Werkes „Deutſchland im 18. Jahrhundert“, mehr monographiſch Heym in ſeinem „Hegel und ſeine Zeit“, ſeinem „Wilhelm von Humboldt“ und neuerdings in ſeiner „Romantiſchen Schule. Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Geiſtes.“ Koberſtein in ſeinem „Grundriß der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur“ vereinigte möglichſt beide Geſichtspunkte, den philologiſchen und den kulturhiſtoriſchen, obſchon jener nach dem Zwecke ſeiner Arbeit darin vorherrſcht.

Nach welcher von den beiden oben charakteriſirten Methoden ſoll nun die Geſchichte unſrer modernen, alſo vorzugsweiſe unſrer großen klaſſiſchen Literatur auf Univerſitäten vorgetragen werden? Unſtreitig nach beiden in organiſcher Verbindung, jedoch ſo, daß die kulturhiſtoriſche dabei die maßgebende, wegzeigende, die philologiſche nur die unterſtützende, an die Hand gehende ſei. Als Zweck akademiſcher Vorträge über die deutſche Literatur der Neuzeit (alſo von der Reformation an) hat man ſich doch wohl einen doppelten zu denken. Das Gros der Zuhörer ſoll und will daraus eine anſchauliche Kenntniß der vaterländiſchen Literaturgeſchichte, Anregung und Andeutung zum eignen Studium der Geiſteswerke unſrer Dichter und Denker ſchöpfen —

als ein nothwendiges Element allgemein menſchlicher und nationaler Bildung. Ein kleinerer Theil bereitet ſich ſelbſt zu künftigen Lehrern des gleichen Faches — auf Gymnaſien, Realſchulen, Polytechniken u. ſ. w., ein noch kleinerer vielleicht zu wirklichen Literarhiſtorikern von Profeſſion vor, zu literarhiſtoriſchen Schriftſtellern oder zu Univerſitätslehrern, oder zu Beidem. Daß für jenen erſten, größten Theil der Zuhörer der organiſche Zuſammenhang der Literaturgeſchichte in ſich und mit dem Ganzen unſrer Volks- und Nationalgeſchichte die Hauptſache iſt, braucht kaum geſagt zu werden. Hier muß das eigentlich geſchichtliche oder kulturgeſchichtliche, daneben das äſthetiſch-kritiſche Element in den Vordergrund treten; das philologiſche ohne ausgeſchloſſen zu ſein, darf nur in zweiter Linie ſtehen, muß ſich jenen beiden unterordnen. Für die Spezialiſten (um es ſo auszudrücken) mag dann entweder in beſondern mehr monographiſchen Vorträgen (über einzelne Dichterſchulen, einzelne Dichter, ja auch einzelne Dichterwerke) der philologiſche Standpunkt neben dem kulturhiſtoriſchen und äſthetiſch-kritiſchen ſtärker betont werden, oder auch, was ſich hier beſonders empfehlen dürfte, in literarhiſtoriſchen Seminarien. Bei einer Voranſtellung des philologiſchen und Hintenanſetzung des weitergreifenden kulturgeſchichtlichen Geſichtspunktes würde zwar wohl das Bedürfniß jener Minderheit von Spezialiſten, obgleich doch auch nur ſehr theilweiſe und einſeitig Befriedigung finden, dagegen der allgemeinere Bildungszweck der großen Mehrheit — der doch bei einem Wiſſenszweige wie die nationale Literaturgeſchichte ganz weſentlich in Betracht kommt — nur höchſt unvollkommen erreicht werden.

Literatur.

(Dania). Im Jahr 1643 war's. Deutſchland lag zerrüttet darnieder an den Folgen eines ſeit 25 Jahren wüthenden Religionskrieges, fremde Heere durchzogen ſeine Marken, fremde Namen geboten über ſein ferneres Geſchick; im Weſten hatte der welſche Nachbar ſchon die Hand auf Deutſchlands blühendſte Gauen gelegt, im Norden und Oſten der Schwede ſich das ſagenumrauſchte Rügen, die fruchtbaren pommerſchen Grenzſtrecken ausgeſucht, Beide als Lohn für geleiſtete Hülfe. Nur der Fremde übte noch Macht im deutſchen Reich, und deutſcher Geiſt, deutſche Größe ſchienen verloren auf immer. Da fand fern, im hohen Norden, in Skalholt auf Island ein eifriger Forſcher jenen Pergamentband, der zwiſchen ſeinen altersgrauen Blättern den Keim barg, aus dem das ſtolze deutſche Reich der fränkiſchen, ſächſiſchen, hohenſtaufiſchen Kaiſer ſich entwickelt hatte, den Keim, der der das unſterbliche Leben barg, durch welches auch das zertretene Deutſchland ſich wieder zum lebenskräftigen, herrſchenden Staate entwickeln ſollte. Es war der Wiegengeſang, den ein Volk voll Heldenmuth und tiefſter ſittlicher Kraft einſt ſich ſelbſt geſungen, den der Biſchof Brynjulf Sveindſen damals

der Vergessenheit von Jahrhunderten entriß, „die Urgroßmutter aller Geschichten", die Edda.

Was wir in der Schule von dem ersten Auftreten der Germanen hören, ist aus Tacitus und der Edda wunderlich gemischt. Die erste Quelle erzählt von den Sitten und Gebräuchen, den Kriegsthaten der blonden Barbaren, die zweite von den Göttern und Helden derselben. Jenseits der Schule aber, wo Leben und Lernen praktisch erst beginnen, begegnen wir nicht so leicht wieder Anklängen an die Vorzeit unsres Volkes. Der größere Theil unsrer Gelehrten fußt auf den griechischen und römischen Classikern, unsre Dichter singen und sagen von jenem ewig blauen Himmel Griechenlands, vom Parnaß und Helikon so viel, daß für die germanischen Göttergestalten, für den sinnigen Mythus des eignen Volkes kein Raum bleibt in ihren Versen. So kommt es, daß im Durchschnitt das Volk vertrauter ist mit der Mythologie der fremden Völker, als mit seiner eigenen.

Und doch, wie der Geschichtsforscher und Literaturhistoriker, wenn er von deutscher Geschichte und Dichtung spricht, von dem Studium unsrer Mythe ausgehen und immer wieder dahin zurückkehren wird, so wird ein Deutscher, der mit Bewußtsein die jetzige, große Bewegung der Geister mitlebt, ihre innerlich bedingte Nothwendigkeit, ihr ewiges Fluthen und Ebben von Anbeginn verfolgen können, wenn die ahnungsvollen, tiefsinnigen Kindheitsgesänge unsres Volkes ihm erzählen von Balder und Freyer, von dem großen Welt- und Göttergericht, von der Verjüngung der Erde durch eine kampfendende Kraft.

Es gehört zu den Anforderungen, die man heut zu Tage an jeden Gebildeten stellt, daß er mit unsern zwei größten Volksepen, den Nibelungen und der Gudrun bekannt ist. Das volle Verständniß der beiden Helden des Nibelungenliedes, Siegfried's und Brunhilden's, ihres durch ihr Zurückgreifen in die Mythologie symbolischen Charakters, geben aber nur die erhaltenen Gesänge unsrer Sagenzeit. Selbst Gudrun, die schon deutlich erkennbar von dem christlich-katholischen Geist der Kreuzzüge durchdrungen ist, bleibt trotzdem ein echtes Kind germanischer Urzeit und gerade die rührende Gestalt von Gudrun selbst konnte nur die Phantasie eines Volkes schaffen, das in seiner Mythologie schon Ergebung, Vertrauen, Demuth in lieblichen Gestalten verkörpert hatte, das in seiner poesievollen Darstellung der Sehnsucht nach dem Frühling, nach Erlösung aus starren Winterbanden, den spätern Sängern der Gudrun die rührende Weise schon angeschlagen. Und trotzdem im Allgemeinen diese Unbekanntschaft im Volke, ja die Gleichgültigkeit gegen seine eigene Vorgeschichte?

Unsre nördlichen Nachbarn haben die Erinnerung an Poesie und Mythologie ihrer und unsrer Väter lebendiger bewahrt, die Einwirkung der nordischen Sage spricht noch heute aus den Liedern der Dänen und bildet einen ihrer Hauptvorzüge. Eine Auswahl dänischer Gedichte, von Emanuel Bendix im Versmaße der Originale vortrefflich ins Deutsche übertragen, liegt vor uns. Ist auch darinnen der Geist des Mythus mehr zu dem der Volkssage abgetönt, so läßt sich doch die innre Verwandtschaft der Naturgeister mit den personifizirten Gewalten unsrer Mythe unschwer feststellen. In der erwähnten Sammlung eröffnet den Reigen Andersen, „der gute, alte Dichter."

Mehr als Friedenskongresse und Verbrüderungsfeste hat er dazu beigetragen, den Zwiespalt, der zwischen dänischer und deutscher Ueberzeugung geherrscht, durch die lieblichen Blüthen seiner Muse auszufüllen. Während

Kugeln hin und wieder flogen in dänische und deutsche Herzen, waren Andersen's Märchen das Entzücken deutscher so gut wie dänischer Kinder. Und wenn der Dichter an seinem 70. Geburtstag auf ein langes Leben voll des reichsten, beglückendsten Schaffens zurückblicken konnte, so durfte er sich mit nicht minderem Stolze sagen, daß ihm gegeben war, während sein Vaterland mit Deutschland Krieg führte, siegreich mit seinen Schöpfungen in Deutschland einzuziehn und tausend gute, deutsche Patrioten, die im ehrlichen Kampf gegen Dänemark standen, trotzdem für einen Dänen, für sich zu gewinnen. Haben wir ihn bisher in Deutschland als sinnigen Märchenerzähler, als fein schildernden Romanschriftsteller kennen gelernt, so tritt uns aus den Uebersetzungen der gemüthvolle Dichter entgegen. Seine Meisterschaft in der Behandlung des Landschaftsbildes bewährt sich auch hier; seine „Ruhe auf der Haide," und „an Jütlands Küste" sind wahre Cabinetsstücke von schildernder Malerei.

Warm gefühlte, patriotische Lieder müssen in ihrer klaren, parteilosen Haltung auch den Nicht-Dänen ansprechen, aus den poetischen Erzählungen spricht wieder der dem Wunderbaren zugeneigte Geist des Märchendichters. Das bekannteste Gedicht von Andersen, „das sterbende Kind," das dem damals noch jungen und unbeachteten Dichter mit einem Schlage die Theilnahme und Bewunderung seines Vaterlandes gewann, darf natürlich in dieser Sammlung nicht fehlen und wird immer von Neuem den Leser ergreifen.

Ein Buch, das sich mit Andersen einführt, wird in Deutschland nicht vergebens Einlaß begehren, zumal wenn auch die übrigen vertretenen Dichter gute Namen aufweisen können. Da finden wir Baggesen, den lyrischen Zeit- und Strebensgenossen unsrer Romantiker, dessen einfaches und wahr empfundenes: „Als ich klein war" ein Lieblingslied der Dänen ist. Noch andre dänische Nationallieder birgt die Sammlung: „König Christian hoch am Maste stand" feiert König Christian IV., den Admiral Juel, den kühnen Wessel, Dänemarks berühmteste Seehelden. Wenn dieses Gedicht, sowie das Lied von Herrn Sinclair und „des Matrosen Heimkehr nach Kopenhagen", den Stolz des Skandinaviers ausspricht gegenüber fremden Eindringlingen, mögen diese nun siegen oder besiegt werden, so klingt aus dem tapfern Landsoldaten ein so behaglicher Patriotismus, wie etwa aus unserm: Nur immer langsam voran.

Ja, kommt der Deutsche her,
Beklag ich Alle sehr.
Zu Peter und zu Paul
Spricht er dann: Du bist faul!
Und schilt man ihn auf Dänisch aus,
Dann schreit er gleich: halt's Maul!
Für den, der alle Sprachen gelernt, ist das egal,
Wer aber nichts als Dänisch versteht, dem ist's fatal!
Drum zieh ich jetzt in's Feld als tapfrer Landsoldat,
Hurrah, hurrah, hurrah!

Ein so gemüthlicher Feind wird schon zu versöhnen sein!

Wir haben nur Einzelnes aus der „Dania" hervorgehoben, Alles kann eingehend nicht behandelt werden. Oelenschläger, der Verfasser des Trauerspiels Correggio, ist in dem kräftigen Schwung der Gedichte Freia's Saal und Fischerlied aus Hroar's Saga kaum als der Autor der krankhaft-empfindelnden Tragödie wieder zu erkennen, Winther, Schack-Staffeldt, Hertz haben mit schönen Beiträgen die Sammlung bereichert. Durch alle diese Dichtungen

aber schlingt sich deutlich fühlbar der Faden, der die nordische Poesie noch mit der Götterdichtung unsrer Ahnen verknüpft. Bald erinnert nur eine eigenthümliche Naturauffassung, dann ein Anrufen der alten Helden daran, dann wieder ist der Grundgedanke einer Romanze oder Ballade der Mythologie entnommen. Wassermänner und Frauen, Schneekönigin, Kobolde steigen auf und könnten durch ihre Menge erschrecken, sie sind jedoch zum Glück nicht verschwimmende Mondschein-Nachtfiguren in Tiek'scher Weise, sondern im Bösen und Guten kräftig und individuell gehalten.

So erklärt sich vielleicht auch die sonderbare Erfahrung, daß, während die deutschen Dichter in geistvoller Naturreligion auch unsre neusten Roman- und Novellenschriftsteller in ihrem großartigen Pantheismus den Dänen Heiberg und seine Frühlings-Phantasie, Gottesdienst, an Bedeutung und Ursprünglichkeit der Gedanken bei weitem überragen, ihre Schöpfungen doch an eigentlicher Volksthümlichkeit im Allgemeinen gegen ihre nordischen Brüder zurück stehen.

Es gab eine Zeit in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts, als die Poesie unter dem Einfluß Uhland's zur Volksthümlichkeit zurückkehrte. Uhland entdeckte gleichsam von Neuem den lebenden Urkern unsrer Poesie, er führte Bilder und Anschauungen der alten Germanen seiner Zeit vor, und glücklicher als Klopstock, der einst dasselbe versucht, wußte er die Gedanken der Mythologie dem modernen Deutschland so zu geben, daß sie verstanden wurden. Nach ihm und seiner Schule aber erlosch wieder das Verständniß für den altdeutschen Sagenstoff.

Jetzt wird in unsern höhern Schulen der Inhalt des Mahabarata und Ramajana kennen gelernt, unsre Volksschullehrer machen sich darauf gefaßt, beim Examen möglicher Weise Auskunft über das Königsbuch Schahname oder über die metaphysische Lehre des Alfanabi geben zu müssen, unser eigenstes Eigenthum, den Mythus unsres Volkes, die Edda dagegen, kennen die Meisten nur vom Hörensagen. Bis vor wenig Jahren freilich fehlte es an einer allen verständlichen Uebersetzung; Simrock hatte den Versuch allerdings gemacht, die vergessenen Gesänge dem Volke wieder zu erwecken, er war gescheitert.

Seit 1872 besitzen wir in der Bearbeitung von Werner Hahn einen Kreis von Eddagesängen, der uns die geheimnißvolle, tiefinnerliche Gedanken- und Gefühlswelt unsrer Ur-Väter in schöner Klarheit erschließt. Eine Einleitung voll warmer Begeisterung für seinen Stoff weist uns auf den Gesichtspunkt, von dem aus der berühmte Literaturhistoriker sein Werk erfaßt sehen will, zahlreiche und eingehende Erläuterungen helfen auch dem weniger Eingeweihten zum Verständniß unsrer alten Poesie.

Jetzt ist die gesegnete Zeit, wo der Deutsche sich seiner Machtstellung nach außen, seiner geistigen Unabhängigkeit nach innen wieder bewußt geworden, und welcher Deutsche, der sich dessen bewußt geworden, stimmte nicht freudig ein in den Feldruf: „Hie Waiblingen," beim Kampf gegen das guelfische Papstthum. Wer sich aber klar ist über das, was wir wollen und wohin der Kampf uns führen soll, der frage sich auch einmal, von wannen er gekommen, wo sein erster, innerster Grund liegt.

Fragt die Edda, sie sagt es Euch! Sie erschließt wie kein andres Werk deutschen Ursprungs: Wie sie war, wie sie ist, wie sie bleiben wird die ursprüngliche, sittliche, nicht zu betrügende Hoheit germanischen Geistes.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

№ 24.

Ausgegeben am 11. Juni 1875.

Inhalt:

	Seite
Vorläufer der Burschenschaft. Moritz Busch.	401
Die Aufgabe der religiösen Kunst im Culturkampfe unserer Zeit. Friedrich Fischbach.	416
Das Deutschthum in Ungarn vor der Einwanderung der Magyaren. Otto Kaemmel.	423
Fritz Reuter's nachgelassene Schriften. Eugen Zabel.	433
Vom preußischen Landtag. C—r.	439
Zum Gedächtniß an Georg von Vincke. B.	440

Grenzbotenumschlag: Litterarische Anzeigen.

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Zu abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes

Vorläufer der Burschenschaft.

Von Moritz Busch.

Mit dieser Ueberschrift meine ich die Studentenorden, die sich im vorigen Jahrhundert aus den Landsmannschaften der mitteldeutschen Hochschulen herausbildeten, zum Theil aber auch sich von Anfang an selbständig neben diesen entwickelten. Wie weit ich berechtigt war, diese Vereine mit der obengenannten Verbindung in Vergleich zu stellen, wird sich zeigen, und wir werden sehen, daß der Vergleich wenigstens nicht auf beiden Beinen hinkt. Lahmt er auf dem einen, so hat er das mit allen Vergleichen gemein, da diese es immer nur mit Aehnlichem zu thun haben, und Aehnlichkeit die Verschiedenheit, selbst große und wesentliche Verschiedenheit, nicht ausschließt.

Die alte Universität kannte unsere Studentenverbindungen nicht. Sie gliederte sich als bürgerliches Gemeinwesen nach Nationen, die aber einen officiellen Charakter trugen, Lehrer und Lernende einschlossen und jede ihren besondern Besitz an Collegiatstellen und Bursen, ihre besonderen Berathungen und Feste hatten, als lehrende Körperschaft aber nach den noch jetzt bestehenden vier Facultäten. Die Nationen, deren es an den meisten Universitäten vier, in Leipzig z. B. eine meißnische, eine sächsische, eine bayerische und eine polnische, gab, hatten an der Spitze einen Senior, der stets aus den Magistern gewählt wurde, welche in den Nationen überhaupt allein vollberechtigte Mitglieder waren. Die Vorstände der Facultäten waren die Decane, deren vornehmster, der philosophische, mit bestimmter Abwechselung aus einer der Nationen hervorging. Derselbe vertrat die ganze Universität, sofern sie ein Lehrkörper war, wogegen der Rector, der oberste Beamte der Gemeinschaft der Nationen, den Vorsitz in allen das bürgerliche Leben, die Rechte und Einkünfte betreffenden Instituten führte, den höchsten Richter repräsentirte und die auswärtigen Angelegenheiten verwaltete. Vergleichen wir die alte Universität mit einem alten Städtewesen, so können wir ungefähr sagen: der Rector war der erste, der philosophische Decan der zweite Bürgermeister, die Nationen waren die Viertel, in welche die Stadt zerfiel, die Facultäten die Zünfte, die Magisterschaft entsprach der Vollbürgerschaft nach der einen, der Meisterschaft nach der andern Seite, die Studenten endlich waren in der Gemeinde als einer

politiſchen Pfahlbürger, als einer lehrenden und lernenden fremde Zunftgeſellen und in dem erſten Jahre Lehrlinge.

Im vorigen Jahrhundert lockerte ſich allmählig dieſer Organismus nach der Seite der Nationen hin, und dieſelben verloren ihre Bedeutung zuletzt ganz. Dagegen bildeten ſich Landsmannſchaften, die aber in keiner Weiſe als Erben der Rechte jener officiellen Verbände, ſondern nur als die Fortſetzung derſelben in der Form von Privatinſtituten angeſehen werden dürfen. Studirende, welche aus derſelben Gegend ſtammten, dieſelbe Schulbank gedrückt hatten, fanden ſich naturgemäß auf der Univerſität zuſammen, beſuchten einen und denſelben Erholungsort, übten ſich gemeinſchaftlich im Fechten und halfen einander bei Streitigkeiten und in Geldnöthen. Mit der Zeit änderte ſich dieſes einfache Verhältniß. Zu den Landsleuten geſellten ſich einzelne Fremde von den Commilitonen. Aus den natürlichen Gewohnheiten landsmänniſchen Verkehrs entwickelten ſich Rechte und Pflichten, die mehr ins Einzelne gingen, und in Statutenform ausgedrückt und niedergeſchrieben wurden. Das Kränzchen erhielt einen Vorſteher, der wie bei den alten Nationen den Titel Senior führte und, wie bei den Handwerksburſchen der Altgeſell, die Beachtung von Brauch und Geſetz der Gemeinſchaft überwachte. Noch ſpäter organiſirte ſich die letztere künſtlicher, die Paragraphen der Satzungen wuchſen, die Geſchäfte wurden von mehreren Beamten verſehen, man trug in farbigen Abzeichen, Bändern und Kokarden ſeine Landsmannſchaft zur Schau.

Anders die Entſtehung der Orden auf den deutſchen Hochſchulen. Immer iſt die Studentenwelt die verkleinerte große Welt geweſen, nur war das Männchen im Auge, das die letztere reflectirte, meiſt ein etwas komiſches Männchen. Die Landsmannſchaften, die ſpäteren Corps, ſpiegelten en miniature ziemlich getreu die deutſche Kleinſtaaterei mit ihren Sonderintereſſen, ihrem eitlen Selbſtgefühl, ihrer Eiferſucht und Streitſucht wieder. Die Burſchenſchaft war Anfangs das Abbild, ſpäter in ihrer Deutſchthümelei die Carricatur der Gedanken und Gefühle, welche die politiſchen Ideologen nach den Freiheitskriegen erfüllten und bewegten, in den dreißiger Jahren ein Spiegel, der die Ideen, welche die Julirevolution in die Welt geworfen, in einiger Verſchwommenheit wiedergab. Und ſo ging es weiter. Wie die jenenſer Bierherzogthümer als durch die Einwirkung der Romantik auf die Kreiſe der Studenten hervorgerufene Scherze betrachtet werden müſſen, wie jetzt die Wingolfiten eine Uebertragung der religiös-politiſchen Rückwärtsbewegung, welche uns die Rauhhäusler, die frommen Geſellenvereine und den ſeligen Treubund beſcheerte, auf das akademiſche Leben ſind, wie wir endlich das Vorbild der Centrumspartei an verſchiedenen Univerſitäten durch ultramontane Studentenverbindungen wohl oder übel abconterfeit ſehen, ſo ließ

die Zeit, die ſich an den Myſterien der Maſonei, der Roſenkreuzer und der Illuminaten erbaute, aus und neben den Landsmannſchaften die Studentenorden entſtehen.

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts fing die Freimaurerei in Nord- und Mitteldeutſchland an bekannter zu werden. Sie wuchs raſch an Anſehen, ſie erlebte ihre große Zeit, wo Leſſing in ihrem Sinne ſchrieb, wo der Sieger von Leuthen in einer ihrer Logen den Hammer führte, wo Goethe und Herder und eine lange Reihe anderer glänzender Namen ihren blauverbrämten Meiſterſchurz trugen. Es verſtand ſich beinahe von ſelbſt, daß die ſtudirende Jugend nicht zurückbleiben konnte. Das Geheimnißvolle, das Spiel mit Symbolen reizte, die würdevollen Titel, die hohen Zwecke, von denen man aus dieſer verſchleierten Welt lauten, aber nicht anſchlagen hörte, thaten ein Uebriges. Man kam ſich bedeutender, inhaltreicher, mannhafter vor, wenn man auf ſeiner Kneipe etwas der Art aufführen konnte wie draußen der Philiſter. Abenteuerliche, überſpannte, viel herumgekommene Köpfe boten ſich zur Erfüllung der hieraus hervorgegangnen Wünſche an, gründeten logenartige Klubs, warben Mitglieder und leiteten mit Feierlichkeit den Hocuspocus der Zuſammenkünfte, und ſo gab es bald auf den deutſchen Hochſchulen eine ganze Anzahl von Orden: Conſtantiſten, Unitiſten, Jucundiſten, Desparatiſten, ſchwarze Brüder, einen Fenſterorden, Amiciſten u. ſ. w.

Die Mehrzahl dieſer Geſellſchaften hatte aller Wahrſcheinlichkeit nach keinen andern letzten Zweck, als die Landsmannſchaften. Nur der Nimbus des Geheimnißvollen und ein paar neue Bräuche und Symbole kamen hinzu. Einige wollten anfänglich, wie ihr Vorbild, die Freimaurerei, reformirend wirken, Sitte und Anſtand pflegen und das geſellige Leben verſchönern. Bei andern ſollte die Frömmigkeit geweckt und wach erhalten werden. Wieder bei andern miſchten ſich auch wohl, wie ſpäter bei der Burſchenſchaft, mehr oder weniger unklare Ahnungen und Beſtrebungen ein, die ſich mit Politik befaßten, Anklänge an die Gedanken, die 1789 das alte Frankreich umwarfen und das heilige römiſche Reich in ſeinem wurmſtichigen Gebälk kniſtern und knacken ließen, dunkle Empfindungen, daß von Preußen her eine Reform zu erwarten, Echos von Amerika herüber, das damals die engliſche Kette abſchüttelte u. d. Eine weitere Aehnlichkeit mit der Burſchenſchaft hatten dieſe Orden darin, daß ſie keinen Unterſchied der Landſchaften gelten ließen, ſondern ihre Mitglieder aus allen Strichen Deutſchlands nahmen, ein Verfahren, das indeß nicht ſowohl in dem Bewußtſein, daß alle Deutſchen Eins ſeien, als in der Freimaurerei ſeine Wurzel hatte, wo die Loge die geſammte chriſtliche Menſchheit umfaſſen ſollte. Der Vergleich hinkt alſo hier einigermaßen.

Alle jene hohen Ideen waren indeß bei den meiſten Orden von Anfang an kaum ernſt gemeint, und gewiß wurden ſie nicht auf die Dauer gepflegt.

Sehr ſchnell überwucherte die Rohheit und Liederlichkeit des damaligen Studententhums alle dieſe Verſuche, und Orden wie Landsmannſchaften waren gleich widerwärtige Pflanzſchulen von Renommiſten, Raufbolden und Säufern. Die ſchönſten Geſetze ſtanden auf dem Papier, die wüſteſte Uebertretung regierte.

Ich gebe zunächſt ein paar kurze Notizen über dieſe Verbindungen. Die Conſtantiſten, in Halle beſonders verbreitet, aber auch in Jena, Göttingen, Erlangen, Leipzig, Helmſtädt und Frankfurt a. d. Oder eine Zeit lang thätig, ſollen 1768 geſtiftet worden ſein. Die Landsmannſchaften feindeten ſie ſtark an und verſchrien ſie in ſpäterer Zeit als Jacobiner. Sie ſollen indeß Religion und Moral zu pflegen bemüht geweſen ſein, und die Univerſitätsbehörde in Halle ſcheint dies geglaubt zu haben, da die Mehrheit des Senats ſie zu autoriſiren entſchloſſen war und nur durch den Widerſpruch ihrer Gegner davon zurückgebracht wurde. Ihre Hauptfeinde waren die „VV. (?) falſche Menſchen, die auf allen Univerſitäten verſchrien waren, aber ſelten die öffentliche Gottesverehrung verſäumten und zu gewiſſen Zeiten regelmäßig zum heiligen Abendmahle gingen.“ Außer ihnen hatte in Halle die Landsmannſchaft Sileſia in den Independenten einen Orden, und 1798 waren dort die Orden der Inviolabiliſten, Concordiſten und Desparatiſten ſo ſtark, daß das Univerſitätsgericht ihnen nichts anhaben konnte, ja ſogar ſie in ſein Intereſſe ziehen mußte, wenn es bei der Studentenſchaft etwas ausrichten wollte. In Göttingen waren die ſchwarzen Brüder obenan, die ſich auch bei manchen Verſtändigen nicht geringer Achtung erfreut haben ſollen, aber trotzdem von der Regierung verfolgt wurden, und da ſie nun keinen Zuwachs erhielten, eingehen mußten. Sie hüllten ſich in tiefes Geheimniß und hatten auch in Gießen eine Filiale, wo ungefähr um dieſelbe Zeit zugleich der Fenſterorden blühte. In Tübingen hatte bereits 1769 Dr. Richeville, ein Freimaurer, eine Verbindung gegründet, die ſich den Orden der geſitteten Menſchen nannte. Die Regierung ſcheint dieſe Benennung nicht für zutreffend gehalten zu haben; denn ſie verbot den Orden ſchon 1770 und verbannte den Stifter aus den würtembergiſchen Landen Ob ſie dem Lilienorden mit der Deviſe „l'espérance, der um dieſelbe Zeit dort auftauchte, ebenfalls das Conſilium abeundi ertheilt hat, erhellt aus meiner Quelle nicht.

Als Hauptbeiſpiel für das Obengeſagte möge die Geſchichte der Moſellaner-Landsmannſchaft und des Amiciſten-Ordens dienen, die unter den Studentenverbindungen der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine beſonders hervorragende Rolle ſpielten*), und die mit der Ver-

*) Vgl. „Der Moſellaner- und Amiciſtenorden“ von J. Ch. Laukhard. Halle 1799, und „Graf Guido von Taufkirchen oder Darſtellung des zu Jena aufgehobnen Moſellaner- oder Amiciſtenordens in hiſtoriſcher, pſychologiſcher und rechtlicher Hinſicht.“ Weißenfels und Leipzig 1799.

folgung, die nach Ausbruch der französischen Revolution von Seiten der Behörden über sie verhängt wurde, wieder an die Burschenschaft erinnern. Indeß lief es damals, wie wir sehen werden, glimpflicher ab, als 1834, wo in Preußen etwa ein Dutzend schwarz-roth-goldne Schwärmer, weil sie, freilich ein bischen unklar, aber nicht besonders ungestüm, ungefähr das gewollt, was wir jetzt, gelobt sei Gott! in Fülle haben — allerdings nicht aus den Händen von Studentlein, Marktschreiern des Nationalvereins, allweisen Professoren und noch ein wenig weiseren Zeitungsschreibern, auch nicht aus denen von Schützen- und Sängerbrüdern, sondern durch das Genie eines großen gottbegnadeten Staatsmanns und die Kraft des preußischen Heeres haben — wo, sage ich, ein Dutzend oder mehr Studenten in aller Form wegen burschenschaftlicher Umtriebe zum Tode verurtheilt wurden, elf oder zwölf zum Beile, einer zum Rade! Die Zeit von 1794, die sonst mit Verurtheilungen zum Schwerte und Rade keineswegs sparsam war, begnügte sich mit Relegationen. Höchstens wurde Einer oder der Andere dann unter die Soldaten gesteckt. Man sieht, hier hinkt mein Vergleich zum zweiten Male. Er soll's aber nicht wieder thun.

Nach Laukhard wäre die Mosellaner-Landsmannschaft in den dreißiger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts aus der Vereinigung der in Jena studirenden Rheinländer zu gemeinschaftlichen Gelagen und Ausflügen entstanden, und der Beiname des Wirthes in Porstendorf, bei dem sie viel verkehrt, und welcher seiner Herkunft zufolge der Mosellaner geheißen, hätte sich allmälig auf ihren ganzen Kreis übertragen. Besondere Gesetze und Beamte hätte man ursprünglich nicht besessen. Man wäre vielmehr nur nach den Grundsätzen mit einander umgegangen, die sich bei ähnlichen Kameradschaften überall natürlich als Regeln ergeben, und welche gute Freundschaft zu halten, Beleidigungen, welche ein Mitglied der Gesellschaft dem andern zufügt, auf gütlichem Wege auszugleichen, von Fremden ausgehende mit dem Degen zu rächen, sich gemeinschaftlich zu vergnügen, sich gegenseitig in der Noth zu helfen und sich dem Beschluß der Mehrheit zu unterwerfen gebieten. Im Laufe der Zeit hätte sich dann eine Anzahl spezieller Gebräuche und Gesetze entwickelt, und um das Jahr 1760 wäre ein vollständiges System des landsmannschaftlichen Rechtes der Mosellaner aufgestellt worden, und zwar aus folgender Ursache.

In Folge der großen Ereignisse damaliger Zeit nahm, wie meine Quelle berichtet, die Gesellschaft der rheinischen Studenten Jenas eine gewisse politische Färbung an. Die dort sich aufhaltenden Musensöhne ergriffen im siebenjährigen Kriege lebhaft Partei für und wider. Einige waren für die Kaiserlichen und die Reichstruppen, andere redeten (Gott wird ihren armen Seelen jetzt hoffentlich die Dummheit verziehen haben) gar den Franzosen das

Wort, die meiſten waren ſo geſcheidt, daß ſie als eifrige Anhänger Preußens auftraten. „Vivat bonus, vivat magnus, vivat Fridericus Rex!“ konnte man alle Tage bei Commerſen und auf den Straßen ſingen hören. (Ich hätte dabei ſein und tapfer mitſingen mögen, wenn ich nicht die Freude und die Ehre gehabt hätte, Beſſerem aus nächſter Nähe im Stillen mein Vivat zuzujubeln.) Ganz beſonders preußiſch geſinnt aber waren unſere Moſellaner, „welche bei ihren Zuſammenkünften es ſich in die Hände ſchwuren, ſollte der König Fritz noch ferner unglücklich ſein und ſeine Feinde nicht durch die Lappen jagen, den Säbel zu ergreifen, Huſaren zu werden und ganz Deutſchland bis an die Moſel für den König gewinnen zu helfen“ (wofür ihnen alles Thörichte, was weiterhin von ihnen zu melden ſein wird, ſchlankweg vergeſſen und vergeben ſein ſoll — das heißt, wenn die guten Jungen ihren Schwur nicht etwa erſt nach dem zehnten Schoppen ablegten.) Häufig kam es in den Wirthshäuſern zu gewaltigen Debatten, die mit Schlägereien und Duellen endigten. Die Moſellaner drückten ſich wegwerfend über die Roßbacher „Reißaus“ Armee aus, ſpotteten mit Stichelreden auf die kleinen deutſchen Landesväter (die in der That meiſt recht ſpaßige Potentatenknirpſe und mitunter auch recht niederträchtige Wichtel waren) und riſſen beim Ecce quam bonum ſchnöde Witze über die Reichsverfaſſung. Entrüſtet erhoben ſich die Anderesgeſinnten zum Widerſpruch gegen ſolchen Frevel und zur Vertheidigung der verhöhnten Perſonen und Inſtitute. „Solche Apologien wurden aber nicht angenommen, man trommelte die Apologeten aus,“ und wenn ſie nicht nachgaben, entſtand eine Prügelei, wobei die Preußiſchen regelmäßig Sieger blieben (was mich als Vorſpuk ſpäterer — ich meine, viel ſpäterer — Ereigniſſe freut, da einmal geprügelt ſein mußte).

Mit der Zeit wurde die Univerſitätsbehörde auf dieſe Zänkereien aufmerkſam, und es erfolgte ein Verbot gegen alles öffentliche Raiſonniren über die kriegführenden Mächte; ja als bei einem Fronleichnamsfeſte zu Erfurt einige Moſellaner trunkenen Muthes ſich vermeſſen hatten, Schimpfreden gegen den Kaiſer, die kleinen deutſchen Souveräne und namentlich gegen den Kurfürſten von Mainz, dem Erfurt damals gehörte, auszuſtoßen, miſchte ſich der Herzog von Weimar hinein, ſchickte die reſpect- und pietätloſen Geſellen auf zwei Monate zum Studium guter Sitte in der Einſamkeit nach der Wartburg und befahl ſeinem unterthänigſten Prorector in Jena, ſtreng darauf zu halten, daß ſeine Studenten ſich fürderhin nicht mehr um die Kriegshändel ſtritten und noch weniger ungebührlich von großen Herren redeten, was Maßen und was Geſtalten u. ſ. w. Darauf ließ der Senat alle Abende die Verſammlungsorte der Studirenden, beſonders die Raſenmühle und den halben Mond, wo die Moſellaner ihr Weſen trieben, ſorgfältig beobachten und jeden, der freie Reden führte, auf das Tabulat bringen, und als das

nicht genügte, wurde den Landsmannſchaften unterſagt, in der Zahl von mehr als acht Perſonen an öffentlichen Orten zuſammen zu kommen.

Die Moſellaner ſuchten ſich damit zu helfen, daß ſie ſich auf Privatſtuben trafen, und als es dort zu Lärm und anderm Unfug kam, beſchloß man Geſetze dagegen aufzuſtellen, die, mit dem übrigen Herkommen niedergeſchrieben und dem Senior zur Handhabung übergeben wurden.

Das Anſehen des Seniors war bei den Moſellanern, wie bei allen andern Landsmannſchaften, bisher gering geweſen. Er hatte ihnen ihre Trinkgelage eingerichtet und dabei auf gehörige Beobachtung des Comments geſehen, aber nur Füchſen hatte er etwas zu ſagen gehabt, einem alten Burſchen „durfte er nicht dumm kommen." Jetzt als Geſetzespfleger beſtellt, zum Richter nach geſchriebenen Statuten geworden, gewann er bald größere Macht und Autorität. Außer ihm wurde, wir wiſſen nicht beſtimmt, zu welchem Zwecke, vermuthlich aber als eine Art Kriegsminiſter oder Zeughausdirector, ein Subſenior gewählt und neben dieſem ein dritter Beamter, der Secretär, für alle Schreibereien der Verbindung, die Mitgliederliſten, die man jetzt für nöthig hielt, die Chronik, welche nunmehr geführt wurde, und das kleine Archiv, das auf dieſe Weiſe entſtand.

Auffällig erſcheint, daß der Codex der Geſellſchaft, die mit dieſen Einrichtungen ganz die Geſtalt der heutigen Corps annahm, in ſeinen 86 Paragraphen neben allerhand ſehr profanen und zum Theil nicht löblichen Vorſchriften, Regeln über Tuſchiren, Avantage, Coramiren u. dgl. auch einen Satz enthielt, welcher „große Ehrfurcht und Reverenz für Gott den Allmächtigen und ſein heiliges Wort" gebot und den Beſuch der Kirche empfahl. Auch ſonſt glänzte das neue Recht von manchen guten Dingen: es ſchärfte Mäßigung und Anſtand im Betragen ein, unterſagte das Kartenſpiel um Geld, das Fluchen, Foppen und Zotenreißen und wollte dem unbändigen Trinken ſteuern, das herkömmlich war und Manchen zu Grunde gerichtet hatte. Ich weiß nicht, ob dieſe Glanzſtellen der Statuten mehr für die Behörden, die Neigung haben konnten, die Geſetzgebung der jungen Herren kennen zu lernen, als für die letzteren beſtimmt waren. Gewiß iſt nur, daß ſie, wenn überhaupt, nur kurze Zeit das Leben der Moſellaner verklärten. Sehr bald gewann der wüſte Ton, welcher die Univerſitäten von Alters her und namentlich ſeit dem dreißigjährigen Kriege beherrſchte, die Oberhand über die in jenen Geboten niedergelegten edlen Vorſätze, und unſre Landsmannſchaft galt für die wildeſte und rohſte in ganz Saalathen. Ihr Geſetzbuch ſchrieb ſonntägliche Kränzchen vor, die der Reihe nach von einem aus der Geſellſchaft auf ſeiner Stube gegeben wurden. Der Betreffende hieß der „Hoſpes" und hatte die übrigen Verbindungsbrüder bis Abends ſechs Uhr mit Tabak, Kaffee und Bier zu tractiren. Alles Uebermaß und alle Unan-

ſtändigkeit ſollten ausgeſchloſſen ſein. Allein nach kurzer Zeit waren dieſe Kränzchen in Bacchanale ausgeartet. War der Kaffee nicht gut, ſo ſchüttete man ihn auf die Dielen und commandirte andern. Dann erſchien Bier in großen Schleifkannen, „Apoſteln“, auf dem Tiſche, und man begann ein Kartenſpiel, wobei der Verlierende zur Strafe für ſein Ungeſchick ein oder mehrere „Stübchen“ *) Lichtenhainer oder Wöllnitzer ohne abzuſetzen austrinken mußte, während die Geſellſchaft ihm mit einem Spottvers wie „Schneiderlein, geh heim, Bock iſt dein Vater, Zieg deine Mutter“ aufwartete. Allmählig wurden die Köpfe durch ſolche und ähnliche Leiſtungen heroiſch, und man fing an, zu ſingen, zu jubeln und auch wohl förmlich zu commerſiren. Bei üblem Wetter blieben die Burſchen bis tief in die Nacht beiſammen, ſonſt brach man zeitiger auf und „ſtieg zu Dorfe“, um in irgend einer Mühle oder Schenke ſich vollends „in den Glanz zu werfen“, zu Deutſch: ſich gründlich zu benebeln.

Die Moſellaner waren jetzt eine geſchloſſene Geſellſchaft. Früher hatte jeder, der aus dem Reiche war und ſich zu ihnen hielt, für einen Moſellaner gegolten. Jetzt bedurfte es dazu einer förmlichen Reception, bei welcher der Candidat über ſich abſtimmen ließ, nach Vorleſung der Verbindungsſtatuten dem Senior durch Handſchlag Gehorſam gelobte, einen Laubthaler Aufnahmegebühr entrichtete und ſchließlich die Tafelrunde mit Bier und Tabak zu regaliren hatte. Auch hierbei blieb die Gelegenheit zu tiefen und langen Trünken nicht unbenutzt. Bei einer Reception im Jahre 1783, welcher Laukhard beiwohnte, wurden von 26 Perſonen nicht weniger als 270 Maß Ziegenhainer Bier „ausgezogen“, ſodaß auf den Mann mehr als 10 Maß oder 25 Stübchen kamen, und doch ſoll das nach meinem Gewährsmann für die Leiſtungsfähigkeit dieſer Saugpumpen noch Kleinigkeit geweſen ſein. Der zuletzt Aufgenommene hatte die Verpflichtung, die Anordnungen des Seniors den ältern Mitgliedern zu melden, er war alſo gewiſſermaßen der Famulus des Vorſtandes der Landsmannſchaft. Die Receptionsgelder ſowie die ſonſtigen Beiträge der Genoſſen des Vereins wurden in eine Kaſſe gelegt, zu welcher der Senior und der Secretär jeder einen Schlüſſel hatten, während ſie ſelbſt beim Subſenior in Verwahrung war. Aus ihr wurde zunächſt die Anſchaffung und Erhaltung der Waffen — man bediente ſich damals in gewöhnlichen Fällen der ziemlich ungefährlichen Stoßdegen mit großem Stichblatt, bei ernſter gemeinten Kämpfen wohl auch ſchon der dreiſchneidigen „Pariſer“, deren kleineres Stichblatt weniger Schutz gewährte — ſowie der Rappiere beſtritten. Dann aber unterſtützte man aus ihr zureiſende fremde Studenden, an denen es nie mangelte, arme Verbindungsglieder und vorzüglich die im Karcer ſitzenden, welche täglich mit Kaffee, Bier und Tabak verſehen wurden. Blieb am Ende

*) Ausgepichte hölzerne Deckelkannen mit Reifen.

des Quartals ein Reſt von Silberlingen im gemeinſchaftlichen Säckel, ſo wurde er mit einem Bacchanal verthan.

Daß die Moſellaner als Raufbolde ebenſo glänzten wie als Trunkenbolde, verſteht ſich nach damaliger Studentenſitte von ſelbſt. Ja ſie duellirten ſich gelegentlich gegen das Geſetz der Landsmannſchaft unter einander, und faſt jeden Monat wurden einige deshalb ausgeſtoßen. 1767 traf dieſes Schickſal auf einmal ſieben, die ſich dann im Geſchmacke der Zeit durch ein Paßquill zu rächen ſuchten, für deſſen Kaliber ſein Titel „die Dreckbude" für uns genug ſagt.

Die Elſaſſer und Badenſer waren die am wenigſten Unanſtändigen unter den Moſellanern, und die Rohheit der übrigen bewog ſie endlich 1769, ſich von dem großen Haufen zu trennen und ein Kränzchen für ſich zu bilden, welches ſich im halben Monde Quartier ſuchte. Natürlich wurden ſie von den Zurückbleibenden nach Kräften befehdet, und um ſich ſolcher Anfeindung gegenüber mehr Halt zu geben, ſchloſſen ſie ſich nach dem Vorſchlage eines gewiſſen D., der „etwas vom Freimaurerorden gehört haben mochte", zu einer Verbindung zuſammen, welche ſich die Amiciſten nannten.

Dies geſchah im Jahre 1771. Genauer beſehen hieß die neue Geſellſchaft „L' Ordre de l' Amitié", und ihre Deviſe waren die Buchſtaben V. A. d. h. Vivat Amicitia. Außer dieſem Symbol, mit dem man ſich in die damals üblichen Stammbücher einſchrieb, hatte man, gleich den Freimaurern gewiſſe Erkennungszeichen, einen beſtimmten Händedruck und einen Griff nach dem Geſichte, mit denen man ſich als Ordensmitglied legitimirte. Ferner trugen die Amiciſten bei feierlichen Zuſammenkünften ein Kreuz an gelbem Bande auf der Bruſt. Wie die Moſellaner waren die Mitglieder des Ordens in der erſten Zeit ihres Beſtehens, wo D. ihr Senior oder Meiſter war, dem Anſchein nach ordentliche und wohlgeſittete Leute. Man beſuchte, wenn wir Laukhard glauben dürfen, fleißig die Vorleſungen, hielt ſich mäßig im Trinken und vermied die Menſur. Aller läppiſche Comment wurde abgeſtellt, und ein ganzes Jahr ſchlug ſich kein Einziger von ihnen.

Weitere Anfechtungen von Seiten der Moſellaner aber bewogen den Orden, als jener D. die Univerſität verlaſſen hatte, ſich einen gewiſſen B., der als Raufbold berüchtigt war, zum Führer zu wählen, und unter deſſen Aegide riß ſofort die Rohheit und das wüſte Treiben der Landsmannſchaft, von der man ſich losgeſagt, auch hier ein, ja der Orden trat mit jener dergeſtalt wieder in Verbindung, daß er gewißermaßen zu einem innern Club oder zum oberſten Grade derſelben wurde, ſo daß man ſpäter auch von einem Moſellaner-Orden ſprechen konnte. B. war ein hochſtrebender und herrſchſüchtiger Geiſt, der ſein Reich zu erweitern ſtrebte. Er weihte zu dem Zwecke die drei Beamten der Moſellaner in die Myſterien des Ordens ein, wobei ſie

verſprechen mußten, die tauglichſten Mitglieder ihrer Landsmannſchaft ebenfalls zum Beitritt zu bewegen. Auch die Senioren der Sachſen, der Gothaer, Mecklenburger und Liefländer ſowie die anderer Verbindungen in den Orden zu ziehen und gleichſam Generalſenior von ganz Jena zu werden, verſuchte er, indeß ohne Erfolg, da die Mitglieder jener Geſellſchaften dagegen Widerſpruch erhoben. Nur die Verſchmelzung mit den Moſellanern wurde durchgeſetzt, und zwar in der Weiſe, daß die Amiciſten keinem Studenten das Licht ihres Orients gewährten, der nicht vorher bei jenen recipirt worden war.

Die Aufnahme wurde unter B's. Regiment feierlicher und umſtändlicher. Während man zu Anfang nur verſprochen hatte, den Geſetzen des Ordens gehorſam zu ſein, ſich nie ohne die höchſte Noth von ihm zu trennen, ſeinen Nutzen zu fördern, Schaden von ihm abzuwenden und ſeine Geheimniſſe zu verſchweigen, „ſo wahr man als rechtſchaffner Burſch zu leben gedenke," waren jetzt bei der Reception vier Kerzen und zwei paar Degen auf dem Tiſche, von denen die letzteren ſo gelegt waren, daß ſie das Ordenszeichen bildeten, und der Candidat ſprach in einem Zuſatz zu der bisherigen Aufnahmeformel den Brüdern das Recht zu, falls er ſeinem Gelübde untreu würde, die Degen wider ihn zu gebrauchen und ihn damit für ſeinen Bundesbruch zu ſtrafen. Später aber geſtaltete ſich dieß bei den Amiciſten und ebenſo bei den übrigen Studentenorden zu einem förmlichen Eide, der dem der Freimaurer ähnlich geweſen ſein wird, und um dieſelbe Zeit führte man auch erſt zwei, dann drei Grade ein.

Die Amiciſten ſuchten in Gemeinſchaft mit den Moſellanern in jedem Betracht die Studentenſchaft zu beherrſchen, und wie die Mutterloge in Jena, ſo die Töchter, die ihr bald nach ihrem Entſtehen auf verſchiedenen andern Univerſitäten an die Seite traten. 1772 wurde von einigen Elſaſſern in Gießen eine Amiciſtenloge gegründet, welche die Senioren der dort beſtehenden landſchaftlichen Kränzchen der Pfälzer, Darmſtädter, Zweibrücker und Waldecker an ſich zog und dadurch, wie durch Unterdrückung der früher entſtandenen Orden der Heſſen, Jucundiſten und Fenſterbrüder binnen Kurzem Herrin und Meiſterin in allen ſtudentiſchen Angelegenheiten dieſer Hochſchule wurde*). In Halle gab es nur einzelne Amiciſten. Dagegen ſtifteten relegirte Jenenſer auch in Erfurt eine Loge des Ordens. Daſſelbe war in Göttingen, Marburg, Altdorf und Tübingen der Fall. Ganz beſonders aber florirte der Orden von 1737 an in Erlangen; faſt die Hälfte der Studenten zählte hier zu ſeinen Angehörigen, und der Exceſſe, welche dieſe verübten, war kein Ende.

*) Dieſelbe ſcheint dadurch nicht an Geſittung gewonnen zu haben. Wenigſtens war Gießen 1778 wohl die roheſte der deutſchen Univerſitäten. Die Studenten prügelten ſich faſt täglich machten einander auf der Straße „das wüſte Geſicht" und „den armen Eulenkapper" — Unflätbereien, die ich nicht zu beſchreiben wage — und zechten, daß ſich die Balken bogen.

Im Frühjahr 1772 erfuhr der Senat in Jena, daß unter den Moſellanern ein Club exiſtire, welcher es ſich zur Regel gemacht habe, die Geſetze der Univerſität ſchlechterdings nicht zu halten, und es erfolgte eine Unterſuchung, die jedoch kein Ergebniß hatte, da man nicht die Rechten traf. Scharfe Verordnungen ergingen dann gegen alle geheimen Verbindungen, aber mehrere Jahre verfloſſen, ohne daß dabei viel herausgekommen wäre. 1779 endlich wurde eine neue Unterſuchung befohlen, die dadurch hervorgerufen war, daß die Moſellaner einen ihnen unbequem oder ſonſtwie mißliebig gewordenen Mecklenburger nöthigten, ſich nach einander mit vierzehn von ihnen zu duelliren. 1781 erging das Urtheil über die Miſſethäter. Den Senior der Verbindung relegirte man, der Subſenior entfloh bei Nacht und Nebel, die Landsmannſchaft wurde verboten, und mit ihr traf alle andern daſſelbe Schickſal. Der Orden aber beſtand im Stillen fort, und zwar wie wir ſpäter ſehen werden, unter dem Namen der Schwarzen Brüder, die früher ein beſonderer Club, vielleicht auch ein höherer Grad der Amiciſten geweſen waren.

Aehnlich war der Verlauf der Dinge in Gießen. Hier hatte der Rector Höpfner, bekannt durch den maskirten Beſuch, den Goethe ihm von Wetzlar aus abſtattete, allerlei Neuerungen eingeführt, die den Studenten nicht gefielen. Es entwickelte ſich eine allgemeine Gährung, und dieſe explodirte in Tumulten, bei denen die Amiciſten die Hauptrolle ſpielten. Sie warfen dem verhaßten Rector die Fenſter ein und inſultirten ihn perſönlich. Er fand bald Gelegenheit, ihnen das gründlich heimzuzahlen. Die Amiciſten ſuchten zwei Brüder Conradi aus Heſſen-Caſſel, welche mit Kenntniſſen und guter Lebensart vollkommene Fechtergewandtheit verbanden, für ſich zu gewinnen, um den Orden in den Augen der übrigen Studenten zu heben. Die Brüder aber wieſen ſie ab und zogen vor, ſich zur Landsmannſchaft der Darmſtädter zu halten, die ſonach anſtändigere Manieren gepflegt zu haben ſcheint, als die Amiciſten. Die Folge war Verwandlung der verſchmähten Liebe in heißen Haß und bittere Feindſchaft. Der Senior Breithaupt trug allen Amiciſten auf, mit den Conradi's Händel zu ſuchen. „Man wollte ihnen einmal zeigen, daß der Orden ein Löwe ſei."

Breithaupt begann den Tanz damit, daß er den jüngern Conradi bei einem Spaziergange vor dem Thore beleidigte. Dieſer forderte Satisfaction, und man kam überein, daß das Duell jenſeits der Lahn ſtattfinden ſolle. „Aber die Amiciſten beredeten ſich, daß ſie alle ihren Senior zum Gefechte begleiten und den Conradi mit ſeinen etwaigen Secundanten mit der Hetzpeitſche begrüßen und dann ohne Genugthuung ſchaffen wollten." Die Conradi's bekamen indeß Wind von dieſem ſchönen Vorſatz und berichteten davon dem Kränzchen der Darmſtädter, und da dieſes ſtärker war als der Orden,

ſo beſchloß man, dieſen in ſeiner eignen Falle zu fangen. Die Ausführung dieſes Plans ſoll Laukhard uns ſelbſt erzählen.

„Man machte aus, daß Conradi ſich zwar mit ſeinem Bruder, dem Senior der Darmſtädter und noch einem Andern an dem beſtimmten Orte jenſeits der Lahn ſtellen ſolle, daß aber die übrigen Darmſtädter im Hinterhalt im Buſche bleiben wollten, um allen Gewaltthätigkeiten zuvorzukommen. Dieſe Contreminirung blieb dem ſonſt hellſehenden Orden unbekannt. Am Tage der Bataille ging Conradi und ſeine drei Begleiter nach dem Stelldichein im Buſch jenſeits des Fluſſes, wo er ſeinen Gegner in Geſellſchaft von elf Amiciſten traf. Er begrüßte ſie und forderte, daß man nun kurzen Proceß machen und zu dem ruhmvollen Werke des Duells ſchreiten ſollte. Aber von Seiten der Amiciſten wurde dieß nur mit Lachen und anzüglichen Redensarten beantwortet, worauf der Darmſtädter Senior erklärte, daß, wenn man ſeinem Freunde, deſſen Secundant er ſei, nicht ſofort Genugthuung geben würde, er alle Amiciſten für ſchlechte Kerle hielte und ſie hiermit ſammt und ſonders in den Verſchiß thäte. Dieß war das rechte Signal zum blutigſten Auftritte. Denn nun griffen die Amiciſten zu den Hetzpeitſchen, die Darmſtädter aber zogen ihre Degen, welche auch von einigen Amiciſten gezogen wurden. Breithaupt und Conradi ſchlugen ſich ohne Secundanten mit Hiebern, und erſterer bekam einige derbe Bleſſuren. Dann ward die Bataille allgemeiner, da auch die im Hinterhalt liegenden Darmſtädter hervorrückten. Es wurde gehauen mit Hiebern und Hetzpeitſchen und dazu geſchrien, als ob die Leute alle raſend wären. Dumme Jungen, Laſebuben, Rökel, verfluchte Quaker, infame Gaudiebe, Spitzbubenbande von Amiciſten u. d., waren die Titel, welche ſie ſich einander gaben. Endlich ſchoß ein Amiciſt nach einem der Darmſtädter mit einer Flinte, bekam aber ſofort von einem Freunde des letzteren wieder einen Schuß, der ihm den Schenkel zerſchmetterte, und damit hatte der Krieg ein Ende."

Die Folge war eine große Unterſuchung, welche der Kanzler Koch, ein Hauptfeind der Amiciſten, leitete, und welche das ganze Verbindungsweſen der Univerſität aufdeckte. Der Senior Breithaupt wurde des Nachts in einer Kutſche nach Pirmaſens, ſeiner Vaterſtadt, gebracht und hier vom Landgrafen unter die Soldaten geſteckt, wo ihm die Fuchtel des Korporals vielleicht beſſere Sitte gelehrt, jedenfalls aber ihm zu Gemüthe geführt haben wird, daß es nicht hübſch iſt, wenn die Menſchen einander hauen. Ein anderer hervorragender Amiciſt, Wittenberg, wurde relegirt, docirte hernach auf dem Philanthropin des berüchtigten Bahrdt zu Heidesheim in der Pfalz die Fechtkunſt und lief, als dieſes einging, in die Welt hinaus, niemand weiß, wohin*).

*) Unter dem „berüchtigten Bahrdt" iſt der Leipziger Karl Friedrich Bahrdt gemeint, der uns durch das Gedicht bekannt iſt, mit dem Goethe ihn als vulgären Rationaliſten verſpottete

Die übrigen Amicisten wurden vor das Concilium gefordert, wo sie versprechen mußten, den Orden nicht fortzusetzen. Derselbe bestand aber doch im Geheimen fort, und wiederholt machte er durch Anstiftung von allerlei Unfug und Aufruhr von sich reden und rief er neue Untersuchungen und Verbannungsdecrete gegen sich hervor.

Wir kehren jetzt nach Jena, dem Geburtsorte des Ordens, zurück. Als der dortige Senat 1781 die Landsmannschaft der Mosellaner und den Orden der Amicisten endlich aufgehoben zu haben glaubte, war dieß eine Täuschung. Letzterer nahm nur einen neuen Namen und neue Gestalt an. Schon einige Jahre vorher hatte sich aus den etwas Ordentlicheren unter den Amicisten eine engere Gesellschaft gebildet, die sich zu fleißigem Studiren, zur Beförderung des Credits ihrer Mitglieder und — selbstverständlich — zur Uebung im Fechten zusammengefunden hatte. Der großen Masse der Uebrigen mißfiel das, wie billig, und so bezeichnete sie diese tristen Liebhaber der Arbeit mit dem Namen der „Schwarzen Brüder" — ein Spott, der den Betreffenden nicht wehgethan zu haben scheint. Denn als die Amicistenloge 1781 aufgehoben wurde, nahm jene lobenswerthe Gesellschaft einen Theil der Statuten derselben an und constituirte sich unter einem Senior als schwarzer Orden, der das Amicistenkreuz trug und zur Devise die Buchstaben AE. S. B., d. h. Aequalibus summum bonum hatte. Das war an sich recht schön, aber die Leute hatten Unglück wie ihre Vorgänger. Der Unstern des Ordens wollte nun einmal nicht, daß er mit Ordentlichkeit zusammenfiel, und ich habe die alte Geschichte nur unter neuem Namen wieder zu berichten. Bald bewährte sich auch an den Schwarzen das Sprichwort, daß der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert ist, sie bummelten wie jene ihre Vorgänger, sie zechten, sie rauften sich wie diese.

Die Landsmannschaft der Mosellaner blieb beisammen, doch ohne Senior und Gesetze, also nicht in der Form einer Landsmannschaft, wie in der ältesten Zeit. Die Schwarzen Brüder entfernten sich immer mehr von ihnen, nahmen viele Liefländer, Sachsen u. d. auf und würden sich von den Mosellanern allmälig ganz losgelöst haben, wenn nicht ein gewisser G., der früher in Gießen studirt hatte, dann, als Amicist von dort relegirt, unter die Eng-

Nicht talent-, wohl aber im höchsten Grade sitten- und charakterlos, war er zuerst frömmelnder und orthodoxer Prediger und Docent, desgleichen Büchermacher in seiner Vaterstadt, ging dann, wegen schmutziger Bordellschulden dort unmöglich geworden, aber trotzdem von Klotz empfohlen, als Professor nach Erfurt, wo er im Punkte der Sitten unter den Collegen seinesgleichen fand, erhielt, obwohl hier an seinem Rufe weiter beschädigt, drei Jahre später eine Professur der Gottesgelahrtheit in Gießen, übernahm kurz darauf die Leitung einer Erziehungsanstalt in Graubündten, gründete dann, als Generalsuperintendent nach Dürkheim berufen, nach Basedow'schem Muster zu Heidesheim selbst eine solche Anstalt, deren Lehrer wie er Libertiner waren und deren Umgebung ein Sammelplatz leichtfertiger Frauenzimmer wurde, machte schmählich Bankerott, mußte fliehen und endigte dann in Halle als Schenkwirth.

länder gegangen und mit in Nordamerika gewesen war, 1783 nach Jena gekommen wäre. Derselbe beredete die Mosellaner, sich wieder Gesetze zu geben und Beamte zu wählen, und die Schwarzen, mit jenen zusammenzutreten, um den Amicistenorden wiederherzustellen. Dies geschah zunächst in reformirter Gestalt. Man merzte die schlimmsten Vorschriften der alten Statuten aus, fügte vielleicht ein paar liberale Phrasen hinzu, die G. in Amerika gehört oder aus Thomas Payne geschöpft haben konnte, dessen erstes Buch „Common sense“ damals großes Aufsehen machte, und nahm alle Mosellaner in den erneuerten Orden auf, der nun hier wie bald nachher auch in Gießen wieder viel Zulauf fand. Die Reform vermochte sich aber nicht zu behaupten. 1786 wurde der Orden wieder der alte, die früheren Gesetze wurden sammt und sonders wieder eingeführt, und wieder galt die Regel, daß nur die alten Burschen der Mosellaner Landsmannschaft Mitglieder des Ordens sein konnten. Orden wie Landsmannschaft zeichneten sich auch jetzt wieder durch ungemeine Fertigkeit auf der Mensur und vor dem Biersaß aus, die Senioren waren Wüstlinge, und die meisten Uebrigen eiferten ihnen nach.

Noch einmal zweigten sich die Besseren ab. Sie gründeten 1790 eine Winkelloge, welche für ihre Mitglieder als Grundgesetz Vermeidung des Duells, pünctliche Bezahlung der Schulden und fleißiges Studiren aufstellte. Artigkeit und stilles Verhalten erwarben ihnen einen guten Namen bei jedermann. Sie waren wirklich einmal eine Blüthe am Baume des Ordens, die zur Frucht reifte und erfreuen konnte. Sie müssen der Mutterloge damit einigermaßen imponirt haben oder ihr harmlos vorgekommen sein; denn sie duldeten sie neben sich.

1791 wurden wieder viele Amicisten relegirt, und wieder schien es, als ob die Verbindung eingegangen wäre, aber in Wahrheit bestand sie noch volle sieben Jahre fort. Endlich jedoch kam eine Katastrophe, der sie wirklich erlag.

Jetzt war es, wo die Amicisten nicht mehr blos mit mehr oder minder nachsichtigen Rectoren, Sammthandschuhe tragenden Universitätsrichtern und lahmen Pedellen, sondern mit den Staatsregierungen, und nicht blos wegen Paukereien und Straßenskandalen, sondern — Platz für den Elephanten! — wegen hochverrätherischer Umtriebe in Conflict geriethen. Die französische Revolution war ausgebrochen, auch die deutschen Kronen waren in Gefahr. Ritter v. Zimmermann und Schirach's Magazin bewiesen haarscharf, daß die Berliner Deisten und Aufklärer und die Pariser Jacobiner im Grunde dasselbe, und daß die Freimaurer eigentlich Schuld an dem Schreckensregiment in Frankreich waren. Was Wunder, das auch auf die Amicisten, die ja von einem Menschen, der in Amerika gewesen, wieder aufgethan waren, schwerer Verdacht fiel. 1794 kam es in Regensburg zu einem förmlichen Reichstagsbe-

ſchluß, der die Aufhebung aller Studentenverbindungen ausſprach und es den einzelnen Reichsfürſten zur Pflicht machte, dieſe ſtaatsgefährlichen Inſtitute aufs Strengſte zu verfolgen. Aber die Reichsmaſchine wirkte langſam. Erſt 1798 ſchlug das Unwetter auch in Jena ein, und es gab eine gründliche Amiciſtenaustreibung, die man aus dem „Guido von Taufkirchen“ rechtfertigte. Die Moſellaner und Amiciſten ſollten einen Staat im Staate bilden, eine politiſche Verſchwörung auf Lebenszeit ſein, die Logenbrüder ihren Vorgeſetzten auch nach dem Abgang von der Univerſität blinden Gehorſam ſchulden.

Unſinn! Der Staat, den die jungen Herren bildeten, war ein Bierſtaat. Seine Bürger wurden, wie jeder anderer Student, wenn ſie nicht verkamen, nach der Heimkehr zu ihrer Frau Mutter zahme Philiſter und um ſo zahmer gewöhnlich, je toller ſie geweſen waren. Einzelne mögen ſich um Politik gekümmert haben. Von der großen Mehrzahl aber gilt ohne Zweifel, was Laukhard ſagt:

„Die jungen Leute auf Univerſitäten ſind faſt durchgängig mit den Staatsverhältniſſen ſehr unbekannt. Auf unſern Univerſitäten hört der zehnte Student kaum ein Collegium über Reichshiſtorie; denn dieſe zu verſtehen, muß man ſchon gar manche Vorkenntniſſe haben, welche den Studenten meiſtens fehlen.“ „Das Staatsrecht hört nur der Juriſt, und der weiß am Ende der Vorleſung gerade ſo viel, als er von Anfang wußte, d. h. nichts.“

Der Geiſt der Orden iſt übrigens durch die letzte Verfolgung nicht ausgerottet worden. Er erhielt ſich in den Corps des neunzehnten Jahrhunderts, er trieb im Tugendbunde einen neuen Zweig, der eine patriotiſche Tendenz und Färbung hatte, er kehrte endlich in den innern Verbindungen und Kränzchen der Burſchenſchaft wieder, die allerdings zuerſt gegen das Ordens- und Corpsweſen geſtiftet wurde.

Der dies ſchrieb, hat ſelbſt einem ſolchen Kränzchen angehört und ſich dadurch ſehr geehrt und bewegt gefühlt. Das Geheimniß that wohl und machte bedeutend. Man ſah ſich im Stillen mit am Rade der Weltgeſchichte drehen und das Wohl des Vaterlandes brauen. Man lächelt jetzt darüber, und ich lächle mit beſonderem Behagen, ich möchte, wenn das ſchicklich wäre, faſt laut lachen, wenn ich mir den vergegenwärtige, der damals der Weiſeſte und Eifrigſte unter uns war, und der, nachdem er der Univerſität kaum den Rücken gekehrt, das reine Gegentheil von dem betrieb und vertheidigte, was ſeine Weisheit uns gelehrt und ſein Eifer erſtrebt hatte. Aber laut lachen hieße in dieſem Falle doppelt unſchicklich ſich aufführen. Der Leiter unſeres damaligen Kränzchens iſt nämlich jetzt in Dresden Geheimrath und Hochwohlgeboren, er hat einen Orden, vielleicht gar zwei, und darüber lacht der wohlerzogne Staatsbürger nicht, ja am Ende darf er nicht einmal lächeln.

Die Aufgabe der religiösen Kunst im Culturkampfe unserer Zeit.

Wie Vielen wohl ist der Gedanke schon aufgestiegen, welche Rolle die Kunst beim Gottesdienste ausübt? Ich glaube nur Wenigen. Denn die große Masse genießt aus Gewohnheit und erkennt erst den Werth, wenn sie entbehren soll. Schickt die Katholiken in solche evangelische Kirchen, wo fast jeder Zierrath fehlt und die absolute Nüchternheit herrscht, so erkennen sie leicht, daß der katholische Cultus Schätze der Kunst besitzt, die zum Herzen sprechen, während der evangelische Cultus hauptsächlich auf die Rednergabe des Predigers und auf den Gesang der Gemeinde angewiesen ist. Freilich, wenn umgekehrt der Evangelische in eine katholische Jesuitenkirche kommt und dort die trivialste Darstellung der Heiligen und nur vergoldeten Prunk findet und die Kirchenfürsten erblickt mit gold- und silbergestickten Gewändern, welche mit Heiligenbildern überladen sind, so lächelt er ob dieses faschingartigen Götzendienstes und ist froh, daß er den Spruch befolgt: „Du sollst Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten." Kommt dagegen selbst der nüchternste Evangelische in den Kölner-Dom, oder in das Pantheon Roms, so gesteht er gern, daß eine solche Gewalt der Kunst in diesen Hallen herrscht, daß auch das ungläubigste und verhärtetste Gemüth tief empfindet, in einem Gotteshause sich zu befinden, wo die Steine reden und ihren Schöpfer preisen. Das ist der Zauber der Kunst!

Heute bewegen wir uns noch in den Extremen. Der Evangelische fürchtet den Aberglauben, der nur zu gern sich an die Bildwerke anhängt, und der Katholik fürchtet die Armuth und Nüchternheit, wenn er mit den überlieferten Cultusformen, die ja aus der heiligen Urzeit der Völker stammen, bricht. Liegt da das Richtige nicht in der Mitte? Können die Katholiken nicht den übertriebenen Würden- und Heiligencultus opfern und können die Evangelischen nicht zu den gereinigten Symbolen der christlichen Kunst zurückkehren? Einsichtsvolle evangelische Prediger und katholische Geistliche bejahen diese Frage. Wollen wir jedoch auf der goldenen Mittelstraße uns vereinigen, so ist zunächst von beiden Seiten die Erkenntniß nothwendig, um was es sich handelt? Einige Definitionen kann ich daher mir nicht ersparen, die für die Richtigstellung und Lösung der Frage unentbehrlich sind. Keine Frage lautet wohl einfacher und wird weniger verstanden und verschiedener beantwortet als folgende: „Was ist Kunst?" Man verwechselt mit dem Wesen der Kunst die Geschicklichkeit und das Kunststück. Kunst kommt zwar vom Zeitwort „Können", ist aber doch unendlich viel mehr, als die Mache, denn sie ist die Versinnbildlichung oder Darstellung unserer Empfindungen. Ich

lasse den sonst üblichen Beisatz von „Schönheit" absichtlich weg, da ja auch das Häßliche in der Kunst seine Berechtigung hat und durch den Humor oder durch den Gegensatz ästhetisch wirken kann, ähnlich wie in einer Symphonie die Dissonanzen oft die Uebergänge zur lieblichen Melodie sind.

Wer also die Begabung und die technische Ausbildung besitzt, seine innere Empfindungswelt, sei es durch Worte, durch Formen und Farben, durch Musik und Gesang und durch Pantominen (Tanz) allgemein verständlich zu machen, der ist ein Künstler, der mehr oder minder seine Mitmenschen erhebt und beglückt, je nachdem nämlich seine innere Welt für die Ideale erglüht und seine Kraft zur Darstellung ausreichend ist. Die Künstler in Worten sind unsere Dichter, die in Formen und Farben sind Maler, Decorateure, Architekten und Bildhauer ꝛc. ꝛc. Ja wir nennen Künstler sogar diejenigen, welche die Empfindungen eines großen Meisters in sich aufzunehmen und mit großer Begabung zu wiederholen wissen, z. B. Schauspieler, Nachbildner ꝛc. Je mehr nun ein Künstler zum Verständniß des größten Kunstwerkes gelangt, nämlich der Welt, je mehr er die Gesetze der Natur, das Werden, Wachsen, Blühen und Welken, die Leidenschaften der Menschen, ihre Culturepochen ꝛc. erkennt und somit zur Allgemeinheit der Empfindungen der Menschheit sich emporarbeitet, um so größer steht er vor unseren Augen. Ihm offenbart sich dann, was dem grübelnden Verstande der Forscher vielleicht erst nach Jahrtausenden nachzurechnen, zu messen oder zu wiegen gelingt, nämlich das rythmische Walten der schaffenden Kräfte. Dieses strömt dann die Begeisterung des Genius in Worten oder Formen, in Farben oder Tönen aus und bezaubert die Menschheit. Das ist das Wesen der Kunst und daher nennen wir sie die höchste Offenbarung der göttlichen Kraft im Menschen.

Beachten wir ferner, daß unsere Phantasie uns in den Zustand des Geschauten mehr oder weniger versetzt, (je nach unserer menschlichen Verwandtschaft zu dem Dargestellten) so liegt hierin der Schlüssel, ob etwas schön, d. h. uns angenehm scheinend, oder „häßlich", d. h. uns hassenswerth erscheinend, ist und warum man sagt, daß sich über Geschmack und Ungeschmack nicht streiten lasse. Eine Darstellung eines geschundenen Märtyrers oder die Gräuel einer Schlacht und der Verwesung können uns in vielen Fällen zum Ekel werden, ebenfalls die Darstellung einer Unmoralität. Solche Häßlichkeiten können nur dann ästhetisch wirken, wenn ein gewaltiger Gedanke sie rechtfertigt und uns gleichsam über unsere irdischen Schmerzen emporträgt. So ist das Bild des Gekreuzigten ästhetisch verwerflich, wenn der Christusgedanke ihm fehlt, denn das gemarterte Menschenbild am Marterholze kann uns an und für sich nie befriedigen; es wird aber großartig, wenn wir bedenken, daß es das Bild des Menschensohnes ist, der für seine uns vom

Laſter befreiende Lehre leidet und ſtirbt und die Arme uns öffnet, um an ſeinem Herzen Troſt in Leiden zu ſuchen.

Wie könnte ich den Uebergang zur chriſtlichen Kunſt ſchöner finden, als in dieſem, von der heidniſch-religiöſen Kunſt ſich ſo tief und merkwürdig unterſcheidenden Bilde.

Fragen wir jedoch zunächſt: wie unterſcheidet ſich die religiöſe von der profanen Kunſt? Streng genommen ſollte es keinen Unterſchied geben, da es nur „eine“ Kunſt dem Weſen nach giebt. Analog wäre die Frage erlaubt, wie unterſcheidet man die religiöſe Wahrheit von der profanen? Gut, Wahr und Schön iſt das Weſen des Göttlichen und ſo iſt eine profane Wahrheit und profane Kunſt, wenn ſie dem Ideal entſpricht, auch göttlich und religiös *). Was der Meiſter des ſtrengſten Styles, Cornelius, zeichnete, hat durchweg den Ausdruck der tiefſten Religioſität. Grade dieſer Meiſter, der auch in Worten und Verſen gewandt war, rief ſeinen Collegen zu, daß er nach „der Kunſt“ getrachtet, aber „die Künſte“ verachtet habe.

Wie heute aber die Sachen liegen, müſſen wir den Unterſchied von religiös und profan feſthalten. Die religiöſe Kunſt hat, wie ſchon bemerkt, ihren Inhalt in den Beziehungen des Menſchen und der Welt zu Gott und kann und darf alſo nur das „Bedeutendſte“ ausdrücken, zu deſſen Erfaſſen und Ahnen wir befähigt ſind. Auch die Ausdrucksweiſe muß dem Inhalte entſprechen und mithin ſowohl die ewig gültigen Geſetze der Styliſirung befolgen als den Glanz der vorzüglichſten Technik anſtreben; denn, indem wir Gott dienen und uns zu ihm aufſchwingen wollen, müſſen wir unſere Arbeit zur höchſten Vollendung bringen, damit ſie Gott wohlgefällig iſt und der Spruch Chriſti zur Wahrheit wird: „Seid heilig, wie euer Vater im Himmel heilig iſt“. In der Kindheit der Menſchheit, als noch das Können ſehr beſchränkt, das Suchen des Ewigen aber oft ſtärker als in unſerer Zeit ſich geltend machte, da verehrte man die Formen, welche die ewig gültigen Geſetze der Harmonie bekundeten als Symbole Gottes. Noch heute iſt das gleichſeitige Dreieck das Symbol Gottes und lange vor der Verehrung der heiligen Dreifaltigkeit hielt man den Dreiklang oder Dreipaß und die Geſetze der Kreiseintheilung als Symbole der göttlichen Ordnung für verehrungswürdig. So ſind die Palmette und die Lotusblume mehr wie einfache Zierformen; ſie ſind es erſt geworden als ihre religiöſe Symbolik vergeſſen wurde und die Ornamentik aus den Tempelhallen auch in die Paläſte einzog.

Die profane Kunſt iſt alſo nur der Gegenſatz zur kirchlichen Kunſt, ohne daß ſie den Gegenſatz zum Erhabenen und Göttlichen auszudrücken hat, denn

*) Als ein beſcheidenes Beiſpiel möge Folgendes dienen: Ein Domherr aus R. ſah einige von mir componirte Tiſchdecken und erklärte, daß die ſtrenge Styliſirung derſelben ihn veranlaſſe, dieſe Leinenzeuge als Altardecken zu verwenden.

Digitized by Google

auch unſer Wohnhaus ſoll, wie wir ſelbſt, die Gottähnlichkeit des Menſchen d. h. unſer Streben nach dem Höchſten zum Ausdruck bringen.

Auch hier ſoll das Triviale verbannt ſein und die Feiertagsſtimmung der wahren Schönheit herrſchen, denn wo dieſe herrſcht, da flieht das gemeine. Jedoch darf hier die Kunſt von ihrem hohen Kothurn herabſteigen und holde Grazie, Witz und Humor ſich freier entfalten als in der Kirche. Den Ballſaal und das Boudoir einer Dame mit dem Ernſt der doriſchen Säule und der zum Himmel ſtrebenden Gothik zu ſchmücken, wäre ebenſo verfehlt, als in der Kirche holländiſche Genrebilder, Landſchaften und Fruchtſtücke in goldenen Rahmen aufzuhängen. Dieſelben Regeln gelten von der Muſik und von dem Geſange. Beim Chriſtenthum iſt der Unterſchied zwiſchen religiös und profan um ſo größer geworden, je mehr es nur die Sehnſucht nach dem Jenſeits betont und nicht wie die griechiſche Anſchauung den Himmel auf Erden ſucht. Dieſe einſeitige Sehnſucht nach dem Jenſeits hat das Mittelalter faſt krank und für den Genuß der Erdenfreuden vielfach unempfänglich gemacht. Der edelſte Ausdruck dieſer Stimmung liegt in den Malereien des Mönches Fra Angelico da Fiesole, im Gegenſatz zur claſſiſchen Schönheit der alten heidniſchen Götterwelt.

Zwiſchen Sinnenluſt und Erdenfrieden
Schwankt der Menſchen bange Wahl,
Auf der Stirne des Kroniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Erſt die Renaiſſance erringt auch in der Kunſt wieder den heidniſch humaniſtiſchen Standpunkt und ſucht ihn mit dem Chriſtenthume zu verſöhnen. An dieſer Aufgabe arbeitet auch unſere Zeit. Mächtig und ſchroff haben ſich die Ultramontanen dieſen Beſtrebungen widerſetzt, da ſie den Nazarenismus und Byzantinismus ſelbſt einem Raphael entgegenſtellen.

Levin Schücking läßt in einem ſeiner Romane Luther mit Raphael ſich unterhalten und den damals noch mönchiſch denkenden Feuergeiſt den Vorwurf an Raphael richten, daß er keine chriſtliche, ſondern heidniſche Geſtalten male, da dieſe ſchon die Glückſeligkeit des Himmels auf Erden, nicht aber die den Chriſten bezeichnende Sehnſucht nach dem Himmel ausdrückten. Luther hatte Recht, wenn er als Mönch das Chriſtenthum nur in der Askeſe erblickte, die die Welt als Jammerthal und das Leben als Leiden betrachtet. Raphael hatte aber im höheren Grade Recht, da er an die Kindſchaft und Gottähnlichkeit der Menſchen glaubte und in der Kunſt die Aufgabe erfüllte, den Himmel auf die Erde zu verſetzen und ein verlorenes Paradies uns wiederzugeben. Ihm wie Michelangelo, wie Mozart und Beethoven und andern gottbegnadeten Künſtlern war die Kunſt mit der Religion untrennbar vereinigt.

Jedoch zurück zur allgemeineren Frage! Die religiöse Kunst in Worten, im Gebete, in der Literatur, im Liede ꝛc. ist die ergreifendste und mächtigste. Sie steht durch ihren geistigen Inhalt im Vordergrunde, wird aber als die selbstverständlichste und am bequemsten auszuübende von den Wenigsten hinlänglich gewürdigt. Wie Vielen ist wohl die Frage aufgetaucht: „welches ist denn das herrlichste Kunstwerk in Worten?“ Ich antworte: Das, was Ihr als kleine Kinder schon lerntet und später mit mehr oder weniger tiefem Nachdenken unzählige Male gesprochen habt, nämlich „das Vaterunser.“ Welches andere Meisterwerk in Worten übertrifft dieses von Christus herstammende Gebet, in welchem in wenigen Sätzen die Inbrunst des Herzens mit allen seinen Wünschen und so tiefe Gedanken, die nie zu Ende gedacht werden können, laut werden? — Wie Schiller sagt, daß der blaue Himmel verständlich für jedes Kind und doch von unermessener Tiefe sei, so auch das Vaterunser für alle Menschen. Das Wort: „So sollt ihr beten!“ gilt daher für alle Zeiten. —

„Zwei mal zwei ist vier“ kann so wenig wie der pythagoräische Lehrsatz zu einem Gedichte begeistern.

Es leuchtet also wohl ein, daß die Kunst mit der Religion das Gemeinschaftliche oder besser gesagt dieselbe Grundlage hat, nämlich daß tiefes Empfinden in beiden vorwalten und zum Ausdruck kommen muß.

Erfüll' davon dein Herz so groß es ist,
Und wenn Du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann, wie Du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut.

Goethe sagt es uns in diesen Versen mit den schönsten, tiefempfundensten Worten. — Ja das ist ja das Eigenthümliche, daß zum Ausdruck einer tiefen Empfindung die Kunstform absolut nothwendig ist, so daß wir nicht in Prosa, sondern nur in poetischen Worten die Macht der Musik schildern können. Lenau hat die Melodien Beethoven's besser in Versen geschildert, als je ein Musiklehrer es in weitschweifigster Prosa vermag.

Im umfassendsten Sinne muß uns daher der Gottesdienst die Erbauung an all diesen Schöpfungen der Kunst sein, die den Aufschwung der Seele zu Gott, sei es im Glauben, in der Hoffnung und Liebe, sei es im stolzen Gefühle der Kindschaft des ewigen Vaters, sei es in der demüthigen zerknirschten Reue des verlorenen und zurückkehrenden Sohnes darstellen.

Als noch die Völker in ihrer Kindheit den Gottesbegriff nur dunkel ahnten und die Gabe der Mittheilung durch Schrift sehr beschränkt war, da

traten die Führer und Auserwählten zu Vereinen zusammen und theilten sich in geheimen Symbolen, die sich vererbten, ihre erkannten Wahrheiten mit. Sie formulirten Sinnsprüche und Gleichnisse, die das Walten der guten und bösen Naturmächte schilderten und die Geschichte der ältesten Culturkämpfe enthielten. Später als die Politik der Parteien die Unterwerfung der großen Massen verlangte, gab die Herrschsucht der Priester die Schaale für den Kern, verlangte fragloſen Glauben der formulirten Dogmen und verbot die Deutung der Symbole und Mären. Das Dogma wurde der Kritik entzogen, der Zweifel verdammt, und mit dem Schwerte der Glauben diktirt. So sollte anstatt durch die Gewalt der Ueberzeugung und anstatt durch die herzenfeſſelnde Macht der Liebe und Schönheit durch die Tyrannei des die beiden Schwerter beanspruchenden Papstthums die Weltherrschaft begründet werden, in welcher nur „ein" Hirt und „eine" Heerde existirt.

Energischer wie je protestirt unsere Zeit gegen diesen Frevel an der Menschheit und während die übrigen Völker in stumpfer Resignation den Pesthauch des neuen Dogmas der Unfehlbarkeit ertragen, beginnt Deutschland die Fortsetzung der Reformation, um die Gewalt Roms und seiner heimlich Verbündeten dauernd zu brechen.

Mit der Fackel der Wissenschaft können wir zwar die gewaltige Zwingburg der Geister beleuchten und niederbrennen, aber kein neues Gotteshaus errichten. Die Negation allein ist unfruchtbar. Dem Volke dürft ihr nichts nehmen, ohne ihm den besseren Ersatz zu bieten. Erkennt ihn in der Kunst und zwar in der Pflege dieser heiligen Schätze, die die Vergangenheit uns vererbte. Reiniget sie vom Roste des Aberglaubens und erlaubt, daß Jeder nach seiner besten ehrlichen Ueberzeugung sie prüft und das Beste sich seiner Begabung entsprechend, aneignet.

Nicht die Lehrsätze der Moral sind es, welche die Confessionen scheiden; denn abgesehen von einigen theologischen Spitzfindigkeiten sind alle gebildeten Menschen in diesen Fragen einig. Das Andere ist aber doch nur die mehr oder weniger künstlerische Schaale oder das Symbol, das uns erfreuen soll. — Hierfür ein Beispiel aus nächster Nähe. Bei Gelegenheit des in einer evangelischen Kirche abzuhaltenden altkatholischen Gottesdienstes wurde die Bemerkung laut, es könnten die Evangelischen Anstoß nehmen, wenn brennende Lichter auf den Altar gesetzt würden. Wir erkundigten uns näher und erfuhren, daß diese Befürchtung übertrieben sei. Abgesehen nun davon, daß unsere Gegner den Mangel der Lichter höhnisch uns vorgeworfen haben würden und daß wir persönlich nichts gegen einen Gottesdienst ohne Lichter einzuwenden haben, so hielten wir es doch unangemessen, von einem uralten und poetisch schönen Gebrauche abzuweichen. Das Licht ist ein Symbol Gottes und der Wahrheit des erglühenden Herzens und des Glaubens.

Warum alſo dieſen Nachklang des uralten Sonnencultus und perſiſchen Feuercultus, der in ſo geläuterter Form ſich im Dienſte des Einen Gottes erhalten hat, unnöthig abſchaffen?

Ein nicht zelotiſcher Geiſt wird kein Aergerniß an dieſen Lichtern nehmen, ſo wenig wie er in einer katholiſchen Meſſe die herrlichen Melodien unſerer Muſikheroen weniger ſchön findet, weil die Meſſe nicht ſeinem Glauben entſpricht.

Von den bisherigen katholiſchen Geiſtlichen verlangen wir, daß ſie außer der Bibel und den Kirchenvätern auch diejenigen Schätze der modernen claſſiſchen Literatur ihren Predigten einverleiben, welche die Beziehung des Menſchen und der Natur zu Gott ausdrücken. Sie dürfen nicht länger culturfeindlich unſere großen Dichter verleugnen. Als ich eine der erhabenſten Stellen aus Schiller's Xenien einem ultramontanen Geiſtlichen citirte, rief er wüthend: „Schweigen Sie mir von dieſem Atheiſten!“ Wenn die Verleumdung Schiller katholiſch ſterben läßt, ſo wundert es mich, daß ſie nicht vorab Goethe als Katholiken ſtempelt, der doch im 2. Theile Fauſt's freiwillig einen katholiſchen Himmel mit dem ausgeſprochenſten Mariencultus erdichtete, in welchem er Fauſt von Engeln tragen läßt. Hier iſt mir Goethe der beſte Gewährsmann, daß die Poeſie der Menſchheit ſich Alles aneignen darf, was nur Erhabenes in irgend einem Cultus exiſtirt; ja daß es die Pflicht des Dichters iſt, dieſe Symbole zu retten, wenn ſie in Gefahr ſind, mit dem Wuſte des Aberglaubens weggefegt zu werden. Maria gloriosa als Repräſentantin des höchſten weiblichen Ideales iſt die Ergänzung der nach Freiheit und Unendlichkeit ſtrebenden Seele des Mannes und ſomit ſchließt dieſes Gedicht mit den bezeichnenden Worten „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“, welche die vollſte Berechtigung des Mariencultus enthalten. Freilich eines poetiſchen Cultus, der ſich wie die herrliche Madonna auf Goldgrund im Cölner Dom zum Zerrbild einer Muttergottes von Kevelar verhält.

Der Altkatholicismus wird als eine ſeiner wichtigſten Aufgaben nach Abſchaffung des Glaubenszwanges die Reinigung des äußeren Cultus betrachten müſſen. Jeder Vernünftige begrüßt die Worte Reinkens, daß kein Würdenkultus mehr herrſchen ſolle, als eine Abſchlagszahlung, denn vorerſt mußte ja äußerlich Alles beim Alten bleiben, um die wichtigeren geiſtigen Schlachten zu ſchlagen. Sei es mir daher zum Schluſſe erlaubt die wichtigſten Reformen anzudeuten.

Wie ſoll die Kleidung des Geiſtlichen ſein?

Abſichtlich wurde auf die Perſon deſſelben übertragen, was Gottes iſt, nämlich die Gewalt der Sündenvergebung, der wunderthätigen Verwandlung ꝛc. und ſomit trug der Geiſtliche auch auf ſeinem Körper heilige Symbole und Darſtellungen, welche die Verehrung der Maſſen herausforderten. Nicht nur

das Zeichen des Kreuzes als das der Erlösung, sondern auch die Darstellung der Person Christi als Gekreuzigter, als guter Hirt, als Himmelskönig, ferner die Darstellung der Maria, des englischen Grußes, der vier Evangelisten, verschiedenster Märtyrer, ja sogar ganzer Gebete und die Leidenswerkzeuge Christi mußten dazu dienen, um die Augen der staunenden Menge auf den Geistlichen zu lenken. Rechnen wir noch hinzu, die Kostbarkeit des Materiales, der leuchtenden Seide und des schimmernden Goldes und daß die Hände der Fürstinnen oft an diesen Gewändern thätig waren, so wird uns Niemand verübeln, wenn wir in der Kleiderpracht ein Haupt-Mittel zum Würdencultus sehen, sie muß nothwendig mit letzterem fallen. Ich will die künstlerische Bedeutung so vieler herrlichen Arbeiten, die im Dienste dieses verderblichen Cultus entstanden sind, nicht unterschätzen, aber dennoch müssen von nun an diese kunstvollen Gewänder in die historische Rumpelkammer der Museen wandern. Uebertragt auf die Wände des Gotteshauses und auf den Altar diese auf dem Körper getragenen Bilder und Ornamente, denn dort soll Alles herrlich sein, damit ein Jeder den Eindruck erhalte, daß Alles ohne Ausnahme das Lob Gottes verkünde. Soll aber, so höre ich fragen, der Priester sich in Nichts vom Laien unterscheiden? Gewiß antworte ich: Gebt ihm den weißen Ueberwurf und die Stola, denn beide bedeuten die Priesterschaft, nämlich die Reinheit der Gesinnung und die Binde, welche in der Religion Gott mit dem Menschen vereinigt.

In Bezug auf die Heiligen-Darstellung ist zu wünschen, daß jede wahre Poesie der Legende gerettet, jedes Zerrbild aber verbannt werde. Die Martyrscenen sind oft nur Greuelscenen, die für Barbaren gemalt und gemeißelt sind: Die Passion Christi wird auch in dieser Weise von zünftigen Handwerks-Malern verunstaltet und herabgewürdigt.

Wenn nach diesen Andeutungen die christliche Kunst, am Kulturkampfe unserer Zeit sich betheiligen wollte, so könnte sie unsere Tage auch in der Kunstgeschichte zu hochbedeutsamen machen und jenem Kampfe manches von seiner Schärfe und Bitterkeit nehmen, ihn geistig und ideal durchdringend und heiligend.

Friedrich Fischbach.

Das Deutschthum in Ungarn vor der Einwanderung der Magyaren.

Seitdem der „Ausgleich" von 1867 die Länder der Stephanskrone fast selbständig neben die westliche Reichshälfte Oesterreichs gestellt hat, ist dort der Hader der Nationalitäten noch nicht wieder zur Ruhe gekommen. Mit einer

Gewaltſamkeit, welche an die ſchlimmſten Zeiten der Dänenherrſchaft in Schleswig erinnert, ſuchen die Magyaren den Deutſchen, Slowaken, Ruthenen, Walachen ihre Sprache aufzudrängen; das Magyariſche ſoll nach dem Sprachengeſetz vom December 1868 herrſchen im Parlament und in allen Staatsbehörden, auch in Gegenden, wo die Magyaren nur dünn geſät ſind; was Magyariſirungszwecken dient, wird gefördert, deutſche Schulen aber entweder unterdrückt oder in roher Weiſe zu Grunde gerichtet durch Magyariſirung. Erſcheint jedes gewaltſame Aufdrängen einer fremden Sprache, jeder Sprachzwang in unſern Tagen als eine häßliche Tyrannei, jene Magyariſirungspolitik vollends iſt eine Sünde wider Natur und Geſchichte. Denn der herrſchende Stamm bildet in Ungarn nur die Minderheit; von 15 Millionen gehören ihm nur wenig über 5 Millionen an; die Deutſchen mit den Juden allein zählen ſchon gegen 2 Millionen, faſt 8 Millionen entfallen auf Slawen und Walachen. Und dieſe Stämme ſind nur zum Theil den Magyaren an Cultur nicht gewachſen, Deutſche und Juden behaupten ihnen gegenüber eine unüberwindliche Ueberlegenheit, in ihren Händen ruhen Handel und Gewerbe ganz ausſchließlich, denn die Magyaren ſind geblieben, was ſie ſeit Jahrhunderten geweſen ſind, ein Bauern- und Hirtenvolk mit einem zahlreichen, ſtolzen, herrſchgewohnten Adel, ein Volk voll kriegeriſchen Feuers und ſchroffen Nationalſtolzes, aber ein Volk ohne höhere Cultur mit einer Sprache, die ein turaniſcher Dialekt iſt und nie zu einer Culturſprache werden kann, völlig vereinzelt unter allen Sprachen Europas mit Ausnahme des Türkiſchen und des Finniſchen, nirgends verſtanden außerhalb der Grenzen Ungarns.

Zu dieſer Naturwidrigkeit der magyariſchen Nationalitätenpolitik geſellt ſich noch ein anderer Umſtand; das ganze Verfahren läuft wider das hiſtoriſche Recht. Denn zu keiner Zeit ſind die Magyaren allein in dem Lande geweſen, deſſen Herrſchaft ſie führen; ſie ſind nie weſentlich über die Tiefländſchaften an Donau und Theiß hinausgekommen, haben die gebirgigen Ränder und ſelbſt weite Striche des Flachlandes Deutſchen, Slawen und Rumänen überlaſſen. Eben ihre beſten Könige riefen im 12. und 13. Jahrhundert die Deutſchen in die Thäler der Nordkarpathen und die herrlichen Hügellandſchaften Siebenbürgens, die ſie jetzt noch inne haben; die Slowaken aber, welche den ganzen gebirgigen Nordweſten Ungarns erfüllen, waren früher im Lande als die Magyaren, wurden von ihnen erſt aus der Ebene in's Gebirge zurückgeworfen. Und dasſelbe gilt theilweiſe von den Deutſchen. Freilich, daß die Vorfahren der jetzt in größeren und kleineren Enclaven das fruchtbare Hügelland um den Plattenſee bewohnenden Deutſchen *vor* der Ankunft der Magyaren ſich angeſiedelt hätten, das wird ſich ſchwerlich erweiſen laſſen und von manchen iſt das Gegentheil bekannt. Dies ändert

jedoch nichts an der Thatsache, daß Pannonien, d. i. die breite, fast viereckige Landschaft, welche im Norden und Osten die gewaltige Donau, im Süden die Drau, im Westen der Wiener Wald und die Abfälle des oststeirischen Hügellandes umschließen, das dies ganze, an Ausdehnung etwa Böhmen gleichkommende Land im 9. Jahrhundert, ehe noch das wilde Reitervolk, dessen Abkömmlinge es jetzt bewohnen, hereinbrach, von deutschen Colonisten erfüllt war, weit über die Grenze Nieder-Oesterreichs und des anstoßenden jetzt noch deutschen Striches hinaus. Es ist gewiß nicht überflüssig, diese wenig beachtete und kaum noch gewürdigte frühe Germanisirung des südwestlichen Ungarns näher ins Auge zu fassen.

Fast in denselben Sitzen, wie jetzt die Magyaren westlich bis zur Enns vorgeschoben, hausten seit dem 6. Jahrhundert die mit jenen verwandten Avaren, ein rohes Nomaden- und Reitervolk wie sie, herrschend über unterworfene slawische Bauern, die ihnen zinsten und Hilfstruppen stellten, sie selbst verschanzt hinter ihren riesigen „Ringen", deren es neun im ganzen Gebiete gab, von da hervorbrechend zu Raub und Plünderung nach Deutschland, Italien, Griechenland, und unermeßlichen Raub zusammenhaufend. Erst der gewaltigste Volksherrscher der Deutschen im Mittelalter, Karl der Große, der überall seinen Nachfolgern die festen Bahnen vorzeichnete, der vor Allem der deutschen Volkskraft die zukunftreiche Richtung nach dem slawischen Osten gab, zerschlug das Reich der Avaren in fünfjährigem Kriege (791—796), zwang ihre Fürsten zur Unterwerfung und Taufe, trieb den Rest über die Donau, in die „avarische Wüste", wie die Pußten zwischen Donau und Theiß von da ab geheißen wurden. Seitdem gehorchte das verödete Land westlich der Donau den Franken. Ein deutscher Markgraf gebot in Pannonien, ein anderer über die Ostmark, welche das Land zwischen Wiener Wald und Enns umfaßte; zum ersten Male klang die Sprache des deutschen Herrenvolkes in diesen Regionen.

Das Land war wenig mehr als eine Wüste, als die Franken Besitz ergriffen. Einzelne Städte hatten sich allerdings auch durch die schrecklichen Völkerstürme, welche gerade die Donaulande durchrasten, behauptet, wie Sabaria, das jetzige Steinamanger, und slawische und avarische Ansiedlungen mögen durch's ganze Land zerstreut gewesen sein. Gewiß war aber die Bevölkerung nur dünn gesät, weite Gebiete standen der Einwanderung offen. Eine solche ging zunächst von den Slawen aus, unzweifelhaft von den Slowaken, die mit den Mährern verwandt sind und noch jetzt merkwürdig rasch sich verbreiten. Sie wurden bald so zahlreich, daß sie die zurückgebliebenen Avaren bedrängten; ja um 840 bildete sich im südlichen Pannonien am Plattensee ein slawisches Fürstenthum unter deutscher Oberhoheit, dessen Hauptstadt das heutige Szatavár an der Szala wurde. Noch erinnern einzelne Localnamen

an die jetzt faſt völlig verſchwundene ſlawiſche Bevölkerung Pannoniens, wie die Bezeichnung des Plattenſees, der bei den Magyaren Balaton heißt, von ſlaw. blato, Sumpf, Schmutz.

Doch bald machte ſich auf das große Land ein übermächtiger deutſcher Cultureinfluß geltend. Zwei deutſche Stämme ſind es überhaupt vornehmlich geweſen, welche deutſche Sprache und Sitte in den ſlawiſchen Oſten getragen haben, im Norden die Nieder-Sachſen, im Süden die Baiern, beide einander mannigfach ähnlich. Denn beide ſind vorwiegend ein Volk der Ebene, beide offenbaren dieſelbe nachhaltige Zähigkeit, dieſelbe derbe Kraft, beide endlich haben ſich politiſch nie ſo zerſplittert, wie die Schwaben oder Franken. Aber die Sachſen waren damals, als das Avarenland fränkiſch wurde, noch kaum unterworfen, ſtanden chriſtlicher Geſittung noch in hartem Trotz gegenüber und ſahen in den Franken ihre Feinde, nicht in den Slawen im überelbiſchen Oſten. Erſt ein volles Jahrhundert ſpäter haben ſie den Kampf gegen die Elbſlawen eröffnet, der dann 300 Jahre lang ihre Hauptaufgabe war. Die Baiern dagegen, von Beginn ihrer Geſchichte an auf altrömiſchem, alſo altchriſtlichem Boden angeſeſſen, beteten ſchon anderthalb Jahrhunderte vor Karl dem Großen zum Chriſtengott und ihr letzter Volksherzog, jener Thaſſilo, der der fränkiſchen Macht erlag und auf Befehl des großen Königs zum Mönch geſchoren ward, hat zahlreiche Kirchen und Klöſter geſtiftet oder begabt. So wurden die Baiern der erſte deutſche Stamm, der erobernd und coloniſirend in die Völkerwildniß des Oſtens drang. Die grauen Fluten der heimiſchen Donau wieſen ſie dahin; der mächtige Strom, der den Römern nur als Wallgraben gedient, ward zur Culturſtraße; auf ſeinem breiten Rücken trug er durch düſtre Tannenforſten und weite Ebenen an zahlloſen Inſeln und niedrigen Auen vorüber die Proviantflotten der fränkiſchen Heere und das Schiff des bairiſchen Kaufmanns, der Salz und Roſſe und Gewänder nach dem Oſten führte.

Auch die Geiſtlichen der Franken und Baiern zogen dieſelbe Straße. Denn ſie waren es, welche als die erſten das Barbarenland einer höheren Cultur eröffneten, und mit der Lehre des Chriſtenthums die Keime höherer Geſittung pflanzten. Es iſt ein eigenthümliches Geſchlecht, dieſe karolingiſchen Geiſtlichen. Voll Opfermuth und Entſagung wie moderne Miſſionare, verbinden die beſten unter ihnen damit eine feurige Thatkraft und Herrſchbegier, Kenntniß der Welt und alle Geiſtesbildung, deren jene Zeit fähig war. So treten ſie den Barbaren gegenüber, ſicher die Ausleſe ihres Volkes, ſeinen Kriegsführern und Staatsmännern gewiß ebenbürtig, ja überlegen, wenn ſie nicht gar beides ſelber waren. Vor allem von Salzburg drang die Geſittung oſtwärts. Seit der heilige Rupert (um 700) in den waldbewachſenen Trümmern der alten Römerſtadt Juvavia am Fuße des Mönchsberges Peters-

kirche und Petersklofter geſtiftet, hatte ſich dort raſch eine kirchliche Gründung an die andere geſchloſſen, bis das Ganze die große Culturſtätte des Südoſtens wurde. Hier waltete ſeit 785 Arno, ein Baier, als Biſchof, den die Gunſt des Königs und eignes Verdienſt 798 zum Erzbiſchof erhob. So recht ein Typus des karolingiſchen Clerus, vereinigte Arno einen geſunden praktiſchen Sinn mit aufrichtiger Frömmigkeit, Milde mit Feſtigkeit, kirchliche Begeiſterung mit Gewandtheit in allen Staatsgeſchäften. Bald iſt er im Hoflager ſeines Herrn oder reitet als ſein Geſandter nach Italien, bald weilt er in Salzburg, von jungen Geiſtlichen umgeben, und ſorgt für ſeine aufblühende Kloſterſchule, die er mit einer ſtattlichen Bibliothek ausrüſtete, und für die Güter ſeiner Kirche, deren Verzeichniß er anfertigen ließ, oder er geht als Miſſionar zu den Avaren. So viel Schnörkel- und Phraſenwerk auch Alkuins Briefe an ihn verunzieren, eine herzliche Verehrung für Arno, für ſeinen „Adler", wie er ihn gerne nennt, bricht doch überall durch und auch ſie bürgt für den Werth des Mannes.

An ſeinen Namen knüpft ſich die erſte Verbreitung chriſtlicher und deutſcher Cultur nach Pannonien. Schon vor der Eroberung ſandte er deutſche Miſſionare in das Gebiet der Avaren und einzelne Erfolge hatten ſie gehabt, wie denn die Avaren denſelben religiöſen Indifferentismus offenbaren, der noch jetzt den Magyaren und andern Völkern mongoliſcher Abkunft eignet, aber noch hatte ſein Bisthum nicht ſeine Gewalt über die Donaulande erſtreckt. Da verlieh König Pippin, als er auf der Stätte ſeines zerſtörten Hauptringes die Huldigung des Avarenchans empfangen (796), alles Land zwiſchen Donau, Raab und Drau dem Salzburger Biſchof zu ſeinem Sprengel. Zur ſelben Zeit berief der junge Fürſt eine Anzahl Biſchöfe, darunter auch Paulinus von Aquileja, Arno's Freund, zu einer Conferenz in ſein Lager. Hier wurden die Beſchlüſſe darüber gefaßt, wie dieſes „rohe und unvernünftige Volk, das als unwiſſend und ohne Cultur ganz träge zur Erlernung der heiligen Geheimniſſe" erfunden wurde, zum Chriſtenthume zu bekehren ſei. Alle Gewalt wird dabei ausdrücklich unterſagt, mit ſanftmüthiger Ueberredung ſollen die Prieſter es auf den Pfad des Heils hinüberleiten und erſt nach gründlicher Unterweiſung — für die allerdings höchſtens 40 Tage geſtattet wurden — den Bekehrten zur Taufe führen. An Paulinus ſelbſt ſchien damals die nächſte Aufforderung ſich zu richten, das mühſelige Werk auf ſich zu nehmen; Alkuin forderte ihn in dringendſter Form dazu auf, aber der Italiener ſandte höchſtens ſeine Prieſter nach dem Donaulande, ihn ſelbſt feſſelte ſein Erzbisthum und anderweitige Intereſſen, und als dann im Jahre 810 die Drau als Grenze zwiſchen den Sprengeln von Salzburg und Aquileja beſtimmt wurde, da verlor Aquileja jedes direkte Intereſſe an dieſem Miſſionsgebiet und Salzburg vor allem übernahm die Aufgabe der Chriſtianiſirung.

Jene Scheidung aber der Diöceſen nach dem Laufe der Drau iſt für die nationale Geſtaltung jener Lande überhaupt von Bedeutung geworden, denn bis zur Stunde bildet der Fluß in ſeinem oberen Laufe im Weſentlichen die Grenze der Deutſchen und der Südſlawen (Slowenen). War doch der Landſtrich ſüdlich der Drau kirchlich mit Aquileja, politiſch mit der Markgrafſchaft Friaul, in beiden Beziehungen alſo mit Italien verbunden und damit dem direkten Einfluſſe Deutſchlands entzogen. So weit reichen die Wurzeln jener Entwicklung zurück.

Noch im Jahre 798 machte ſich Arno auf eine beſondere Aufforderung Karls des Großen nach dem Avarenlande auf, von den beſten Wünſchen ſeines Freundes Alkuin begleitet. War auch ſeine perſönliche Wirkſamkeit von kurzer Dauer — denn ſchon im Laufe des Jahres 799 iſt er zurückgekehrt — er hatte doch ſelbſt die Lage der Dinge kennen gelernt und mit voller Sachkenntniß vermochte er ſeine Anordnungen zu treffen. Dahin gehört vor allen Dingen die Ernennung des Landbiſchofs Theodorich für jenes Gebiet. Eine ganze Reihe anderer unter Salzburg ſtehender Biſchöfe haben nach ihm unter Slawen und Avaren gearbeitet.

Ein irgendwie erheblicher Widerſtand gegen die neue Lehre ſcheint nirgends hervorgetreten zu ſein, weder bei Avaren noch bei Slawen. Schon 797 hatte das ganze avariſche Volk Uebertritt zum Chriſtenthume gelobt, ſeine Häuptlinge theilweiſe noch früher. Ja einer von ihnen ſteht im Verbrüderungsbuche des St. Petersſtiftes zu Salzburg verzeichnet. Und überall erhoben ſich nun chriſtliche Kirchen und Kapellen, von deutſchen Bauleuten ausgeführt, von deutſchen Erzbiſchöfen geweiht, von deutſchen Prieſtern verſehen. Erzbiſchof Adalwin von Salzburg (858 ff.) hat allein 32 Kirchen in dieſen ſlawiſch-avariſchen Landſchaften geweiht, von denen ein guter Theil auf Pannonien ſelbſt fallen dürfte. In dichter Reihe entſtanden dieſe Anlagen namentlich am Wiener Walde, im heutigen Nieder-Oeſterreich, wie in Werd, Tarnberg, Edlitz u. a. m., aber auch darüber hinaus auf jetzt ungariſchem Boden, z. B. in Gäns (Kreſi). Beſonders wichtig für die Chriſtianiſirung unter deutſchem Einfluß wurde die Begründung eines ſlawiſchen Fürſtenthums unter deutſcher Oberhoheit im Lande um den Plattenſee. Ein mähriſcher Fürſt, Priwina, dem Chriſtenthume geneigt, deshalb verjagt und in Traismauer getauft, erhielt um 840 von König Ludwig dem Deutſchen die Erlaubniß, nicht fern vom Plattenſee eine Herrſchaft und eine Stadt gründen zu dürfen. So entſtand an der Szala die Stadt Moſaburg, d. i. Sumpfburg, das jetzige Szalavár. Das Fürſtenthum aber erſtreckte ſich bald im Oſten bis zur Donau, im Süden bis an die Drau, im Weſten bis an die Raab und die Abfälle des ſteiriſchen Gebirges. 849 verwandelte dann König Ludwig dies bis dahin zu Lehen getragene Gebiet dem Slawen in ſein Ei-

genthum, und als Priwina um 860 der Rache seiner alten Landsleute, der Mährer, zum Opfer fiel, da folgte ihm sein Sohn Chozil, der erst 873 oder 874 starb. Beide Fürsten haben die Christianisirung und damit den deutschen Einfluß in ihrem Lande nachhaltig gefördert. In Mosaburg erstanden vier Kirchen allein unter Priwina's Regierung, von denen Erzbischof Liupram (836 — 858) mehrere selber weihte; fünfzehn andere sah derselbe Erzbischof an andern Orten des Fürstenthums sich erheben, wie in Pettau, Fünfkirchen, Dudleipin (unweit Kaniža). Auch Chozil zeigte sich der Kirche besonders ergeben; wie er schon zu Lebzeiten seines Vaters mehrfache Schenkungen an einzelne Kirchen gemacht hatte, so that er es jetzt als selbständiger Fürst. Es ist ein Beweis dafür, wie rasch die neue Lehre hier siegte, daß auch slawische Edle durch Schenkungen von ihrem Eigenthume das Heil ihrer Seele zu fördern strebten und sich damit als treue Gefolgsmannen des Christengottes bekannten. So ließ Wittimar 865 durch Erzbischof Adalwin auf seinem Eigen eine Kirche weihen, die in der Nähe von Mosaburg sich erhob. Und oft verweilten die Salzburger Erzbischöfe persönlich unter den neugewonnenen Glaubensgenossen. Liupram, Adalwin, Dietmar haben vielen Kirchen die Weihe selbst gespendet, Adalwin hat einmal im Jahre 865 das Weihnachtsfest mit Chozil in Mosaburg gefeiert. Freilich dürfte Niemand meinen, daß das Christenthum den pannonischen Slaven sofort in Saft und Blut übergegangen sei. Geistige Umwandlungen vollziehen sich überall langsam, namentlich in einem rohen Volke, das mit einem male ganz neue Vorstellungs- und Empfindungskreise sich aneignen soll. Und doch wäre es ungerecht, den sittigenden Einfluß der neuen Lehre gering anzuschlagen. Das ganze Leben des Menschen stellten die christlichen Lehren unter einen festen Gesichtspunkt, ordneten es nach einem unabänderlichen Grundgesetz der heidnischen Willkür und Meisterlosigkeit gegenüber, und in gewaltiger Ueberlegenheit standen sie da in ihrer festen, nach vielen Jahrhunderten ihre Dauer bemessenden Ueberlieferung. Groß allerdings waren die Schwierigkeiten, die sich der Umgestaltung des sittlichen Lebens entgegenstellten. Das lockere Familienleben dieser pannonischen Slawen, die leichte Schließung und Trennung der Ehen, das Alles berührte die deutsche Geistlichkeit höchst auffällig und lange blieben ihre Bemühungen zur Beseitigung dieser heidnischen Ungebühr umsonst. Noch Papst Johann VIII. mußte in einem an Chozil gerichteten Schreiben die leichtsinnige Trennung und Schließung der Ehen bei Strafe des Bannes verbieten, selbst als der große Slawenapostel Methodios nach Pannonien kam, scheint er die heidnische Unsitte noch vorgefunden zu haben.

Doch mit der Ausbreitung des Christenthums in Pannonien ging Hand in Hand die Pflanzung deutschen Einflusses und deutschen Volksthums. In jener Zeit, in welcher Kirche und Staat aufs Engste miteinander verbunden

waren, mußte ein deutſches Kirchenregiment über Pannonien ganz von ſelbſt die deutſche Einwanderung fördern. Alle Fäden dieſes Regiments liefen in Salzburg zuſammen, von dort kamen die Geiſtlichen des Landes, dorthin richteten ſie die Blicke der Neubekehrten. Das perſönliche Erſcheinen der Erzbiſchöfe, die Thätigkeit der Landbiſchöfe, die ohne feſten Sitz von Ort zu Ort wanderten, dies Alles brachte die deutſche Kirchenmacht beſtändig in Erinnerung. Die Geiſtlichen ſodann mußten nothwendig zunächſt wenigſtens Deutſche ſein. Schon vor der Begründung einer Kirche in Moſaburg hatte Priwina ſeinen Hauskaplan; ihm, der dann 850 die Moſaburger Diöceſe übernahm, folgten bis 871 noch drei deutſche Geiſtliche. Zwei andere, Sandrat und Erinpart, verwalteten zur ſelben Zeit Pfarrſtellen bei Moſaburg, ein dritter, Gundbato, beſaß eine Kirche zu Quartinaha am Plattenſee und die zahlreichen ſonſt erwähnten Kirchen ſetzen ebenſo viele Prieſter voraus, gewiß mit wenigen Ausnahmen Deutſche.

Sicher hätten nun dieſe wenigen Prieſter das ſlawiſche Pannonien ſo wenig germaniſirt, wie ſpäter die deutſchen Geiſtlichen das Polen des 10. Jahrhunderts dem Deutſchthume zu gewinnen vermochten. Aber an ſie ſchloß ſich eine ſtarke deutſche Einwanderung. Erzbiſchof Liupram ſandte von Salzburg „Maurer und Maler, Zimmerleute und Holzarbeiter“ nach dem Plattenſee, um in Moſaburg eine Kirche zu errichten. Deutſche waren es alſo, die die Mauern und das Gebälk der Kirchen aufführten, die mit Fresken, Moſaiken und Schnitzereien ſie ſchmückten, und mögen auch viele wieder der Heimat ſich zugewandt haben, manche blieben gewiß in dem Lande zurück, das ihnen lohnende Arbeit geboten. Doch nicht die Gewerbtreibenden allein — und damals ganz beſonders nicht — hätten germaniſirend wirken können; die Hauptarbeit fiel der harten Kraft der deutſchen Bauern zu. Da tritt nun ein tiefer Unterſchied hervor zwiſchen der deutſchen Auswanderung des 9. und der des 12. und 13. Jahrhunderts. Dieſe letztere, veranlaßt durch eine relative Ueberzahl der ackerbauenden Bevölkerung, welche das Landvolk in dichten Schaaren auch in die Städte trieb und ſo deren raſchen Aufſchwung förderte, vollzog ſich durch ſtarke Coloniſtenzüge freier Bauern, die aus eigner Wahl dem Rufe eines ſlawiſchen Fürſten oder Edlen folgten und auf fremdem Grunde freie Gemeinden ſchufen. Von dieſer relativen Uebervölkerung konnte im 9. Jahrhundert nicht wohl die Rede ſein, zu einer Zeit, wo ein guter Theil des deutſchen Bodens noch ungerodetes Neuland war. Eine dringende Nothwendigkeit alſo, ſich eine neue Heimat zu ſuchen, lag damals für die ländliche Bevölkerung Deutſchlands wohl nur ſelten vor. Da waren es die großen Grundbeſitzer, der König, die Kirche, die Edelleute, vornehmlich Baierns, die im neuunterworfenen Slawenlande Erwerbungen machten und ſie wenigſtens zum Theil mit den Hörigen ihrer im Innern Deutſchlands belegenen Güter

besetzten. Es leuchtet ein, um wie vieles geringer die Kraft dieser deutschen Colonisation gegenüber der späterer Jahrhunderte sein mußte. Ungeheurer Grundbesitz war in den Ostmarken der Krone zugefallen, denn alles eroberte Land galt als Königsgut. Weite Strecken desselben jedoch wurden an die Kirche und an königliche Vasallen als Lehen oder als Eigenthum übergeben. Ganz besonders die Kirche mußte daraus Nutzen ziehen. Denn wie sie überhaupt fast die einzige, jedenfalls die stärkste geistige Macht jener Epoche darstellt, so ist sie auch auf wirthschaftlichem Gebiete am Rationellsten verfahren und hat als Lehrmeisterin auch hier sich erwiesen. Das Erzstift Salzburg besaß schon 861 große Gütercomplexe an acht Orten des später als Neustädter Viertel bezeichneten Winkels zwischen Semmering, Wiener Wald und Ungarns Grenze und erhielt in demselben Jahre Besitzungen auf jetzt ungarischem Boden, Stein am Anger und Pinkafeld (Comitat Eisenburg), geschenkt, 865 aber andere Güter an der Grenze der heutigen Steiermark, 889 wiederum solche um Kaniža. Den Passauer Landbischof Alberich beschenkte König Ludwig der Deutsche mit Hufen am Nußbach (in Nieder-Oesterreich) und bei Oedenburg (in Ungarn); einem anderen Landbischof, Madalwin übergab König Arnulf († 899) Güter in Pannonien. Das Bisthum Freisingen empfing von Chozil eine Besitzung am Plattensee; derselbe Fürst bedachte auch das Bisthum Regensburg mit Liegenschaften, wie schon sein Vater dem bairischen Kloster Nieder-Altaich solche an der Szala zugewandt hatte.

Auch deutsche Edelleute werden als Grundbesitzer in Pannonien erwähnt. 866 besitzt ein gewisser Hezilo (Heinrich Heinz) ein Gut bei Mosaburg, noch früher, 860, erscheinen zwei deutsche Grundbesitzer, Amalgar und Waltilo, am Nußbach bei Wien, um 889 andere in Pinkafeld und um Kaniža.

Wie stark aber die Einwanderung Deutscher überhaupt war, das wird am Besten deutlich durch die zahlreichen Orte mit deutschem Namen, die nach den Urkunden des 9. Jahrhunderts durch ganz Pannonien verbreitet sind, freilich nur zum Theil in ihrer Lage nachgewiesen werden können. Schon der deutsche Name des heutigen Szalavár, Mosaburg, ist dafür bezeichnend; in derselben Gegend erscheinen Orte wie Waltungesbach, Hraba-gisfeit, Chirichstetin (Kirchstätten), Wempaldesdorf; bei Kaniža unfern der Drau lag ein Ruginesveld. Im Fürstenthume Priwinas überhaupt werden um 860 acht Dörfer mit deutschem Namen angeführt, darunter sechs mit der besonders auf bairischem Sprachgebiete häufigen Endung — chirichun (— kirchen), wie Isangriweschirichun, Lindolveschirichun u. a. Auch Oedenburg wird, und zwar schon 860, als Odinburg genannt, ungerechnet die ziemlich dichte Reihe der deutschen Dörfer im Neustädter Viertel.

Ueber die Entstehungsart und -zeit dieser Orte liegt tiefes Dunkel. Klar ist, daß sie schon längst bestanden, ehe die Urkunden ihrer gedenken, und daß

demnach die meiſten in der erſten Hälfte des 9. Jahrhunderts ſich gebildet haben müſſen. Ob ſie aus Höfen deutſcher Grundherren, die ihre Hörigen in Dorfweiſe anſiedelten, ob ſie als freie Bauernſchaften entſtanden ſind, wir wiſſen es nicht. Denn nur einzelne Streiflichter fallen aus den ſpärlich erhaltenen Urkunden in ein tiefes Dunkel. Wie dem aber auch ſei, als ſicher darf dies gelten: im 9. Jahrhundert war Pannonien, alſo das heutige ſüdweſtliche Ungarn, eine in der Germaniſirung begriffene Landſchaft, in welcher König und Kirche, Adel und Bauern zuſammenwirkten für die Ausbreitung deutſchen Weſens.

Dies Reſultat vermochte auch die kirchliche Lostrennung Pannoniens von Salzburg nicht umzuſtoßen. Um 870 nämlich wurde ein nationalſlawiſches Erzbisthum im alten Sirmium (an der Sau weſtlich von Belgrad) für Pannonien und Groß-Mähren (Mähren und Nord-Ungarn) errichtet und dem Griechen Methodios übertragen, den neben ſeinem Bruder Kyrillos die ſlawiſchen Völker noch heute als Urheber ihres geſammten geiſtigen Lebens mit Recht verehren. Umſonſt war es, daß 871 Salzburg in einer uns noch erhaltenen Schrift ſeine Rechte auf Pannonien auf's Klarſte nachwies, umſonſt alle Proteſte des bairiſchen Clerus überhaupt; das neue Erzbisthum behauptete ſich und auch Chozil unterſtützte eifrig den Griechen, der ihm in ſlawiſcher Sprache den Gottesdienſt hielt und ihm das wunderbare Geheimniß der neuerfundenen kyrilliſchen Schrift offenbarte. So mußte ſchließlich Deutſchland die neue Schöpfung anerkennen (874). Hätte ſie Beſtand gehabt, ſie würde in Verbindung mit der aufſtrebenden Macht des großmähriſchen Reiches unter Suatopluk das Deutſchthum in Pannonien ſchwer bedroht haben. Denn nach einer furchtbaren Verwüſtung Ober-Pannoniens durch die Mährer im Jahre 884 mußte Unter-Pannonien an Mähren abgetreten werden. Doch ſcheint es 894 wiederum an das oſtfränkiſche Reich zurückgefallen ſein. Zwei Jahre ſpäter ſtarb Methodios und ſein Tod machte dem ſlawiſchen Erzbisthum ein Ende, die früheren Verhältniſſe traten wieder in Kraft.

Bereits hatte ſich jedoch ein neuer Feind an der Donau gezeigt, das wilde Reitervolk der Magyaren. Schon 894 verwüſteten ſie Unter-Pannonien auf's Entſetzlichſte, erſchlugen die Männer, ſchleppten Weiber und Kinder in die Gefangenſchaft. Daſſelbe wiederholte ſich i. J. 900. Wie es in dem ganzen Lande ausſah, ſchildert in lebhaften Farben ein Schreiben des Erzbiſchofs Dietmar von Salzburg an Papſt Johann IX. (900). Die Mährer und Magyaren, heißt es da, „führten die einen als Gefangene hinweg, andere tödteten ſie, noch andere ließen ſie an Hunger and Durſt zu Grunde gehen, unzählige aber ſchleppten ſie in die Verbannung, freie Männer und ehrbare Frauen brachten ſie in die Sklaverei; die Kirchen brannten ſie nieder und alle Gebäude zerſtörten ſie, ſo daß in ganz Pannonien nicht eine einzige Kirche

mehr zu sehen ist." Ober-Pannonien blieb damals wenigstens von den Magyaren verschont. Allein ihr Sieg am 28. Juni 907, der der Blüthe des bairischen Adels das Leben kostete, brachte ganz Pannonien und Oesterreich bis zur Enns in die Hände des barbarischen Feindes. Die Hufen der magyarischen Rosse zertraten die junge deutsche Pflanzung, fast spurlos verschwand das Deutschthum in Pannonien und im größten Theile desselben ist es nie wieder zum Leben erwacht. Erst späteren Jahrhunderten blieb es vorbehalten, bis an die Grenzen Siebenbürgens und bis in die Hochthäler der Karpathen deutsche Cultur zu verbreiten. Ihre fröhliche Entwicklung hat das Gedächtniß an die früheste deutsche Colonisation Ungarns verwischt; es ist aber nicht überflüssig, eben jetzt daran zu erinnern, daß der ungarische Südwesten früher ein deutsches als ein magyarisches Land gewesen.

Otto Kaemmel.

Fritz Reuter's nachgelassene Schriften*).

Bald nach dem Tode unseres großen deutschen Humoristen Fritz Reuter wurde allen Literaturfreunden eine angenehme Ueberraschung durch die Mittheilung bereitet, daß sich in dem Nachlasse desselben manche werthvolle, poetische Gabe vorgefunden habe. Bei der seltenen Popularität Reuter's konnte die in Aussicht gestellte Bereicherung unserer mundartlichen Dichtung nur mit freudigem Willkommen begrüßt werden.

Adolf Wilbrandt bietet uns jetzt den ersten Band der nachgelassenen Schriften Reuter's. Wilbrandt ist ein Landsmann des Verfassers der „Stromtid" und wenn er Reuter auch persönlich nie gekannt, so hat er doch mit dessen Werken, nach seinem eigenen Ausdruck, wie mit Freunden gelebt.

Es ist kaum anzunehmen, daß durch das geistige Erbe, welches ein Schriftsteller wie Fritz Reuter zurückläßt, dem der Tod die Feder nicht erst aus der Hand zu nehmen brauchte, da er sie schon längst nicht mehr zu halten im Stande war, das Bild des Mannes in eine wesentlich andere Beleuchtung gerückt werden könnte. Ein Denker von seltener Originalität wird vielleicht erst nach seinem Ableben in der epochemachenden Bedeutung zu würdigen sein, welche der Unverstand und die Gehässigkeit der Mitlebenden zu verhüllen suchte. Allein das Ansehen eines Autors, dem die Ruhmeskränze in reichster Fülle zugeworfen wurden, und der den Inhalt seines Daseins

*) Erster Theil. Herausgegeben und mit der Biographie des Dichters eingeleitet von Adolf Wilbrandt. Wismar, Rostock und Ludwigslust. Druck und Verlag der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung 1874.

durchaus erschöpft hatte, kann, nachdem sich die Gruft über ihm geschlossen hat, kaum mehr steigen. In der That bietet auch Reuter's literarisches Vermächtniß Nichts, was den Dichter von einer neuen Seite zeigt, obwohl wir im Einzelnen viel Erfreuliches finden, aus dem uns das alte liebe Gesicht des trefflichen Humoristen in herzgewinnender Weise entgegenlacht.

Dem Bande geht eine der frischen Feder Wilbrandt's entstammende biographische Einleitung voraus, welche an belehrenden Betrachtungen und berichtigenden Angaben manches Bemerkenswerthe enthält. Die gefahrdrohende Klippe in eine einseitige Ueberschätzung des zu würdigenden Autors zu verfallen, ist von Wilbrandt im Allgemeinen sehr glücklich umgangen; man muß ihm einen unparteiischen Blick und eine allem Maßlosen abholde Anschauung nachrühmen Nur ein Mal geht die warme Begeisterung mit dem gesunden Urtheil durch, wenn Reuter als der größte deutsche Humorist des Jahrhunderts bezeichnet wird. Hierbei ist offenbar an Jean Paul nicht gedacht worden, dem kein deutscher Schriftsteller in Bezug auf Weit- und Tiefblick des Humors die erste Stelle auf dem deutschen Parnaß streitig machen kann.

Sehr anziehend ist das Portrait, welches Wilbrandt mit seiner Eleganz und Charakteristik der Striche von dem Mecklenburger entwirft. „Es ist etwas Erdiges in ihm; er grübelt nicht hoch hinauf und nicht weit hinaus; sein „Wille zum Leben" wird ihm nicht leicht getrübt; es ist ihm wohl in dem frischen Wollengeruch, dessen Kraft er athmet, unter dem luftigen Gewölbe, dessen Gluth oder dessen Regen seine geliebte flache Erdscheibe ernährt. Freilich kommt auch weniger Cultur zu ihm auf seinen Acker hinaus. Die Einschränkung seines Daseins hat ihn noch bedächtiger, schwerfälliger, formloser als die andern Genossen der deutschen Familie gemacht. Man könnte sagen: wie das auskriechende Küchlein noch ein Stück Eierschale, so trägt der Mecklenburger, auch wenn er zum Städter ward, noch etwas Ackerkrume mit sich herum. Mehr treuherzig (oder bauernschlau) als weitgewandt; mehr „mutterwitzig" als geistreich; mehr empfänglich als erfinderisch; mehr gesellig als politisch; mehr für gewohnten Genuß, als für neues Erschaffen; mehr tüchtig als groß. Doch was ist Größe? — Dieser genügsame, lebensfrohe Ackerbauer hat einige Eigenschaften, die, so oft die günstige Stunde schlägt, die rechte Mischung erfolgt, zur Größe werden. Der Mecklenburger ist vielleicht der bescheidenste Menschenschlag auf dieser Erde; bescheiden, weil er ohne vordringende Eitelkeit, weil er einsichtig, gerecht ist. Er hat eine kindlich warme, männlich treue Liebe zu seinem Beruf; eine Liebe, die der wunderbaren Unverdorbenheit seines Charakters entquillt. Er hat endlich noch Eins, das ihm Tiefsinn, Kunstgenie, leidenschaftliche Thatkraft ersetzt, das ihm die Erde

so lieb und ihn auf der Erde so liebenswürdig macht: einen lachenden, herzlichen, goldenen Humor."

Die Hauptmomente aus dem Leben des Dichters sind so allgemein bekannt, daß eine Wiederholung derselben überflüssig scheint. Interessant für die Entwicklung des Knaben ist die Einwirkung der Aeltern, welche zeigt, daß Reuter wie die meisten poetischen Naturen die dichterische Beanlagung von seiner Mutter, Intelligenz und Charakter von seinem Vater geerbt hat. Sein schon früh erwachter künstlerischer Sinn wandte sich den bildenden Künsten zu; er wünschte Maler zu werden. Aber der Vater wollte von einer solchen, unter Umständen aussichtslosen Existenz, Nichts wissen und wies den Jüngling energisch in die Gelehrtenlaufbahn. So bezog Reuter, um die Rechte zu studiren, die Universität Rostock, die er bald mit derjenigen zu Jena vertauschte. Wie er dann in schnödester Weise, aus keinem anderen Grunde, als weil er die den deutschen Einheitsgedanken versinnbildlichenden Farben getragen hatte, seiner Freiheit beraubt und sieben Jahre lang von einer Festung zur andern gezerrt wurde, bis ihm bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. die Stunde der Erlösung schlug, dies Alles sind oft besprochene Thatsachen, welche zugleich schmerzliche Blicke auf tiefschwarze Blätter in dem Buche der deutschen Geschichte eröffnen.

Hochwillkommen ist die endgültige Feststellung einer Thatsache, welcher Wilbrandt trotz ihres delikaten Charakters mit Recht nicht aus dem Wege gegangen ist. Es betrifft die Frage von Reuter's Beziehung zu dem Böttcher'schem Spruche:

Der Wasserkrug macht nimmer klug und dreist,
Der Wein ist des Poeten heil'ger Geist.

Es ist in der That unglaublich, welche Fülle antediluvianischer Märchen in Bezug auf diesen Punkt kolportirt und auf Treu und Glauben angenommen worden sind. Man hat sich nicht geschämt das Leben des Dichters in einer Weise auszumalen, als ob derselbe beständig am Spundloche eines Araksasses gelegen und an schrecklichen Ausbrüchen des delirium tremens gelitten habe. Nun wissen wir endlich, daß die elende Haft den armen Gefangenen von Zeit zu Zeit zur Anwendung aufheiternder Getränke trieb, und daß sich in Folge dessen eine „Neurose", eine krankhafte Verstimmung der Nerven des Magens und der Speiseröhre bildete, welche eine nicht zu unterdrückende Begierde nach geistigen Getränken erzeugte, die erst nach einer unter qualvollem Erbrechen erfolgten Krisis gestillt werden konnte. Nach einer solchen Katastrophe trat die Reaktion seines Geistes und Körpers mit wahrhaft wunderbarer Intensität ein, die ihn zu seinen höchsten Leistungen befähigte. Eine hochherzige Pflegerin in seiner Krankheit wurde seine Gattin, mit der er im Jahre 1851 zu Treptow einen eigenen Hausstand begründete.

In dieſe Zeit fallen auch die Anfänge von Reuter's dichteriſcher Thätigkeit. Nichts kann irriger ſein, als die Annahme einer planmäßigen Abſichtlichkeit bei der Neubelebung des Plattdeutſchen. Die ſchaffende Phantaſie des Dichters erfaßte zunächſt das Hochdeutſche als die ihm am meiſten zuſagende Form, in welcher er ein epiſches Gedicht verſuchte, das auf mecklenburgiſchem Boden ſpielend den „Kampf des Heidenthums gegen das Chriſtenthum aber zugleich auch den der Vaterlands- und Freiheitsliebe gegen die Knechtſchaft" darſtellen ſollte. Die Dichtung kam jedoch über die erſten Anläufe nicht hinaus. 1845 begann Reuter hochdeutſch „Die Reiſe nach Belgien" zu ſchreiben und gleichfalls hochdeutſch wurde 1847 der Roman angefangen und auch hochdeutſch vollendet, welcher ſpäter den Titel „Ut mine Stromtid" führen und Reuter auf dem Gipfelpunkt ſeines Schaffens zeigen ſollte. Der noch unbekannte Inhaber einer überaus ſchätzbaren Anweiſung auf Ruhm und Unſterblichkeit verſuchte es, alte und neue Schnurren, durch deren Erzählung ſich ſeine Landsleute in ähnlicher Weiſe wie die Italiener an ihren conversazione, die Araber und Perſer an ihren Märchen ergötzten, in Reime zu bringen und ſiehe da! der Pegaſus war ihm nicht ſtörriſch, ſondern erwies ſich vielmehr als williger Träger ſeines Phantaſiekränzels. Allmählig überſchritten die luſtigen rothbackigen Kinder ſeiner Muſe, welche als „Läuſchen un Rimels" aus freigebigem Füllhorn überall Frohſinn und Heiterkeit ſpendeten, die Grenzen ſeines engeren Vaterlandes, um in ganz Deutſchland Zeugniß von dem reichen in der Bruſt unſeres Volkes wohnenden Gemüthsleben abzulegen, bis das Talent des Dichters, mit ſeinen größeren Zwecken wachſend, auf jene Höhe getragen wurde, wo ihm ſeine drei größten poetiſchen Werke „Ut de Franzoſentid", „Ut mine Feſtungstid" und „Ut mine Stromtid" ſo überraſchend glückten. Wilbrandt's Bemerkungen über Reuter's einzelne Dichtungen athmen jenen Hauch geiſtreichen Feinſinns, welcher für den wiener Schriftſteller charakteriſtiſch iſt und bieten auch dem Kenner viel Anregendes uud Erfreuliches.

Eigenthümlicher aber durchaus zufälliger Weiſe iſt der erſte Band des Reuter'ſchen Nachlaſſes vorzugsweiſe ſatiriſchen Inhalts. Für den zweiten ſtellt uns Wilbrandt eine Reihe in Proſa erzählter „Läuſchen" und die „Memoiren eines alten Fliegenſchimmels" ſowie eine Auswahl von Briefen in Ausſicht. Wohl finden ſich auch in jenem erſten Theile dichteriſche Gaben, aus denen uns der göttliche Humor in völlig harmloſer und naiver Weiſe reich und voll entgegenſtrömt. Aber dieſe erwecken nicht das Hauptintereſſe, welches ſich vielmehr an andere Poeſieen des Bandes knüpft, bei denen aus dem üppigen Rankenwerk und dem reichen Blumenflor der humoriſtiſchen Phantaſiegebilde ſcharf und blank geſchliffene Stilets hervorglitzern. Es iſt von jeher das gute Recht des Humoriſten geweſen, die befreienden Mächte des geſunden Menſchenverſtandes zur Bekämpfung alles Gekünſtelten und Verſchro-

benen anzurufen. Reuter reagirt hier, und das iſt das Charakteriſtiſche, vom Standpunkte ſeines demokratiſchen Selbſtbewußtſeins, für das er die ſchönſten Jahre ſeiner Jugend im Kerker vertrauern mußte, gegen den verrotteten Conſervativismus in ſeinem Eigendünkel, ſeiner Unwahrheit, ſeiner Gemeinſchädlichkeit. Hierin liegt bei dieſen Dichtungen die ethiſche Grundidee, welche ihnen zugleich den Stempel eines hohen Geiſtesadels aufdrückt. Zu beachten bleibt jedoch, daß ſelbſt Reuter's bitterſte Satire Nichts gemein hat mit dem ätzenden Sarkasmus Voltaire's, deſſen hideux sourire wie Schwefelſäure wirkt, und daß er uns niemals den großen Humoriſten und den wahren Dichter vergeſſen läßt. Wohl reißt er Wunden auf, aber ebenſo ſchnell iſt er, um den Schmerz zu lindern, mit dem Balſam bei der Hand, und ſein äſthetiſcher Sinn begnügt ſich nicht mit ſatiriſchen Fetzen, ſondern ſtrebt dem geſchloſſenen Kunſtwerke zu, welches allein einen verſöhnenden Eindruck machen kann.

Gleich die erſte Dichtung: „Ein gräflicher Geburtstag," 1845 oder 46 geſchrieben, iſt geiſtreich im beſten Sinne des Worts. Die Satire ſchildert die Geburtstagsfeier der Herrin auf der gräflich Hahn'ſchen „Begüterung" in Mecklenburg. Man kann die erzwungenen Künſteleien bei dergleichen officiellen Feſtlichkeiten nicht rückſichtsloſer geißeln, als es hier von Reuter geſchehen iſt. Sein ganzer Manneſtolz bäumt ſich auf gegen dieſe verächtliche Selbſterniedrigung der Menſchen zu marionettenartigen Puppen, welche in unterthänigſter Knechtſchaft erſterben möchten. Zum Zwecke einer ſolchen ganz inhaltloſen Feier, die nicht als unmittelbarer Dankesausdruck des freudig erregten Volkes, ſondern als amtlich abgeforderter Tribut zu betrachten iſt, werden die mühſam gereiften Früchte langen Fleißes leichtſinnig verſchleudert, und eine lächerliche Komödie ſoll dazu dienen das Volk über ſeine heiligſten Rechte hinwegzutäuſchen, nach welchen es ſo ſehnſüchtig verlangt, und die immer wieder gleich einer fata morgana in Nichts zerfließen. Dies wird von Reuter in einer Reihe köſtlicher Genrebilder zur Anſchauung gebracht. Wie reizend iſt es, wenn das Volk einen Lobgeſang auf die Gräfin nach der Melodie der Barcarole in Auber's „Stumme von Portici" anſtimmt, und mit welchem feinen Humor werden in die Beluſtigungen des Volkes und der Jugend die politiſchen Tagesbeziehungen hineingeflochten. Der freie immer das Große umfaſſende Blick Reuter's kann ſich nicht ſchöner geltend machen, als es hier geſchieht. Dazu erhält die ganze Dichtung durch den armen Handwerksburſchen, welcher ein Holtei'ſches Lied über die ungleiche Vertheilung der menſchlichen Güter und Gaben ſingt, einen wehmüthig-rührenden und doch voll austönenden künſtleriſchen Abſchluß.

Noch bedeutender iſt die „Urgeſchicht von Mecklenborg", welche Reuter 1859 zu ſchreiben begann und 1862 ſo weit vollendete, wie ſie druckreif geworden iſt. Schon die Einleitung iſt ein kleines Meiſterſtück, überſprudelnd

in der Fülle des reichsten Humors. Wie Reuter mit dem Inspektor Knitschky ein altes unterirdisches Klostergewölbe entdeckt und hier einem Mönchsgerippe das die Urgeschichte Mecklenburgs enthaltende Manuscript raubt, wird zusammen mit vielen anziehenden Episoden erzählt, und nicht minder ergötzlich ist das klägliche Verschwinden des kostbaren Schriftstückes, welches zu Papierdüten und zum Einwickeln von Spickgänsen verwendet wird. Reuter erzählt dann aus der Erinnerung die Geschichte, welche Mecklenburg von der Erschaffung der Welt bis zum Tode Japhet's schildert. Wirklich genial ist die Persiflage der deutschen Duodezfürsten, welche sich wie ein rother Faden durch das ganze Werk zieht. Wie heftig müssen die Narben der Wunden geschmerzt haben, welche ihm Bosheit und Unverstand in jenen Jahren geschlagen hat! Aus den einzelnen Erzählungen, welche scheinbar die übermüthigste Ausgelassenheit in tollster Laune geschrieben hat, zuckt wie ein feuriger Blitz der Hohn über die damalige Erbärmlichkeit unseres Vaterlandes. In diesen Kindern heiterster Laune lebt zugleich ein Ernst des politischen Pathos, welcher an „Ut mine Festungstid" erinnert. Namentlich ist Japhet, der Typus des unfähigen, dumm stolzen Absolutismus, eine köstliche Figur. Aber Reuter zeigt auch, daß der Humor nicht einseitig ist, sondern überall Licht und Schatten gleichmäßig zu vertheilen weiß, indem er nicht minder der urtheilslosen Menge die derbsten Nackenschläge der Satire austheilt.

Die „Briefe des Herrn Inspektor Bräsig" wurden 1855 und 56 geschrieben, wo sie in „Reuter's Unterhaltungsblatt für Mecklenburg und Vorpommern" erschienen. Ohne die Bedeutung der erwähnten Dichtungen zu erreichen, bieten sie doch hübsche Muster jener holländischen Kleinmalerei, in welcher Reuter so groß ist. Es sind Prosa-Läuschen von liebenswürdiger Komik. Wenn man erfährt, wie dem trefflichen Inspektor Bräsig aus Mißverständniß der letzte Zahn ausgezogen wird, oder von der göttlichen Dummheit seines „Schwestertochtersohnes" Körling liest, so will die Erinnerung daran nur schwer aus dem Kopfe. „Die Reise nach Braunschweig", das erste schriftstellerische Unternehmen des elfjährigen Fritz Reuter, zeigt eine seltene Frühreife, namentlich nach der Seite des Humors, und die beiden Gedichte „Ok 'ne lütte Gaw för Dütschland" und „Großmütting, hei is dod!" sind poetische Blüthen, hervorgerufen durch die große Zeit der Jahre 1870 und 71. Sie zeigen den ganzen Ernst der großen Zeit und sind an dieser Stelle gewiß sehr willkommen.

Wenn es gestattet ist, von dem ersten Bande einen Schluß auf den hoffentlich recht bald zu erwartenden zweiten zuziehen, so ist der Nachlaß Fritz Reuter's würdig neben das Beste gestellt zu werden, was wir der Muse des Dichters verdanken.

Eugen Zabel.

Vom preußischen Landtag.

Berlin, den 6. Juni 1875.

Das Herrenhaus hat in dieser Woche die Berathung der Provinzialordnung beendigt. Die wichtigeren Abänderungen sind in der vorigen Woche beschlossen und hier bereits im vorigen Brief behandelt worden. Morgen steht nun die Provinzialordnung mit den Abänderungen des Herrenhauses wiederum bei den Abgeordneten auf der Tagesordnung. Die Freunde des Gesetzes haben sich viel Mühe gegeben, dasselbe schließlich durch ein allseitiges Compromiß zu retten. Im vorigen Brief wurde erwähnt, daß das Herrenhaus für die Theilnahme an der provinziellen Staatsverwaltung den Provinzialausschuß, welchen Regierungsvorlage und Abgeordnetenhaus für diesen Zweck in Aussicht genommen, durch ein besonders construirtes Organ ersetzt hat: den Provinzialrath. Ebenso ist an Stelle des Bezirksausschusses ein Bezirksrath gesetzt. Ein Amendement des Oberbürgermeisters von Berlin hatte eine von den Beschlüssen der Herrenhauscommission abweichende Construction und des Bezirksrathes vorgeschlagen, die aber nicht die Zustimmung des Hauses fand. Den Inhalt des Amendements anzugeben, wird erst im nächsten Brief von Interesse sein. Denn dieses Amendement soll nunmehr im Abgeordnetenhaus als Modifikation der Herrenhausbeschlüsse eingebracht werden, und man hofft, daß das Herrenhaus eventuell zustimmt. Ueber das Schicksal des Planes wird im nächsten Brief zu berichten sein. Außerdem hat das Herrenhaus in dieser Woche das Gesetz über die Ausstattung der Provinzen mit eignen Fonds berathen und im Wesentlichen nach den Beschlüssen der Abgeordneten angenommen, desgleichen das Gesetz über die Verwaltungsgerichte. Die übrigen Gegenstände waren technischer Art. Mit solchen Gegenständen hat sich in dieser Woche auch das Abgeordnetenhaus überwiegend beschäftigt. Das Gesetz über die Vermögensverwaltung in den katholischen Kirchengemeinden lag dem Abgeordnetenhaus mit den Abänderungen des Herrenhauses vor. Die Berathung eines Gesetzes, welches im Abgeordnetenhause durch seine drei Lesungen gegangen und dann vom Herrenhaus zurückkommt, erfolgt immer in der Form der dritten Lesung. Diesmal nun wurden die Abänderungen des Herrenhauses angenommen bis auf die eine, welche den Vorsitz des Pfarrers im Gemeindekirchenrath, den das Abgeordnetenhaus aus der Regierungsvorlage beseitigt, wieder hergestellt hatte. Der Vorsitz des Pfarrers wurde zum zweiten Mal beseitigt, wovon die Folge ist, daß das Gesetz an das Herrenhaus zurückgeht. C—r.

Zum Gedächtniß an Georg von Vincke.

Am 17. Juni ist Georg von Vincke, 64 Jahr alt, im Bade Oeynhausen infolge eines Schlaganfalls verschieden. Mit ihm ist einer der allererſten parlamentarischen Kämpfer Deutschlands heimgegangen. Er war der ersten einer in zeitlichem Sinne. Denn seine klare Stimme wiederhallte vom vereinigten Landtag durch ganz Deutschland zu einer Zeit, wo Männer, die mit solcher Schärfe und Beredsamkeit die an englischer Geschichte und Staatsverfassung geschulte constitutionelle Doctrin verkündeten, zu den seltensten gehörten. Er war aber der ersten parlamentarischen und politischen Kämpfer einer auch im geistigen Sinne. Seine Reden tragen das echte Gepräge des Genie's: sie veralten nie. Man lese die Reden Vincke's aus der Zeit des vereinigten Landtags, da er gezwungen war, die Schärfe seines Geistes und Witzes an dem Nachweis zu üben, daß das königliche Verfassungspatent vom 3. Februar 1847 ein romantischer Anachronismus sei; oder seine Reden aus dem Frankfurter Parlament, wo er einer der rühmlichsten Führer der Kaiserpartei gewesen; oder seine Reden aus dem Erfurter Parlament, wo er die Reichsverfassung gegen die Schwäche der preußischen Regierung und den lauernden Abfall ihrer Bundesgenossen vertheidigte; dann seine mannhaften Reden im preußischen Abgeordnetenhause seit 1849 inmitten der todten Reaction, wo er fast allein die constitutionelle verfassungsmäßige Freiheit, die nationale Idee begeistert vertrat; man lese dann aus der Zeit der Wiedergeburt Deutschlands und den Tagen des Conflictes seine großen Reden über Kurhessen, Schleswig-Holstein, die Anerkennung Italiens und seine letzte große Rede bei der Generaldebatte über die norddeutsche Bundesverfassung im Frühjahr 1867. Und man wird — von einzelnen Irrthümern, wie seiner Rede zu Gunsten des österreichischen Reichsverwesers am 17. Juni 1848 abgesehen, — erstaunt sein über die Unverwüstlichkeit dieser Gedanken in einer Zeit, in der das Beste so rasch veraltet.

Georg von Vincke war in der Debatte der gefährlichste Gegner seiner Gegner. Er hatte die Lager fast aller Parteien, auch der angegriffenen, sicher auf seiner Seite. Zudem waren ihm Wenige gewachsen an staatswissenschaftlichem Wissen und an Klarheit und Tiefe des politischen Gedankens und Ausdrucks. Er war darum einer von Seiten der Linken und der Reaction bestgehaßten Männer in Frankfurt a. M. und in den fünfziger Jahren. Ebenso lebhaft grollte ihm der Fortschritt und mancher Nationale des linken Flügels am Beginn der neuen Zeit, als Vincke zum letzten Mal parlamentarisch thätig war. Im Jahre 1868 zwang ihn dauernde Kränklichkeit zur Niederlegung seines Mandates. Er hoffte, wie Briefe aus jener Zeit bekunden, immer noch einmal in die parlamentarische Arena steigen zu können. Aber es sollte nicht sein. Nun er todt ist, werden auch die mit dem Lebenden Unversöhnten, mit dem trauernden Vaterlande bekennen: daß Deutschland einen seiner verdientesten, tapfersten und bedeutendsten Männer verloren hat!

B.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 25.

Ausgegeben am 18. Juni 1875.

Inhalt:

	Seite
Zum 18. Juni 1875. La Belle-Alliance.	441
Das Vermächtniß des Pfarrers Fabienbruch von Gorsleben aus dem Jahre 1545. Dr. Gustav Dannehl.	468
Vom preußischen Landtag. C—r.	477
Literatur.	479

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Zum 18. Juni 1875.

La Belle-Alliance.

Am 18. Juni 1875 sind sechzig Jahre verflossen, seit das erste französische Kaiserthum durch die belle alliance britischer und preußischer Waffenkraft endgiltig zu Boden geworfen ward. Uns Deutschen von heut, die wir die Schlacht von Waterloo im Lichte von Sedan schauen, uns ziemt es, dieses Tages in ernster Treue mit frohem Stolze huldigend zu denken.

Die Einnahme von Paris im März 1814 schien den Höllenrachen jener furchtbaren Kriege geschlossen zu haben, in deren Geleit Napoleon I. Europa durchzogen: eine Lucifergestalt von erhabener Tragik, eine Gottesgeißel, deren Schläge Fürsten und Volk drei Lustra durch mit unerhörter Wuth gepeitscht. — Und doch: der Sieg von 1813 und 1814 schien allzuschnell die Wunden vergessen zu lassen, die doch noch bluteten; der kalte Luftzug diplomatischer Verhandlung schien allzuschnell die Gluth gekühlt zu haben, welche die Waffen der Verbündeten zu Einem großen Racheschwert zusammengeschweißt! — Anfangs des Jahres 1815 waren auf dem Congreß zu Wien die Großmächte über die polnische und sächsische Frage in offenen Streit gerathen; am 1. März landete Napoleon an der Küste der Provence. „Vortrefflich!" rief Wilhelm von Humboldt „das giebt Bewegung!" In der That — mochte es auch „schrecklich sein, das theuer erkämpfte Gut wieder sich entrissen zu sehn und nun von neuem anfangen zu müssen"*) — die „Bewegung" kam gerade noch zu rechter Zeit; noch war der Zwiespalt zu versöhnen, noch waren die Heere nicht allzusehr reducirt, nicht allzuweit von Frankreichs Grenzen zurückgezogen. Mit Einem Schlage ward alles wieder neu: die Alliance, die Begeisterung.

Doch während Napoleon zu Wien geächtet wurde, beeilten die Franzosen sich, seine Mitschuldigen zu werden. Auch sie und sie vor Allen waren noch nicht genug durch ihn gestraft! Nicht fröhlich zwar, aber doch willig boten sie ihm abermals, was er heischte: die Mittel zum Kriege.

Zwischen der Heeresaufbringung Napoleons I. im Jahre 1815 und derjenigen Gambetta's bestehen gewisse Aehnlichkeiten, auf welche man neuerdings

*) Varnhagen: Bincke's Leben.

hingewieſen hat; aber Napoleon befand ſich in ungleich günſtigerer Lage und hat — quantitativ wenigſtens — doch viel Geringeres geleiſtet. Er fand ungefähr 160,000 Mann unter den Fahnen, 50,000 Mann beurlaubt, und daneben disponirte er in der Nation über mehr als eine Viertel-Million kriegserfahrener Soldaten, aus denen er ſeine Heerſchaaren ergänzen und verſtärken konnte. Dazu kamen die Conſcription von 1815, die Matroſen und hinter alledem die Garde-nationale. — Man kann nicht ſagen, daß der Kaiſer mit großer Energie von dieſen Hilfsquellen Gebrauch gemacht; nur langſam und zögernd hat er eine nach der andern eröffnet. Ihn lähmten anfangs ſeine friedlichen Verſprechungen; dann graute ihm vor der Entfeſſelung der Volkskraft; von einer Revue der 80 Tirailleurbataillons der pariſer Nationalgarde kehrte er mit dem Ausrufe heim: „Wenn ich gewußt, daß ich ſo tief herabſteigen müßte; ich wäre auf Elba geblieben!“ In dritthalb Monaten gelang es ihm nur, den Stand ſeiner eigentlichen Feldarmee um etwa 50,000 Mann zu erhöhen. Er formirte nach und nach 1 Corps Kaiſergarde, 7 Linien-Armee-Corps, 4 Cavallerie-, 4 Obſervations-Corps (Jura, Var, Oſt- und Weſt-Pyrenäen) und eine Armee gegen die empörte Vendée. — Das V. Corps unter Rapp ſtand im Elſaß, das VII. unter Suchet in Savoyen; die Hauptmaſſe bildete die Große Armee, welche am 10. Juni, von Napoleon geführt, in Belgien einmarſchirte. So wenig begründet aber die Bewunderung iſt, mit der von den meiſten Schriftſtellern „die ungeheuere Energie“ geprieſen worden, welche Napoleon 1815 bei Aufbietung der Heereskräfte Frankreichs entfaltet habe, ſo gerechtfertigt iſt der ſoldatiſche Stolz, mit dem das Auge der Franzoſen auf der Operationsarmee von Belgien ruht. Wohl zählte ſie nur 128,000 Mann und 344 Feuerſchlünde; aber faſt durchweg beſtand ſie aus altgedienten Soldaten. Vittoria und Leipzig, Kulm und Paris hatten dieſe vergeſſen; in ihrem Gedächtniſſe lebten nur die Ruhmestage, und ihre Herzen erfüllte der fanatiſche Wunſch, das Unglück zu rächen, das über „das Frankreich des großen Napoleon“ gekommen war. — Und faßt man die Feldherrn ins Auge: Wer wollte einen beſſeren Generalſtabschef nennen als Marſchall Soult? Gab es tüchtigere Infanterie-Corps-Führer als Gérard, Lobau oder Reille? Und was durfte man nicht von einer Kavallerie erwarten, an deren Spitze Kellermann, Pajol und Excelmans ſtanden?! — Daß dieſer glänzenden Ausſtattung die innere Moral nicht völlig entſprach, hat freilich der Verlauf des Feldzuges gelehrt.

Napoleon's zauderndes Benehmen, wie es bei der Armee-Bildung hervortritt, findet ſein Gegenſtück in dem Verhalten der Verbündeten; aber wahrlich, weder durch Blücher's noch durch Wellington's Schuld. — Die politiſch-ſtrategiſche Lage, welche zu einer ſolchen Haltung führte, iſt erſt in neueſter Zeit auf Grund archivaliſcher Documente vom General von Ollech klar

gekennzeichnet worden*). Auf seine sorgfältigen Untersuchungen und seine ausgezeichnete Darstellung auch der Schlacht von Waterloo selbst, werden sich die folgenden Schilderungen stützen.

Um die Mitte des März 1815 standen am Niederrhein noch drei preußische Armee-Corps unter Oberbefehl des Grafen Kleist von Nollendorf. Diese Corps waren aber in Folge von Abkommandirungen so schwach, daß sie zusammen nur 15 Infanterie- und 13 Kavallerie-Regimenter, wenig über 30,000 Mann zählten. — Außerdem standen unter Thielmann 14,000 Sachsen am Rhein.

In Belgien befand sich die englisch-hannöversche Armee: nicht mehr als 22 incomplete Bataillone, und daher, einschließlich der deutschen Legion, kaum 15,000 Mann stark. — Südwestl. von Brüssel versammelte sich die schwache belgische, bei Mastricht die holländische Armee.

Zwischen Mosel und Saar und in der Pfalz standen bayrische Truppen unter Wrede.

Am 17. März wurde Fürst Blücher mit dem Oberbefehl der preußischen Armee am Niederrhein betraut, und vorläufig ging der Chef seines Generalstabes Graf Neidhardt von Gneisenau mit unbeschränkter Vollmacht dahin ab. — Am 23. März befahl der König von Preußen die Mobilmachung der ganzen Armee und die Zusammenstellung des Feldheeres, welche mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Denn angesichts des Feindes, dessen unmittelbaren Angriff man eben damals erwartete, sollten die Armeecorps zum Theil aufgelöst und durch Austausch der Regimenter neu formirt werden, und zwar so, daß ältere und jüngere Regimenter, Landwehr und Linie, gemischt würden. Die Landwehr der alten Provinzen sollte unter neuen Führern an den Rhein eilen; aber da sie auf den Fußmarsch angewiesen war, mußte bis zu ihrem Eintreffen noch geraume Zeit verfließen. Bei der Reiterei wurden 14 neue Regimenter geschaffen, zum Theil durch Abgabe je einer Escadron mit ihren besten Offizieren, sodaß die Regimenter sämmtlich vorläufig nur drei Schwadronen zählten.

Ueber das sächsische Corps wurde in der Weise verfügt, daß vom Feldwebel abwärts alle Mannschaften, welche in den preußisch gewordenen Lan-

*) Carl Fried. Wilh. von Reyher, General der Kavallerie und Chef des Generalstabs der Armee. Ein Beitrag zur Geschichte der Armee mit Bezug auf die Befreiungskriege. — Von v. Ollech, General der Infanterie und Director der Kriegs-Akademie. — Beihefte zum Militär-Wochenblatt. 1869, 1870, 1873, 1874, 1875. — Für den vorliegenden Aufsatz sind die drei letzten Hefte benutzt, welche den Feldzug von 1815 bis einschließlich Waterloo umfassen. Sie enthalten eine außerordentliche Fülle ganz neuer und höchst wichtiger Mittheilungen, denen jeder Geschichtsfreund seine Aufmerksamkeit umsomehr zuwenden sollte als über die Kriege gegen Napoleon ja noch fast gar nichts Offizielles erschienen ist und die militärischen Archive noch überaus wenig ausgebeutet sind.

destheilen Sachsens heimisch waren, in die preußische Armee übergehn, die übrigen aber den Kern eines neu aufzustellenden sächsischen Heeres bilden sollten. — An die Ausführung dieser Maßregel knüpfte sich der bekannte Aufstand der sächsischen Truppen, in Folge dessen dieselben am Feldzuge von 1815 nicht Theil nahmen, sondern über den Rhein zurückgeschickt wurden.

Gegen Ende April stand die preußische Armee mit drei noch unvollständigen Corps in Ausdehnung von etwa 24 Meilen von Trier bis Charleroi auseinandergezogen, während die Armee Wellingtons, von Charleroi bis Nieuport zu beiden Seiten der Schelde 20 Meilen lang, sich an die preußische Linie anschloß. Lord Wellington verfügte jetzt über ungefähr 25,000 M. guter englischer und hannoverscher Truppen sowie über 20,000 Holländer und Belgier. Außerdem lagen an 14,000 M. als Besatzungen in den belgischen Festungen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Ausdehnung dieser nicht eben starken Truppenmacht auf eine Linie von 44 Meilen gewagt erscheint; sie ist aber erklärt durch die Nothwendigkeit, einerseits mit dem preußischen Heere die Maas festzuhalten, andererseits die englische Armee auf das Meer zu basiren.

Am 19. April war Blücher in Lüttich eingetroffen. Der greise Held, den die Verhandlungen zu Wien so tief verstimmt hatten, daß er seinen Abschied eingereicht, war bei der Nachricht von Napoleons Rückkehr in die jubelnden Worte ausgebrochen: „Das ist das größte Glück, welches Preußen begegnen konnte. . . Nun wird die Armee alle in Wien begangenen Fehler wieder gut machen!“ — Von dieser Hoffnung erfüllt, athmete er neuen Lebensmuth. Er war wieder ganz der schneidig-frische Husarengeneral, von dem der alte Arndt gesungen:

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar!
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er auch Verwalter des Schlachtfeldes sein.

Gneisenau hielt dem Feldmarschall Vortrag über den Operationsentwurf, den er bereits zu Anfang des April dem Könige hatte vorlegen lassen. Gneisenau rechnete auf die Aufstellung von vier selbständigen Armeen: Die erste in Belgien (Preußen, Briten und deren Hilfstruppen) die zweite am Mittelrhein (Baiern, Württemberger und deutsche Kontingente) die dritte am Oberrhein, (Oesterreicher). Die vierte Armee sollten die am weitesten entfernten Russen am Mittelrheine bilden, um als Reserve zu dienen. — Die drei ersten Armeen sollten sämmtlich unmittelbar auf Paris losgehn. Was auch einem der Nachbarheere geschehn möge, ob es geschlagen werde oder nicht; jeder Oberbefehlshaber müsse unbeirrt seinen Weg fortsetzen, indem er hinter sich nur mobile Detachements zurücklasse, bestimmt, die festen Plätze

zu beobachten. — Die Reserve-Armee erhält die Aufgabe, Unfälle, welche eins der Heere erster Linie etwa erlitte, wieder auszugleichen, sei es durch directe Unterstützung, sei es durch Flankenbewegungen gegen die feindlichen Verbindungen. — Dieser auf die numerische Ueberlegenheit der Verbündeten begründete Operationsplan zeigt den ganzen Gneisenau, seine Klarheit, seine Vollwilligkeit, seine Entschiedenheit! — Aber wieviel fehlte, daß solche Anschauungen im Rathe der Fürsten, wo Metternich und Schwarzenberg die ersten Geigen spielten, durchgedrungen wären! Gneisenau ahnt das wohl, und er schließt deshalb die strategischen Betrachtungen seines Feldzugs-Entwurfes mit den Worten:

„Jeder Operationsplan, der sich damit beschäftigt, die Thätigkeit der Armeen von den Fortschritten der Operationen in Italien (gegen Murat) abhängig zu machen, ist fehlerhaft, weil er uns Zeitverlust verursachen würde und dadurch gefährlich wird. Sind die Armeen an der Ostgrenze Frankreichs versammelt, so müssen die Operationen sofort auf das Kräftigste aufgenommen werden."

Wellington theilte diese Anschauungen vollkommen. Er wies nach, daß Napoleon höchstens 180,000 Mann in's Feld führen und daß man diesen schon Ende April 270,000 Mann entgegenstellen könne. Je länger man die Operationen aufschiebe, desto vollständiger würden Napoleons Rüstungen werden, desto sicherer zerbröckele der Kern der Royalisten in den westlichen und südlichen Departements.

So dachte man angesichts des Feindes. — In der Conferenz aber, in welcher am 19. April zu Wien protocollarisch über den Feldzugsplan entschieden wurde, erklärte Fürst Metternich vorweg, daß die österreichische Armee bis zum ersten Mai nicht zu einer Offensiv-Operation verfügbar sei. Der Plan Wellingtons und Gneisenau's wurde abgelehnt, weil es bedenklich sei, Angriffe mit Armeen zu wagen, die nicht denen des Feindes überlegen wären. (!) Die Offensiv-Operationen könnten nicht vor dem 1. Juni beginnen. Sollte Wellington vor diesem Termin angegriffen werden, so möge dem Fürsten Wrede gestattet sein (!), mit den Bayern und Württembergern eine Demonstration in der Richtung auf Metz zu machen.

Ende April trat endlich Schwarzenberg mit seinen eigenen Ideen hervor und damit eine abermalige Hinausschiebung des Operationsbeginns um 16 Tage. — In die erste Reihe stellte der Fürst die Forderung, daß man überall die numerische Ueberlegenheit um das Doppelte festzuhalten suchen müsse, ebenso die vollkommenste Sicherheit im Rücken durch Verschanzungen und Reserve-Corps. (!) Der Feind sollte dadurch, daß man auf weit von einander gelegenen Entfernungen in Frankreich einrückte, zur Theilung seiner Streitkräfte, zur Entblößung einzelner Landstrecken genöthigt

werden. — (Als wenn Napoleon ſich jemals in ſolcher Weiſe das Geſetz vom Gegner hätte geben laſſen!) — Die natürlichſte Operationsbaſis für Oeſterreich werde beſtimmt durch die leichte Verbindung des deutſchen mit dem italieniſchen Heerestheile; die öſterreichiſche Armee, welcher ſämmtliche deutſche Contingente zuzuweiſen ſeien (!), müſſe daher den rechten Flügel an Mainz lehnen, den linken an die Päſſe von Piemont, während die Schweiz ihr Centrum bilde. Von Mainz bis zur engliſchen Armee ſollten die Preußen ſtehn; Lord Wellington ſei auf Holland und Belgien baſirt; die Ruſſen aber, *ohne* natürliche Baſis, füllten am beſten den großen Zwiſchenraum zwiſchen der preußiſchen und der öſterreichiſchen Armee aus, den letztere beide beim Herannahen der Ruſſen durch Rechts- und Linksſchieben in der ſtrategiſchen Front herſtellen ſollten; aber nicht als Reſerve, ſondern in erſter Linie ſeien auch die Ruſſen zu verwenden. — Die Offenſive der Oeſterreicher beginne von ihrem linken Flügel her, alſo von Piémont, die der Engländer und Preußen von deren rechtem Flügel, der Schelde; übrigens müſſe jedoch der Angriff ausgeſetzt bleiben, bis die Ruſſen erſcheinen würden, könne alſo keinesfalls vor dem 16. Juni beginnen. Sollte *vor* dieſem Termin eine der Armeen angegriffen werden, ſo ziehe ſie ſich ſo lange zurück — *bis alle andern „energiſche Demonſtrationen" gemacht haben.* (!!) — —

Das war denn nun der ganze Schwarzenberg in ſeiner Beſorglichkeit und Hinterhältigkeit, in ſeiner Abhängigkeit von Metternich, in ſeinem eigennützigen Oeſterreicherthum. Die öſterreichiſch-italieniſche Armee ſollte erſt heran ſein, Oeſterreich alſo am *ſtärkſten* auftreten; *ihm* ſollten alle andern Contingente Deutſchlands zugewieſen werden; ſeine Truppen ſollten von *Piémont* her, alſo auf dem entfernteſten Kriegsſchauplatze auftreten, wo mit Beſtimmtheit vorauszuſetzen war, daß man dem Kaiſer Napoleon nicht begegnen werde und wo, falls man ſich in dieſem Punkte dennoch irren ſollte, der freie Rückzug in die ſichere Schweiz in jedem Augenblicke offen ſtand.

„Dieſe abſolute Sicherheit ohne den geringſten Schein eines Wagniſſes ſetzte allerdings die preußiſch-engliſche Armee der Gefahr aus, von Napoleon erdrückt zu werden, während die Maße der verbündeten Armeen noch *auf dem rechten Rhein-Ufer ſtand*. Ihre Hilfe, ihr Degagiren, ihr Aufſichaufmerkſammachen, ihre Demonſtrationen wären bei 90 Meilen Entfernung *viel zu ſpät* gekommen. Wenn aber Blücher und Wellington geſchlagen waren, dann darf es mit Recht bezweifelt werden, ob Oeſterreich gegen den *Sieger* Napoleon im Herzen Frankreichs noch einen Entſcheidungskampf geſucht haben würde, zu deſſen Herbeiführung es jetzt die vollen 800,000 Mann für unentbehrlich hielt." — Freilich: auf alle Fälle hatte Oeſterreich dann die ungeſchwächten Hände frei, ſtand gebietend da und konnte thun und laſſen, was es wollte. —

Vergeblich war aller Widerſpruch, den der Plan Schwarzenberg's erfuhr; vergeblich ſchrieb Lord Wellington: „Einer Ausdehnung vom Kanal bis zu den Alpen kann ich durchaus nicht zuſtimmen, und ich bin überzeugt, daß dieſelbe nicht nur verhängnißvoll werden wird, ſondern daß die Truppen (Oeſterreichs) auf dem linken Flügel unſerer Front ganz aus der Operationsrichtung herausfallen.“ Vergeblich wies Gneiſenau darauf hin, daß die Muße, welche man Buonaparte laſſe, ſeine Kriegsvorbereitungen zu treffen, die bevorſtehende Campagne von Tag zu Tag zu einem ernſteren Unternehmen mache; vergebens ſchrieb Blücher an Schwarzenberg, wie unangenehm ihm die Verzögerung der Operationen bis zum 16. Juni ſei, da er ſein Heer durch außerordentliche Anſtrengungen bis zum 24. Mai vereinigt haben werde. Vierzehn Infanterie-Regimenter hätten den Marſch von der Elbe bis Aachen in 11 Tagen zurückgelegt, und nun ſollten ſie noch faſt einen Monat lang in der ausgezehrten Gegend mit Gewehr bei Fuß hungern? — Vergebens! Schwarzenberg blieb hartnäckig bei ſeinem einmal aufgeſtellten Plan.

Und auch damit noch nicht genug! — Am 3. Mai erlitt Murat bei Tolentino die entſcheidende Niederlage; ſeine Armee löſte ſich, wie einſt die des Arragoniers Ferrantin von Neapel, vor dem Anmarſch der Gegner auf; er floh am 20. Mai nach Frankreich; die Bourbonen kehrten zurück — was hinderte nun noch das raſche Vordringen der öſterreichiſchen Armee über den Rhein? — Schwarzenberg's Entſchluß, den Krieg erſt am 27. Juni zu eröffnen! — „Die bisherige Verzögerung der Operationen (ſo ſchrieb er am 6. Juni) erlaubt uns nun, die Ankunft der ganzen ruſſiſchen Armee zu erwarten. Der glückliche Ausgang des Krieges gegen Neapel geſtattet uns auch, 100,000 Mann als unſern linken Flügel aus Piémont hervorbrechen zu laſſen. Für Oeſterreich iſt es ein Bedürfniß, mit dieſer Armee aus Italien in Verbindung zu bleiben und ſie in den allgemeinen Operationsplan hineinzuziehn.“

Schwarzenberg ſtellte jetzt alſo die öſterreichiſchen Intereſſen den allgemeinen unumwunden voran. Er iſt unerſättlich in ſeinen Forderungen für dieſelben. — Was verlangten Blücher und Wellington? Nichts als das Recht anzugreifen und wenn es ſein müſſe, ſich zu opfern.

Kehren wir nach Belgien zurück.

Anfangs Mai waren die Armeen concentrirt worden. Das I. preußiſche Armee-Corps (Zieten) ſammelte ſich um Fleurus, das II. (Borſtell, ſpäter Kleiſt) bei Namur; das III. (Thielmann) ſollte nach Arlon und Baſtonge weſtl. Luxemburg marſchieren; das IV. (Bülow) rückte von Coblenz nach Malmedy. — Um Mitte Mai ſtand das I. Corps um Charleroi, das II. um Namur, das III. um Ciney auf dem rechten, das IV. um Lüttich auf dem

linken Ufer der Maas. Mit Bezug auf die Annäherung an die englische Armee dachte sich Gneisenau den Sammelpunkt des ganzen preußischen Heeres bei Sombreffe, 9 Meilen von Lüttich, 2½ Meilen von Namur, 2⅓ Meile von Charleroi, 6 Meilen von Ciney. Die Stellung von Sombreffe-Bry hat den Lignybach mit St. Amand und Ligny vor der Front. — Ende Mai zählte die preußische Armee in Belgien 136 Bataillone, 135 Escadrons und 39 Batterien, im Ganzen 116,000 Mann.

Die englische Armee erreichte in der ersten Junihälfte ihre volle Stärke: 106,000, nach Abzug der Besatzungen 94,000 Mann. Nur der kleinere Theil bestand aus National-Engländern; die Hauptmasse bildeten die Hannoveraner, Braunschweiger, Nassauer, Holländer und Belgier. Von 82,000 Mann Fußvolk waren nur 27,000, von 14,000 Reitern nur 6000 Briten. — Eingetheilt war die Armee in zwei Corps und die Reserve. Die letztere, unter Wellington's persönlichem Befehl, stand in und um Brüssel. Die beiden andern Corps kantonnirten in dem Raum südl. der Dyle von dem rechten Flügel Gent bis zu dem linken Flügel Quatre Bras, und zwar das I. Corps unter dem Prinzen von Oranien auf dem linken, das II. Corps unter Lord Hill auf dem rechten Flügel. — Nach einem Punkte in der Mitte war die Armee am zweiten Tage zu sammeln, nach dem linken Flügel, d. h. also nach dem Verbindungspunkte mit den Preußen, erst am dritten Tage. Die schwächere englische Armee war also nicht so eng concentrirt, wie die stärkere preußische; Wellington war nicht im Stande, Blücher so schnell zu Hilfe zu eilen, wie dieser ihm. — Auch englischerseits hat man neuerdings zugegeben, daß jene Kantonnements zu ausgedehnt waren. Aber der Herzog *glaubte nicht* an einen Angriff in den Thälern der Maas oder der Sambre; *er erwartete überhaupt keinen Angriff Napoleon's* und hielt alle Meldungen von Truppenbewegungen jenseits der Grenze lediglich für Beweise der ausgedehntesten Defensivmaßregeln des Feindes. Er hatte sich in diese Anschauung seit Anfang April hineingelebt und hat sie mit der äußersten Zähigkeit festgehalten bis zum ersten französischen Kanonenschuß.

Wenden wir uns nun zu *Napoleon's* „großer Armee."

Zu Anfang Juni standen das I. Corps (Drouet d' Erlon) bei Valenciennes, das II. (Reille) bei Avesnes, das III. (Vandamme) bei Rocroy, das IV. (Gérard) bei Metz, das VI. (Lobau) bei Laon und Arras, die Garden unter Mortier bei Compiègne und die Reserve-Cavallerie unter dem neu ernannten Marschall Grouchy bei Laon.

Freiwillig durfte Napoleon die Defensive nicht wählen. Es lag durchaus in seinem Charakter, sich durch die *Offensive* den nächsten Feind aufzusuchen, zumal dieser von seinen berühmtesten Gegnern, von Blücher und Wellington, befehligt wurde. Bei ihren viel zu ausgedehnten Kantonnements

hoffte er, dieſe vereinzelt ſchlagen zu können. Die Grenzfeſtungen und der Anmarſch ſämmtlicher Corps kurz vor dem feſtgeſtellten Termin des Angriffs boten ihm die Mittel, den Vereinigungspunkt ſeiner Armee ſehr lange verbergen und überraſchend in Belgien einbrechen zu können. Er beſchloß, ſeine Operationsrichtung auf die Mitte der ſtrategiſchen Front des Feindes ungefähr dahin zu richten, wo die engliſche und preußiſche Aufſtellung zuſammenſtießen. Wenn es ihm gelang, hier mit relativer Uebermacht wie ein Keil einzudringen und die feindlichen Heere auseinander zu halten, ſo durfte er hoffen, die preußiſche Armee in Richtung auf den Rhein, die Engländer nach Antwerpen zum Rückzuge zu zwingen. Jedem einzelnen der beiden Heere war Napoleon numeriſch überlegen, dagegen den vereinigten Armeen auch ſchon in Belgien nicht gewachſen.

Die wahrſcheinlichſte Straße für den Anmarſch des Kaiſers war die von Maubeuge auf Nivelles und Brüſſel; er aber beſchloß, ſich ſchon ſüdlich der Sambre mehr rechts gegen den linken preußiſchen Flügel zu wenden, wahrſcheinlich um ſich zugleich den von Rocroy und Metz kommenden Truppen zu nähern.

Am 14. Juni meldete General Pirch die Vereinigung des franzöſiſchen Heeres in der Gegend von Beaumont, alſo vor der Front des I. Armee-Corps (Zieten); ähnliche Nachrichten liefen von mehreren Seiten ein, und es iſt merkwürdig, daß Gneiſenau es dennoch für zuläſſig hielt, mit der Concentration der Armee noch zu zögern. Das unzerſtörbare Gefühl der Sicherheit Wellingtons ſcheint von Brüſſel hinübergewirkt zu haben nach Namur. Erſt in der Nacht zum 15., als ganz unwiderſprechliche Zeugniſſe einliefen von der Abſicht Napoleons, folgenden Tags anzugreifen, erließ Gneiſenau perſönlich, ohne Blücher wecken zu laſſen, die Aufforderung an die Commandeurs, ihre Corps zu concentriren, und zwar das II. bei Onoz und Mazy das III. bei Namur, das IV. bei Hannut. So wurde die Armee noch in der letzten Stunde — um Mitternacht — zum Angriff vorbereitet und ein eigentlicher ſtrategiſcher Ueberfall verhindert.

Die Dispoſition Napoleons für den 15. Juni trägt den Charakter großer Vorſicht. Die ganze Armee war ſüdlich der Sambre auf einen einzigen Punkt, Charleroi, dirigirt, wahrſcheinlich weil der Kaiſer nördlich der Sambre feindliche Streitkräfte vorausſetzte, zu deren Ueberwältigung die getrennten Teten mehrerer Colonnen nicht ausreichen würden, vielleicht auch, um die Engländer in ihrer Kantonnirungen nicht aufzuſtören. — Für den General Zieten, auf deſſen Armee-Corps (I). der Anmarſch des Kaiſers ſtieß, war dieſer Umſtand günſtig, weil nur eine preußiſche Brigade ſüdlich der Sambre ſtand und dem überlegenen Maſſenangriffe des Feindes zu entziehen war.

Dieſer Angriff verzögerte ſich überdies durch die Beſchwerlichkeit der Wege und den Umſtand, daß in Folge eines Zwiſchenfalls Vandamme den Marſchbefehl nicht erhielt. Erſt zwiſchen 12 und 1 Uhr mittags erreichte Napoleon Charleroi, den Hauptübergangspunkt über die Sambre, und erkannte, daß er zunächſt kriegsmäßig die Lage des Feindes nördlich der Sambre, durch Recognoszirungen zu erforſchen habe und zwar gegen die Engländer auf der Straße nach Brüſſel, gegen die Preußen auf der nach Namur.

Er theilte ſeine Armee in zwei Flügel, über deren einen, den linken, Marſchall Ney, über deren rechten Marſchall Grouchy den Oberbefehl erhielt, während der Kaiſer ſelbſt ſich die Garde als Reſerve vorbehielt. Vor jenen Flügelarmeen zog ſich nun das I. preußiſche Corps in die Gegend von Fleurus zurück, wobei Ney bei Frasnes (½ Meile ſüdl. Quatre Bras) gegen den Prinzen Bernhard von Weimar, Grouchy bei Gilly gegen Pirch in's Gefecht kam. Die Concentration des I. Corps gelang, allerdings mit einem Verluſte von 1200 Mann.

Inzwiſchen war man zu Namur in voller Thätigkeit, um die Vereinigung der preußiſchen Armee bei Sombreffe ſicher zu ſtellen, woſelbſt die Schlacht anzunehmen Blücher entſchloſſen war.

Man rechnete darauf, am 16. Morgens das II. und III. Corps bei Sombreffe zu vereinigen; man erwartete, daß bis zum Nachmittage auch das IV. eintreffen werde. In letzterer Hinſicht aber ergab ſich ſchon während der Nacht, daß man ſich geirrt. General v. Bülow hatte das Schreiben Gneiſenaus, welches dieſer allerdings auf eigene Hand ohne Blücher zu wecken und in den höflichen Formen geſchrieben hatte, die ein jüngerer General gegen den älteren anwendet, nicht für verbindlich gehalten, ſondern aus eigenen Gründen vorgezogen, den gewünſchten Marſch nach Hannut noch nicht anzutreten. Dies verſchlimmerte die Lage ſehr.

Napoleon war mit den Erfolgen ſeines erſten Operationstages an ſich zufrieden, aber durchaus nicht ſicher, ob er bei fortgeſetzter Recognoszirung in Richtung auf Sombreffe die Preußen noch treffen werde, weil er meinte, daß ſie *nach dem Rheine zu ausweichen* würden. Traf er ſie am 16. nicht, ſo wollte er an demſelben Tage noch mit ſeinen Garden nach Brüſſel abmarſchieren, um die engliſche Armee von der preußiſchen zu iſoliren. Er war alſo nicht, wie in früheren Feldzügen entſchloſſen, durch die rückſichtsloſe Verfolgung Eines Kriegsobjects die Umſtände zu beherrſchen, ſondern er wollte „nach den Umſtänden handeln“ — eine Abſchwächung ſeines ſtrategiſchen Charakters, welche ſehr bezeichnend iſt. — Jedenfalls erwartete der Kaiſer für den 16. Juni keine Schlacht; der Gedanke, daß Blücher die preußiſche Armee *ſo nahe vor ſeiner* Front zu ſammeln „wagen“ würde, iſt ihm gar nicht gekommen; er glaubte, daß beide Armeen, auch die engliſche,

ſich vorläufig zurückziehen, daß Quatre-Bras, Genappe, Sombreffe und Gembloux, jene von Ney, dieſe von Grouchy ohne Schwierigkeiten beſetzt werden würden und daß ſein linker Flügel in weniger als vierundzwanzig Stunden ſchon in Brüſſel ſein könne.

Lord Wellington erhielt am Nachmittage des 15. Juni Kenntniß von dem Angriff auf die preußiſchen Vorpoſten, hielt aber auch dieſer Nachricht gegenüber die Vorſtellung feſt, daß der franzöſiſche Hauptangriff nicht den Preußen gelten, ſondern in Richtung von Mons auf Brüſſel geführt werden und alſo auf die Engländer treffen werde. Aus dieſem Grunde verfügte er am Abende des 15. nur eine Concentration der Diviſionen in ſich, keine Verſammlung ſeiner ganzen Armee, und dachte am wenigſten an eine Linksbewegung zur Unterſtützung der preußiſchen Corps. In ſpäter Stunde freilich, als ſich herausgeſtellt, daß für jetzt die ganze Macht Napoleons thatſächlich gegen das preußiſche Heer gewendet war, wurde die Vereinigung von drei Diviſionen bei Nivelles, die von zweien bei Enghien angeordnet, und es wurden Nachtmärſche bis tief in den folgenden Tag hinein verlangt; aber Nivelles liegt von Sombreffe $2^2/_3$ Meilen, Enghien $5^1/_2$ Meilen entfernt; eine directe Unterſtützung der Preußen am 16. Juni war auch nach Ausführung dieſer Anordnungen noch nicht möglich. — Nach dem Befehlserlaß beſuchte Wellington noch den bekannten Ball der Herzogin von Richmond, verließ ihn am 16. morgens 3 Uhr und ſtieg um 5 Uhr zu Pferde, um die marſchierenden Truppen bei Waterloo zu überholen.

Blücher hatte am Vormittage des 16. bei Sombreffe 82,000 Mann und 224 Geſchütze zur Stelle. Er wußte, daß ihm Napoleon um ungefähr die Hälfte überlegen war; wenn er dennoch die Schlacht anzunehmen beſchloß, ſo geſchah es der Engländer wegen. An der Mühe, welche man ſelbſt gehabt, nur die drei Corps bei Sombreffe zu vereinigen, ermaß man die Schwierigkeiten, welche die Koncentrirung der ſo viel weitläufiger dislocirten engliſchen Armee bereiten müſſe, deren Vereinigung ohne ernſte taktiſche Unfälle nur möglich war, wenn der Feind ſie während ihrer langen Märſche nicht angriff. Geſchah das, ſo wurden ſie unzweifelhaft theils geſprengt, theils bis hinter Brüſſel zurückgewieſen. — Aus dieſen Gründen hielt Blücher an Ligny-Bache Stand; ſeine Hingebung gewährte den Engländern einen ganzen Tag zur Koncentration aus ihren Kantonnements. — Das heißt Waffenbrüderſchaft!

Mittags um 1 Uhr kamen Blücher und Wellington auf dem Windmühlenberge bei Buſſey zuſammen und begrüßten ſich auf's Herzlichſte. Der Herzog erklärte ſeine Bereitwilligkeit, den Fürſten auf irgend eine Weiſe zu unterſtützen. Indirect ſchien dies möglich, indem er von Quatrebras aus, wo jetzt ein Theil ſeiner Truppen angelangt war, gegen Ney vorging, direct

indem er mit allen verfügbaren Kräften dem rechten Flügel der Preußen zumarschierte und so Napoleon in die linke Flanke kam. Was davon ausführbar sein würde, war zur Zeit der Unterredung, an welcher auch Gneisenau und in Wellington's Gefolge Müffling Theil nahmen, noch nicht festzustellen; unzweifelhaft hatte der Lord den besten Willen, ein oder das andere zu thun, unzweifelhaft waren aber auch die bei Quatre-Bras versammelten Truppen viel zu schwach, um einen jener Pläne wirklich auszuführen.

Die französische Armee hatte sich am Morgen des 16. so spät in Bewegung gesetzt, daß Blücher Zeit erhielt, seine Aufstellung zu vollenden und daß Wellingtons Marschkolonnen sich der isolirten Division Perponcher bei Quatre-Bras nähern konnten. Hier, wo Ney vorrückte, fiel um 2 Uhr nachmittags der erste Kanonenschuß. — Als Napoleon gemeldet wurde, daß sich die preußische Armee nördlich des Lignybaches versammelt und die vor ihrer Front liegenden Dörfer St. Amand, Ligny und Tongrinne besetzt habe, schien ihm das erst ganz unglaublich; aber nach Feststellung der Thatsache war er sofort entschlossen, den Kampf aufzunehmen. Ney erhielt Befehl, den vor ihm stehenden Feind kräftig zurückzuwerfen, dann Kehrt zu machen und in Verbindung mit Napoleon den rechten Flügel der Preußen zu umfassen.

Die Schlacht bei Ligny trägt den Charakter des Unfertigen von Anfang bis zu Ende; nirgends und zu keiner Stunde kamen die Absicht des preußischen Hauptquartiers und deren Ausführung zu vollem Einklange. Man hatte gehofft, alle vier Armee-Corps am 16. bei Sombreffe zu vereinigen; aber das IV. Corps blieb aus; man hatte die Stellung im Sinn der Offensive gewählt und wurde nun eben dort in ausschließliche Defensive geworfen; der Verbindungsweg von der englischen Position bei Quatre-Bras zur preußischen Stellung war und blieb frei; Lord Wellington hatte seine Unterstützung zugesagt; bis zur späten Abendstunde hoffte man auf dieselbe — aber sie blieb aus.

Der Angriffsplan Napoleon's ging dahin, den linken Flügel der preußischen Armee bei Ligny zu umfassen und sie dem Marschall Ney entgegenzutreiben. Der Gedanke, daß auf diese Weise die Preußen zugleich den Engländern zugetrieben würden, beunruhigte den Kaiser nicht, weil er bei Quatre-Bras keine Armee, sondern nur ein schwaches englisches Detachement voraussetzte, dagegen Wellington's Heer in vollem Rückzuge auf Brüssel wähnte.

Die Schlacht begann mit Vandammes Angriff auf St. Amand-la-Haye um $2^1/_2$ Uhr. Eine halbe Stunde später hatte der Kampf einen so ernsten Charakter angenommen, daß der Kaiser dem Marschall Ney Befehl ertheilen ließ, sofort mit seiner ganzen Macht den rechten Flügel der Preußen zu umfassen. Diese seien „in dem Augenblick auf frischer That ertappt worden, da sie versucht, sich mit den Engländern zu vereinigen." Die preußische Armee sei verloren,

wenn Ney energiſch operire. „Das Schickſal Frankreichs“ ſo ſchrieb ihm Soult „liegt in Ihren Händen. Deshalb zögern Sie keinen Augenblick, die Bewegung auszuführen, welche der Kaiſer Ihnen befiehlt.“ — Eben dieſe Bewegung war jedoch nicht ausführbar, weil dem Marſchall bei Quatre-Bras wenn auch bei Weitem nicht das ganze engliſche Heer, ſo doch eine Macht gegenüber ſtand, vor welcher ſich nicht einfach rechts abſchwenken ließ. Da aber der Einblick in den Befehl des Kaiſers das Corps Erlon in der Richtung auf Ligny von Quatre-Bras abzog, während directe Ordres von Ney es bald darauf wieder dorthin beriefen, ſo ging dies Corps, kreuz- und quermarſchirend, dem Kampf an beiden Stellen verloren: die einzige Frucht von Napoleons irrthümlichen Verfügungen und zugleich die Urſache, welche den erfolgreichen Widerſtand der Engländer überhaupt ermöglichte. —

Indeſſen nahm die Schlacht von Ligny ihren Fortgang, welcher auch in taktiſcher Beziehung den Abſichten Gneiſenau's nicht entſprach. „Die allmählige Verwendung der Corps und deren Brigaden ſchob die Truppen in einer Weiſe untereinander, daß die einheitliche Leitung, wozu die Verfügung über eine ſtarke Reſerve gehört, darunter litt. Die rechtzeitige gegenſeitige Unterſtützung der drei Waffen kam nicht zur vollen Durchführung; die Schlacht brannte wie naß gewordenes Pulver an der langen Dauer der Dorfgefechte ab, in welchen die Infanterie ſich aufrieb, ohne dem Kampfe eine Wendung zum Siege geben zu können.“

Der hiſtoriſche Gang der Schlacht ſoll hier nur ganz kurz mit den Worten geſchildert werden, die ihm der Bericht Blücher's an den König (von Grolmann's Hand geſchrieben) widmet. Es heißt da: „Am Abend hatte der Feind St. Amand-la-Haye; wir hielten uns aber auf den Höhen hinter dem Dorfe und hinderten das Debouchiren. Im Dorfe Ligny hielt ſich das Gefecht und beide Theile waren in demſelben. So war der Zuſtand in dem Augenblick, wo es begann, finſter zu werden, und ich glaubte die Sache für uns entſchieden, da ich mit drei Armee-Corps der ganzen Stärke des Feindes widerſtanden hatte und am folgenden Tage die Ankunft des IV. Armee-Corps und der Wellington'ſchen Armee durchaus zu unſerm Vortheil entſcheiden mußte. — Mit einbrechender Nacht gelang es aber dem Feinde, zwiſchen Ligny und Sombreffe durchzubrechen und die Ligny vertheidigenden Truppen in der linken Flanke zu nehmen. Die feindliche Kolonne, die hier durchbrach, beſtand aus Küraſſieren, reitender Artillerie und Infanterie. Mir blieb in dieſem Augenblick keine Reſerve an Infanterie übrig und ich ließ daher den Feind durch die Kavallerie angreifen .... Es gelang ihm aber gegen unſer Centrum vorzubringen und ſich zu behaupten. — Durch dieſe Lage der Dinge wurde ich bewogen, den rechten Flügel während der Nacht auf Tilly und

den linken auf Gembloux zurückgehn zu laſſen und heute Alles hieher nach Wavre in Marſch zu ſetzen."

So befand ſich denn in der Nacht vom 16. zum 17. Juni die preußiſche Armee in der eigenthümlichen Lage, in zwei Hälften getheilt zu ſein, von denen die eine geſchlagen, die andere aber beinahe unangetaſtet, kampfſähig und kampfbereit war. Mit jedem Schritt nordwärts mußte ſich dieſe Trennung mindern, und die Wiedervereinigung der Armee ſchon am folgenden Tage war unzweifelhaft. — Die Verluſte waren freilich ſchmerzlich; ſie betrugen etwa 12,000 Mann an Todten und Verwundeten und 15 Geſchütze. Doch auch die Franzoſen büßten 11,000 Mann ein; denn in den blutigen Dorfgefechten ſteigerte ſich die Erbitterung bis zu dem Grade, daß niemand Pardon gab oder nahm. In voller Schärfe trat der nationale Gegenſatz hervor.

Gneiſenau's perſönlicher Bericht über die Schlacht (d. d. Wavre 17. Juni 1815, nachmittags 2 Uhr) ſchließt mit folgenden Worten: „Nichts iſt verloren, wenn nur Schnelligkeit und Entſchloſſenheit in die Operationen gelegt werden. Verlieren wir viele ſolcher hartnäckigen Schlachten wie die geſtrige, ſo möchte das numeriſche Verhältniß in der Zahl der verbündeten Armeen gegen die feinige noch mehr zu ſeinem Nachtheil ſich ändern. Nur Beharrlichkeit und Zähigkeit und wir werden wohl zum Ziele gelangen", — Nachſchrift: — „Der Feldmarſchall hat ſich ſehr der Gefahr ausgeſetzt und ſelbſt ein Bataillon in das Dorf St. Amand geführt. Bei dem Kavallerie-Angriff wurde ſein Pferd durch und durch geſchoſſen; es ſtürzte endlich; er kam unter dasſelbe und wäre beinahe gefangen worden. Durch den Sturz ſind ihm Schulter und Schenkel erſchüttert."

Weiter war aber auch nichts erſchüttert an dem Heldengreiſe, vor Allem nicht das Herz! — Mit Jubel begrüßten ihn die Truppen, als er am 17. den Ritt nach Wavre machte; auch ihr Geiſt zeigte ſich ungebrochen, und das war die beſte Bürgſchaft mannhafter Thaten.

Durch den nach Tilly und Wavre befohlenen Rückzug hatte Gneiſenau die Brücken hinter ſich abgebrochen; er hatte alle Verbindungen mit dem Rhein aufgegeben, um noch einmal den Engländern die Hand zum gemeinſchaftlichen Schlage zu bieten. Napoleon dagegen war in der irrigen Vorſtellung befangen, er habe die Hauptmaſſe der preußiſchen Armee derart geſchlagen, daß ſie in dieſem Feldzuge angriffsweiſe nicht mehr aufzutreten vermöge. Er war überzeugt, Blücher habe den Rückzug ſeiner Truppen auf Namur oder Lüttich dirigirt. Die Möglichkeit, daß dieſe ſich ſtatt nach Oſten auszuweichen, nordweſtwärts den Engländern näherten, kam dem Kaiſer gar nicht in den Sinn. Nicht einmal eine einzige Patrouille wurde in der Richtung auf Tilly oder Wavre vorgeſendet. — Unter ſolchen Umſtänden, meinte er, dränge ihn gegen die Engländer nichts zur Eile, und da der 17. Juni

nach dem Gewitter des vorigen Tages anhaltendes Regenwetter brachte, so beſchloß er einen Ruhetag. — Da, um Mittag, als er ſich eben mit Gérard und Grouchy über die Wirkung unterhielt, welche ſein Sieg auf die pariſer Jakobiner hervorbringen werde, empfing er die Meldung, die Engländer (welche er längſt auf dem Rückzuge nach Brüſſel wähnte) ſtänden noch bei Quatre-Bras. Sofort beſchloß er, ſie anzugreifen; aber er hatte, wie tagszuvor, den Vormittag verloren, und dieſe Zeitverſäumniß, welche der Ueberſchätzung des Sieges von Ligny entſprang, kam jener belle alliance Blücher's und Wellington's zu Gute, die das Verderben Napoleons werden ſollte.

Um die Mittagsſtunde des 17. Juni ſandte Napoleon an Ney den Befehl, die Engländer bei Quatre-Bras aufs Neue anzugreifen und zu verjagen. Wir werden ſehen, daß dieſelben bereits vorher ihren Rückzug angetreten. Gleichzeitig theilte der Kaiſer ſeine Armee von Neuem. Den Hauptheil, zu welchem auch Ney ſtoßen ſollte, 72,420 Mann mit 240 Geſchützen, wollte er ſelbſt gegen Wellington führen, den kleineren Theil, 28,840 Mann mit 78 Geſchützen, erhielt Marſchall Grouchy, um die Preußen aufzuſuchen und ihre Niederlage zu vollenden. Dem Marquis war nicht wohl bei dieſem ſelbſtändigen Commando; er bat den Kaiſer, ihn davon zu entbinden, weil er glaube, mit 30,000 Mann nichts gegen Blücher ausrichten zu können; aber Napoleon ſchlug dies Begehren mit Schärfe ab. So marſchierte Grouchy denn zunächſt nach Gembloux und meldete von dort her um 10 Uhr abends, daß die Preußen ſich anſcheinend getheilt hätten; eine Abtheilung ſcheine beſtimmt, ſich mit Wellington zu vereinen, während das Centrum unter Blücher ſich auf Lüttich zurückziehe. — Um 2 Uhr früh (18. Juni) präciſirte er dieſe Meldung noch und theilte mit, daß er ſelbſt ſeinen Marſch auf Corbais und Wavre fortſetzen wollte.

Lord Wellington hatte am Morgen des 17. Juni bei Quatrebras noch Alles gefunden, wie er es tagsvorher verlaſſen; zur Fortſetzung einer ſelbſtändigen Offenſive fühlte er ſich jedoch zu ſchwach; er beſchloß, ſich nach Mont St. Jean zurückzuziehn (2⅓ Meile ſüdlich von Brüſſel), hier die ganze Armee zu concentriren und den Kampf mit Napoleons Hauptmacht dort anzunehmen, falls er wenigſtens mit einem preußiſchen Corps unterſtützt werde. Nach der Schlacht hoffte er dann in Verbindung mit Blücher zur Offenſive übergehn zu können.

Um 10 Uhr vormittags trat der Herzog den Rückzug an, welchen Graf Uxbridge mit 58 Escadrons deckte. Ney folgte, und da Uxbridge bei Genappe eine Kolonne ſeiner Kavallerie halten ließ, um den Franzoſen das Debouchiren aus dem Defilee des Dyle-Ueberganges zu erſchweren, ſo kam es hier noch zu einem für die Engländer höchſt ehrenvollen Reitergefecht.

„It was truly a splendid charge!“ — Die franzöſiſche Infanterie folgte den Briten mit der äußerſten Langſamkeit und wenig Ordnung. Erſt um ½7 Uhr abends erſchienen ihre Spitzen bei dem Gaſthauſe la Belle-Alliance. In Folge des Regens trat früh Halbdunkel ein; doch gewann Napoleon die Ueberzeugung, daß ihm wirklich die vereinigte engliſch-niederländiſche Armee gegenüber ſtehe. Die ermüdeten Truppen bezogen Biwaks. Die Vorpoſten ſtanden ſich ſehr nahe gegenüber, die Hauptlinien der Gros kaum eine halbe Meile von einander entfernt.

In dem Gefühl ſeiner Abhängigkeit von einer Unterſtützung durch die preußiſche Armee, in der Ungewißheit ob, wann und in welchem Umfange ihm dieſelbe zu Theil werden würde, blickte Wellington mit Unruhe auf den Ausgang der bevorſtehenden Schlacht. Daneben beſchäftigte ihn die Sorge, Napoleon werde ihn vielleicht ohne Schlacht durch eine Flankenbewegung über Hal nach Brüſſel zurückmanövriren, und er hielt eine ſolche Operation für ſehr bedenklich. Das wäre ſie indeſſen wohl nur dann geweſen, wenn der Herzog in dieſem Falle ſofort hinter Brüſſel nach Antwerpen zu gewichen wäre, ſtatt ſich nördlich Brüſſels mit den Preußen zu vereinen und dort die Schlacht anzunehmen. Weit bedenklicher wäre es geweſen, wenn ſich Napoleon zwiſchen Wellington und Blücher geſchoben und deren Trennung dauernd erhalten hätte. Dazu hätte freilich ein energiſches Vorgehn am 17. morgens gehört. Das war verſäumt; der Kaiſer war nun den Engländern langſam auf deren natürlicher Rückzugslinie gefolgt und hatte überdies die beiden Corps unter Grouchy auf die Entfernung eines ſtarken Tagemarſches aus der Hand gegeben. Das war ein ſeltſames Verhalten! „War Blücher wirklich ſo vollſtändig geſchlagen, als Napoleon vorausſetzte, ſo genügte zunächſt die Verfolgung durch ein oder zwei Cavallerie-Corps. Hatte aber Blücher keine Niederlage erlitten, ſo waren 30,000 Mann zur Fortſetzung der Operationen gegen die preußiſche Armee zu wenig, ganz ſo, wie ſie im erſten Fall für eine bloße Verfolgung zu viel waren.“

Im preußiſchen Hauptquartier war man entſchloſſen, nicht nur, wie Wellington hoffte, ein Corps, ſondern jedenfalls zwei, ja, wenn möglich, die ganze Armee den Engländern zu Hilfe zu führen. Das Corps Bülow (IV.) ſollte mit Tagesanbruch des 18. Juni von Dion-le-Mont aufbrechen und durch Wavre über St. Lambert vorgehn, um des Feindes rechte Flanke anzugreifen. Das II. Corps ſollte dem IV. unmittelbar folgen und das I. und III. Corps zunächſt bei Wavre ſtehn bleiben, doch bereit ebenfalls nachzurücken.

So war die ſtrategiſche Situation in der Nacht vor Waterloo.

Das Schlachtfeld von Belle-Alliance gewährt nach beiden Seiten die vollkommenſte Freiheit zur Offenſive. Freies Schußfeld für die Artillerie,

freies Attackenterrain für die Reiterei; ungestörte Möglichkeit gegenseitiger Unterstützung der drei Waffen. Von Waterloo südwärts nach Mont-St.-Jean bis hinauf nach La Haye-Sainte hebt sich leise das Gelände, dann folgt eine Mulde, auf deren Südrand La Belle-Alliance liegt, während den Nordrand bei La Haye-Sainte ein leichter Hügelkamm bezeichnet. Diesen machte Wellington zur Frontlinie seiner Aufstellung. Alles was hinter demselben stand, war durch die Bodenerhebung einem von Süden herblickenden Auge entzogen. Vor der Front liegt westlich (also vor dem rechten Flügel) Schloß Hougomont, östlich (also links) am Ohainbache liegen die Pachthöfe Papelotte, La Haye und das Dorf Smohain. Zwischen Papelotte und Hougomont an der Brüsseler Straße, welche hier durch einen 4000 Schritt breiten Feldercomplex führt, befindet sich die bereits erwähnte Farm La Haye-Sainte.

Wellington hatte 67,600 Mann zur Stelle, nämlich 49,600 Mann Infanterie, 12,400 Reiter und 156 Geschütze mit 5600 Artilleristen. Bei Aufstellung der Armee hielt sich der Herzog nicht genau an die Ordre-de-Bataille, glaubte vielmehr englische und fremdländische Truppen noch mehr mischen zu müssen als dies schon in der regelmäßigen Heerordnung der Fall war.

Den rechten Flügel, dessen äußerster Punkt Braine l'Alleud, nordwestlich Hougomont war, kommandirte Lord Hill. Das Centrum befehligte Prinz Wilhelm von Oranien, den linken Flügel General Picton. Dieser Flügel war nördlich von Smohain ohne Anlehnung; aber dorthin hoffte Wellington auf den Beistand Blücher's. Vor dem linken Flügel hielt Prinz Bernhard von Weimar Papelotte, La Haye und Smohain besetzt. — Die Masse der Kavallerie stand hinter der Mitte. Eine Infanterie-Reserve fehlte, weil sich Wellington nicht entschließen konnte, die bei Hal und Tubize stehenden Truppen (14800 Mann), welche nur 2 Meilen von Mont-St.-Jean entfernt waren, zur Schlacht heranzuziehn. Er hielt sie dort seltsamerweise für nothwendig, um Gent gegen jede Bedrohung zu schützen, wo damals der vertriebene Louis XVIII. residirte. — In Folge dieses Reservemangels hatte die englische Aufstellung nur sehr geringe Tiefe; wurde sie an irgend einer Stelle durchbrochen, so mußten die Truppen von rechts und links statt frischer Reservebataillone eingreifen — ein sicherlich bedenklicher Umstand.

Es war Sonntag. Zwischen 5 und 6 Uhr morgens hörte der Regen auf; die französischen Artillerie-Offiziere meinten, der erweichte Boden würde bis 9 Uhr fähig für Geschützbewegungen werden. Gegen 10 Uhr erst ließ Napoleon seine Corps in 11 Colonnen rechts und links der Brüsseler Straße zur vollen Schlachtlinie aufmarschieren — ein Schauspiel, das ihn noch in später Erinnerung zu dem entzückten Ausruf veranlaßte: „Ce spectacle était magnifique; et l'ennemi, qui était placé de manière à l'apercevoir jusqu'au dernier homme, dut en être frappé!“

Die franzöſiſche Armee zählte 72,000 Mann, darunter 48,900 zu Fuß, 15,700 Reiter und 246 Geſchütze mit über 7000 Bedienungsmannſchaften; ſie war alſo dem Gegner an Kavallerie und Artillerie überlegen, und die Infanterie hatte den Vortheil, einheitlicher Nationalität zu ſein.

Den rechten Flügel zwiſchen Frichemont und la Belle-Alliance erhielt Erlon, den linken Flügel zwiſchen Belle-Alliance und der Straße von Nivelles befehligte Reille. Die Diviſions-Cavallerie Piré verlängerte ihn. Dieſe erſte Schlachtlinie hatte eine Front von 6000 Schritt Länge. Hinter ihrem rechten Flügel formierte ſich Milhaud's Küraſſier-Corps, hinter dem linken die ſchwere Reiterei Kellermann's, und zwiſchen beiden Kavallerie-Corps ſtand als erſte Reſerve das Corps Lobau's. In dritter Linie hielt hinter Milhaud die leichte, hinter Kellermann die ſchwere Garde-Reiterei. Als zweite Reſerve war endlich weſtlich von Plancenoit die geſammte Garde-Infanterie zurückbehalten.

Um $10^1/_2$ Uhr ſtanden die Truppen kampfbereit; doch noch immer gab Napoleon nicht das Zeichen zum Beginn der Schlacht. Er nahm vielmehr auf der ganzen Front die Parade-Honneurs entgegen, wodurch abermals eine volle Stunde verloren ging.

„Es war die letzte Ehre, welche die Armee dem Kaiſer erwies; die Tambours ſchlugen; die Muſik ſpielte und die Soldaten rieſen enthouſiaſtiſch ihr Vive l'Empereur!“

Die Zeitverſchwendung Napoleons iſt um ſo unbegreiflicher, wenn man erwägt, daß er zu jener Stunde über den Anmarſch wenigſtens eines Theiles der Preußen Nachrichten empfangen hatte, die bereits mehr als Vermuthungen waren. Die vorher erwähnte, von 2 Uhr früh datirte Meldung Grouchy's mußte er doch allerſpäteſtens um 8 Uhr morgens erhalten haben. — Erſt um $11^1/_2$ Uhr begann auf des Kaiſers linkem Flügel General Reille das vorbereitende Kanonenfeuer gegen Schloß Hougomont, und bis gegen 1 Uhr nahm ſeine Infanterie das Erlenwäldchen ſüdlich dieſes Schloſſes.

Um dieſe Zeit ſchrieb Soult im Auftrage Napoleons an Grouchy: des letzteren Abſicht, auf Wavre zu marſchieren, ſtimme mit der des Kaiſers überein, indeß ſolle er ſich der franzöſiſchen Haupt-Armee zu nähern ſuchen, um auf feindliche Truppen fallen zu können, die ſich etwa bemühen ſollten, des Kaiſers Flanke zu beunruhigen. — Dieſer Befehl enthielt einen inneren Widerſpruch; denn die topographiſche Situation verbietet es, zugleich nach Wavre zu marſchieren und ſich dabei Belle-Alliance zu nähern. — Die ſeltſame Ordre war übrigens noch nicht expedirt, als dem Kaiſer eine aufgefangene Mittheilung Bülow's an Müffling überreicht wurde, aus welcher die Abſichten der Preußen ſehr deutlich hervortraten. Das Schreiben an Grouchy erhielt daher noch folgendes Poſtſcriptum: „Ein Brief, den wir ſoeben auf-

gefangen haben, enthält, daß der General Bülow unſere Flanke angreifen ſoll. Wir glauben dieſes Corps ſchon auf den Höhen von St. Lambert zu erblicken. Verlieren Sie daher keinen Augenblick, ſich uns wieder zu nähern und ſich mit uns zu vereinigen, um Bülow zu vernichten, den Sie auf friſcher That ertappen werden."

Um zu erfahren, was auf den Höhen von St. Lambert vorgehe, ſandte Napoleon ſeinen Generaladjutanten Bernard dorthin. Dieſer kehrte bald in größeſter Eile zurück. Der Kaiſer ging ihm entgegen, um ſeine Meldung allein zu empfangen. „Sire, ce sont les Prussiens!" — „Je m'en doutais!" erwiderte der Kaiſer gedankenvoll. Dann wandte er ſich zurück zu der großen Verſammlung ſeines Stabes und rief avec une visage assuré (man möchte überſetzen „mit frecher Stirn"): „Voici Messieurs, Grouchy qui nous arrive!" — Man erkennt: Napoleon wollte die Armee täuſchen; ſie ſollte von dem Anmarſch der Preußen nichts erfahren, bevor ſie gegen die Engländer geſiegt.

Der Kampf gegen dieſe wurde denn endlich zwiſchen 1 und 2 Uhr ernſtlich aufgenommen. Ungefähr 1200 Schritt vor der britiſchen Front fuhren öſtlich von Belle-Alliance 74 Geſchütze auf und begannen ihr Feuer gegen die engliſchen Batterien. Während dieſer gewaltigen Kanonade formierte Erlon ſeine 4 Diviſionen zu 4 ungeheueren Angriffskolonnen, nämlich die deployirten 8 Bataillone jeder Diviſion aufgeſchloſſen hintereinander — eine unerhörte Formation, welche ihr Seitenſtück nur im antiken Phalanx oder den hellen Haufen der Landsknechte findet. — Der Maſſenangriff dieſer Rieſenkolonnen ſcheiterte jedoch. Zwar warf die Diviſion Douzelot die niederländiſche Brigade Bylandt; aber die engliſchen Brigaden Kempt und Pack empfingen den Feind mit ſo furchtbarem Feuer und machten dann unter Picton's perſönlicher Führung einen ſo glorreichen Gegenſtoß, daß die Diviſion Douzelot in wilder Flucht zurückſtürzte; und als nun Wellington eine Kavalleriebrigade nachhauen ließ, brach dieſe bis in Napoleon's große Batterie ein und hieb an 30 Geſchützen die Kanoniere nieder. — Milhaud's Kavallerie ſtellte hier jedoch das Gefecht wieder her.

Ein ganz gleiches Schickſal hatte die franzöſiſche Diviſion Marcognet betroffen, und die Diviſion Durutte reuſſirte ebenfalls nicht; aber ſie trat, da ſie die Niederlage der beiden andern Kolonnen erkannte, ſchon früh den Rückzug an und behielt ihre taktiſche Ordnung. Am günſtigſten war das Gefecht der Diviſion Quiot verlaufen; ſie hatte La Haye-Sainte erobert; aber der Rückgang der drei andern Kolonnen nöthigte ſie, es wieder aufzugeben. — 4000 Mann, 2 Fahnen und 15 Geſchütze hatte den Franzoſen dieſer Maſſenangriff gekoſtet; Erlons Corps war für mehrere Stunden für die Offenſive unbrauchbar. Doch auch die engliſche Kavallerie hatte bei ihrem Nachhauen

großen Verluſt gehabt; die geſchlagene Brigade Bylandt fiel dauernd aus der Front des linken Flügels aus und treffliche Generale wie Picton und Ponſoby waren gefallen. — Es war 3 Uhr nachmittags.

Während dieſer Kämpfe hatte Napoleon das Gelände in ſeiner rechten Flanke durch zwei Kavallerie-Diviſionen beobachten, und gegen 3 Uhr hatte er auch das Corps Lobau (erſte Reſerve) dorthin abſchwenken laſſen, aber mit einer Inſtruction, die ſelbſt den kommandirenden General über die Größe der nahenden Gefahr täuſchte und täuſchen ſollte. Lobau ſollte ſo ſpät als möglich in ein Gefecht gegen Bülow verwickelt werden, damit die Armee erſt ſo ſpät als möglich erführe, daß ein neuer Feind in ihrer rechten Flanke aufgetreten ſei.

Die gegen den Anmarſch der Preußen gewendeten Truppen machten eine Maſſe von 10,000 Mann aus, die dem Kaiſer aus ſeiner Reſerve verloren gingen, ſodaß Blüchers Unterſtützung ſchon wirkſam wurde, bevor er nur einen Kanonſchuß abgefeuert hatte. Als Infanterie-Reſerve blieb Napoleon jetzt nur die Garde; es frug ſich, ob er ſie einſetzen würde, um die engliſche Schlachtordnung zu ſprengen. — Er that es nicht; er entſchloß ſich, ſeine Kavallerie zu einem großartigen Maſſenangriff von 10,000 Pferden zu verwenden.

Dieſer Entſchluß war verhängnißvoll. Nur die Garden wären im Stande geweſen, den Sieg raſch herbeizuführen, wenn er überhaupt noch zu erringen war. Und jener Entſchluß muß um ſo mehr befremden, als Napoleon den Reiterangriff nicht gegen den bereits bekämpften linken Flügel der Engländer, ſondern deren noch unerſchüttertes Centrum richtete — eine kriegsgeſchichtliche Anomalie, welche hier um ſo erſtaunlicher erſcheint, als die ſtrategiſchen Motive, gerade den linken Flügel der Engländer zu ſchlagen, in Folge von Bülows Anmarſch von Augenblick zu Augenblick dringender wurden.

Zur Einleitung des großen Kavallerie-Angriffs verſtärkte Napoleon die Kanonade gegen das britiſche Centrum, ſetzte die letzte Diviſion des Corps Reille in den vergeblichen Kampf um Schloß Hougomont ein und ließ die Diviſion Quiot aufs Neue gegen La Haye-Sainte vorgehn. Zwiſchen dieſen beiden Orten führte dann Marſchall Ney zunächſt 42 Escadrons ſchwerer Kavallerie gegen Wellingtons Höhenſtellung vor.

Es waren die engliſchen Garden und die Diviſion Alten (die Hannoveraner und die deutſche Legion), auf welche dieſer Angriff traf. Der Herzog hatte die Infanterie hohle Vierecke bilden laſſen; die Artillerie blieb unverändert in der Front ſtehen, um bis zum letzten Augenblicke mit Kartätſchen zu feuern; nur die Protzen mit den Pferden wurden zurückgeſchickt und die Bedienungsmannſchaften angewieſen, beim unmittelbaren Anprall des Feindes in den Quarrees Schutz zu ſuchen. Die Kavallerie hielt der Herzog zurück.

Das Anreiten der Küraſſiere Milhauds, welche an der Tete des Maſſenangriffs waren, erfolgt in Regimentskolonnen mit Escadronsfront. Lautlos empfängt ſie die Infanterie; das erſte Glied kniend, das zweite im Anſchlag, ſo geben die Quarrees auf 30 Schritt ihr Feuer ab. Attacke folgt auf Attacke; aber „l'infanterie anglaise (und allemande!) semble enracinée dans le sol!“ Die wachſende Verwirrung in der franzöſiſchen Reitermaſſe benutzt Lord Uxbridge; er haut mit der engliſchen Reſerve-Kavallerie ein und die Küraſſiere werden geworfen.

Inzwiſchen hatte die Diviſion Quiot La Haye-Sainte genommen und avancirte nun in Sturmkolonnen den Abhang hinauf. Hätte Napoleon jetzt hier ſeine Garden zur Hand gehabt, ſo wäre die Mitte der engliſchen Poſition geſprengt worden und die franzöſiſche Kavallerie würde auf dem Plateau nicht erfolglos gekämpft haben. Aber es war keine Infanterie-Reſerve zur Hand; Wellington ſchloß mit dem Braunſchweigiſchen Corps und einigen hannover'ſchen Bataillonen, welche er perſönlich bis in das feindliche Gewehrfeuer vorführte, die gefährliche Lücke, die die Einnahme von La Haye-Sainte geöffnet hatte, und ein den Franzoſen ſehr günſtiger Augenblick war verloren. — Auch der Kampf der Diviſion Durutte gegen den Herzog von Weimar bei Papelotte, La Haie und Smohain kam ebenſowenig von der Stelle wie derjenige Reilles gegen Hougomont.

Wenn er die Garden nicht einſetzen wollte, ſo blieb Napoleon nichts, als die Erneuerung des Kavallerie-Angriffs. — Ney erhielt 12 friſche Regimenter, und mit 78 Escadrons wiederholte er die Attacken gegen das engliſche Centrum. „Le choc fut terrible!“ Die wenigen engliſchen Bataillone ſchienen in dieſer Maſſe faſt ganz zu verſchwinden, oft erloſch ihr Feuer; oft hatten ſie nur das Bajonet zur Wehr; aber auch jetzt konnten die Quarrees nicht durchbrochen, nicht geſprengt werden. Vergeblich fielen die Generale an der Spitze der Reiterkolonnen, vergeblich ſchmolzen manche Regimenter zu einer einzigen Schwadron zuſammen — ſtundenlang bis nach 6 Uhr abends währte dieſer Kampf — ohne Entſcheidung.

Finſter ſinnend ſchaute Napoleon von Belle-Alliance zu den Höhen hinüber. „Werden dieſe Engländer uns nicht bald den Rücken zeigen?“ wandte er ſich an Soult. „Ich fürchte“ entgegnete der „ſie laſſen ſich eher zuſammenhauen.“ — Und ſchon längſt hatten ſich von Frichemont her die preußiſchen Geſchütze hören laſſen. Die Kriſis der Schlacht war gekommen.

Wir müſſen, um einen Blick auf den Anmarſch der Preußen zu werfen, in die erſten Frühſtunden des Tages zurückkehren. Um Mitternacht hatte Blücher den Armee-Corps ſeine Befehle ertheilt. Bülow (IV. Corps) ſollte bei Tagesanbruch von Dion-le-Mont aufbrechen und über Wavre auf Chapelle

St. Lambert marſchieren, um ſich von hier aus „mit der größten Lebhaftigkeit in des Feindes rechte Flanke zu werfen.“ — Pirch (II. Corps) ſollte Bülow's Marſchrichtung folgen. — Das III. und I. Corps ſollten ſich zum Abmarſch bereit machen.

Gegen 2 Uhr morgens gab Bülow ſeinen Truppen die Marſchdispoſition; zwiſchen 5 und 6 Uhr erſchien die Spitze ſeines Armee-Corps an der Dyle-Brücke von Wavre. Kaum aber hatte dieſen Ort die Avantgarde paſſirt, als in der Stadt Feuer ausbrach und den Marſch des Gros aufhielt. In Folge deſſen blieb es weit hinter der Vorhut zurück. Ueberdies verzögerten die ſchlechten und durch den Regen grundlos gewordenen Wege den Marſch außerordentlich, beſonders für die Artillerie.

Der nächſte Terrainabſchnitt war der Ohain-Fluß mit dem Lasnebach, welche Gewäſſer bei St. Lambert und Lasne überſchritten werden mußten. Das konnte nicht früher geſchehn, als bis man wußte, ob der Feind auch nichts gegen die linke Flanke des Corps vornehmen könne, während es ſich durch die Defileen der Flußübergänge hindurchzwänge. Recognoszirungen ſtellten endlich feſt, daß das nicht der Fall ſei; die Engpäſſe wurden durchſchritten und die Vorhut bemächtigte ſich des Waldes von Frichemont, welcher das Schlachtfeld von Belle-Alliance öſtlich abſchließt. — „Als die Truppen hier lautlos und in der geſpannteſten Erwartung hielten, waren ſie ſeit 4 Uhr morgens, alſo ſeit zwölf Stunden auf den Beinen, hatten nicht abgekocht, beſaßen wenig Lebensmittel und mußten nun in die Schlacht rücken. — Die Anſtrengung war groß; ſie wurde noch größer durch den Kampf; aber der Sieg ließ ſie mit Freuden alle Strapazen vergeſſen!“

Das II. Armee-Corps, Pirch, wurde bis 3 Uhr nachmittags durch das Erſcheinen franzöſiſcher Kavallerie (Grouchy) auf dem rechten Ufer der Dyle zurückgehalten und konnte trotz unſäglicher Anſtrengungen in Folge deſſen nicht mehr rechtzeitig auf dem Schlachtfelde eintreffen.

Um 11 Uhr vormittags ſtieg Blücher in Wavre zu Pferde. Er hätte ſich, wie er heiter äußerte, lieber anbinden laſſen im Sattel, als trotz aller Schmerzen die Schlacht zu verſäumen. Und jetzt entſchloß er ſich auch auf Gneiſenau's Vortrag, nur das III. Corps (Thielmann) bei Wavre gegen Grouchy ſtehen zu laſſen, dagegen das I. (Zieten) ebenfalls zur Vereinigung mit den Engländern und zwar rechts von Bülow auf Ohain zu marſchiren zu laſſen. Von dort ſollte es ſich auf Mont-St.-Jean dirigiren.

Inzwiſchen war Grouchy im Marſche auf Wavre. Um 12 Uhr mittags glaubte man von Weſten her anhaltenden dumpfen Kanonendonner zu hören. Man ſchloß auf eine Schlacht bei Mont-St.-Jean und Gérard ſchlug vor, die Vereinigung mit dem Kaiſer zu ſuchen, der ſeinen Generalen ſo oft befohlen hatte: „Marchez toujours au feu du canon!“ — Aber Grouchy machte

dem gegenüber nicht mit Unrecht geltend, daß, wenn Napoleon ihn zur Schlacht gegen die Engländer hätte brauchen wollen, so würde er ihn nicht in entgegengesetzter Richtung detachirt haben. Seine Aufgabe sei die Verfolgung der Preußen. Verließe er jetzt seine Operationsrichtung, so könne er leicht dem Schicksal Erlon's vom 16. Juni verfallen, nämlich an keiner Stelle zum Gefechte kommen. — Der Befehl des Kaisers von 1 Uhr, der ihn dringend nach Belle-Alliance berief, kam erst abends in des Marschalls Hände, als die Schlacht schon verloren war.

Grouchy blieb also im Marsch auf Wavre, und da dort Thielmann mit dem III. Armee-Corps stand, so begann zwischen 4 und 5 Uhr ein Gefecht, in welchem der Marschall durch eine Umgehung bei einbrechender Nacht das linke Ufer der Dyle gewann. Er stand nun nahe genug, um mit der etwa siegreichen Hauptarmee Napoleons die Verfolgung nach Brüssel oder Löwen aufnehmen zu können. — Aber in diesem Augenblicke besaß der Kaiser schon keine Hauptarmee mehr.

Als Blücher um 4½ Uhr die Spitzen von Bülows Corps aus dem Walde von Frichemont heraustreten ließ, stand ihm das Armee-Corps Lobau mit zwei Kavallerie-Brigaden (10,000 Mann) gegenüber. Hinter dieser Macht war bei Plancenoit die noch unangerührte kaiserliche Garde massirt. — Zunächst konnte Bülow nur auf die moralische Wirkung seines Erscheinens rechnen, und diese war in der That bei Freund und Feind sehr groß. Während 6 preußische Batterien ihr Feuer auf die französische Reiterei eröffneten marschierte das Corps auf und rückte gegen Plancenoit vor. Lobau wich nördlich dieses Orts zurück.

Um dieselbe Zeit (6 Uhr) erschien auf Zieten's Avantgarde bei Ohain. Das richtigste wäre wohl gewesen, wenn auch sie sich auf Plancenoit dirigirt hätte; denn da lag jetzt die Entscheidung; aber Müffling, der aus Wellingtons Stabe Zieten entgegengeritten war, erklärte die Bataille für verloren, wenn das I. Corps nicht sofort die englische Armee direct unterstütze. Unter solchen Umständen griff Zieten wirklich auf dem linken Flügel der Briten ein und eroberte Papelotte und La Haie zurück, welche der Prinz von Weimar soeben an die Division Durutte verloren hatte.

Es fragt sich nun, was that Napoleon?

Die einzige intacte Truppe, welche er noch besaß, war seine Garde. Er konnte sie verwenden, um mit ihr einen geordneten Rückzug anzutreten und sie als Kern aufzubewahren, an den sich die Trümmer der übrigen Armee später wieder anschließen mochten. — Geschlagen war Napoleon ja schon jetzt durch das Auftreten der Preußen; es handelte sich nur darum, ob er eine vollständige Niederlage erleiden sollte. —

Aber der Kaiſer dachte anders. Wie ein unglücklicher Spieler ſein Alles, ſein Letztes auf eine einzige Karte ſetzt, ſo verſuchte Napoleon, mit den Garden nicht nur das Mögliche zu retten, ſondern das Unmögliche zu gewinnen.

Gegen 7 Uhr abends faßte er den Entſchluß, die 24 Bataillone ſeiner Garden zu theilen zum Angriff auf die Mitte der engliſchen Schlachſtellung und zur Vertheidigung Plancenoits. Dem Angriff gegen Wellington ſollten ſich alle noch verfügbaren Reſte der Armee anſchließen.

Zehn Bataillone der alten Garde traten den Marſch nach Belle-Alliance an, um zwiſchen der Brüſſeler Straße und Schloß Hougomont gegen das engliſche Centrum vorzugehn. Zwölf Bataillone (davon 8 der jungen Garde) wandten ſich gegen Plancenoit. Zwei Garde-Bataillone blieben bei Raſſomme zurück.

Den Angriff auf die britiſche Front bereitete die franzöſiſche Artillerie noch einmal durch eine heftige Kanonade vor; und wie früher an die Spitze der Reiterkolonnen, ſo ſetzte ſich Ney jetzt an die der alten Garde, welche mit lautem Vive l'Empereur! am Kaiſer vorüberzog. Dieſer ſelbſt begab ſich zur Diviſion Quiot, um ſie über La Haye-Sainte vorzutreiben.

Die alte Garde rückte in zwei Kolonnen von je 4 Bataillonen vor; 2 Bataillone folgten in Reſerve. — Die Kolonne rechts ſtieß auf die engliſche Garde-Brigade Maitland. Bis auf wenige Schritte kamen die bärenmützigen Grenadiere heran; noch immer war nichts von den Briten zu ſehen; denn ſie lagen, des feindlichen Geſchützfeuers wegen, am Boden. Nur im Pulverdampf der nächſten engliſchen Batterie erkannten die Grenadiere die Umriſſe einer Reitergruppe: — dort hielt der Herzog mit ſeinem Stabe. — Auf einmal ertönte die ſcharfe Stimme Wellingtons „Up guards! make ready!“ Da erhoben ſich die engliſchen Garden und ein furchtbares Feuer ſchmetterte in die Franzoſen; in einer Minute ſtürzten gegen 300 Mann todt oder verwundet zuſammen. Ohne Kommando fing die alte Garde an, zu deployiren. Das war ihr Verderben; ihre Verluſte wuchſen dadurch, und nun ging die engliſche Brigade Maitland zum Bajonetangriff vor. Die franzöſiſche Kolonne machte Kehrt. Vergebens ſchrie Ney, dem das fünfte Pferd unter dem Leibe erſchoſſen wurde, wüthend den Grenadieren zu: „Lâches, ne savez-vous donc plus mourir?“ Es war umſonſt; ſie flohen zurück.

Die Garde-Kolonne links gelangte gar nicht bis auf die Höhe. Das Kreuzfeuer und die Bajonetangriffe der Engländer warfen ſie ſchon früher zurück. Die beiden Reſerve-Bataillone gingen mit zurück.

Der Rückzug dieſer zehn Garde-Bataillone zwang auch die Diviſion Quiot La Haye-Sainte zu räumen.

Gleichzeitig mit diesen Ereignissen geschah die Eroberung Plancenoits durch Bülows Corps. Hier hatte General von Hiller den Vortritt. Zweimal wies die junge Garde, frisch wie sie war, den Sturm des 15. Infanterie- und des 1. Schlesischen Landwehr-Regimentes ab. Der dritte Sturm endlich, bei dem Gneisenau persönlich zur Stelle, gelang!

Als Napoleon dies doppelte Scheitern seiner Garden erkannte, brach er in den Schrei aus: „C'est fini!“

Ja, es war zu Ende! — Die britische Armee ging jetzt ebenfalls zur Offensive über; bald war ihre Kavallerie dem Kaiser so nahe, daß er ihr zu seiner persönlichen Sicherheit die 4 Escadrons de service entgegen werfen mußte und sich in eins der Reserve-Quarrees rettete. — Eine ungeheuere Verwirrung, eine furchtbare Panik, eine vollkommene Demoralisation brach ein. Ney irrte zu Fuß, ohne Hut, mit zerbrochenem Degen auf dem Schlachtfelde umher; niemand gehorchte dem Marschall von Frankreich mehr. Zwei Garde-Quarrees der Reserve hielten noch zusammen; in ihren Reihen soll das berühmte Wort gefallen sein: „La garde meurt et ne se rend pas!“ — Ein einziges Kavallerie-Regiment, die Grenadiers à cheval deckte in geschlossener Ordnung Napoleons Flucht.

Der allgemeine Directionspunkt der avancirenden Truppen, der Preußen wie der Engländer, war la Belle-Alliance. Hier war es, wo Blücher und Wellington persönlich zusammentrafen und einander herzlich umarmten, während das nächste preußische Trompeter-Chor das Te Deum laudamus blies. Da mochten sie denken, was ihnen Rückert so schön in den Mund gelegt:

Als Blücher, der Held, und Wellington
Als Sieger zusammentraten,
Die beiden, die sich lange schon
Gekannt aus ihren Thaten;
Da sprach zu Wellington Blücher bald:
Du Held, so jung an Jahren,
An Klugheit und Bedacht so alt
Wie ich mit grauen Haaren!

Da sprach zu Blücher Wellington:
Du Held von starker Tugend,
Von Locken so gealtert schon,
Das Herz so frisch von Jugend! —
Da stand der Jüngling und der Greis;
Sie gaben sich die Hände
Und fragten, ob auf dem Erdenkreis
Noch so ein Paar sich fände.

Erwägt man nun, was die Preußen den Engländern und den mit ihnen stehenden Niederdeutschen und Niederländern bei Belle-Alliance geleistet, so ist es dies: — Als der furchtbare Kampf zwischen Reiterei und Fußvolk auf der Hochebene von Mont-St.-Jean entscheidungslos hin und her wogte, da war kein einziger englischer Truppentheil mehr intact, da hatte ein großer Theil von Wellington's Armee das Schlachtfeld in der Richtung auf Brüssel verlassen. Napoleon aber verfügte an frischen Truppen noch über seine 24 Garde-Bataillone und über das Armee-Corps Lobau nebst dessen Caval-

lerie — das sind 22,000 Mann intacter Truppen, welche, ausschließlich gegen Wellington verwendet, die Niederlage des britischen Heeres unfehlbar herbeiführen mußten. Davor hat Blücher die Welt bewahrt. — Dann aber hat er auch durch den Angriff auf die rechte Flanke Napoleon's diesen nicht nur geschlagen, sondern sein Heer vernichtet. Das hätte nie geschehn können, selbst wenn Wellington siegreich gewesen wäre; denn eine einfache Frontal-Verfolgung ist nicht im Stande, solche Siegesfrucht zu brechen; sie hätte Napoleon immer noch die Möglichkeit gelassen, sich hinter dem Defilee von Genappe zu setzen. — Die Zerstörung der französischen Armee ist das Werk Blücher's und Gneisenau's; durch ihren Flankenangriff nahe der Rückzugsstraße des Feindes brachten sie die Entscheidung, durch die „Verfolgung ohne Gleichen" vernichteten sie den Feind.

„Wellington wünschte die englische Armee auf dem Schlachtfelde stehen zu lassen; Blücher aber war sogleich bereit, mit den Truppen, die seit 4 Uhr morgens in Bewegung gewesen waren, die Verfolgung aufzunehmen und in die helle warme Mondnacht hinein rastlos fortzusetzen."

Dies „Daransetzen des letzten Hauchs von Mann und Roß" ist vor Allem Gneisenau's Gedanke. Mit Recht nannte er solches Verfahren eine Schonung des Blutes braver Soldaten, das auf's Neue hätte geopfert werden müssen, wenn es dem Feinde gelang, sich wieder herzustellen. Mit ungeheuerer Energie setzte er die Verfolgung in's Werk. Bald war das Defilee von Genappe in seiner Hand, wo an und auf der Einen Brücke über die Dyle ein entsetzenerregendes Gedränge entstand. Nichts galt mehr als das „Sauve, qui peut!" Napoleons ganzes Heer war entschaart. Einem wilden Waldstrome gleich brausten die wüsten, chaotischen Massen wogend dahin, und wenn sie sich endlich athemlos stauten und todtmüde niedersanken, dann scheuchten immer auf's Neue Granatschüsse und der Trommelschlag attackirender preußischer Infanterie die ruhesuchende Menge auf. — Aber auch die Verfolger selbst waren todtmüde! Zu Fuß hat bis Frasnes, wo die Verfolgung endete, nur ein pommerscher Unteroffizier folgen können. Den letzten Tambour ließ Gneisenau auf ein Pferd setzen, um durch den Trommelwirbel das Avanciren der längst abgefallenen Infanterie zu markiren.

Die Franzosen haben bei Belle-Alliance etwa 30,000 Mann und von 260 Geschützen 200 verloren.

Die englisch-niederländisch-deutsche Armee büßte über 15,000 Mann ein, die preußische, von der etwa 40,000 Mann am Kampfe Theil genommen, verlor ungefähr 6700 Mann.

In Gosselies entwarf am Morgen des 19. Juni Gneisenau den Operationsplan zum raschen Vordringen der preußischen Armee auf Paris. Auf dem kürzesten Wege wollte er ohne Zeitverlust so viel Truppen als möglich

dorthin in Bewegung ſetzen auf die Gefahr hin, daß Grouchy entkäme. Gneiſenau hatte Recht und Blücher gab ihm Recht, und es geſchah ſo.

Das Alles war in vier Tagen gethan! Am frühen Morgen des 15. Juni war der erſte Kanonenſchuß gefallen; am 18. abends war der letzte Waffengang Napoleons zu Ende. — Was hatten denn nun die andern Armeen gethan?!

Schwarzenberg hatte ſich entſchloſſen — nicht am 27. Juni ſondern — einen Tag früher anzugreifen. — Am 20. ſchrieb Fürſt Wrede an Blücher: „Ich habe die Ehre Ew. Liebden zu benachrichtigen, daß, nachdem die Monarchen zu beſchließen geruht haben, daß die für die Ober-Rhein-Armee auf den 25., 26. und 27. Juni beſtimmt geweſenen Angriffe um 24 Stunden früher beginnen ſollen, ich mit meiner Armee, wenn nicht am 23. Abends, wenigſtens am 24. früh die Paſſage über die Saar forciren (?) werde." — — An demſelben Tage ſchrieb ihm Blücher von der Sambre: „Der Krieg iſt beendet." — Das Schreiben Wrede's erhielt er am 28. Juni zwei Tagemärſche vor Paris. — Schon am 22. Juni hatte Napoleon abgedankt; am 3. Juli kapitulirte Paris.

Ja, dieſer Geiſt Blücher's und Gneiſenau's, dieſer Geiſt des preußiſchen Hauptquartiers, das war der gute Geiſt Deutſchlands, das war derſelbe Geiſt, welcher damals Arndt ſingen ließ:

Auf Victoria! auf Victoria!
Welch' ein Klang aus Niederland!
Ueber Strom und Berg geklungen,
Tauſendſtimmig nachgeſungen,
Rollet er die Welt entlang.

Bei la Belle-Alliance —
Heißt auf deutſch: der ſchöne Bund —
Hielt der große Himmelsrichter
Das Gericht der Böſewichter,
Ihres Trotzes letzte Stund'.

Nun nach Frankreich! nun nach Frankreich!
Holt geſtohlnes Gut zurück;
Unſre Veſten, unſre Grenzen,
Unſren Theil an Siegeskränzen,
Ehr' und Frieden holt zurück!

Auf Victoria! Auf Victoria!
Welch ein Klang aus Niederland!
Häude, Herzen auf nach oben!
Gott zu danken, Gott zu loben!
Gott hat Glück und Sieg geſchenkt.

Das Vermächtniß des Pfarrers Fahrenbruch von Gorsleben aus dem Jahre 1545.

Eine Kriminalgeſchichte aus deutſcher Vergangenheit

mitgetheilt von

Dr. Guſtav Dannehl.

Nicht weit oberhalb der Stelle, wo ſich die Unſtrut zwiſchen der von Heinleite und Schmücke gebildeten ſogenannten Sachſenburgpforte hindurchwindet, liegt am Fuß dieſes Höhenzuges in freundlicher Flußthalebene inmitten ſaftiger Wieſen und wohlangebauter Felder im Kranze üppiger Baumgruppen das Dorf Gorsleben hart an den Ufern des Fluſſes. Oberhalb der engen Durchbruchpforte ſtreckt ſich das Unſtrutthal von waldgrünen Gebirgszügen begrenzt behaglich in die Breite. Die fruchtbare Flußthalebene, welche einem Garten gleicht, iſt in eminentem Sinne hiſtoriſcher Boden und uraltes Kulturland. Reiche Klöſter, ſtolze Burgen, kaiſerliche Pfalzen mit Namen, welche auf jedem Blatt der Geſchichte des deutſchen Mittelalters wiederkehren und die deshalb auch den ferne Wohnenden ſo bekannt klingen, deuten noch in Trümmern an, daß einſt die Mächtigſten der Erde das Thal auf und niederzogen und an den Ufern des Fluſſes heimiſch waren.

Nicht gar weit von Gorsleben flußabwärts liegt die herrliche Ruine der kaiſerlichen Pfalz Memleben, zwiſchen beiden Orten bei Rietheburg an der Unſtrut iſt nach der neueſten Forſchung die Wahlſtatt zu ſuchen, auf der Heinrich I. den fälſchlich nach Merſeburg benannten entſcheidenden Sieg über die Ungarn davon trug. Der Name der Bonifaciuskirche in Gorsleben ſelbſt und die Bezeichnung Bonifaciuspfennige für die auf der Sachſenburg ſich findenden münzenartig geſtalteten Verſteinerungen deuten darauf hin, daß das Unſtrutthal zu den älteſten Strichen chriſtlicher Cultur in Mitteldeutſchland gehörte.

In dem erwähnten Dorfe Gorsleben ſpielte ſich vor mehr als 300 Jahren eine Geſchichte ab, die ich im Nachſtehenden mittheile, und welche Fahrenbruch, in den Jahren 1539—45 Pfarrer des Ortes, als etwas Selbſterlebtes aufgezeichnet hat. Die Pergamenthandſchrift, welcher ich dieſelbe entnehme, wurde auf folgende Weiſe ans Licht gezogen.

Im Jahre 1823 beſuchte der noch jetzt auf dem rothen Hofe, — einem alten Ritterſitz, in Gorsleben anſäſſige Herr von Haufen, als Roßleber Kloſterſchüler in Begleitung eines Commilitonen, des nachmaligen Advocaten Robert Sickel in Leipzig, ſeine Eltern und die beiden jungen Männer ſahen ſich eines Tages in der alten Bonifaciuskirche um. Im Thurm greift Sickel

hinter ein altes Bild und dabei fällt ihm eine Pergamentrolle mit folgendem Inhalt in die Hand.

In nomine sanctae et individuae trinitatis Pax et Dei gratia Vobiscum omnibus S. B. L.

Wenn Moder mein Gebein frißt und du einst diese Schrift auffindest, wer du dann auch sein mögest, denke mit Beten meiner armen Seelen, die hier ein Bekenntniß ausschüttet, was nicht sein sollt der Gegenwart zu Nutz, die es alsbald verdammen wird, das Best hinwegnehmen, und meiner spotten möcht mit Schalksmienen, vielmehr soll solch mein Bekenntniß und Offenbarthum, so meines Gottes Will es ist, frommen denen, die weit nach uns sein werden, sich allen Vorthel, Beispiel und Lehre nehmende, und daraus schauende, was Arges der Teufel und seine Cumpanen ..... die Wege schleichen.

2. Es hatten nämlich damit ich weit zurückgehe in die Geschicht und was nachher zu wissen dient, die Herren Grafen von Beichlingen, Friedrich und Gerhart dem hochwürdigen Abt Sybulo das Dorf Gorsleben als ein Sitzthum, so weit es ihnen a. d. 1338 abgegeben und ein groß Recht übern Ort eingeräumet, was nachheren und wie es kommen, braucht und mißbraucht worden ist, auch deshalb wegen der mehreren Besitzern nicht selten Hader entstanden ist.

3. Solch Vorfall hat aber mein lieber Confrater und würdiger Pfarrer Gangloff Waldenbeck alls treulich und verständlich niederschrieben, was mit großer Lust ich lesen, da er aber als Historicus in seinem Compendio nit gedacht dessen, was ich nun erzählen und nach und nach berühren werde, weil es mehr eigen und geheim Sach betrifft, auch meist nach seinem Tode sich zutragen, so hab ich es über mich nommen, meinen lieben Schwestern und Brüdern, so in später Zeit leben, ein Bild von Engeln und Teufeln, und meinen harten Kämpfen zu lassen.

4. Ich lebt somalen noch auf der Vicarey als aus Italia zurückkehrte Herr Georg Sodo von Germar mit seiner lieben Tochter Stella, 15 Jahr alt.

5. Dieser gut Herr hatte vor vielen Jahren seine Gattin in Italia gefreit, und sie sodann auf sein hieriges am Wasser-Wechsel liegend kleines Sitzthum bracht.

6. Als aber nach einigen Jahren die Italierin von argem Heimweh befallen krankte und siechte und nicht Ruhe fand in unserer trüben Luft, gab Sodo alsbald ihren Bitten nach und führte sie mit der 9 Jahr alten Tochter hinweg nach ihrer Villam, wo sie nach 5 Jahren starb und suchten nun Vater und Tochter mit großen Schätz an Gold und Edelsteinen beladen ihre Heimath wieder auf.

7. Uns war damals, als sie kommen, grad mein sehr treuer und lieber Herr Confrater, der Pfarrer Waldenbeck am Fieber hinlägrig, deswegen ich mit Bitt angegangen worden, zu Herrn Sodo zu kommen, da ich denn auch mit weille hinging und mit großer Lieb und Verehrung, als ich nicht erwarten mocht, ansehen und empfangen worden und ein schön Zutraun von Stund an zwischen uns Wurzel faßte.

8. Herrn Sodo, den eine gewisse Schwermuth befallen, bedurft oft christlichen Trostes, um so mehr als damalen große Neuerung in der Kirch vorgangen, und Lutheri Lehren allewegen sich ausbreiteten, er aber nit von alter Lehr und Glauben lassen wollt, sondern blos argen Mißbrauch und Sudel steuern sollt, daß aber von den Anhängern so müßig süchtig und hätzige Kopf wären, gleich Alls auf die Spitze stellt würde, und so Unheil statts Frieden käm, so war die gar lieblich aufblühende Jungfrau, Herrn Sodo's Tochter, Stella gar nicht meiner Meinung und tröstete mit sein gläubigen Worten, wie vom heiligen Geist angeweht und ich nit so nachsprechen kann ihren lieben Vater, damit er Ruh möcht in sein Herz gießen, und sich nit allzusehr zerstreuen lassen von der Welt Händel, so denn der rechte wahre Glaube und die rechte wahre Kirche in dem Herzen sich anbauen müßt, über welche nit hätt Gewalt ein Mächtiges auf Erden, sondern der allmächtige Gott und seine Heiligen im Himmel.

9. So ging eine lange Zeit in gutem Vertrauen und Verträglichkeit woran auch mein theurer Herr Pfarrer Theil nahm, dahin, als ein gewisser Christoph von Altendorf sich viel bei Herrn Sodo um der Tochter Willen zu schaffen machte, welche aber vermeinet, daß das nit der Mann für sie sei und so gar wenig Reden an ihn setzte, aber doch sanftmüthiglich selbigen und um des Anstandes willen schonete.

10. Als aber gedachter Christoph von Altendorf dringlicher worden, hat sie ihr Herz aufschlossen, und mir mit heiteren Worten sagt, wie schon ein Bild darin hänge, dem sie Liebe gelobt, denn als ihr Herr Vater mit ihr nach der Mutter Tode Schäfts halber sich fast ein Jahr in der Stadt aufhalten, hätt ein junger Edelherr aus Thüringen genannt Erwin von Hausen, welcher in des Kaisers Heer bei einem Wallonischen Küraſſier Regiment als Lieutenant in dem Ort standen, mit ihr Bekanntschaft macht und wär als Landsmann alltag in ihre Wohnung gekommen und wäre sie oft allein mit ihm im Zimmer und Garten wesen und hätten Freud an einander funden und groß Lieb gefaßt, als daß sie sich Treue schworen auf immer.

11. Und wie der Abschiedstag kommen, wäre Herr Erwin eine große Strecke Weges mitgeritten, am ersten Ruheplatz aber dem Vater sein Begehren offenbaret, welcher auch nichts Absonderliches gegen aufbringen können.

12. Und wäre sodann Herr Erwin unter Zusage in fünf Jahren in's Vaterland zurückzukommen, mit dem Gelübde, Eid und Händedruck, was Alles sie ihm erwiedert, von ihr schieden.

13. Nachdem hat sie mich beten, auf schickliche Weis Herrn Altendorfen von seinem Vorhaben abzulenken, daß sie mög Ruh vor ihm haben.

14. Konnt aber nicht sogleich an ihn kommen, sintemahl er mich wenig achtet und oft höhnischen Blicks anschaute.

15. Endlich hab aber meiner natürlichen Furchtsamkeit ein End gemacht, und ihm vorstellt, wie das Fräulein Stella nit könnt eingehen auf seine Anträge, weil sie durch feierliche Gelübde anders gebunden, was ein Edelherr seiner Ehr zu gut schätzen müßt.

16. Wider Vermuthen war auch Herr Altendorf ganz freundlich, dankte auch vor die Nachricht., ... nun hier abstehe von seiner Neigung, aber das war eitel Schein, denn ihm wohnte im Herzen der Schalk.

17. In dieser Zeit nun war Anno 1537 noch ein sehr verarmter Herr von Adel Herr Friedemann von Harras, aus dessen Stamm vor vielen Jahren die Vikarey, auf der ich . . . . . fundirt worden hierher, welcher bei . . . . . Heinrichen sich bittend erwirket die Einkünfte und Nutzungen solcher Vicarey auf sein Lebzeit zu genießen, weshalb ich als fürstlich befehle, wie bekannt worden, alsbald gerne darauf resignirte, in Maaßen Herr Waldenbeck fort und fort siechte und mir Zuspruch geschah, solch Stelle nach seinem Tode zu erhalten.

18. Wie es denn auch gar nit lange dauert, daß mein lieber Bruder und Freund geschieden ist, wonach ich Pfarrer worden.

19. Als nun gedachter Herr Friedemann von Harras schon ziemlich bejahrter mit seiner noch jugendlichen Frauen auf der Vicarey Einzug halten, hat sich auch alsbald Herr von Altendorf bei ihm eingethan, und ist um die Frauen herumgangen sodaß Fräulein Stella anjetzt Ruhe vor ihm hatte, und seiner gänzlich loszusein glaubte, zumal er nur ganz fern sich ihr nahte.

20. Herr Friedemann von Harras hat aber solch fürstlich Gnad nicht lang genossen, sondern ist darauf plötzlich verschieden, und hat dann die Wittib von neuem bei Herrn Hertzog Mauritio Bitt eingelegt, solch Vicarey Nutzung auf ihr Lebzeit gnädig zu überlassen, was ihr auch brieflich zugesichert worden, mit Bemerk, daß nach derselben Tode die Vicarey der Kirch wieder anheim fallen sollte.

21. Herr Altendorf hat darauf Harras Wittib gefreit, und hat eben nit schön Verwaltung auf dem überlassenen Sitzthum trieben, sondern ist ganz liederlich umgangen, weshalb die Einkünft nit zureichen mochten, und er Pfiff und Schlenken mannigfach im Kopf trug.

22. Herr Sodo, anmeist aber das Fräulein Stella, welche im Geheim

viel Arme unterſtützt hat und Segen ſpendet, auch Kranke heimſucht und Troſt geben, wo ſie konnt, harrete jetzt ſehnlich der Zeit, wo der Freund aus fernen Landen kommen ſollt, da die Friſt ablaufen war.

23. Und als wir einſtmalen auf die Berg an das Holz gangen, allwo Herr Sodo einen Thurm aufbauen laſſen, gewahrt das Fräulein von der Zinne unten am Dorfe auf dem Wege von Ettesleben her zween Reiter kommend, und ſieht von einem Helm einen hohen Helmbuſch wehen und ihr ahnet, es ſei Erwin, ſein Wort zu löſen.

24. Alsbald bittet ſie uns mit heimzukehren, eilet aber immer voraus, daß wir nit folgen konnen und als wir endlich ins Zimmer treten, ja da hat Herr Erwin ihre Hand gefaßt und beide waren ſtumm von heller klarer Freude, die wie Abendſchimmer in Regentröpflein unter Thränenperlen aus den blauen Augen leuchtet.

25. Nun war große Luſt alltag auf Herrn Sodo's Sitzthum.

26. Herr Erwin erzählte, daß er ſein Abſchied aus Kaiſers Heer nommen und nun im Vaterland bleiben wollt, auf ſeines Bruders Ritterſitz zu Ebenheim oder auch hier, wenn es Herr Sodo erlauben mögt und Stella ſein Ehegemahl werden ſollt, worinnen aller Sinn gern ſtund.

27. Es waren aber derweilen Herrn Altendorf's Frauen geſtorben und ſein Renten nach Wegfall der Vicarey Nutzung gar nit wohl ausſehende, weshalb ihm Herrn Sodos Vermögen gar ſehr am Herzen lag und er ungern vernahm, daß ein Bräutigam ankommen.

28. Wie er nun ein großer Pfaffenfeind war und gottloſer Kirchenverächter, ſo geſchah auch, daß durch ſein Beihülf wegen unrichtiger Deutung eines alten Vertrags mit dem Kloſter Oldisleben mit Zuſtimmung der Oberen zu Sachſenburg die Vicarey der Kirchen vorenthalten ward, wobei Herr Altendorf einen Schwenzelpfennig wohl erhalten haben mag.

29. Wollten ihm aber das Alls gern verzeihen, wäre ſein Schalksherz dabei in Ruh blieben, und hätte er nicht gar arge Pläne geſchmiedet, wie mit Wehmuth und innerſtem Schmerz gleich denken werde.

30. Ach es war eine ſchlimme Zeit, worauf eine gar fürchterliche Nacht folgen ſollte.

31. Herr Sodo beſaß nämlich pachtweis einen Garten, früher ein Kirchhof und der Kirche gehörig oben am Waſſer gegen das Pferderieth über, in welchem die alt verfallen Kirche im dunklen Schatten von Rüſtern und Erlen ſteht, welchen Platz Fräulein Stella allzuſehr liebt, daß ſie ihren Vater bittend vermocht, mit dem Beſitzer des Garten, einem hieſigen Freien, Vergleich abzuſchließen.

32. Dahin ging das Fräulein, die alte Kirche beſuchend ſehr oft.

33. Allda iſt ein Kreutz unterm Hochaltar von wunderſamen Stein mit

dem Jesusbilde, vor welchem sie nit selten kniete, und neues Heil für ihre Seele erflehte.

34. Und so wandelte sie zuweilen mit ihrem Herzensfreunde Herrn Erwin nach jenem Garten und blieben ostmals bis zur späten Nachtzeit.

35. Nun war eines Tages Herr Erwin, da ihm das Fräulein wegen einiger Unpäßlichkeit nicht geleiten konnt, allein hingegangen.

36. Gegen Abend komme ich zu Herrn Sodo, wo mich das Fräulein bittet ihren Freund, da es schon spät im Herbste und dunkel, an ihrer Statt abzuholen.

37. Geh denn und nehme Herrn Erwins Reitknecht mit, konnten aber Herrn Erwin nit sogleich im Garten finden, auch auf unsern Ruf keine Antwort erhalten, treten dann in die Kirchenbogen und erblicken beim Mondenschein, der durch die Spalten fällt Herrn Erwin am Boden liegend ohne Leben.

38. Alsbald aber fällt ein Schauder über mich, faß ihn an und greif überall in Blut, sodaß wir bald gewahren, wie Herr Erwin ohne Leben.

39. Als eile ich in Schreck und Schmerz zurück, stürz zu Herrn Sodo und will ihm heimlich melden, aber das Fräulein vor böser Ahnung nit ruhend, fragte, was ist meinem Erwin, meinem trauten Freunde begegnet? und ich kann es weiter nit bergen vor großer Angst das Unglück, da wird sie still und bitt mit ihr zu gehen und eilet nach der Kirch.

40. All Müh war ohne Erfolg, die Leich ward in den Gartenthurm tragen. Stella wich nit von ihm, ließ ein Grab mauern in der Kirch und darein legen und setzen ihres Freunds irdische Hüll.

41. So war all Hoffnung zertrümmert und niemand wußt von wannen es kommen, und auf was Weise es zugangen; das Fräulein wußt sich jedoch in ihr Schicksal mit frommem Herzen und Gottergebenheit zu fassen, klagte auch nit allzusehr, wandelte aber alltäglich zum Grab, das ihren Freund barg.

42. Herr Sodo starb bald darauf und sein Herr Bruder nahm Sitz im Guth, wo das Fräulein auch blieb und war eine große Freundin der Armen.

43. Kaum war aber ein halb Jahr vorüber, da kam Herr Altendorf und macht sich allerhand Geschäft um das Fräulein, sie aber wollte nichts von ihm wissen und lehnte all seine Anträg ab; das mocht Herrn Altendorf nit Recht sein, doch behielt er immer freundliche Mienen und bat das Fräulein um ein Darlehn, was sie ihm nit versagte.

44. Nach dieser Zeit wurde das Fräulein krank und immer schwächer, so daß sie vermeinet, der gute Gott würd sie hinweg nehmen aus dieser Welt. Sie vertheilte deshalb ihre Schätz und bat mich, ihren Willen zu besorgen.

45. Einen Theil ließ sie ihres Vaters Bruder, einen Theil den Armen, einen Theil der Kirche, welchen sie mir allzugleich in Verwahrung gab, eh

aber alles confirmiret, iſt Fräulein Stella aus dieſem Erdenthale ſchieden zur ewigen Freud und nahm Herr Barthel von Germar alles in Beſitz, außer 9000 Goldgulden, welche ich ſchon hatte und ich nichts von ſagte.

46. Obgleich nun das Kloſter Oldisleben im Bauerntroubel zerſtört worden war, wobei viel alte ſchöne Nachrichten über Gorisleben, welche dort hinkommen, verlohren gangen, ſo anmaaßte ſich doch die Obere jenes Orts auch jetzt noch allerlei Recht und verlangte ein groß Theil von der ſeligen Stella Reichthum, ſchickten auch als Legaten, welcher ſie vorher erſt aufhetzt und ſpornirt hatte, Herrn von Altendorf, welcher aber darüber mit Herrn Barthel von Germar ſo in Hader gerieth, daß der letzt ihm den Degen durch den Leib rannte, worüber groß Unheil entſtand und Herr Barthel flüchtig worden auf einige Zeit.

47. Deshalb und, weil ich das Geld gar nicht ſicher glaubte bei ſolch bedenklicher Zeit, da auch die Amts-Oberen gegen die Kirche feindlich geſinnt, habe ich mir einen Vertrauten aus der Gemeinde gewählt, einen gar verſchwiegenen Mann namens Chilian Groſſen und das Geld mit deſſen Beihülfe zwiſchen Herrn Erwin und Fräulein Stella's Gräbern in der Johanniskirche in die Erde geſenket, da es jetzt von keinem Nutz ſein konnte.

48. Schon während des Arbeitens, was wir bei Lampenſchimmer in der Nacht vornahmen, ächzt und ſeufzt Groſſe gar tief und ward nachher von immer mehr Angſt befallen. Auf mein Befragen, was ihm ankommen, ſeufzt er abermals, fragt ſodann, ob er gehalten ſei, einen gezwungenen Eid zu halten — — ohne meine Antwort darauf ſagt er weiter: „Ach ich bin in großer Zwieſpalt mit meinem Gewiſſen, mag auch die Höll mein Lohn ſein, hier auf dieſem Platz habe ich die Mörder des Herrn Erwin ſehn.“

49. „Was“, rief ich beſtürzt, „was? erzähle Unglücklicher!“ und jener ſagte mit Zittern; „Geh einſtmalen an der Kirchen hier vorbei, hör Menſchenſtimmen, ganz dumpfe, Furcht fällt über mich, alſo ich Gott im Gebet anrufe, daß er mir Stärke giebt, all Furcht zu überwinden und trete unter ſeinem Beiſtand in die Hall; da ſcheint der Mond herein durch die gebrochen Bogen und ich erblick den ſchändlichen Altendorf mit einem Geſellen, wie ſie mörderiſch über Herrn Erwin herfallen.“

50. „Alsbald entfährt mir ein Schrei, die Mörder ſchrecken auf und faßt mich Altendorf am Schlund und droht mir, den Hals umzudrehen, wo ich nicht gleich ſtumm wie ein Fiſch würd.“

51. Darauf packen mich beide, laſſen Herrn Erwin im Blut liegen und ſchleppen mich in ein entlegen Haus, das dem Mordgeſell Caspar Roß gehörig, halten über mich lang Rath, ich aber zittere in Todesangſt; nachdem ſpricht Altendorf zu mir:“

52. „Schlechter Hund, dein Leben ſollt du haben, wenn du ſchwörſt, nit zu verrathen auf keine Weis was du ſehen und was wir gethan, willt du aber nit ſchwören, ſo fährſt du gleich zum Teufel."

53. „Was ſollt ich thun, in großer Herzensangſt, ſollt ich hinfahren in meiner Sünd, was konnt auch allzumal mein Tod nützen und entſchloß mich den Eid zu thun, worauf ich frei ausgehen dürft."

54. „Alsbald habe ich, wie er mir vorſagt ſchwören müſſen, bei dem dreieinigen Gott, auf die Wunden Chriſti und was ich ſonſt zu meinem Heil glaubte, nichts zu ſagen von irgend einem, und ſollt des Himmels Seligkeit nit ſchmecken und der Teufel und die ganze Höll ſollt Macht haben über mich, in meinem Sterbeſtündlein jeder Troſt mir ſchwinden und alle ordentlich Angſt auf mich fallen, wenn ich anders thät, als ſie mir geheißen."

55. So hab ich ſchworen und mein Gott, jetzt hab ich den Eid brochen."

56. Alsbald fing er ſtärker an zu zittern, ich führte ihn heim, ſaß die ganze Nacht an ſeinem Bette, ließ mir das Geſagte wiederholen, ſchriebs auf, ſprach ihm Troſt zu und in der vierten Morgenſtunde iſt er ruhig auf ſein Bekenntniß verſchieden.

57. Hab darauf zu Caspar Roß geſchickt und war derſelbe in ſelber Nacht, kurze Zeit nach Groſſen auch ſtorben und hatten ſeine Kinder ſagt, er hätt einen Geiſt ſehen.

Dies iſt die unglückliche Geſchichte.

Gott gebe Frieden Allen!

A. M. E. N.

gez.: Fahrenbruch.

P. L.

Soweit die eigentliche Erzählung Fahrenbruchs, welche uns in dem ſchlichten Tone der Wahrhaftigkeit ein tragiſches Schickſal aus alter Zeit vorführt. Das Schriftſtück iſt geeignet in mancher Hinſicht unſer Intereſſe zu wecken. Es läßt uns einen Blick thun in die Denk- und Handlungsweiſe, in die Sitte und den Geiſt jener bewegten Zeit und wenn Mittheilungen eines Augenzeugen über ſelbſterlebte Dinge aus ferner Vergangenheit ſchon wegen mancher nebenbei erwähnten Details uns unwillkürlich anziehen, ſelbſt wo ihr Inhalt weniger feſſelnd iſt, ſo gilt dies von der vorliegenden Erzählung wohlbeglaubigter Vorgänge in noch höherem Grade. Eine dunkle That, welche das reinſte Glück edler Menſchen grauſam zerſtört, wird vor unſern Blicken entſchleiert. Trotz der moraliſchen Verwilderung jener Zeiten lebt ein tiefes Heilsbedürfniß in den Seelen, das ſtärker iſt als die Angſt der Todesgefahr, und ſelbſt die verworfenſten Verbrecher glauben an dasſelbe und bauen ihren Plan darauf. Die Sprache des Schriftſtückes läßt den Verfaſſer als einen edlen, hochgebildeten Mann erkennen.

Die Handschrift enthält ferner noch eine in ganz elegantem Latein geschriebene Anweisung für den glücklichen Finder, wo die erwähnten Schätze, welche Fahrenbruch vergraben hat, aufzufinden seien. Dieselbe lautet in deutscher Uebersetzung wie folgt:

Im Namen der heiligen untheilbaren Dreieinigkeit.

S. B. L.

Wenn meine Gebeine schon lange von Moder zerfressen sind und du, wer du auch dann sein mögest, diese Aufzeichnungen in der Mauer des Thurmes verborgen findest, sei mit Beten eingedenk meiner Seele, welche jetzt ein Bekenntniß ablegt, das für die Jetztlebenden von keinem Nutzen sein soll. Denn bald genug würden sie aus demselben das beste hinwegnehmen und mich verspotten mit hämischer Miene; vielmehr soll solches mein Bekenntniß und Offenbarung, so Gott will, denen von Nutzen sein, welche lange nach mir leben und dies zu ihrem Nutz und Frommen beherzigen werden.

I. Tritt ein, o frommer Christ, in die Ruine der St. Johanniskirche, die von Wiesen und Gärten umgeben nahe am rechten Ufer des Flusses und im oberen Theile von Gorisleben belegen ist, tritt ein und untersuche das Erdreich unter dem steinernen Crucifix neben dem Altar, wo du zwei Hügel finden wirst. Zwischen diesen beiden ist, um es magisch zu verhüllen, mit einem dreibeinigen Haspen ein großer Schatz von Edelsteinen und Imperialen vergraben, welchen sterbend die edle Tochter des Sodo von Germar, Stella hinterlassen hatte. Grabe im Namen der heiligen Dreieinigkeit den Hügel des Schatzes auf, schone jedoch die Gebeine, welche in den Hügeln zur Rechten und zur Linken ruhen mit der größten Vorsicht, damit du die Manen nicht störest. Wenn dir mit Gottes Hilfe der Schatz übergeben ist, so mache drei Theile! Den ersten behalte für dich, den zweiten gieb den Armen, den dritten der Kirche. So hat es Stella angeordnet! Hüte dich das Testament zu brechen, sonst wirst du selbst gebrochen werden.

II. Begieb dich, o Glücklicher, von der unteren Seite der nahe an der Unstrut gelegenen St. Bonifaciuskirche zu Gorsleben zu dem Thurm, und untersuche die Mauer. Du wirst auf der Mittagsseite einen Inschriftstein finden, zähle von dieser Ecke neun Schritte gegen Abend, grabe neben der Mauer ein und Du wirst meine goldene Kette ausgraben. Diese behalte für Dich.

III. Komme, geneigter Leser, und folge den Winken, mit welchen ich dir den Ort bezeichnen will, wo große und werthvolle Kleinodien verborgen liegen. Steige auf dem Heldrunger Fußsteige den Weinberg hinauf, dessen Gipfel Schmücke genannt wird. Gehe links in den Wald, siehe einen Hügel von großem Umfange. Eine ungeheure Eiche stehet dabei, auf welcher die Zeichen + ſ ſ ν + F zu sehen sind, unter dieser unten im Hügel sind die goldenen mit

Edelſteinen beſetzten Ketten der theuerwerthen (carissimae) Stella, der edlen Tochter Sodos von Germar wegen der ſchlechten Geſinnung der gegenwärtigen Menſchen vergraben.

Ach es war eine böſe Zeit, berüchtigt durch ſchmähliche Thaten, voll verdorbener Sitten, und ſchändlicher Frevel.

Die Gnade Gottes ſei mit dir!

Amen. F.

Die beiden Kloſterſchüler entzifferten und laſen mit ſteigendem Intereſſe die Urkunde und namentlich der Schluß derſelben war geeignet, die jugendlichen Gemüther in lebhafte Aufregung zu verſetzen. Man folgte getreulich den Winken, welche der treffliche Fahrenbruch in ſeinem lateiniſchen Wegweiſer zu den vergrabenen Schätzen giebt. Sorgfältige Nachgrabungen wurden angeſtellt an allen in der Handſchrift bezeichneten Stellen, allein ſie blieben erfolglos. Eine einzige goldene Nadel war die ganze Ausbeute.

Dieſer Mißerfolg rief in der Frau von Hauſen, der Mutter des jungen Herrn von Hauſen, eine Erinnerung aus ihren Kinderjahren wach, welche über den muthmaßlichen Verbleib der Schätze und Kleinodien einen ziemlich ſichern Anhalt geben kann. Es ging nämlich damals noch das mit großer Beſtimmtheit auftretende Gerücht im Orte, daß Mönche aus dem Auguſtinerkloſter zu Erfurt nach Gorsleben gekommen ſeien und ſich eine Zeit lang bei einer armen Bauernfamilie des Ortes aufgehalten hätten. Der Name der Familie, deren Nachkommen noch jetzt dort wohnen, wurde mit großer Beſtimmtheit genannt.

Während der Anweſenheit der Mönche hätte man bei Nachtzeit oft Licht in der Kirche bemerkt und es ſei von den Mönchen der Glaube im Volk genährt worden, es trieben Geiſter ihr Weſen in dem alten Gotteshauſe. Völlig beglaubigt iſt, daß die arme Familie, welche die Mönche beherbergt hatte, bald nach dem Weggange derſelben zum großem Wohlſtande gelangte. Es liegt alſo die Vermuthung nahe, daß die Handſchrift ſchon früher gefunden und nach der Benutzung an dem Fundorte wieder niedergelegt worden iſt.

Vom preußiſchen Landtag.

Berlin, den 13. Juni 1875.

Das Hauptwerk dieſer Woche iſt in beiden Häuſern des Landtags die definitive Erledigung der Provinzialordnung geweſen. Wie der Leſer ſich erinnert, hatte das Herrenhaus für die provinzielle Staatsverwaltung den aus der Provinzialverſammlung durch Wahl hervorgehenden Provinzialaus-

ſchuß erſetzt durch einen ſogenannten Provinzialrath. Dieſer Provinzialrath ſollte nach den Vorſchlägen des Herrenhauſes aus ſieben Mitgliedern beſtehen, und zwar aus dem Oberpräſidenten nebſt zwei durch den Miniſter des Innern beſtimmten Staatsbeamten und aus vier durch den Provinzialausſchuß gewählten Laienmitgliedern. Ebenſo ſollte der Bezirksrath gebildet werden unter dem Vorſitz und der Mitgliedſchaft des Regierungspräſidenten aus zwei vom Miniſter des Innern beſtimmten Staatsbeamten und aus vier vom Provinzialausſchuß gewählten Mitgliedern. Zu dieſen Herrenhausbeſchlüſſen hat bei der zweitmaligen Beſchlußfaſſung des Abgeordnetenhauſes der Abgeordnete Miquel diejenigen Amendements geſtellt, welche das Abgeordnetenhaus angenommen und denen das Herrenhaus ſchließlich zugeſtimmt hat, ſo daß ſie bei der vorausſichtlichen Sanction des Königs den Inhalt des Geſetzes in Bezug auf die Bildung des Provinzialrathes und des Bezirksrathes ausmachen werden. Nach den Miquel'ſchen Vorſchlägen ſoll der Provinzialrath und der Bezirksrath aus dem Oberpräſidenten und bezüglich Regierungspräſidenten, aus je einem Verwaltungsbeamten, welcher die Qualität des höheren Richteramtes beſitzt, und aus fünf vom Provinzialausſchuß gewählten Mitgliedern beſtehen.

Dieſe Vorſchläge, welche ſchließlich allſeitige Annahme gefunden, ſind weniger von der conſervativen Partei als von der Fortſchrittspartei angefochten worden. Compromißbeſtimmungen haben naturgemäß das Schickſal, von beiden Extremen angefeindet zu werden. Die Fortſchrittspartei iſt es, welche ſich diesmal am unzufriedenſten zeigt, und ihre Wortführer können auf die leidliche Miene, welche man rechts dem Geſetz macht, hinweiſen als Zeichen, daß die linke Seite zu kurz gekommen. Unſere Berichterſtattung hat ſich dem Geſetz, wie die Leſer der Grenzboten wiſſen, von Anfang ungünſtig gezeigt, und wir ſind von dem ſchließlichen Zuſtandekommen desſelben nicht erbaut. Unſere Oppoſition ſteht natürlich auf einem andern Boden, als diejenige der Fortſchrittspartei. Aber der angebliche Sieg der conſervativen Intereſſen, welcher darin beſtehen ſoll, daß man annimmt, es werde im Provinzial- wie im Bezirksrath der große Grundbeſitz eine hervorragende Rolle gewinnen, läßt uns auch ſehr kalt. Wir tadeln an dem Geſetz vor Allem die wirklich in dieſer Weiſe unerhörte Zerſplitterung der Staatsorgane. Das Schlimmſte, was man von dem Geſetz befürchten konnte, war die Erweckung centriſugaler Tendenzen in den Provinzen. Wäre der urſprüngliche Gedanke Miquel's, die Regierungsbezirke zu beſeitigen, die großen Provinzen gleichwohl beizubehalten und die Provinzialverwaltung alsdann weſentlich in die Hände des Provinzialausſchuſſes zu geben, durchgedrungen, ſo hätten die centriſugalen Tendenzen unſtreitig in einer ſolchen Organiſation die geeignete Handhabe gefunden. Die jetzige Organiſation iſt dagegen ein Apparat allgegenſeitiger

Paralyſirung und undurchdringlicher Confuſion. Das Beſte, was man von dem Geſetz hoffen kann, iſt demnach, daß es an dem gewohnten Gange der bisherigen Verwaltung wenig ändern wird, daß es höchſtens den Schlendrian begünſtigen und die kräftige Initiative, wo ſie ſich regen möchte, im Centrum oder in der Mittelinſtanz, überall erſchweren wird. Bei der Ueberlaſtung unſerer Nation mit zahlreichen und ſchweren Aufgaben hoffen und wünſchen wir, daß dieſer Zuſtand fünf bis zehn Jahre dauern wird. Alsdann wird, wenn Alles gut geht, Kraft und Zeit vorhanden ſein zu einer Neuordnung der geſammten Verwaltungsbehörden, und dann wird der jetzige ſogenannte Selbſtverwaltungsapparat als eine Anzahl rudimentärer Organe, um mit den Darwinianern zu reden, allſeitig erkannt ſein und ohne Schmerzen wiederum beſeitigt werden. Das jetzige Geſetz iſt weſentlich zu betrachten als die Stillung eines doktrinären Bedürfniſſes, eines unklaren Gefühls, daß reformirt werden müſſe, wobei man vergaß, daß zur Reform nicht bloß das Bedürfniß gehört, ſondern auch die Erkenntniß der richtigen Mittel und die gereiſte Möglichkeit, die richtigen Mittel durchzuſetzen. Die ungeduldigen Reformer haben nun eine Atrappe bekommen, an der ſie ſich einſtweilen nach Herzensluſt erfreuen mögen.

Das zur Provinzialordnung gehörige Dotationsgeſetz, ſowie das Geſetz über die Verwaltungsgerichte ſind ebenfalls in beiden Häuſern zur definitiven Annahme gelangt, desgleichen das Geſetz über die Vermögensverwaltung in den katholiſchen Kirchengemeinden, ſowie das verwandte über die Rechte der Altkatholiken an dem kirchlichen Vermögen. Die Aufgabe des Landtags iſt im Weſentlichen beendigt, und der baldige Schluß ſteht bevor.

C—r.

Literatur.

Dem werthvollen Beitrage zur Geſchichte des Weimarer Fürſtenhauſes und zugleich zur deutſchen Culturgeſchichte, welchen der Freiherr von Beaulieu-Marconnay vor zwei Jahren in ſeinem Buche über Ernſt Auguſt, den Großvater Karl Auguſt's, ſpendete, hat ſich vor Kurzem ein weiterer, nicht minder willkommener Beitrag aus gleicher Feder angeſchloſſen, der über eine Reihe von Vorgängen am Weimarer Hofe, die die Zeit von 1758 bis 1786 umfaſſen, zum erſten Male in erwünſchteſter Weiſe Licht verbreitet.*) Die

*) Anna Amalia, Carl Auguſt und der Miniſter von Fritſch. Beitrag zur deutſchen Cultur- und Literaturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts von Carl Freiherrn von Beaulieu-Marconnay. Weimar, Böhlau, 1874.

Schriftstücke, welche der Herausgeber hier mit gewohntem Tact und Geschmack trotz ihrer disparaten Beziehungen zu einem abgerundeten und anmuthigen Buche gestaltet hat, gehören zum größten Theile zu der Correspondenz des bekannten Weimarischen Ministers Jakob Friedrich von Fritsch mit der Herzogin Anna Amalia und dem Herzog Karl August, welcher so glücklich war, im Jahre 1870 auf dem Familiengute der Fritschs, Goddula bei Merseburg, wieder aufzufinden.

Die Aufschlüsse, welche diese Correspondenz gewährt, kommen den mannichfachsten Verhältnissen zu Gute, und so hat der Herausgeber, nachdem er eine Einleitung vorausgeschickt, in welcher er uns zunächst mit Fritsch's Persönlichkeit und Lebensgang bekannt macht, seinen Stoff im wesentlichen in sieben Capitel getheilt. Das erste Capitel bringt interessante Actenstücke, die sich auf den Regentschaftsantritt Amalia's beziehen. Im zweiten Capitel werden die Schriftstücke veröffentlicht, die zwischen Amalia und Wieland, sowie zwischen dem Weimarer Hofe und dem Kurfürsten Joseph Emmerich von Mainz gewechselt worden sind, um Wieland als Erzieher Carl August's von Erfurt nach Weimar zu ziehen. In die mancherlei Verstimmungen, zu welchen dies Erziehungsgeschäft bald darauf führte, und welche die Herzogin zu dem Entschlusse brachten, die Regentschaft ein Jahr vor der festgesetzten Zeit niederzulegen, erhalten wir Einblick durch die im dritten Abschnitt abgedruckte Correspondenz zwischen Amalia und Fritsch, deren Resultat glücklicher Weise war, daß die Herzogin ihren Entschluß wieder fallen ließ. Das folgende Capitel schildert die einleitenden Schritte Fritsch's, um die Anstellung Knebel's als Erzieher des Prinzen Constantin durchzusetzen, und die mannichfachen Hemmnisse und Widerwärtigkeiten, die sich dieser Berufung anfangs entgegenstellten. Die Versuche Fritsch's, Carl August die Anstellung Goethe's in Weimar auszureden, eventuell seine eigne Entlassung zu nehmen, sind im fünften Abschnitte dargestellt, bei welcher Gelegenheit auch der herrliche Brief des Herzogs, in welchem er sich mit so liebenswürdigem Eifer des Dichters annimmt, und dessen charakteristischster Passus früher schon oft abgedruckt worden ist, zum ersten Male vollständig und im richtigen Zusammenhange der Thatsachen mitgetheilt wird. Der glückliche Ausgleich, zu dem es sehr bald darauf kam, Fritsch's weitere Amtsführung, die projectirte, aber nicht zur Ausführung gekommene Anstellung von Goethe's Schwager Schlosser in Weimar und das immer erfreulicher sich gestaltende Verhältniß Goethe's zu Fritsch bilden den Inhalt der beiden letzten Capitel. Eine hübsche Zugabe ist endlich der Abdruck eines Theiles der Lebenserinnerungen der Gräfin Henriette von Egloffstein († 92jährig im Jahre 1864), der sich auf das Leben und Treiben in der Umgebung Amalia's in Tiefurt bezieht.

Die publicirten Schriftstücke enthalten ausnahmslos nicht blos die werthvollsten, sondern auch für alle Betheiligten — mit Ausnahme Wieland's, Schlosser's und des Grafen von Görz — ehrenvollsten Beiträge zu deren Charakteristik. Namentlich in Fritsch lernen wir, trotz seiner vorübergehenden und von seinem Standpunkte aus ja sehr erklärlichen Abneigung gegen den jungen Goethe, einen klarblickenden Geist, einen ebenso gewissenhaften wie freimüthigen fürstlichen Berather und den edelsten und uneigennützigsten Charakter kennen — das unverkennbare Vorbild Antonio's im „Tasso."

* * *

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hans Blum in Leipzig.
Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.

XXXIV. Jahrgang. I. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.

No. 26.

Ausgegeben am 25. Juni 1875.

Inhalt:

	Seite
Schön und Stein. Otto Nasemann.	481
Zur Kritik der Schön'schen Memoiren. W. Maurenbrecher.	484
Der Rattenfänger von Hameln. Moritz Busch.	498
Der Socialismus und seine Gönner. (Heinrich von Treitschke's neueste Schrift.) H. B.	506
Vom preußischen Landtag. C—r.	516
Aus dem Reichslande. μ.	519

Grenzbotenumschlag: Litterarische Anzeigen.

Leipzig, 1875.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern des In- und Auslandes.

Schön und Stein.

In Nr. 18 dieses Blattes hat Herr Professor Maurenbrecher bei einer Besprechung der Memoiren Schön's auch einer Skizze gedacht, welche ich 1860 in den Preußischen Jahrbüchern über den Lebensgang des Mannes veröffentlicht habe. Da es von Werth zu sein scheint, daß das Urtheil über den hervorragenden Staatsmann nicht irre geht, so darf auch ich wohl meine Ansicht über denselben, die auf einer persönlichen Kenntniß beruhet und überdem durch längeres Zusammensein mit denen, welche ihm einst am nächsten standen, befestigt ist, hier noch einmal äußern. Leider muß ich dabei Herrn Maurenbrecher, welchem ich mich sonst für mannigfache Belehrung und Anregung, gerade auch durch seine Beiträge für die Grenzboten, zu lebhaftem Danke verpflichtet fühle, positiv entgegen treten.

Es handelt sich hauptsächlich um zwei Fragen: 1. Ist Schön als der Urheber des Gesetzes vom 9. October 1807 und des sogenannten Stein'schen Testamentes anzusehen? 2. Mit welchem Rechte nimmt Schön einen schöpferischen Antheil an der Gründung der Landwehr im Jahre 1813 in Anspruch?

Professor Maurenbrecher nimmt an, daß der Greis Schön die Vergangenheit im anderen Lichte gesehen habe als der jüngere Mann, daß er erst im letzten Drittel seines Lebens dazu gelangt sei sich das beizumessen, was sonst Stein zugeschrieben werde; er leitet aus diesem Wechsel der Stimmung das relativ ungünstige Urtheil über Stein ab, das sich durch das obengenannte Buch hindurchziehe. In gewisser Beziehung, wenngleich in ganz anderem Sinne, ist etwas Wahres an dieser letzteren Bemerkung. Aber gleichviel: woraus kann gefolgert werden, daß er sich das, was andere Leute das Verdienst Steins nennen, zu Unrecht anmaße? Soviel mir bekannt, hat sich Stein über die ganze Angelegenheit nie geäußert; wir haben nur die bestimmte Versicherung Schöns, daß *er* der Urheber der beiden wichtigen Erlasse sei. Mit welchem Rechte wird Schön der Glaube für seine Behauptung versagt? Und wird Stein dadurch, daß man die Schön'sche Erklärung für wahr hält,

etwas von seinem Ruhme genommen? Die Bemerkung von Pertz, welche Herr Maurenbrecher anzieht, wenn sie mit dem, was S. 295 im Texte steht, zusammengehalten wird, beweist, daß selbst dieser pietätsvollste Verehrer Steins eine Verkleinerung der Verdienste seines Helden darin nicht gefunden hat.

Wie aber Pertz die Richtigkeit der Darstellung, welche Schön über Veranlassung und Entstehungsweise des Testamentes ihm selbst gegeben hat, anerkennt, so sind ferner Alle, welche die beiden Männer näher gekannt haben, darin einig gewesen, daß Schön der Urheber sei. Das bekannte Wort Arndt's deutet dies an, und auch Friedrich Wilhelm IV., der als Kronprinz mit Schön sehr intim verkehrte, hat, soweit bekannt, an der Thatsächlichkeit nie gezweifelt. Für das Edict vom 9. October 1807 werden überdem so speciell Gelegenheit und Moment der Abfassung angegeben, daß die Autorschaft Schöns außer Zweifel steht. Die Berufung Herrn Maurenbrechers auf die früheren Intentionen und Versuche der preußischen Könige beweist dagegen nichts, und zwar um so weniger, weil dabei die rein persönliche Unfreiheit (Leibeigenschaft) mit der mehr dinglichen Abhängigkeit der an die Scholle gefesselten Bauern (Erbunterthänigkeit) verwechselt zu sein scheint; vgl. die §§ 147, 148 II, 7 des A. L. R. und Schulze, Preuß. Staatsrecht I, S. 82 ff. Nimmt man endlich hinzu, daß Stein bei anderen, mindestens ebenso wichtigen Dekreten sich rückhaltslos auf Schöns Kopf und Feder verließ, warum soll dem Letzteren gerade hier, wo er sie behauptet, die Autorschaft abgestritten werden? Steht es doch fest, daß Stein am 4. Februar 1813 sich den Auftrag an den Geh. Rath v. Brandt zur Eröffnung der Ständeversammlung von Schön in die Feder dictiren ließ. Ich sollte meinen, daß die damit bewiesene und an diesem Tage, in diesem Augenblicke bewiesene Fügsamkeit des zornigen und widerwilligen Mannes mehr als alles Andere davon Zeugniß ablegt, wie viel bei sichere, überlegte Art Schön's über ihn vermochte, wie er gewohnt war dem Rathe desselben zu folgen, sich auf die Einsicht und das Gutmeinen desselben zu verlassen.

Ueberhaupt glaube ich, daß Herr Maurenbrecher von einer falschen Grundanschauung ausgeht und demgemäß zu falschen Conclusionen gelangt. Ihm erscheint es so, als suche Schön sich auf Kosten Steins in ein besseres, günstigeres Licht zu stellen. Gerade das Umgekehrte nehme ich an. Schön ist mit dem Anspruch auf die intellectuelle Autorschaft der beiden Manifeste öffentlich erst hervorgetreten, als Stein von der hyperconservativen Partei als einer der ihrigen dargestellt ward; er hat für das Octoberdecret und das Testament viel mehr Anfechtung als Anerkennung in den maßgebenden Kreisen geärndtet; gerade seine Gegner haben ihm am meisten die Vaterschaft zugesprochen und ihn dafür verantwortlich gemacht. Es ward Pflicht für ihn, sich zu dem, was er gethan, auch zu bekennen. Auf diese Weise erklärt sich die scheinbar

unverständliche Umstimmung in Schön. Sein Urtheil über Stein ward minder günstig, als seine Feinde nachgewiesen zu haben glaubten, daß Stein weit weniger Reformer gewesen sei als die Umgebung, welche ihn gedrängt und bestimmt habe; — dergleichen klingt schon in dem Briefe York's vom 21. September 1808 durch, welchen Droysen mittheilt I, 211.

Es stimmt damit ferner, was Herr Maurenbrecher selbst in sein aufgebauter Beweisführung über die Abfassungszeit der Schön'schen Autobiographie vermuthet. Wer übrigens die Unterschiede in dem Wesen der beiden großen Zeitgenossen nur annähernd ähnlich auffaßt, wie ich sie in der erwähnten Skizze darzustellen versucht habe und wie sie u. A. auch Alexander v. Humboldt in dem Briefe an den Oberburggrafen von Brünneck aufzufassen scheint, wer sich an das Bild erinnert, das Uwarow von Stein aus seiner Bekanntschaft von Troppau gezeichnet hat (vgl. u. a. Neue Preuß. Zeit. Juli 1872), der wird nicht zweifelhaft sein, daß Stein bei seinem Scheiden aus dem Amte sich zwar bereitwillig zu eigen machte, was ihm der specifische Preuße Schön nahe legte, daß ihn jedoch gerade in jenem Momente die allgemeine Weltlage weit mehr bewegte als der Weiterbau der preußischen Organisationen. Dem Einen lag eben die deutsche Nation, dem Anderen der preußische Staat am Herzen.

Ueber die Einrichtung der Landwehr kann ich mich kürzer fassen. Dieser Gegenstand ist in der Drangsalszeit viel zu oft und von zu verschiedenen Gesichtspunkten aus behandelt worden, als daß nicht alle Welt sich mit einigem Recht einen Antheil daran zuschreiben könnte. Es verhält sich damit ähnlich wie mit der Rückzugsbewegung der Russen nach Osten, für welche Phull, Knesebeck, Wolzogen als Erfinder ausgegeben werden. Der Gedanke lag in der Luft. Eins freilich darf nicht außer Acht gelassen werden, dies, daß die Landwehr der Provinz Preußen ganz anders gedacht und thatsächlich später eine ganz andere war, als die der übrigen Provinzen (vgl. die K. O. vom 27. März 1813 und Friccius: Zur Geschichte der Einrichtung der Landwehr S. 25), daß ferner Scharnhorst in Breslau wirklich den ostpreußischen Vorschlägen entgegen getreten ist. Er hat damit recht gethan, denn die Einrichtungen des Königsberger Landtags ließen sich für den gesammten Staat nicht nachahmen. Allein richtig ist allerdings andererseits, daß die Königsberger selbständig vorgingen. Die Ansicht der Nichtmilitairs war die, daß man die Franzosen mit ihren eigenen Waffen zu schlagen habe, man dachte an eine Art levée en masse; im Jahre 1811, als es sich noch um ein Bündniß mit Rußland handelte, ist zwischen Schön und York vielfach über eine solche verhandelt worden; man sah keine andere Hilfe. Die Fachsoldaten hatten die Frage gleichfalls und sicher viel gründlicher, auch wohl seit längerer Zeit debattirt; ihnen kam es jedoch in erster Linie auf Einordnung der Land-

wehr in das Berufsheer an. — Uebrigens wundere ich mich, daß gerade für die Königsberger Auffassung der Name des Grafen Ludwig zu Dohna seltener genannt wird; er ist, wie von Mitlebenden übereinstimmend berichtet wurde, nicht nur der Ueberbringer der Vorschläge nach Breslau gewesen, sondern auch der Sachverständige, auf dessen Rath und Urtheil sich die Ständemitglieder verließen.

Halle. Otto Naſemann.

Zur Kritik der Schön'schen Memoiren.

Wenn es immer eine peinliche Empfindung ist, den Ausführungen eines Gelehrten entgegentreten zu müssen, dem man sich zu dauerndem Danke durch die von demselben in früheren Leistungen gespendete Belehrung verpflichtet fühlt, so erhöhen die freundlichen mir gewidmeten Worte gegenwärtig in mir noch dies Gefühl des Widerstrebens, eine Erwiderung auf die vorstehenden Bemerkungen des Herrn Direktors Naſemann in Halle zu schreiben. Aber wie ungern auch immer, ich darf es um der Sache selbst willen nicht unterlassen, einige Gegenbemerkungen ihnen anzuschließen. Ich darf den Anschein nicht entstehen lassen, als ob es einem Vertheidiger Schön's geglückt sei, Schön's Glaubwürdigkeit in seinen Memoiren gegen die erhobenen Zweifel gesichert und erhärtet zu haben.

Schon der Entschluß ist mir nicht leicht gewesen, gegen die Autorität eines so gefeierten Namens, wie der des Herrn von Schön ist, aufzutreten und den Mann, der in derjenigen Provinz, in welcher ich lebe, von Seiten der meisten Provinzialen eine fast abgöttische Verehrung genießt, der Entstellung des Sachverhaltes in seinen Denkwürdigkeiten zu zeihen. Aber es schien mir geboten, das nach bestem Gewissen und nach objectiver Prüfung der historischen Zeugnisse Erkannte öffentlich auszusprechen. Denn es handelt sich in der That um eine Frage von allgemeinerer Bedeutung.

Die deutsche Geschichtschreibung, — ich nenne nur Pertz, Droyſen, Häuſſer — in vollster Uebereinstimmung mit dem Urtheile unseres Volkes selbst, hat bisher den Freiherrn vom Stein als den eigentlichen Reformer Preußens, als den wahrhaftigen Schöpfer der großen Gesetzgebung von 1807 und 1808, auf deren Grundlagen das moderne Preußen sich aufgebaut hat, in dankbarer Erinnerung gefeiert, gepriesen, hochgehalten. Und je mehr wir von den intimeren Details aus der Geschichte jener Jahre kennen lernen, desto herrlicher entrollt sich das Bild des gewaltigen Freiherrn. Die große Materialsammlung von Pertz hat uns den Mann menschlich nahe geführt und ein historisches Verständniß desselben ermöglicht. Auch Stein's Name ist ge-

wiß in früherer Zeit bald von der einen, bald von der anderen Partei in Anſpruch genommen worden; zeitweiſe gab man ihn für einen Jacobiner aus, zeitweiſe bemühten die Conſervativen ſich ihn zu ihrem Parteimanne zu ſtempeln. Zwiſchen dieſen Einſeitigkeiten hindurch geht der Weg objectiver geſchichtlicher Würdigung. Heute iſt wohl kein Zweifel daran, daß Stein, im Großen und Ganzen angeſehen, den politiſchen Mittelparteien zuzurechnen iſt, er der gewaltige Bahnbrecher für einen auf ächt hiſtoriſcher Baſis ruhenden Liberalismus. Wir haben Stein als den geiſtigen Vater der Reformgeſetze, den leitenden Führer bei der Neugeſtaltung unſeres Vaterlandes ſeit 1807 anzuſehen ein aktenmäßig begründetes Recht erlangt.

Das iſt die Auffaſſung, die ſich aus dem Studium der gleichzeitigen Papiere und der ächten Ueberlieferung ergiebt. Das iſt aber auch die Auffaſſung, welche in den Denkwürdigkeiten Schön's beſtritten, als eine unrichtige mit großer Beſtimmtheit und Lebhaftigkeit dargeſtellt wird. Dieſen Verſuch des alten Schön, Steins Heldenbild anzuſchwärzen und an ſeine Stelle einen anderen Nationalhelden einzuführen, — ihn habe ich in meiner kurzen Abhandlung zurückgewieſen. Ich habe Stein gegen Schön vertheidigt; ich habe die allgemein anerkannte Auffaſſung gegen eine neue Verſion zu ſchützen unternommen. Wenn Schön mit ſeinen Behauptungen Recht gegen Stein behielte, ſo würde es ein nicht zu entſchuldigender und nicht zu rechtfertigender Mißgriff unſerer Nation ſein, in Berlin ein Nationaldenkmal für Stein zu errichten, — ein Monument für Schön wäre dann weit mehr am Platze.

In meiner früheren kurzen Ausführung habe ich mich begnügt, auf den durchgehenden Charakterzug, d. h. auf die Tendenz in der Darſtellung Schön's hinzuweiſen; ich habe zur Erläuterung oder Veranſchaulichung derſelben ein paar Punkte herausgegriffen, und den betreffenden Behauptungen Schön's, — nicht Stein, ſondern ihm gebühre das Verdienſt der Reformmaßregeln, — nur ganz kurze mehr andeutende als erſchöpfende Bezeichnungen derjenigen Momente hinzugefügt, aus welchen für den Kenner der damaligen Geſchichte die Unrichtigkeit des Schön'ſchen Berichtes zu folgern iſt. Abſichtlich iſt jede ſachliche Ausführung dabei vermieden. Und auch jetzt noch iſt es nicht meine Abſicht in eine Geſchichtserzählung der ſog. Stein'ſchen Reformgeſetzgebung einzutreten, wohl aber bin ich zu einigen meine früheren Behauptungen erläuternden und, wie ich hoffe, beweiſenden Zuſätzen verpflichtet.*)

*) Acht Tage nach dem Erſcheinen meines Artikels hat in der Zeitſchrift: „Im neuen Reich" (No. 19 v. 7. Mai) K. Reichard unabhängig von meinen Erörterungen eine eingehende und ſachkundige Beſprechung der Denkwürdigkeiten geliefert, welche im Weſentlichen über Charakter und Glaubwürdigkeit derſelben zu denſelben Schlüſſen hinführt. Und wenn unſere Auffaſſungen um eine Nuance vielleicht differiren, ſo kommt Schön's Perſönlichkeit dort viel übler weg als in meinem Aufſatze.

Noch eine Bemerkung möchte ich vorausſchicken. Ein Urtheil über den Staatsmann Schön habe ich früher nicht ausgeſprochen, und enthalte mich auch jetzt noch ein ſolches hier niederzulegen. Objekt meiner gegenwärtigen Betrachtung iſt Schön nur als hiſtoriſcher Quellenſchriftſteller, als Verfaſſer eines geſchichtlichen Berichtes. Augenſcheinlich iſt es allerdings, daß im Leben und Wirken Schön's ſehr verſchiedene Phaſen und Stufen unterſchieden werden müſſen: die großen Jahre 1807—1813, in welchen Schön für die Neuaufrichtung und Befreiung des preußiſchen Staates mit Herz und Hand und Kopf ſich abgemüht; ſodann die Periode, in welcher er als Oberpräſident von Weſtpreußen und ſpäter des vereinigten Oſt- und Weſtpreußens die Geſchicke dieſer Landestheile in verdienſtvoller Weiſe geleitet, oft in abweichender Richtung von dem, was man damals in Berlin beliebte, im Ganzen aber zum Heile der Provinz ſelbſt; zuletzt die Zeit privater Muße und Zurückgezogenheit von amtlichen Geſchäften, in welcher Schön, der ſehr ungern aus ſeiner Stellung geſchieden, ein außerordentliches Talent zu tadelnder Kritik gegen die Regierung entfaltet. Seine Beiträge zur Geſchichte der erſten Periode ſtammen aus der letzten Phaſe ſeiner Charakterentwickelung oder, wie ſeine Selbſtbiographie (wenn meine Berechnung richtig iſt, die auf 1838 geführt) aus der Zeit des Ueberganges von dem zweiten in den dritten Abſchnitt. Es iſt aber nicht unintereſſant dieſe in der Selbſtbiographie 1838 vorgetragene Erzählung im Einzelnen zu vergleichen mit dem (wohl ſpäter niedergeſchriebenen) Urtheile über Stein, (Aus den Papieren Schön's. Anlagen S. 163—170) das, als es 1858 zuerſt in den Grenzboten (III. 417—424) und darauf in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Nr. 257 Beilage) abgedruckt wurde, den gerechten Unwillen Häuſſer's (Deutſche Geſchichte III. 127) erregt hat, und mit der Skizze, welche 1849 Schön an Roſenkranz adreſſirte (Gegenwart v. 3. Auguſt 1872). Man ſieht, wie ſich je länger je mehr Schön's Haß gegen ſeinen einſtigen Miniſter und Chef zu immer lebhafterem Ausdrucke geſteigert hat!

Erwäge ich nun genauer, welche Beweismomente es eigentlich ſind, die mein ſehr verehrter Gegner gegen mich in's Feld geführt hat, ſo will es mir ſcheinen, als ob die ganze Beweisführung in dem Satze gipfele: da Schön ſich für den Urheber der zwei wichtigen Erlaſſe des Geſetzes vom 9. Oktober 1807 und des ſog. Teſtamentes erklärt hat, fragt er, „mit welchem Rechte wird Schön der Glaube für ſeine Behauptung verſagt?“ Herr Naſemann bringt ſelbſt nicht einen gleichzeitigen Beweis, welcher Schön's ſpätere Behauptung beſtätigt, ſondern er verläßt ſich auf Schön's Glaubwürdigkeit, d. h. auf die Anſicht, die er über dieſe Glaubwürdigkeit hat; und er führt an, „daß ſeine Anſicht auf einer perſönlichen Kenntniß Schön's beruhet und durch ein längeres Zuſammenſein mit denen, welche ihm einſt am nächſten ſtanden, be-

festigt ist." Mir würde es sicher ebenso wenig schwer fallen, als dies für Herrn Nasemann ein leichtes sein würde, aus der Provinz Preußen noch eine Wolke von Zeugen herbeizuschaffen, die alle, von unbedingter Verehrung für Schön erfüllt, auf die Richtigkeit seiner Erzählung sogar zu schwören sich bereit erklären würden. Es wäre andererseits leicht, aus dem Kreise der Zeitgenossen jenen Freunden eine stattliche Zahl von Anklägern und Gegnern entgegenzustellen. Aber alle diese Aussagen der Freunde wie der Feinde Schön's fallen hier nicht entscheidend ins Gewicht. Es gilt nicht auf Zeugnisse sich zu berufen, die schließlich nichts als eine Wiederholung dessen sind, was Schön einst den Zeugen mündlich erzählt hat; es gilt an den Resten gleichzeitiger Ueberlieferung Schön's Erzählung zu prüfen oder doch Erwägungen anzustellen, die anderer Natur sind als Citate aus Schön's Munde oder Wiederholung dieser Citate durch seine Freunde. Es wird aber nöthig sein, dabei genau festzuhalten, um welche Behauptungen Schön's es sich eigentlich handelt. Indem wir über ein Detail streiten, — und die Abfassung eines Erlasses ist nichts weiter als ein einzelnes Detail, — müssen wir uns vorsehen, daß wir nicht den Kernpunkt und die Tendenz der Schön'schen Erzählung aus den Augen verlieren oder allzusehr abschwächen. Nach meiner Ansicht steht im Grunde nicht sowohl der größere oder geringere Antheil Schön's an jenen großen Thaten von 1807 — 1813 in Frage, sondern recht eigentlich der Anspruch Stein's an die Gesetzgebung, die seinen Namen trägt.

Bekanntlich hatte Stein eine Anzahl von Gehülfen und Mitarbeitern um sich versammelt, durch deren Rath und Gutachten, durch deren persönliche und amtliche Thätigkeit die von Stein projektirten und betriebenen Reformen durchgeführt und theilweise mit Gesetzeskraft bekleidet worden sind. Im Kreise dieser Gehülfen und Mitarbeiter stand auch Schön; ja grade er war Einer der thätigsten und rührigsten Genossen bei der Reformarbeit, wenn er nicht vielleicht gradezu der thätigste und wirksamste Gehülfe Stein's zu nennen ist. Die hervorragenden Verdienste Schön's um die neue Gesetzgebung sind bereitwilligst von allen Darstellern jener Zeit anerkannt. Mir ist es nicht gegenwärtig, daß sie irgendwo in Abrede gestellt wären; selbstverständlich habe ich niemals daran denken können, etwas von ihnen wegzustreichen. Ich glaube auch nicht, daß Herr Nasemann beabsichtigt, mir diesen Vorwurf zu machen.

Nun ist es allerdings eine der schwierigsten Aufgaben, genau abzumessen und festzustellen, wie viel von dem Verdienste Aller an dem einzelnen Gesetze jedem Einzelnen der Mitarbeiter zukommt. Wer von ihnen die Vorarbeiten, wer die Materialsammlung und Motivirung, wer etwa wichtige Abänderungen bei der Vorberathung und Vorbereitung eines neuen Gesetzes ge-

macht, wer ſchließlich die Redaction in der Hand gehabt: alles das ſind Fragen, über welche eine vollſtändige Aufklärung vielleicht — vielleicht! — zu gewinnen wäre, falls das ganze Aktenmaterial vorläge. So viel mir bekannt, ſind aber die Akten grade jener Jahre ſo ſchlecht und ſo lückenhaft erhalten, daß es gegenwärtig ſehr fraglich bleibt, ob wir jemals poſitiv und aktenmäßig die Entſtehungsgeſchichte aller der Stein'ſchen Geſetze kennen lernen können. An einigen wenigen Stellen wiſſen wir wenigſtens ſo viel, daß der Zuſammenhang klar wird. Zu dieſen ſeltenen Fällen gehört gerade das Geſetz vom 9. Oktober 1807. Was Pertz darüber bringt, II. 12 — 30 wird als zuverläſſig, als wohlbegründet gelten dürfen. Nicht auf jede Frage wird dabei uns Auskunft zu Theil; aber was wir hier erfahren, reicht doch hin, die Darſtellung Schön's als eine ſtellenweiſe falſche und ſtellenweiſe ſo unvollſtändige zu charakteriſiren, daß durch die Auslaſſungen Schön's die ganze Sache ein anderes Angeſicht gewonnen hat*).

Schön geht davon aus, (Selbſtbiographie S. 39 ff.) daß er ſchon ſeit Jahren vor 1807 den Gedanken in ſeinem Geiſte bewegt, wie die Erbunterthänigkeit, eine Art von Sklaverei und Schmach ſeines Vaterlandes, vernichtet werden könnte. Nach dem Sturze der Monarchie, in jener Zwiſchenzeit zwiſchen dem Miniſterium Hardenberg's und dem Stein's, als er ein Mitglied der Immediatcommiſſion geweſen, da habe ſich ihm die Gelegenheit geboten, ſeinen Gedanken auszuführen. Auf den Antrag des Provinzialminiſters von Schrötter über eine nothwendige Einfuhr von Vieh habe er „mit gehöriger Kritik des Kuh-Antrages dargeſtellt, daß hier von höheren Dingen die Rede ſein müſſe"; die Anderen hätten ihm zugeſtimmt und er habe das Gutachten gemacht, zur ſelben Zeit, als ſeine Frau im Sterben lag: weil er alles daran geſetzt, ſeinen Bericht erſt fertig zu ſchreiben, habe er ſeine Frau nicht mehr am Leben getroffen; das Geſetz ſelbſt habe er nicht mehr concipiren können (wegen ſeines Schmerzes über den Verluſt der Frau); das habe Stägemann gethan; das Geſetz aber habe ſchon fertig dem Könige zur Vollziehung vorgelegen, als Stein eingetroffen.

Gegen dieſe Erzählung der Vorgänge bis zum Eintritt Stein's in die Geſchäfte erheben ſich ſehr ſchwere Bedenken. Mit keiner Silbe erwähnt Schön, daß vor ihm und neben ihm andere Menſchen ähnliche Ziele damals erſtrebt haben. Er will vielmehr ſich hinſtellen als denjenigen, der dieſe Sache zuerſt angeregt und Jahre hindurch conſequent im Auge gehalten. Ich habe früher im Gegenſatze hierzu hingewieſen auf die früheren Verſuche der preußi-

*) Des Zuſammenhanges wegen darf ich es nicht umgehen, hier auch dasjenige noch einmal zu erwähnen, was ſchon Reichard a. a. O. S. 741 ſehr treffend hervorgehoben hat. Bei meiner früheren Auseinanderſetzung bin ich an dieſer Seite der Sache vorübergegangen, da damals die andere Seite allein von mir berührt werden ſollte.

ſchen Könige, auf die Vorbereitungen der neuen Geſetzgebung in den erſten Jahren Friedrich Wilhelm's III.*): ich habe damit an die Anläufe erinnert, die ſchon Friedrich II. gemacht; ich habe dabei im Auge gehabt die bekannten Erlaſſe Friedrich Wilhelm's III. von 1798, 1799. Ich erinnere an die einleitenden Anordnungen, den Domainenbauern nach und nach Eigenthum zu übertragen; ich erinnere an die ruhmvollen Bemühungen des Herrn von Auerswald in Weſtpreußen**) — ſeltſam wie Schön deſſen Antheil an den Ereigniſſen überhaupt in den Schatten zu drängen ſich bemüht! — Ich erinnere auch an das bekannte Wort des Königs bei Vorlage des Geſetzes, „die Aufhebung der Erbunterthänigkeit ſei ſeit ſeinem Regierungsantritt ſein unverrücktes Ziel geweſen;“ und dgl. mehr. Wer wirklich den Dingen auf den Grund gehen will, der wird an dieſer Stelle Anlaß nehmen von dem geiſtigen Einfluß des Königsberger Profeſſors Kraus auf Bildung und Richtung, auf Prinzipien und Tendenzen aller dieſer oſtpreußiſchen Staatsmänner zu reden. Nicht das wird beſtritten, daß auch Schön von den die Zeit bewegenden Ideen ergriffen und an ſeinem Theile zu ihrer Verwirklichung beigetragen habe; wohl aber erfährt das nachdrücklichen Widerſpruch, an dem als einem wohl begründeten feſtzuhalten mir Pflicht ſcheint, daß Schön ein Recht habe, die Miene aufzuſetzen, als ob er allein die Sache betrieben habe. Ich will nicht gerade das Wort hierauf anwenden, welches Herr Naſemann von der Landwehr gebraucht „der Gedanke lag in der Luft“, wohl aber darf man ſagen, daß eine Reihe von Männern das Programm befreiender ſocialpolitiſcher Maßregeln damals ſchon ſich angeeignet hatte.

Ferner, was die Vorgänge bei der Immediatcommiſſion angeht, die zu dem Edikt vom 9. Oktober 1807 geführt haben, ſo ſteht feſt, daß nicht von Schön die erſte Anregung erfolgt iſt, vielmehr hat vor Schön ſchon der Geheimrath Wilcken am 16. Juli den Antrag auf Aufhebung der Erbunterthänigkeit geſtellt. Der Bericht Schrötter's, auf den hin Schön die Sache angegriffen haben will, iſt erſt vom 20. Juli. Der Bericht der Immediatcommiſſion aber an den König trägt das Datum des 17. Auguſt. Nun würde ich allerdings kein Bedenken haben, das äußerliche Detail in die Geſchichte, wie ſie uns bekannt war, aus Schön's Aufzeichnungen neu aufzunehmen, daß dieſer Bericht aus Schön's Feder herſtammt und unter den traurigſten Verhältniſſen von Schön mit heroiſcher Seele niedergeſchrieben iſt.

*) Wenn R. meint, ich verwechſele dabei Leibeigenſchaft und Erbunterthänigkeit, ſo muß ich dieſe Unterſtellung ſehr beſtimmt abweiſen. Bekanntlich exiſtirte „Leibeigenſchaft“ im engeren eigentlichen Sinne des Wortes in Preußen gar nicht mehr, ſondern die mehr dingliche „Erbunterthänigkeit.“

**) Vgl. Voigt Beiträge zur Geſchichte der Familie von Auerswald. 1827. beſ. S. 62 und 96. Ueber Kraus vgl. Voigt Leben des Profeſſor Kraus. 1819 und die Vermiſchten Schriften von Kraus (beſonders ſeinen Briefwechſel mit Auerswald.)

Die Angelegenheit ist hierauf innerhalb der leitenden Personen noch reiflich erwogen und discutirt und amendirt worden, ehe sie an Stein gelangte.

Und die Prinzipien, auf denen die Arbeiten der Immediatcommission und der Gesetzentwurf derselben beruhten, waren, wie wir sogleich sehen werden, längst schon von Stein selbst vertreten. So billigte er sofort nach seiner Ankunft in Memel die Grundsätze des ihm sogleich vorgelegten Gesetzentwurfes. Er schrieb ein eingehendes Gutachten darüber; — am 8. Oktober 1807, aus dem Pertz II. 19 und 20 einen Auszug mittheilt — er verlangte auch zwei wichtige Aenderungen (Ausdehnung des Gesetzes auf die ganze Monarchie und Maßregeln zum Schutz des kleinen Bauernstandes); er hielt dann dem Könige Vortrag darüber und erlangte die königliche Genehmigung für das Ganze, das also von der ersten Anregung bis zum Erlaß des Gesetzes verschiedene Abwandelungen durchgemacht hatte. Am 9. Oktober endlich erging das Gesetz, zu welchem noch Ausführungsinstructionen erfolgten; auf Stein's Veranlassung hatte Schön eine ausführliche Erläuterung zu verfassen.

Wer sich diese auf Grund aktenmäßiger Kenntniß von Pertz berichteten Thatsachen vorführt, wird als Einen der für das Gesetz thätig gewesenen Mitarbeiter sicherlich Schön aufzählen; aber es wird ihm nicht möglich scheinen, diesem detaillirt dargelegten Thatbestande gegenüber auf die bloßen Behauptungen Schön's und seiner Freunde, welche in viel späterer Zeit erst auftauchen, Schön als den eigentlichen Urheber des Gesetzes auszugeben.

Aber Schön würde gar nicht einmal mit einem solchen Lobe zufrieden sein. Seine Behauptung geht dahin, daß nicht nur er selbst der Vater des Gesetzes, sondern daß Stein sich nur den Ruhm dieser Gesetzgebung angeeignet, d. h. gerade solcher Gesetze, die mit seinen eigenen Ideen nicht im Einklange gestanden. Nach Schön ist Stein nicht nur nicht der geistige Vater oder Eigenthümer der von ihm publicirten Gesetze, sondern Stein hat Gesetze unterschrieben, welche seinen eigensten Ideen nicht entsprachen, er hat sie unterschrieben im Hinblick auf den Ruhm, der ihm daraus zufallen mußte. Ich citire einige der Schön'schen Aeußerungen. In der Selbstbiographie heißt es über das Gesetz vom 9. Oktober 1807 (S. 42.): „Hier ging sein Kopf und sein Ehrgeiz mit seiner inneren Richtung durch; sein Kopf sagte ihm, daß das Gesetz gescheit sei, und sein Ehrgeiz zeigte ihm die Glorie, die für ihn entstehen würde. Er nahm den Gedanken mit Wärme auf, und contrasignirte das Gesetz, welches er einige Zeit vor seinem Tode noch verwünscht haben soll." Weiterhin kommt Schön darauf zurück: „Stein freute sich zwar schon in Memel über seinen neuen Heiligenschein, allein dort isolirt lebend konnte ihm das Feuer nicht gegeben werden, auf der eröffneten Bahn gleich unaufhaltsam fortzugehen u. s. w. (S. 48)." — „Stein wurde trotz seiner veralteten Vorurtheile von der Zeit und dem Treiben um ihn so fortgerissen, daß er, indem

die Glorie, welche ihm bevorstand, ihm zugleich schmeichelte, gar nicht zur Besinnung kommen konnte" (S. 51). In der Charakterskizze Stein's, die ich schon oben erwähnte, drückt Schön denselben Gedanken so aus: „Er wagte nicht gegen staatswissenschaftliche Aufstellungen zu protestiren, gab diesen sogar, wenn er gedrängt wurde, um nicht geistlos zu erscheinen, seine Firma; aber er selbst kam niemals zu einer wissenschaftlichen Construktion in Staatsangelegenheiten" (S. 166). Man sieht, die Ideen der Stein'schen Gesetzgebung sollen als solche ausgegeben werden, welche Stein selbst im Grunde fremd, nur von Anderen ihm eingeflößt waren. In der Auslassung an Professor Rosenkranz von 1849 wird ein noch kräftigerer Ton angeschlagen: „Stein gab in den Jahren 1807—1808 allerdings die Firma, aber mit Ausnahme des Gedankens der Städteordnung (wobei er aber noch das städtisch-aristokratische Princip vorwalten lassen wollte) duldete er mehr das, was unter seiner Firma geschah als daß es von ihm ausging. So weigerte er zum Beispiel sich lange, bis er das politische Testament unterschrieb. Später, als er in Westphalen unter Blutzehnten und jus primae noctis lebte, hat er sogar gegen die Gräfin Voß sich gegen das erklärt, was er in Memel und Königsberg unterschrieben habe. Aber er gab die Firma, er gab dem Kinde den Namen, und das ist schon ehrenwerth."

Jeder Leser wird zugeben, in diesen Darstellungen Schön's, 1838—1849 geschrieben, ist der Inhalt wesentlich derselbe; der Ton des Vortrages allein ist ein anderer. In den Aufsätzen, die Schön selbst für eine spätere Oeffentlichkeit bestimmt zu haben scheint, — der Selbstbiographie, der Charakterskizze Stein's — drückt er sich maßvoller, ruhiger aus; in dem mitgetheilten Privatbriefe dagegen läßt er seinem Haße gegen Stein freieren Lauf. Und in seinen Gesprächen wird er wohl in ähnlichem Style sich ergangen haben, wenn uns ein Schluß auf dieselben aus den Aeußerungen derjenigen seiner Freunde erlaubt ist, welche zuerst seine Ansprüche auf das Verdienst, das man sonst Stein zollte, in die Oeffentlichkeit gebracht haben. Davon Einiges nachher.

Wir fragen: ist dies wirklich der Fall, daß Stein 1807 Gedanken ausgeführt hat, die ihm bisher fremde waren? hat er wirklich Prinzipien in Gesetze eingekleidet, die seinen staatswissenschaftlichen Ideen nicht entsprachen? hat er wirklich Gesetze unterschrieben, gegen die er nachher sich hat aussprechen müssen? Ich erwarte allerdings nicht, daß auch Herr Nasemann einen solchen Widerspruch, wie Schön ihn aufstellt, zwischen der Stein'schen Gesetzgebung und den Stein'schen Prinzipien behaupten wird. Aber meine anderen Leser, denen Stein's Schriften und Meinungen nicht ebenso bekannt sind, muß ich mir erlauben an einige wenige hierhin gehörige Dinge kurz zu erinnern. Was die Aufhebung der Erbunterthänigkeit angeht, so ist gerade dies ein Gedanke gewesen, mit dem auch Stein sich schon beschäftigt hatte, ehe er den

Geſetzentwurf der Immediatcommiſſion in Memel vorfand. Schon als Oberpräſident in Weſtfalen hatte er die Aufhebung des dort „Eigenbehörigkeit“ genannten Verhältniſſes empfohlen (Bericht vom 10. März 1801, bei Pertz I. 202). Als er im Dezember 1804 Miniſter wurde, ſo berichtet Pertz I. 285 von ihm, hatte er Maßregeln ſich vorgeſetzt, welche die Beſchränkungen des Eigenthumes und der menſchlichen Kräfte durch Erbunterthänigkeit, Zwangsdienſte, Eigenthumsloſigkeit der Landleute u. ſ. w. hinwegräumen ſollten. Im Sommer 1805 bereiſte er Pommern und Preußen, um dieſe Provinzen kennen zu lernen, ehe er ſeine Gedanken ausführte. Und in der Zeit der Muße, im Sommer 1807 iſt jenes zuſammenhängende Syſtem von Reformmaßregeln auf Grund der als Miniſter von ihm gemachten Erfahrungen ausgearbeitet worden, das wir in der herrlichen Naſſauer Denkſchrift vom Juni 1807 beſitzen (Pertz I. 415—438). Wer Schön's Worte nachbetend Stein ein zuſammenhängend durchdachtes Programm von Reformgeſetzen, eine „wiſſenſchaftliche Conſtruktion der Staatsangelegenheiten“ abſpricht, verräth damit nichts anderes als die eigene Unbekanntſchaft mit den großen Denkſchriften, in welchen Stein ſeine Gedanken mit überzeugendem Scharfſinn dargelegt und erörtert hat. Dieſe Naſſauiſche Denkſchrift enthält nun auch eine prinzipielle Auseinanderſetzung über die Nothwendigkeit der Aufhebung der Erbunterthänigkeit, zwar zunächſt mit Bezug auf die polniſchen Provinzen, aber in ganz allgemeiner Deduction, die jedenfalls zeigt, daß für die älteren preußiſchen Provinzen ganz dieſelben Gedanken ihm feſtſtanden (S. 435 f.). Erſt wenn man ſich dieſe vorhergehenden Thatſachen vergegenwärtigt, dann erſt begreift man daß Stein im Oktober 1807 die Vorarbeiten der Immediatcommiſſion für ein preußiſches Geſetz dankbar acceptiren und ihre Vorſchläge auf die ganze Monarchie ausdehnen konnte. Ob etwa die Naſſauer Denkſchrift, die doch nicht nur für Stein ſelbſt geſchrieben war, inzwiſchen ihren Weg zur Immediatcommiſſion gefunden, weiß ich nicht. Sicher iſt, daß die Ideen Stein's ſehr wohl mit den Grundſätzen jener harmonirten. Es begegneten ſich zur ſelben Zeit in demſelben Gedanken von der einen Seite die Auerswald, Schön, Schrötter, Stägemann, Niebuhr und von der andern die Stein und Vincke!

Noch ein Einwurf Naſemann's iſt zu berückſichtigen. „So viel mir bekannt, hat ſich Stein über die ganze Angelegenheit nie geäußert.“ Allerdings hat er dies in nicht mißzuverſtehender Weiſe gethan. Auch Stein hat ſeine Autobiographie aufgezeichnet. Ein Vergleich derſelben mit der Selbſtbiographie Schön's fällt ſo ungünſtig für die letztere aus, daß ich es gerne unterlaſſen will, dieſem Gedanken weiter zu folgen.*) In derſelben zählt er die

*) Man vergleiche übrigens, was Reichard a. a. O. S. 735 ff. darüber bemerkt hat.

hauptsächlichsten Maßregeln auf, die er mit Hülfe ausgezeichneter, würdiger Männer (unter ihnen steht bei Stein obenan Schön) 1807 und 1808 ausgeführt; er nennt zuerst das Gesetz vom 9. Oktober 1807 und fügt hinzu, daß er an dem Edikt Hardenberg's von 1811 in derselben Materie, das ihm bedenkliche Seiten bot, keinen Antheil gehabt (S. 165). Gerade durch diese Unterscheidung zwischen Hardenberg's und seinem Gesetze nimmt er das Edikt von 1807 als sein geistiges Eigenthum in Anspruch. Hier deckt sich auch die Quelle des Schön'schen Mißverständnisses auf, der ja, wie oben angeführt, behauptet, Stein habe nachher sich gegen seine früheren Gesetze erklärt. Stein war, — was übrigens durch Pertz' Publikation aller Welt sehr geläufig ist — ein Gegner mancher Schritte, die Hardenberg 1810 und 1811 gewagt hatte: es besteht in der That eine sachliche Differenz zwischen den beiden Legislationen, der von 1807/1808 und der von 1810/1811. Doch über diese weiter zu handeln, ist nicht dieses Ortes. Hier genügt es sehr bestimmt auszusprechen, daß Stein sich niemals gegen die Gesetze erklärt hat, die er selbst erlassen; die späteren Aeußerungen seines Gegensatzes beziehen sich auf Hardenbergs, nicht auf seine Thaten. Ich wiederhole, ich befürchte nicht, daß ein Kenner dieser Geschichten, wie Herr Nasemann, dieser Behauptung widersprechen wird; aber sein Schützling Herr von Schön hat es ohne Bedenken für gut befunden, von dieser Unterscheidung abzusehen und in sicher nicht freundlicher Weise Stein's heiliges Andenken sogar mit Blutzehnten und jus primae noctis in Verbindung zu bringen.

Was das sogenannte politische Testament Stein's angeht, so muß zunächst erst constatirt werden, über welche Behauptung eigentlich gestritten wird. Schön hat behauptet, er habe dasselbe verfaßt; er hat 1845 an Pertz darüber einen Bericht geschickt, welchen Pertz, was die thatsächlichen äußeren Fakta betrifft, in seine Erzählung aufgenommen hat (II. 295). Ich habe nicht Anlaß zu der Annahme gegeben, daß ich diesen äußerlichen Hergang bestreiten wollte; ich verstehe deshalb nicht, wie mir dies Citat entgegengehalten werden kann. Ich habe, im engsten Anschluß an Pertz (II. 618) nur bestritten, daß aus der Thatsache, daß Schön das Concept des Stein'schen Circulars geschrieben, die geistige Vaterschaft Schön's gefolgert werden dürfte. Schön's eigene Darlegung (S. 58) zielt, wie jeder Leser zugeben wird, darauf hin, daß der Inhalt des Aktenstückes nicht eigentlich aus Stein's Seele gekommen, sondern Schön's Geiste entstamme. Nur dies Letztere bestreite ich, ebenso wie Pertz es schon abgewiesen, und wie überhaupt unsere Historiker, die darüber geschrieben, — es wird genügen, Häusser zu nennen (III. 215) — den Anspruch Schön's unberücksichtigt gelassen haben. Die Ideen, die wir in dem Testamente lesen, sind Ideen Stein's, wenn auch Schön der Concipient oder Redacteur der hier gebrauchten Worte ist. Was hier im

Dezember 1808 proclamirt wurde, ist dasselbe Programm, das Stein schon am 27. April 1806 und im Juni 1807 formulirt hatte: sollen etwa auch diese früheren Denkschriften auf Schön's „Conto" gesetzt werden?

Ueber die Errichtung der Landwehr darf ich ganz kurz sein Den Bemerkungen über den Hergang, wie sie Herr Nasemann uns oben vorgetragen hat, stimme ich in allem wesentlichen zu.*) Nur kann ich nicht zugeben, daß er in ihnen die ostpreußische, von Schön vertheidigte Tradition vorträgt, welcher ich mit Beziehung auf die amtliche Arbeit des Generalstabes Unrichtigkeiten vorgeworfen. Mir scheint, zwischen uns ist die Differenz eine so geringfügige, daß ich darüber wohl weggehen kann.

Ich habe in meiner früheren Auslassung gesagt, erst in späteren Jahren sei ein Umschlag in Schön's Urtheil über Stein eingetreten, erst in späteren Jahren habe Schön das Gute, was Stein gethan, auf seine eigenen Anregungen zurückgeführt. Diese Thatsache eines Umschlages oder einer Meinungsänderung giebt Herr Nasemann, „wenngleich in anderem Sinne" zu. Er führt aus, wie Schön mit seiner Behauptung, daß er selbst der Urheber jener beiden Manifeste sei, erst dann herausgetreten, daß er erst dann minder günstig über Stein geurtheilt habe, als die conservativen Feinde Stein zu einem der Ihrigen gestempelt hätten. Es gewinnt hiernach den Anschein, als ob wir Schön noch besonders dafür zu loben hätten, daß er Stein die Verantwortung für die Reformgesetze abnehmen will. Ich kann diesen Erklärungsversuch, der, wenn ich recht verstehe, auch nur eine vermuthungsweise ausgesprochene Meinung sein will — er tritt ohne irgend welchen Nachweis auf — nicht als begründet gelten lassen. Freilich wenn ich meinerseits eine Erklärung des Stimmungswechsels in Schön versuche, so kann ich auch nichts weiter als eine Hypothese bieten, für welche ich immerhin einige Gründe werde anführen dürfen.

Wann ist Schön zum ersten Male mit seinen Ansprüchen herausgekommen? Ich bin nicht in der Lage, darüber etwas zu wissen oder auch nur eine glaubhafte Tradition zur Entscheidung der Frage vorzubringen, wann Schön angefangen, seinen Freunden mündlich die Ereignisse seines früheren Lebens in der Weise zu erzählen, wie wir sie jetzt ausgesprochen vor uns sehen. Jedenfalls bei Lebzeiten Stein's kann noch nichts davon in weitere Kreise gedrungen sein. Daß er gegen Ende der dreißiger Jahre bei sich diese Anschauung schon ausgebildet, lehrt uns die um diese Zeit niedergeschriebene Selbstbiographie. Wie viel davon damals schon verlautbart ist — ich würde dankbar sein für jede beglaubigte Mittheilung oder jeden zuverlässigen Nachweis in dieser Hinsicht. Nach dem Thronwechsel von 1840 hat

*) Das Wort über Ludwig Dohna halte ich für ganz besonders zutreffend.

er, was ſchon bekannt war und jetzt auf's neue beſtätigt wird, durch Vorlegung des Originalconceptes des Stein'ſchen Teſtamentes dem Könige Friedrich Wilhelm IV. den Beweis ſeiner Autorſchaft geführt: der König ſcheint — ſo weit meine Information reicht — die Thatſache Schön geglaubt zu haben.*) Aber das war in einer Zeit, in welcher es durchaus nicht nöthig war, den Schein allzugroßen Liberalismus von Stein abzuwälzen und eine mit unangenehmen Erfahrungen verknüpfte Verantwortlichkeit für die Reformgeſetzgebung auf ſich zu nehmen. Nein, grade das Gegentheil dieſer Annahme Naſemann's entſpricht den damaligen Verhältniſſen. In den Anfängen Friedrich Wilhelm's IV. ſtrahlte Alles in roſiger Erwartung eines liberalen Regimentes; da meinten die Liberalen in Schön den liberalen Staatsmann zu ſehen, welcher jetzt die Regierung leiten würde;**) da rechnete auch Schön ſelbſt auf eine maßgebende politiſche Rolle. Gerade damals war es eine hohe Ehre, — das Gegentheil einer Anfechtungen und Feindſchaften ausgeſetzten Uebernahme einer Verantwortung, die bisher ein Anderer getragen — es gereichte zur Erhöhung ſeines Anſehens, wenn ein noch lebender Politiker als der eigentliche „Kopf" der Geſetzgebung von 1807 — 1813 verkündigt werden konnte! In dieſer Situation ſind Schön's Anſprüche zuerſt dem Publikum bekannt gemacht worden.

Ganz kurze Zeit vor ſeinem Abſchiede aus dem Staatsdienſte waren Schön's Erwartungen aufs Höchſte geſpannt. Wie im Juni 1842 alle ſeine Hoffnungen und Ausſichten geſcheitert, da wurde er immer verbiſſener in ſeiner Haltung und in ſeinen politiſchen Aeußerungen immer radikaler. Und auch ſeine hiſtoriſchen Erinnerungen geſtalteten ſich von da ab immer ſchroffer und immer einſeitiger.

So viel ich weiß, hat im Laufe des entſcheidenden Jahres 1842 die Königsberger Zeitung die damals der Welt ganz neue Offenbarung, daß Schön die Seele der ſog. Stein'ſchen Geſetzgebung geweſen, zum erſten Male weiteren Kreiſen verkündigt.***) Ein lautes Echo haben dieſe Anſichten bald nachher in einer höchſt merkwürdigen Flugſchrift jener Tage gefunden. Nachdem ich zu dieſer zweiten Auslaſſung genöthigt worden bin, will ich es heute nicht noch einmal übergehen, jene Schrift näher zu beleuchten. Sie hat den Titel: „Preußens Staatsmänner. Heft III. Schön. Leipzig, im Verlag von G. Wigand 1842." Sie iſt anonym; aber ſie kann nur von einem

*) Völlig unbegreiflich iſt es mir freilich, wie dieſer Umſtand — daß König Friedrich Wilhelm IV. der Schön'ſchen Beweisführung Glauben geſchenkt — uns ein unwiderſprechbares Argument für die Richtigkeit der Schön'ſchen Behauptung ſein ſoll!

**) Man erinnere ſich nur der Vorgänge und Gerüchte zur Zeit der Huldigung in Königsberg.

***) Für Mittheilung etwaiger früherer Citate würde ich jedem Kenner der damaligen Literatur dankbar ſein. Es wäre wohl möglich, daß mir eines oder das andere entgangen iſt.

Schriftſteller ausgehen, dem Schön's Gedanken und Reden ſehr genau bekannt ſind. Die Art und Weiſe des Vortrages, der Charakterſchilderung, des Ausdruckes zeigen eine ſehr auffallende Verwandtſchaft mit Gedanken und Reden Schön's. So erinnern uns gleich die Anfangsworte an Redewendungen, wie wir ſie jetzt in Schön's Papieren leſen. Dieſelben lauten: „Auch in der Geſchichte giebt es Firmen, Namen auf deren Conto alles geſetzt wird, was in der Zeit Großes geſchieht, obgleich ſie oft eben nur den Namen und nicht die Fonds hergeben.“ Und das Verhältniß zwiſchen Stein und Schön wird uns mit den Farben gezeichnet, welche Schön ſelbſt in ſeinen Aufzeichnungen verwendet hat: „Stein beſaß eine Eigenſchaft, die für die damaligen Verhältniſſe von der größten Wichtigkeit war: Energie des Charakters und Raſchheit des Entſchluſſes. Aber ihm fehlte Conſequenz und beſonnene Ausdauer. Dieſe gab ihm Schön, dem wir Unrecht thun würden, wenn wir ihn die rechte Hand Stein's nennen wollten, den wir vielmehr den Kopf deſſelben nennen könnten. Schön machte Stein zum Gefäß ſeiner Ideen; Schön gab die Gedanken, Stein brachte ſie zur Ausführung. So werden wir jenem alſo unbedenklich die leitenden Ideen und die Entwürfe der von Stein ausgegangenen Reformen vindiciren können.“ Mit einem complicirten Beweiſe für ſeine Sätze hält ſich der Pamphletiſt nicht viel auf. Stein war Ariſtokrat; die Geſetze haben einen demokratiſchen Charakter; dieſer Widerſpruch hebt ſich durch die Annahme, daß die Ideen zu dieſen Geſetzen von Schön ausgegangen ſind: ſo lautet kurz und bündig die Schlußfolgerung des anonymen Sängers.

Ich ſehe in dieſer Brochure die erſte öffentliche Frucht der mündlichen Erzählungen Schön's an ſeine Umgebung. Aus den Kreiſen Schön'ſcher Freunde ſtammt ſie. Schön's mündlich vorgetragene Auffaſſung verkündigt ſie zum erſten Male dem großen Publikum, in der deutlichen Abſicht für Schön als Staatsmann Propaganda zu machen. Ich betone noch einmal: dieſe Brochure hat die Tendenz, die „*bisherige* Annahme“ umzuſtoßen, eine neue Auffaſſung an Stelle der bis dahin geltenden zu ſetzen; Schön's Namen „aus dem großen Hauptbuche der Geſchichte auszuziehen und ſeinen Thaten ein beſonderes Conto zu eröffnen.“ Bis dahin hatte Schön gegolten als ein Berather und Mitarbeiter, ein Gehülfe Stein's*): unſer Autor weiß daß er eine weit höhere Bedeutung gehabt hat, wie dies bisher erſt einem „kleinen Kreiſe“ bekannt geworden ſei; daß Schön mit dem Gedanken umging, ſeine „Memoiren“ zu ſchreiben, deutet er ſchon an (S. 7): die Vermuthung liegt nahe, daß dieſer Brochurenſchreiber die Aufzeichnungen Schön's von 1838 gekannt

*) *Nur in dieſer Rolle* führt uns den Verfaſſer von „Woher und Wohin?“ Georg Fein vor, als er im März 1842 in Straßburg dieſe Flugſchrift mit einem eigenen Nachworte zum Druck beförderte.

hat. Jedenfalls ist der Inhalt des Panegyricus auf die Mittheilungen des gefeierten Helden selbst zurückzuführen.

Schön hat dann, während er selbst für sich weitere Darlegungen über die frühere Zeit niederschrieb,*) — deren spätere Benutzung vorbehalten blieb, — einflußreiche Historiker von seiner Auffassung der Dinge zu überzeugen versucht: so Pertz 1845 und Schlosser 1849. Er hat den Wunsch gehabt, einen gewandten Biographen zu gewinnen, der seinen Ansprüchen und Ideen in der Geschichtschreibung Eingang verschaffe: auf verschiedene hat er da nach und nach, zuletzt bekanntlich auf Varnhagen, sein Auge geworfen. Dabei erregten freilich diejenigen, welche von seinen Ideen abwichen, seinen Zorn, wie er ihn über Pertz, Förster, Droysen gelegentlich ausgesprochen hat. Besonders unbequem war ihm das „Leben Stein's" von Pertz. Diese reiche Ansammlung von Material war ja geeignet, der Verbreitung seiner subjektiven Urtheile und tendenziösen Beleuchtungen einen unübersteiglichen Damm entgegenzuwerfen. Die aktenmäßige Darlegung ist immer ein unangenehmes Hinderniß, ein böser Feind für Parteiurtheile und Parteigeschichten.

Zuletzt nach seinem Tode hat ihn die Nemesis erreicht: in ungeschicktere Hände konnte die Führung seiner Sache nicht fallen, als in die des Herausgebers seines Nachlasses. Fast könnte uns Mitleiden beschleichen mit dem einst um unser Vaterland so verdienten Manne, der selbst so viel Mühe aufgewandt hat seine eigene Verherrlichung in Scene zu setzen, und dem in solcher Weise das, was er vorbereitet hat, zugerichtet wird!

Die Veröffentlichung der Papiere Schön's hat, abgesehen von der so charakteristischen Selbstbiographie, eine Anzahl wichtiger Documente zu Tage gefördert. Man kann nur wünschen, daß im Interesse der Geschichtswissenschaft, ohne Rücksicht auf die Verherrlichung Schön's, ohne Rückhalt und ohne Nebenabsichten, in uneingeschränkter Vollständigkeit alles historisch wichtige Material aus Schön's Nachlaß uns zugänglich gemacht werde. Wenn die Familie Schön's zu diesem Akte ohne Nebengedanken und ohne ängstliche Zurückhaltung sich entschließen wollte, dann würde sie in der That sich einen voll begründeten Anspruch auf die Dankbarkeit und die Verehrung aller Vaterlandsfreunde erwerben. Durch die offenste Enthüllung feiert sie, wie heute die Dinge liegen, das Andenken Schön's am sichersten und nachhaltigsten. Dazu ist es freilich unerläßlich, daß ein historischer Fachmann, dem die wissenschaftliche Welt Vertrauen schenkt, die Fortsetzung der Publikation leite. Und aus vollster Ueberzeugung würde ich — zum Lohne für meine dieser Frage gewidmete Arbeit wage ich selbst einen Vorschlag zu

*) Wir erinnern uns jener 1844 geschriebenen Denkwürdigkeiten, die in den Preußischen Jahrbüchern 1873 benutzt sind.

machen! — Niemanden für beſſer geeignet halten zu dieſem ſchwierigen und verantwortungsvollen Auftrage als Herrn Direktor Naſemann in Halle. Möchte er, der ſich ja guter Beziehungen zu der Familie Schön erfreut, dieſer Aufgabe ſeinerſeits ſich nicht entziehen!

Königsberg, 6. Juni 1875. Maurenbrecher.

Der Rattenfänger von Hameln.

Von Moritz Buſch.

Welches iſt die anmuthigſte Gegend an der Weſer? Die Einen ſagen Münden, die Andern nennen Hameln. Ich ſtelle mich, ohne für Mündens Reize blind zu ſein, ohne Vorzug zu denen, die Hameln den Vorzug geben. Die Ausſicht von dem der Stadt gegenüber gelegnen Klüt iſt, wenn das gelbe Licht der Nachmittagsſonne auf die ſchön geformten Berge fällt, welche das breite Flußthal in weitem Bogen und in verſchiednen Abſtufungen umgeben, wenn es die rothen Dächer der Häuſer und Kirchen beſtrahlt, in den ſilbernen Waſſerfall der Wehre ſein Gold wirft, den vielgewundenen Strom leuchten und die Fenſter in den Dörfern der Fläche rechts und links wie von Feuersgluth entbrennen läßt, wohl überhaupt das Beſte, was das norddeutſche Binnenland in dieſer Beziehung zu bieten hat. Wald und Feld, Waſſer und Land, Alles iſt vertheilt und gruppirt wie von Malershand. Schon dreimal war ich von Hannover drüben in dieſem grünen Paradieſe, im Frühling, im Sommer, im Herbſte, und jedes Mal war ich entzückt von neuen Schönheiten neben den alten, die ich in der Erinnerung mit hinweg genommen hatte. Nächſter Tage, ſobald der Mai ſeinen Regenmantel ausgezogen hat, gehe ich wieder hin und berauſche mich, und wenn — ja nun, wenn es kein Wenn und Aber gäbe, wer weiß, ob ich dann nicht mich entſchlöſſe, bei einem ſpätern Beſuche gar nicht wieder abzureiſen, ſondern mit Sanct Peter zu ſagen: Hier iſt gut ſein, hier laßt uns Hütten bauen.

Aber ich wollte heute eigentlich nicht Landſchaftsmaler und Naturenthuſiaſt ſein, ſondern die Leſer mit einem merkwürdigen Hamelenſer bekannt machen, den viele von ihnen vermuthlich nur von Hörenſagen kennen, der mir aber intereſſant genug zu ſein ſcheint, um eine nähere Beſchäftigung mit ihm zu rechtfertigen. Es iſt der in der Ueberſchrift genannte alte Herr, von dem ich, damit man ſich nicht vornehm von ihm abwende, gleich hier verrathen will, daß er ein Gott iſt.

Die Erzählung lautet, ſo wie ſie jetzt im Volksmunde umläuft, ungefähr folgendermaßen:

Vor langen Jahren hatten die Ratten und Mäuſe in Hameln dermaßen überhand genommen, daß Menſchen und Thiere vor ihrer Gefräßigkeit nicht mehr wo aus noch ein wußten. Lange verſuchte man auf die oder jene Weiſe vergeblich ſich zu helfen. Da meldete ſich endlich eines Tages beim Rath ein fremder Mann in bunten Kleidern, der ſich gegen ein beſtimmtes Geldgeſchenk erbot, die Stadt von dem Ungeziefer zu befreien. Der Rath ging auf den Vorſchlag ein, man einigte ſich über eine gewiſſe Summe, und der Fremde machte ſich an's Werk. Er blies, indem er mit einer gellenden Pfeife durch die Gaſſen ſchritt, ſämmtliche Angehörige der gedachten beiden Ungeziefergünſte zuſammen, wendete ſich darauf der Weſer zu, ging durch das Thor, lockte die wimmelnde Geſellſchaft durch ſein Pfeifen ſich nach und führte ſie ſchließlich in den Fluß, in welchem ſie umkam. Der Bürgerſchaft kam das unheimlich vor, ſie ſah in dem Pfeifer den Teufel, und da man mit dieſem keinen Verkehr haben ſoll, ihm auch einen etwa mit ihm geſchloſſnen Pact nicht zu halten braucht, ſo verweigerte der Rath die Zahlung des bedungnen Lohnes. Natürlich verdroß das den Fremden, und ſofort wußte er ſich zu rächen. Die Leute waren eben in der Kirche, als er ſeine Zauberpfeife von Neuem erſchallen ließ. Aber wie vorher die Mäuſe und Ratten, ſo liefen jetzt die Kinder der Stadt um ihn zuſammen und folgten ihm durch das Oſterthor hinaus aufs Feld und weiter und immer weiter, bis er mit der ganzen Schaar der Kleinen in einer Höhle des Koppelbergs verſchwand. Eine Magd, die von dem Vorgange mit Schauder Zeugin geweſen war, berichtete das traurige Ereigniß den Eltern. Sie ſahen ihre Kinder nicht wieder. Doch erfuhren ſie oder ihre Nachkommen nach einiger Zeit, daß die Kleinen in Siebenbürgen wieder zum Vorſchein gekommen waren. Weitgereiſte Handwerksburſchen hatten ſie dort getroffen und ſich ihre Geſchichte von ihnen in hamelnſcher Mundart erzählen laſſen. Ein Beweis, daß die Handwerksburſchen richtig gehört und die Wahrheit erzählt, iſt der Umſtand, daß das Plattdeutſch Hamelns noch heute von den ſiebenbürger Sachſen geſprochen wird.

Andere Beweiſe*) ſind, oder waren früher, folgende.

Am neuen Thore befanden ſich zwei aufeinander gelegte Steine, die verſchiedenen Zeiten angehörten. Der obere enthielt nur die Jahreszahl „Anno domini MCCCCCXXXI“ (1531). Auf dem unteren befanden ſich die Worte: „Anno 1556“ und darunter die Verſe:

„Centum ter denos cum magus ab urbe puellos
Duxerat ante 272 condita porta fui.“

Das Jahr 1556 bezeichnet die Zeit, in welcher dieſe Verſe der Ueberſchrift beigegeben wurden, der obere Stein dagegen enthält das Jahr der

*) Vgl. Geſchichte der Stadt Hameln von Fr. Sprenger, Hannover, 1826. S. 24 ff.

Erbauung des genannten Thores. Zieht man von dieſem 272 Jahre ab, ſo verlegen die Verſe den Auszug der hamelnſchen Kinder in das Jahr 1259.

Am Koppelberge, der urſprünglich ein Kapellen- oder Calvarienberg geweſen ſein wird, ſtanden in alter Zeit zwei Steine in Kreuzesform, welche die Stelle angeben ſollten, an welcher der Rattenfänger mit den Entführten in die Erde gegangen war.

Ferner konnte man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts an einem Fenſter der Marktkirche eine Darſtellung der in Rede ſtehenden Begebenheit in Glasmalerei ſehen, ein Bild, welches eine ältere Verewigung des Ereigniſſes erſetzte, und welches den frommen Paſtor Letzner in ſeiner Chronik der Stadt Hildesheim, zu folgender wohlgemeinter Ermahnung veranlaßte:

„O ihr lieben chriſtlichen Eltern, ſchauet und ſehet dieſes Gemälde nicht allein ſchlecht und bloß an, wie eine Kuh oder ein anderes unvernünftiges Thier ein altes Thor anſieht, ſondern betrachtet es chriſtlich in eurem Herzen, und laſſet eure Kinder nicht in der Irre gehen, auf daß der Teufel ihrer nicht mächtig werde, welches denn gar bald und leicht geſchehen kann, ſonderlich weil ihnen der Satanas doch ſo auffätzig und feind iſt. Darum haltet ſie zum Morgen- und Abendgebete; das wird chriſtlichen und gottſeligen Menſchen nicht gereuen."

An einem Hauſe auf der Papenſtraße, das um die Mitte des letztverfloſſnen Jahrhunderts neben dem Wirthshauſe zum braunen Hirſche ſtand, war die Rattenfängergeſchichte in Holz geſchnitzt zu ſehen. An zwei andern Häuſern, dem Kaſtendieck'ſchen und dem Neuen, befanden ſich 1826 Inſchriften, die ſich auf ſie bezogen.

Endlich ſoll der Name einer Gaſſe in Hameln, welche die Bungeloſe heißt, und wo an einem Eckhauſe noch jetzt eine auf den Rattenfänger bezügliche Inſchrift iſt, von dem Auszuge der Kinder herrühren, indem die betrübte Bürgerſchaft beſchloſſen hätte, zum Andenken an ihren Verluſt hier nie wieder eine Bunge, d. h. eine Trommel zu rühren.

In Stein gehauen, auf Glas gemalt, in Holz geſchnitzt, durch mehrfache Inſchriften verewigt, im Namen einer alten Straße enthalten, muß unſere Geſchichte früher ungefähr ſo, wie ich ſie erzählte, allgemein geglaubt worden ſein. Seit wann, iſt ungewiß. Sicher iſt nur, daß auch Gelehrte des ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts ſie in dieſer Geſtalt für wahr gehalten haben. Sprenger führt deren eine lange Reihe an. Ich nenne davon nur Heinrich Bünting mit ſeiner 1548 erſchienenen Braunſchweigiſchen Chronik, Samuel Erichius mit ſeinem 1665 gedruckten „Exodus Hamelensis" und Kirchmaier mit ſeiner „Dissertatio de inauspicato Hamelensium exitu," die 1671 zu Wittenberg herauskam.

Andere Gelehrte freilich, wie der Gröninger Profeſſor Martin Schoockius

in seiner „Fabula Hamelensis“, sahen in der angeblichen Geschichte schon damals eine Sage, aber sie hielten sie doch für wichtig genug, um sich mit allerlei Gründen den Vertheidigern ihrer Wahrheit entgegenzustellen, und ich denke es ihnen im Folgenden nach beiden Beziehungen hin gleichzuthun, wenn ich dabei auch zu einem wesentlich andern Schlußergebniß gelangen werde als jene alten Herren.

Der Rattenfänger von Hameln ist in der Gestalt, in der ihn der Volksmund auftreten läßt, wie nicht erst versichert zu werden braucht, fast in demselben Grade eine geschichtliche Persönlichkeit, wie der Basilisk von Hameln, der nach Spilker's Bericht im Jahre 1511 mit seinem giftigen Hauche drei Menschen tödtete. Ich sage „fast“; denn er ist doch etwas mehr, er hat, wie wir sehen werden, einen mythischen Kern.

Zunächst aber wollen wir einmal thun, als ob die Wegführung der Kinder in die Erde und dann nach Siebenbürgen mit den angeführten Beweisen bis zu einem gewissen Maße festgestellt, als ob sie nicht von vornherein vernunft- und naturwidrig wäre. Da hätten denn zunächst jene reisenden Handwerksburschen falsch gehört, wenn sie in dem Dialekt der siebenbürger Sachsen das Plattdeutsch der Gegend von Hameln erkannten; denn die deutschen Ansiedler von 1143, von denen diese abstammen, kamen nicht von der obern Weser, sondern vom Niederrhein, und sie wie ihre Nachkommen redeten den hier üblichen Dialekt. Sodann wäre bedenklich, daß der älteste Chronist Hamelns, der Canonicus Johann de Polde, der im Jahre 1384 als sehr betagter Mann schrieb, der Begebenheit mit keinem Worte gedenkt. Dieselbe hatte nach dem Steine am neuen Thore 1259 stattgefunden, und so würde der Großvater des Chronisten sie erlebt haben können. Nach Andern erfolgte der Auszug der Kinder noch später. Nach dem Rector Erich fand er 1282 statt, nach Michael Saxo 1376, nach der Meinung des älteren Erich gar erst 1378, so daß de Polde dem Wunder sechs oder acht Jahre vor Abfassung seiner Chronik als Augenzeuge beigewohnt haben könnte, jedenfalls aber unter Augenzeugen desselben gelebt haben müßte. Endlich würde nicht weniger der Umstand auffallen, daß die Münsterkirche, die doch weit älter als die Marktkirche ist, weder durch eine Inschrift noch durch ein Bild des Vorfalls Erwähnung thut, und daß ebenso wenig irgendwo berichtet wird, es sei einmal etwas der Art dort zu sehen gewesen.

Der Rattenfänger von Hameln bleibt also eine Fabel, trotzdem daß Steine, Hausinschriften, Bildwerke und späte Chroniken sogar das Jahr zu nennen wußten, in welchem er die Kinder entführt haben sollte. Aber wie entstand diese Fabel? Ist sie eine Sage mit geschichtlichem Hintergrunde? Einigen Forschern ist das so erschienen, und zwar bringen sie die Sache mit der Fehde zwischen dem Bischof Widekind von Minden und dem Herzog

Albrecht von Braunſchweig, ſowie mit der Schlacht bei Sedemünden in Verbindung.

Karl der Große hatte die Gegend, wo Hameln ſpäter entſtand, dem Abte von Fulda zu Lehen gegeben. Dieſer übergab das Lehen an die Edeln von Erzen, und als dieſe Familie ausſtarb, kam es an die Grafen von Eberſtein, und der Abt von Fulda gab dazu ſeine Einwilligung. Später, im Jahre 1259, wollte der damalige Abt Heinrich von Erthal, ſeine Hoheitsrechte über das inzwiſchen zur Stadt erwachſene und zu dem Herzog Albrecht in ein Unterthänigkeitsverhältniß getretene Hameln an den Biſchof Widekind von Minden verkaufen. Die Stadt und der Graf von Eberſtein legten dagegen Einſpruch ein.

Darauf griff der Biſchof zum Schwerte, und ſeine Gegner thaten desgleichen. Bei Sedemünden, wo der Herzog Albrecht mit dem Grafen von Wunſtorf und der wehrbaren hamelnſchen Jugend Stellung genommen hatte, kam es am 28. Juli 1259 zur Schlacht mit den Biſchöflichen, die nach heißem Kampfe mit einem vollſtändigen Siege der letzteren endigte. Die Hamelnſchen hatten dabei beſonders ſtarke Verluſte erlitten, viele waren auf der Wahlſtatt geblieben, eine große Anzahl anderer wurde vom Biſchof als Gefangene fortgeführt. Um ſie zurückzubekommen, unterwarf ſich die Stadt ſchon im October allen Forderungen Widekind's.

Nach dem hamelnſchen Garniſonsprediger Fein, dem Andere beipflichteten, wäre dieſer Vorgang der Keim unſrer Sage. Die hamelnſchen Kinder gingen, wie dieſer Erklärer meint, in den Berg, das heißt, ſie wurden den Augen ihrer Eltern durch die Berge vor dem Oſterthore entzogen, als ſie dem Herzog Albrecht zu Hülfe eilten. Sie kamen in Siebenbürgen wieder heraus, das will ſagen, die vom Biſchof gefangen Weggeführten kehrten, als man ſich verglichen, durch die ſieben Berge, die zwiſchen Hameln und Minden liegen, nach der Stadt zurück. Der Rattenfänger könnte dann ein Abenteurer ſein, der den kriegeriſchen Sinn der Bürger durch Muſik geweckt und belebt hätte und der ausrückenden jungen Mannſchaft als Pfeifer vorangegangen wäre. Vielleicht war er auch der Anführer, als welcher er ſich durch auffallende bunte Tracht auszeichnete, und erſt nach dem traurigen Verlauf der Sache mochte der Anführer als Verführer betrachtet worden ſein und als ſolcher mit allerhand Zuthat im Volksmunde fortgelebt haben.

Das klingt nicht gerade unverſtändig, iſt aber ohne Hinzunahme eines andern Elementes nicht zu brauchen. Die Schlacht bei Sedemünden und was ihr folgte, iſt nur ein geſchichtlicher Anhaltspunkt, an welchem eine aus heidniſcher Zeit im Volke der Weſergegenden, wie in allen Germanen, ja in allen Ariern fortlebende Mythe ſich kryſtalliſirte. Der Rattenfänger von Hameln iſt wie das trojaniſche Pferd, das ſchon im indiſchen Epos vorkommt,

wie der Wald von Dunſinan, der in deutſchen Volksſagen nur unter anderm Namen, ſeine Rolle genau ſo ſpielt wie in Schottland, und wie Wilhelm Tell, der nicht blos in der Schweiz, ſondern auch in Norwegen und unter den Kelten Irlands auftritt und hier faſt in allen Einzelnheiten daſſelbe verrichtet, wie am See der vier Waldſtädte, ein alter Arier, der aus der Urheimath derſelben mit ihnen in Europa eingewandert iſt.

Hier zunächſt die Belege dafür, daß unſre Sage auch außerhalb Deutſchlands lebt.

Der „Geſellſchafter" vom 1. December 1824 berichtet nach dem „Corſaire": Im Jahre 1240 fanden ſich in dem Dorfe Drancy (im Nordoſten von Paris etwa anderthalb Stunden Wegs von der Marne und etwa ebenſoweit von der Seine entfernt) eine ſolche Menge Ratten und Mäuſe ein, daß weder Habe noch Gut, weder Menſchen noch Vieh von ihrer Gefräßigkeit verſchont blieben. Kein Mittel half. Endlich kam man auf den Gedanken, ſich an einen durch Zauberkunſt berühmten Kapuzinermönch Namens Angionini zu wenden. Derſelbe wurde verſchrieben und verſprach, gegen einen gewiſſen Lohn das Ungeziefer wegzuſchaffen. Die geforderte Summe wurde ihm zugeſtanden, und der Schwarzkünſtler nahm nun aus ſeinem Mantelſack einen kleinen Dämon, trieb mit dieſem zuerſt allerlei Hokuspokus, holte dann ein Büchlein hervor, aus dem er mehrere unverſtändliche Formeln ablas, und rief darauf alle Ratten und Mäuſe zuſammen. Sie kamen und umwimmelten ihn, ſeines Winkes gewärtig. Da drehte er ſich um, ſchritt nach dem Fluſſe hin, warf ſeine Kutte ab und ſprang in die Wellen. Das ganze Ratten- und Mäuſevolk folgte ihm nach und ertrank. Der Mönch aber kam nach vollbrachtem Wunder wohlbehalten zurück und forderte ſeinen ausbedungenen Lohn. Das undankbare Volk wollte nicht zahlen. Da zog der Zauberer aus ſeinem Sacke ein kleines Horn und ſtieß hinein, daß allen Anweſenden vor Grauſen die Haare zu Berge ſtanden. Und ſiehe, jetzt regte ſich alles Vieh des Dorfes, Pferde und Kühe, Schafe und Schweine, desgleichen die Gänſe und Enten kamen herbeigelaufen und ſammelten ſich um den weiſen Pater. Dießmal aber ſchritt derſelbe nicht nach dem Waſſer zu, ſondern ſchlug mit dem verzauberten Vieh der Bauern einen andern Weg ein, auf dem er zuletzt mit ihnen verſchwand, ohne daß jemand gewagt hätte, ihn am Wegzug mit ſeinem Raube zu hindern.

Und ebenſo findet ſich unſre Sage in ihren weſentlichen Beſtandtheilen in Irland, und zwar zu Belfaſt in der Provinz Ulſter. Ja ſie ſcheint hier faſt ganz in ihrer urſprünglichen Geſtalt, ohne die Zuthat von Ratten und Mäuſen, Zauberbüchern u. dgl. fortzuleben. Leider liegt ſie uns nur in der Ueberſetzung eines Gedichts vor, in welchem Dr. Kirkpatrick ſie verewigt hat, einer Ueberſetzung, die Sprenger den hannöverſchen gelehrten Anzeigen vom

Jahre 1752 entnimmt. Im Volksmunde wird sie sich noch einfacher ausnehmen; indeß dient sie dem Zwecke, dem ich bei diesem Aufsatze verfolge, auch in dem Alexandriner-Bratenrocke zur Genüge. Der Zopf, der Kirkpatricks Verse verdeutschte, singt folgendermaßen:

„Vom grauen Alter her pflanzt sich an diesem Ort
Noch stets von Kind zu Kind ein seltnes Märchen fort.
Ein Pfeifer, der nur halb aus scheelen Augen blickte
Und durch die Zauberkunst die Neugier oft berückte,
Ließ einst des Dudelsacks unreizbaren Gesang
In solche Töne gehn, als nie ein Spiel erklang.
Das junge Landvolk läuft entzückt von allen Seiten
Und läßt in Tanz und Sprung sich willig von ihm leiten.
Er bringt sie an den Berg, den wir noch jetzo schaun.
Der Berg (wer schwört dies wohl, wer denkt es ohne Graun?)
Springt in der Mitte auf und läßt in tiefen Gründen
Des Schreckens und der Nacht gar keine Grenzen finden.
Der Böf'wicht, dem das Herz mit Satansfreuden lacht,
Springt in die Gruft hinein, weil noch aus neuer Macht
Der Pfeife Ton erschallt und der bethörte Haufen
In gleichem Freudensprung sich drängt, ihm nachzulaufen.
Der Höhlen krumme Wand erschüttert ob dem Schall
Und schickt durch Nacht und Graus den ersten Widerhall.
Drauf schließt sich schnell und fest ihr kaum gestillter Rachen,
Und Tausend müssen hier ihr End' und Grabstätt machen."

Zum Schlusse heißt es dann bezeichnend, noch jetzt zeige man den Ort, wo die jungen Landleute dem schrecklichen Dudelsackspfeifer in die Todesschlucht tanzend nachgesprungen. Niemand wage sich gern in die Gegend. Wer dahin komme,

„hört noch den Gesang,
Sein klingend Ohr vernimmt das Zauberspiel ganz helle,
Er weiset zitternd hin und denkt, er weist die Stelle."

Die Sage oder richtiger die Mythe des Rattenfängers von Hameln wird ursprünglich eine ähnliche Gestalt gehabt haben wie die vom Belfaster Dudelsackspfeifer. Ein unheimlicher Fremder erscheint und lockt durch Musik die jungen Leute des Ortes tanzend mit sich in einen Berg, in die Unterwelt, von wo die Verschwundenen sich bisweilen einsamen Wanderern mit Gesang vernehmen lassen. In der Form, welche die Mythe in dem genannten französischen Dorfe angenommen hat, ist der Zug, daß es Menschen sind, die der Zauberer entführt, anfänglich ohne Zweifel ebenfalls vorhanden gewesen und nur verloren gegangen, als das Verständniß oder die Ahnung dessen, was gemeint war, allmählig erloschen.

Was aber war gemeint? Wer ist der keltische Dudelsackspfeifer von

Belfaſt, der franzöſiſche Kapuziner von Drancy, der Rattenfänger von Hameln? Er iſt kein Anderer als der Todtengott der ariſchen Völker, der Entführer der Seelen. Er iſt derſelbe, der im Hörſelberge bei Eiſenach als „der Alte“ die Abgeſchiedenen um ſich ſammelt und an der obern Saale, hier als göttliche Frau aufgefaßt, die wimmelnde Schaar der jung geſtorbenen Kinder in gewiſſen Nächten durch das Thal führt. Er iſt der Pluton der Griechen, der die junge Kore auf der Wieſe bei Eleuſis ergreift und durch die Bergſchlucht mit ſich in die Unterwelt hinabreißt, er iſt die Idee, die ſich in anderer Weiſe im Hermes Pſychopompos desſelben Volkes des Alterthums verkörpert hat. Er iſt der finſtre Jama der Religion, die im Siebenſtröme-Lande Indiens blühte, als Europa noch keine Geſchichte hatte.

Wenn der Todtengott in unſrer zur Sage gewordenen Mythe in Hameln wie in Drancy in der burlesken Geſtalt eines Ratten- und Mäuſefängers auftritt, ſo iſt daran zu erinnern, daß die todten Seelen in unſern Sagen häufig als Mäuſe auftreten. Ein Beiſpiel iſt die Erzählung vom Biſchof Hatto, ein anderes die von dem Schlafenden, dem die Seele als Maus aus dem Munde läuft. Das raſche Hinhuſchen, das plötzliche Erſcheinen und Wiederverſchwinden dieſer Thiere, ihr Wohnen in der Erde, ihre ſchattenhaft graue Farbe, ihr unheimliches Gewimmel in Mäuſejahren mag dieſen Vergleich an die Hand gegeben haben. Urſprünglich wird die Sage dahin gegangen ſein, daß die todten Seelen dem Entführer wie ein Gewimmel von Mäuſen in ſeinen Berg folgten. Später zerging dieſe Vorſtellung in zwei Hälften, in deren erſter wirkliche Mäuſe und dann auch Ratten, deren Muhmen, figurirten und der Tod zum Kammerjäger wurde, der nur durch ſein geheimnißvolles, zauberhaftes Weſen noch das ahnen ließ, was er eigentlich war.

Wenn der Wuotan, der Pluton, der Jama, der den innerſten Kern des Rattenfängers bildet, die Todten als Spielmann entführt, ſo liegt in dieſer Anſchauung derſelbe grimme Humor, der die Todtentänze von Dresden und Baſel entſtehen ließ. Uebrigens aber haben unſre alten deutſchen Götter auch ſonſt ſich gefallen laſſen, im Volksmunde der chriſtlichen Zeit allmählig ganz andere Attribute und Eigenſchaften anzunehmen, als ihre urſprünglichen, und nicht ſelten ſind ſie bei dieſer Verwandelung luſtige Geſellen, komiſche Käuze, ja vollſtändige Karikaturen geworden.

In unſrer politiſchen Zeit muß Alles ſein politiſches Zipfelchen haben. Ich füge mich dieſem Brauche, und ſo ſage ich denn: Wie der ewige Jude in gewiſſen Zeiträumen wieder erſcheint, ſo kam auch der Rattenfänger von Hameln vor einigen Jahren wieder, und abermals nicht ohne Erfolg. Er trat als Werber für die Welfenlegion auf und ließ ſeine ſilberne Pfeife durch die ganze Provinz Hannover erſchallen. Viele oder doch zu Viele für den geſunden Menſchenverſtand, den die Hannoveraner gern an ſich gelobt

hören, lieſen ihm zu und folgten ihm — diesmal nicht in den Koppelberg, ſondern durch das Land des Franzmanns nach Algier, was ſchlimmer war, da ſie hier nicht die nur freudenloſe Unterwelt, ſondern — was Vaterlandsverräthern gebührte — eine vortrefflich geheizte Hölle mit allen möglichen Qualen fanden.

Vermuthlich kommt er in einiger Zeit zum dritten Male, und für dieſen Fall wollte ich ihn — die „Grünen Blätter" werden ja nicht blos in allen fünf Erdtheilen, ſondern auch in den Caſinos und Conditoreien der Unterwelt aufliegen — hiermit erſucht und eingeladen haben, dießmal ſeine Schritte nach der Haupt- und Reſidenzſtadt der Provinz zu lenken und ihr ein paar Tauſend welfiſch geſinnte Seelen zu entführen, damit eine deutſche Stadt von hundert und zwanzigtauſend Einwohnern der Welt nicht noch einmal das klägliche Schauſpiel darbietet, im Reichstage durch einen E—wald für ſich reden zu laſſen.

Sollte der Rattenfänger dabei aus Verſehen etliche von der Gegenpartei mitnehmen, ſo würde mich das nicht gerade die Kleider zerreißen laſſen; denn, wie es unter den Welfiſchen einige recht angenehme Biedermänner giebt, ſo befinden ſich im andern Lager eine Anzahl recht unangenehmer Streber und Gründer. Ueber die ſoll der Rattenfänger Gewalt haben. Nur darf er mir davon nicht gar zu viele abholen — natürlich nur von wegen der Wahlen.

Der Socialismus und ſeine Gönner.

(Heinrich von Treitſchke's neueſte Schrift.*)

Im letzten Herbſt erſchienen in den Preußiſchen Jahrbüchern, unter dem Titel: „Der Socialismus und ſeine Gönner," zwei Abhandlungen Heinrich von Treitſchke's, welche ungewöhnliches Aufſehen erregten. Der erſte dieſer Aufſätze widerlegte die emphatiſche Anklage des Kathederſocialismus gegen die beſtehende Geſellſchaft, als beruhe die Herrſchaft der begüterten und befähigten Minderheit auf einer tragiſchen Schuld gegen das Protelariat. Treitſchke wies vielmehr nach, daß jede denkbare Verfaſſung der bürgerlichen Geſellſchaft eine Klaſſenordnung iſt, und alle ſocialen Reformpläne, welche die Gliederung der Geſellſchaft aufzuheben ſuchen, unausführbar bleiben, gleichviel ob ſie vom Katheder herab oder in der Volksverſammlung oder auf der Gaſſe ausgeſprochen werden. Die zweite Abhandlung ſchilderte die ſocial-

*) (Der Socialismus und ſeine Gönner. Nebſt einem Sendſchreiben an Guſtav Schmoller. Berlin, Georg Reimer 1875.)

politiſchen Parteien unſerer Tage im Einzelnen: Die Brutalität, die Unhaltbarkeit ihrer Grundſätze, die abſolute Unfähigkeit hiſtoriſcher Auffaſſung, die Reichsfeindlichkeit aller ſocialdemokratiſchen Parteien, die erheblichen Bedenken, welche die unverblümte Gönnerſchaft des Katheder-ſocialismus gegen die rothe Internationale bei jedem deutſchen Patrioten wach rufen müſſe. Sie ſchloß mit einer Prüfung der ſocialen Uebelſtände, welche die Verſtimmung der Gegenwart hervorgerufen haben.

Der Eindruck dieſer Artikel war in ganz Deutſchland, bei Freund und Feind ein ungewöhnlich mächtiger. Laute Entrüſtung, gellendes Geheul des Schmerzes und der Wuth über die erlittene Züchtigung auf der ganzen Linie der Socialdemokratie, in ihrer Preſſe, in ihren Wanderpredigten, in ihren Volksverſammlungen u. ſ. w. — Der Verfaſſer dieſer Zeilen kann vielleicht beſſer als mancher Andere beurtheilen, wie tief Treitſchke ihr ins Fleiſch geſchnitten hatte, wie ſchmerzhaft die Wunde brannte, wie lächerlich ihr der Verſuch zu Geſichte ſtand, das unerträgliche Mißbehagen, das dieſe Schrift ihr bereitete, mit Hülfe des für ſolche Gelegenheiten vorräthigen Hohnes und Spaßmachens bei den Anhängern zu betäuben. Der Verfaſſer dieſer Zeilen hatte, eben als jene Artikel erſchienen waren, und er von ihren Ideen und Gedanken friſch erfüllt und freudig gehoben war, die Aufgabe, der Socialdemokratie, zum Zwecke einer reichstreuen Nachwahl zum Reichstag, in einer Reihe öffentlicher Verſammlungen das Gefecht anzubieten und er that es in der Hauptſache ſtets mit dem ſchweren Geſchütz der Treitſchke'ſchen Schrift. Die Folgen waren unerwartet günſtige. Ueberall mußten ſich die Führer der Socialdemokratie ſelbſt auf dem Kampfplatz einſtellen, um das verlorene Terrain womöglich zu retten — was ihnen nicht gelang. Die ländliche Bevölkerung namentlich wich ſcheu vor dem den ſocialen Führern abgezwungenen Eingeſtändniſſe reichsfeindlicher Geſinnung und communiſtiſcher Pläne zurück. Das Wahlreſultat zeigte ſchließlich in dieſem einzigen Wahlkreiſe ſeit den Februarwahlen deſſelben Jahres einen Rückgang von etwa dreitauſend Stimmen für die Socialdemokratie. Aehnliche Wahrnehmungen wird Jeder gemacht haben oder zum gemeinen Beſten heute noch nachholen können, der den Verſuch macht, die leitenden Gedanken der Treitſchke'ſchen Schrift namentlich ihre vernichtende Kritik gegen die heutige deutſche Socialdemokratie, deren Ideenloſigkeit und Vaterlandsloſigkeit, Verlogenheit und Unfähigkeit, durch das Mittel der lebendigen Rede in weite Maſſen aller Kreiſe des Volkes zu tragen. Die ſocialdemokratiſchen „Agitatoren" lernen die Reden Bebel's und Laſalle's, die grauſamſten Kapitel von Karl Marx oder die ſaftigſten Leitartikel des „Volksſtaat" auswendig, ehe ſie ihre Wanderpredigten antreten. Niemand wird unter den liberalen Parteien die ſklaviſche Abgötterei für die Offenbarungen des Meiſters ſo weit treiben oder ſich bei den Hörern, vor denen

er zu reden gewöhnt ist, von einem solchen Werke seines Gedächtnisses Gutes versprechen. Die eigene Gruppirung und Entwickelung der Gedanken, die Localfarbe für den bestimmten Kreis der jeweilig versammelten Hörer u. s. w. wird jeder Redner unserer Parteien als eine selbstverständliche Mitgift betrachten und mitbringen. Aber Allen, die in solcher Weise öffentlich wirken wollen, Allen, die auch in kleineren und kleinsten Kreisen der Ausbreitung der Socialdemokratie entgegenzutreten berufen sind, kann der Besitz und die immer erneute Lectüre der Treitschke'schen Schrift nicht warm genug empfohlen werden. Vor Allem werden sie durch diese Schrift — die, wie die meisten Erzeugnisse der Feder Treitschke's, eigentlich und im edelsten Sinne des Wortes eine gedruckte Rede ist — gehoben und erhoben werden, angeweht von dem warmen Hauche tiefster und wahrster patriotischer Begeisterung und Erregung.

Der Eindruck dieser Schrift ist durch größere Auszüge in Tageszeitungen auch auf jene Kreise der Bevölkerung übertragen worden, welche die Socialdemokratie noch zu gewinnen hoffte. Und vielleicht ist diese Wahrnehmung, verbunden mit der im eigenen Lager der Socialdemokratie — wenigstens bei den Führern — vorhandenen Erkenntniß, daß keine Druckschrift des letzten Jahrzehnts ihr solche Wunden geschlagen, ihr eine so empfindliche Einbuße an öffentlicher Achtung eingetragen hat, wie diese, ein Grund mit gewesen zu jener Einigung aller socialen Parteien Deutschlands auf Grundlage eines neuen Parteiprogramms, die sich in den jüngsten Wochen in der Hauptstadt des Herzogs von Gotha vollzogen hat. Es giebt ja andere Gründe genug für jene Einigung, innere und äußere, solche, die der bethörten Menge vorgeflunkert werden können, und solche, die wir als die wahren durchschauen. Es that dringend noth, die dünnen Haufen, die untereinander in wilder Fehde lebten, um ein einziges Banner zu sammeln. Um diesen Preis mußten auch die Führer, die sich seit einer Reihe von Jahren gegenseitig mit allem nur denkbarem Schimpf beworfen hatten, sich öffentlich den Bruderkuß reichen. Solange man sich kräftig genug allein fühlte, schimpfte man sich. Das Sprüchwort vom Schlagen und Vertragen charakterisirt die Herren zur Genüge, auch wenn sie sich selbst gegenseitig nun in Ruhe lassen. Aber das Bewußtsein der eigenen Schwäche war nicht das einzige Motiv der Einigung. Man erkennt in den den Gothaer Congreß vorbereitenden Reden, in den diesem Vorhaben gewidmeten Artikeln der socialdemokratischen Presse, in den Verhandlungen des Congresses selbst und in dem neuen Parteiprogramm unschwer ein anderes Motiv, welches natürlich der eigenen gläubigen Gemeinde gegenüber ebenso wenig eingestanden wird, wie das Motiv der Schwäche. Wer aber gewöhnt ist, durch die Berge von Lügen hindurchzusehen, welche der socialdemokratische Phrasenschwall emporwachsen läßt, wer den anmuthigen Scherz der socialistischen Führer kennt, überall von Stärke und Sieg zu reden

und zu ſchreiben, wo ſie Schwäche und Niederlage meinen, der erkennt als einen der zwingendſten Gründe zum Einigungscongreß jene edle Rückſichtnahme auf die öffentliche Wachſamkeit und Abneigung, welche den ſteckbrieflich verfolgten Verbrecher veranlaßt, ſich zunächſt nach einem Barbier und einem Kleiderladen umzuſehen, und obendrein über die Richtung ſeines Weges möglichſt viel irrthümliche Anſichten zu verbreiten.

Und Treitſchke iſt es geweſen, welcher in ſeiner Schrift dieſen Steckbrief erlaſſen hat gegen die Anhänger aller ſocialiſtiſchen Parteien in Deutſchland. Gegen ſie alle erhob er die begründete Anklage des wiederholten Landesverrathes, dauernder und bewußter Reichsfeindlichkeit, der Verhetzung und Vergiftung ganzer Volksklaſſen durch Entfeſſelung der gemeinſten Leidenſchaften, des Neides und der Gier. Treitſchke bewies, daß die Niedrigkeit dieſer Geſinnungen und Beſtrebungen nicht etwa Schuld der kleinen Menſchen ſei, welche ſich heute zu Führern der deutſchen Socialdemokratie aufgeworfen haben, ſondern der großen Propheten ſelbſt, welche bis in den Herbſt vorigen Jahres von den Socialiſten der verſchiedenen Lager als die einzige Urquelle des Heils abergläubiſch verehrt wurden, Ferdinand Laſalle und Karl Marx. In dieſer Hinſicht bot die Schrift Treitſchke's intereſſante Ergänzungen zu Heinrich von Sybel's ſehr verdienſtvoller Broſchüre „die Lehren des heutigen Socialismus und Communismus.“*) Dieſem treffenden und vernichtenden Signalement gegenüber zogen die Herren Socialdemokraten vor, einen neuen Menſchen anzuziehen. Und ſo kam der Gothaer Congreß und das neue Programm zu Stande. Die Laſalleaner verzichteten ſcheinbar auf den Unſinn der Staatshülfe. Die Jünger des Herrn Carl Marx und der Herren Bebel und Liebknecht gaben ſcheinbar ihre Internationale und ihre edle große Vaterlandsloſigkeit auf und behaupteten über Nacht, die Löſung der ſocialen Frage müſſe zunächſt auf nationalem Boden verſucht werden. Beide Parteien verſuchten welter nach Kräften, durch das neue Programm den Argwohn der ſpaßloſen preußiſchen Polizei, und der mißtrauiſchen Kleingewerke und Landbewohner, die von der Abſchaffung des Eigenthums, der Ehe, des Erbrechts und des lieben Gottes nicht gerade die günſtigſte Meinung haben, und die man doch gewinnen wollte — zu entkräften. Zu dieſem Zwecke wurde in das neue Programm die Phraſe aufgenommen, daß die Umbildung der menſchlichen Geſellſchaft nach ſocialdemokratiſchem Recept nur auf geſetzlichem Wege durchgeführt werden ſolle, wurde jeder der bisherigen Cynismen über Gott, Ehe, Eigenthum, Erbrecht wenigſtens in der Form vermieden. Man könnte alſo meinen — und die ſocialen Organe haben dies ſeit Wochen mit der ganzen Verlogenheit und Dreiſtigkeit, deren ſie fähig ſind, verkündet —

*) Bonn, Max Cohen u. Sohn 1872.

die ſocialdemokratiſche Partei habe ſich von Grund aus umgedacht. Sie ſei national geworden, ſie reſpectire die vorhandene geſellſchaftliche Ordnung, ſie bete und arbeite, ſie revolutionire nur noch am Phantom. Und weiter könnte man annehmen, die Schrift Treitſchke's ſei durch den Socialiſtencongreß in der Reſidenz des Herzogs von Coburg und das neue Parteiprogramm veraltet. Die Wilden ſeien jetzt doch beſſre Menſchen geworden. Nun, wer das Gothaer Programm auch nur mit einiger Aufmerkſamkeit lieſt, wird ſofort zu der Ueberzeugung gelangen, daß von alledem nichts wahr, daß der kraſſeſte nackteſte Kommunismus die einzige Frucht und Deviſe der neuen „ſocialiſtiſchen Arbeiterpartei" und alles Uebrige eitel Blendwerk und Täuſchung iſt. Und nun wird man erſt recht mit Nutzen zu Treitſchke's Schrift greifen und hier mit Freuden leſen, wie der Verfaſſer bereits vor beinahe einem Jahr die in Gotha geeinigten ſocialen Parteien genau ſo charakteriſirte, wie ſie durch ihr neues Programm ſich ſelbſt gekennzeichnet haben.

Die moraliſche Vernichtung der deutſchen Socialdemokratie war aber keineswegs das einzige Verdienſt der Treitſchke'ſchen Schrift. Die ſcharfe Zurechtweiſung, welche ſie der anmaßendſten und leiſtungsunfähigſten Wirthſchaftspartei unſerer Tage, dem ſog. Kathederſocialismus verabreichte, war in demſelben Maße verdienſtlich und gleichfalls ſehr zeitgemäß. Man brauchte nicht „Mancheſtermann" zu ſein, um den Namen Treitſchke's mit Mißbehagen zu leſen unter den Einladern zum erſten Congreß der Kathederſocialiſten im Herbſt 1872, d. h. inmitten jener gemiſchten Geſellſchaft, welche unter dem Schlachtruf des „ethiſchen Pathos" von Schmoller und Genoſſen damals nach Eiſenach aufgeboten wurde. Gerade der Name Treitſchke (wie der Name Gneiſt) hat aber auch bei Vielen damals die Hoffnung wach gerufen, daß der Eiſenacher Congreß Beſſeres und Praktiſcheres leiſten werde, als nach dem Temperament und der Haltung der eigentlichen Veranſtalter erwartet werden konnte! Dieſe Hoffnung iſt bekanntlich nur zum geringſten Theil verwirklicht worden. Neben vielen trefflichen theoretiſchen Erörterungen und Arbeiten hat der Congreß der Kathedermänner eine Menge unreifer Pläne, ungeſchickter Experimente ohne wiſſenſchaftliche Durchbildung mit dem Anſpruch auf ſofortige Einführung in die Praxis — womöglich auf dem Wege der Reichsgeſetzgebung — zu Tage gefördert. Das große Wort, daß es eine Grauſamkeit ſei, den Arbeiter zum Sparen zu mahnen, iſt dort gefallen; nicht minder der eines Laſalle würdige Gedanke, eine Reichsinvalidenkaſſe für die Millionen deutſcher Arbeiter zu errichten. Ins Blaue hinein, ohne jede Erkenntniß oder Meſſung der natürlichen Schranken, wurde die „ſociale Reform" gefordert. Von den Pflichten der Arbeiter, die man doch wahrlich nicht verkleinern ſollte in einer Zeit, da alle Staatsbürger in ihrer öffentlichen und privaten Thätigkeit einen größeren Kreis von Pflichten zu bewältigen haben, als je zuvor, und gleichzeitig die

weitverzweigte Parteiverſchwörung der Socialdemokratie und der Ultramontanen, das Rechtsgefühl der Maſſen zu zerſtören ſucht, — von dieſen Pflichten der Arbeiter war in Eiſenach kaum einmal die Rede. Vor allem aber ſchaute aus den Reden und Schriften der Hauptleiter des Eiſenacher Vereins dieſelbe ſinnliche Ueberſchätzung der wirthſchaftlichen Güter hervor, durch welche die Socialdemokratie die ſittlichen Kräfte unſres Volkes ſo ſchwer ſchädigt. Wer Treitſchke ehrte und hochhielte, freute ſich, daß er den ſpäteren Eiſenacher Congreſſen und Beſchlüſſen fern blieb. Wer ſeine rückhaltloſe Ueberzeugungstreue und Wahrheitsliebe kannte, mußte bereits ſeit längerer Zeit erwarten, daß er ſich offen über die Eiſenacher Geſellſchaft und ſeine Zurückhaltung von den weiteren Congreſſen ausſprechen werde. Er hat das in ſeiner Schrift „der Socialismus und ſeine Gönner" gethan, „um auf dieſe Schwächen des Eiſenacher Vereins hinzuweiſen. Sollte der Widerſpruch fruchten, ſo mußte er von befreundeter Seite ausgehen, von einem Manne, den Niemand des Manchesterthums bezichtigen konnte. Aber Alles ſchwieg; ſo beſchloß ich denn ſelbſt zu reden, auf die Gefahr hin von manchem alten Freunde verkannt zu werden."

Wenn Treitſchke den Rector magnificus der Straßburger Hochſchule, Herrn Profeſſor Guſtav Schmoller zu dieſen alten Freunden rechnete, ſo hat die Erfahrung gelehrt, daß ſeine Befürchtung verkannt zu werden, allerdings ihren guten Grund hatte. Schmoller hat auf die ſieben Druckbogen der Treitſchke'ſchen Abhandlungen in den Preußiſchen Jahrbüchern, mit mehr als zwanzig Druckbogen „Einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthſchaft" geantwortet. Wir haben dieſe Schrift Schmoller's bei ihrem Erſcheinen unſern Leſern mit dem Bemerken angezeigt, daß die zu erwartende Replik Treitſchke's jedenfalls das beſte daran ſein werde. Dieſe Replik iſt nicht ausgeblieben. Sie erſchien gleichfalls zuerſt in den preußiſchen Jahrbüchern. Sie iſt der vorliegenden Schrift als Anhang beigegeben, unter der Ueberſchrift „die gerechte Vertheilung der Güter." Durch dieſen Nachtrag hat die ganze Schrift eine willkommene Abrundung erfahren. Die Auseinanderſetzung Treitſchke's mit dem lebhafteſten und ſchroffſten der Kathederſocialiſten iſt hier mit einer Gründlichkeit vollzogen, die in die perſönlichen Polemik einer Hinrichtung des Gegners nahe kommt, in der Sache eingehende Darlegungen enthält, die uns zeigen, worin und warum Treitſchke's Standpunkt ſich von dem Schmoller's in den wichtigſten Streitfragen, namentlich in der Lehre der „Gütervertheilung nach Verdienſt" unterſcheidet. Dieſem „Kern der Irrthümer" Schmoller's iſt dieſe dritte Abhandlung Treitſchke's in unſrer Sammlung hauptſächlich gewidmet. Er will „dadurch zugleich dem in der Preſſe weitverbreiteten Verdachte entgegentreten, als ob unſre geſammte Gelehrtenwelt mit der beſtehenden Ordnung der Geſellſchaft zerfallen ſei. . . Manche unſrer

Universitäten zählen in ihrem gesammten Lehrkörper nur einen einzigen Katheder-socialisten: den Ordinarius der Volkswirthschaft. Unsere Gelehrten leben fast allesammt in beschränkten Verhältnissen, sie leiden schwer unter den neuen Zuständen der Volkswirthschaft, sie haben durchaus kein Klasseninteresse gemein mit den aufsteigenden Mächten des Großcapitals; doch sie wissen auch, daß die Wissenschaft den Ernst und die Strenge deutscher Bildung zu behüten hat vor jener Verhöhnung aller guten Sitte, welche heute den Massen gepredigt wird, und daß es ihr am Wenigsten geziemt, den Feinden der Kultur mit unbedachten Worten entgegenzukommen."

Der Zweck seiner früheren Arbeit, sagt Treitschke, sei ein zwiefacher gewesen: sie sollte vor socialistischen Unmöglichkeiten warnen, doch ebenso bestimmt eine durchdachte, schrittweis vorgehende sociale Gesetzgebung, eine weit größere Thätigkeit der Besitzenden für das Wohl der Arbeiter fordern. Dieser Absicht kann allerdings kaum irgend etwas fremdartiger gegenüberstehen, als der Standpunkt Schmoller's, welcher am kürzesten in dem Satze ausgedrückt ist: „Die wirthschaftliche Klassenbildung entspringt aus Unrecht und Gewalt." Schmoller hat diesen Satz zwar nun zurückgenommen, als „eine von ihm selbst verfehlte Wiedergabe." Aber nur in der Form. Die gesammte düstre Schilderung von der tragischen Schuld der höheren Stände in der neuesten Schmoller'schen Schrift stützt sich auf diesen Satz. Alle Leser und Hörer Schmoller's erkennen gerade in diesem Wort „den festen Kern seiner Gedanken." „Wissen Sie denn nicht," ruft ihm Treitschke zu, „daß die Lehre von dem uranfänglichen Unrecht der Besitzenden das beliebteste und wirksamste Dogma der Socialdemokraten ist? Sie senden das Brandwort unschuldig in die Welt hinaus, Sie erlauben den Demagogen, bei ihren frechsten Anklagen wider die Gesellschaft sich auf den gemäßigten Schmoller zu berufen. Ihre Gegner wissen niemals recht, woran man mit Ihnen ist. Heute reden Sie als der begeisterte Prophet einer ungeheuren Zukunft, morgen als der friedliche Staatsbürger, der nichts gesagt haben will. Aehnlich verfahren Sie mit einem anderen Kraftworte der Socialdemokratie: gebt uns Reformen, sonst naht die Revolution! Natürlich soll das Wort in Ihrem Munde nur sagen: alle Geschichte ist Werden; versäumt man das Veraltete rechtzeitig zu beseitigen, so brechen die zeitgemäßen Kräfte sich gewaltsam ihre Bahn — eine Wahrheit, die sicherlich auf den Reiz der Neuheit keinen Anspruch hat. Doch wer verbürgt Ihnen, daß das harmlos Gesagte heute ebenso harmlos aufgenommen wird?"

Noch einmal geht Treitschke die wesentlichen Gedanken und Ergebnisse seiner letzten Schrift mit dem Gegner durch. „Ich versuchte, aus der Natur der Gesellschaft zu erkennen, welche Grenzen die sociale Bewegung niemals überschreiten kann. Sie verachten solche Erörterungen der Grundbegriffe als

leblose rechtsphilosophische Abstractionen. Ich bleibe jedoch der altväterischen Ansicht, daß formloses Wissen gar kein Wissen ist." Die Wissenschaft muß genau feststellen, was Staat und Gesellschaft ist, um über die Aufgaben des Staates und der Gesellschaft urtheilen zu können. „Mißachtet der Gelehrte diese harte Arbeit, so zeigen sich die Folgen an der verschwommenen Unklarheit seiner Lehre. Ich unternahm nun zu zeigen, daß die Gesellschaft eine durch die Familie und das Erbrecht bedingte Gliederung, daß mit dem Begriffe der Gesellschaft schon die Klassenordnung gegeben ist; eine unterste Klasse, die Alles in sich aufnimmt, was durch Schuld oder Unglück in den höheren Klassen sich nicht behaupten kann, und ihrerseits wieder die tüchtigsten Kräfte in diese oberen Schichten emporsendet." Schmoller hatte diese einfachen Sätze im Wesentlichen zugegeben und Treitschke nur vorgeworfen, daß er das Verhältniß der Klassen zu einander als unwandelbar ansehe. Lange Abschnitte seiner Abhandlung hatten aber ausschließlich die allmähliche Befreiung und wirthschaftliche Erhebung der niederen Stände behandelt. Was die beiden Gelehrten trennt, ist vielmehr die an die Grundlagen der Gesellschaft selbst gerichtete kecke Frage Schmoller's: was soll sein? Treitschke antwortet: so ist es und es kann nicht anders sein. Schmoller eröffnet der Gesetzgebung und der Gesittung ein grenzenloses Gebiet socialer Verbesserungen. Treitschke erklärt die Nothwendigkeit der Klassenordnung aus den körperlichen Bedingungen unseres Lebens, aus Bedürfnissen und Neigungen der Menschheit, welche kein Staatsgebot und keine Kultur jemals aufheben kann. „Die moderne Staatswissenschaft soll anheben mit den Lebensbedingungen der Gesammtheit, nicht wie das alte Naturrecht mit den Rechten des Einzelnen. Ich schließe daher: die Gesellschaft ist bestimmt den von früheren Geschlechtern überkommenen Bestand der Cultur zu wahren und zu mehren; folglich muß gearbeitet werden." Diese Gedanken wurden schon früher näher ausgeführt und begründet mit der segensreichen Kargheit der Natur, der nicht minder segensreichen Freude des Menschen am Dasein, der unendlichen Bedürftigkeit, der natürlichen Ungleichheit des Menschen, endlich dem unabänderlichen Gesetz der Arbeitstheilung, und daraus der bündige Schluß gezogen: „nach der Ordnung der Natur muß die ungeheure Mehrheit der Menschen immer und überall der groben Arbeit, der Bewältigung des Stoffes sich widmen und diese Masse kann nur in beschränkten wirthschaftlichen Verhältnissen leben." Denn nur die Noth und Entbehrung zwingt zur Erfüllung der härtesten und für die Cultur doch unentbehrlichen Arbeit. „Unser alter Herrgott läßt sich in der Erziehung des Menschengeschlechts nicht stören durch socialpolitische Empfindsamkeit; er erinnert die schwachen Sterblichen seit Jahrtausenden an ihre körperliche Bedürftigkeit und wird auch fernerhin durch den heilsamen Zwang der Noth dafür sorgen, daß die groben Be-

dürfniſſe des Menſchenlebens durch die harte Arbeit der Maſſe befriedigt werden."

So ſind die Grundlagen der Geſellſchaft eine Ordnung der Natur, eine lebendige Arbeitsgemeinſchaft, in der jedes Glied empfängt und gibt; niemand vermag zu ſagen, welche Klaſſen am meiſten gewonnen haben. „Von ſocialem Unrecht darf der Hiſtoriker nun dann reden, wenn er das Bewußtſein des Unrechts in der Zeit ſelber findet." Mit dem Unterſchied des Vermögens und der Beſchäftigung, ſchloß Treitſchke weiter, iſt der Abſtand der Bildung gegeben. Das führt Schmoller zu dem Einwand: „ſoll gar keine Gemeinſchaft der nationalen Bildung beſtehen?" Gewiß, erwidert Treitſchke. Aber die Einheit der nationalen Bildung ſoll „darauf hinarbeiten, daß gewiſſe ſittliche Grundwahrheiten der geſammten Nation zur andern Natur werden; ſie ſoll dem Fürſtenſohn wie dem Handwerkerkinde ein lebendiges Pflichtgefühl erwecken, den Kindern aller Confeſſionen Ehrfurcht vor der ſittlichen Leitung der Welt und Duldung gegen Andersgläubige, dazu Achtung vor dem Geſetze und jenen ſchlichten Nationalſtolz, der jedes Opfer für das Vaterland als ſelbſtverſtändlich auf ſich nimmt." Dieſe ſtets fortgeſchrittene gemeinſame und einheitliche Bildung ſei in den letzten Jahrzehnten ſchwer geſchädigt durch das Aufwuchern der anmaßenden Halbbildung, namentlich in den niederen Klaſſen, wofür ſie den Pflicht- und Ehrbegriffen der Gebildeten ferner ſtehen, als je zuvor. Es werde ſchwer fallen, dieſe Kluft wieder zu überbrücken. Aber auch, wenn es gelinge, beſtehe über der Durchſchnittsbildung der Maſſen immer eine höhere Bildung. Wer ſie erreicht, ſteigt eben dadurch in die höheren Klaſſen auf. Ueberhaupt vollzieht ſich die allmähliche Milderung der Klaſſengegenſätze auf zweifachem Wege: durch das ſteigende Anſehen der freien Arbeit und das Steigen der politiſchen Rechte, das freilich auch bei der freieſten Verfaſſung niemals dahin führen wird, daß die niederen Klaſſen in den Parlamenten und im Staate herrſchen; noch ſicherer aber durch die Beſeitigung der Schranken, welche den in Armuth Geborenen hindern emporzuſteigen in den Kreis der Beſitzenden und Gebildeten. „Der freie Wettbewerb Aller um die Güter der Geſittung, deren volles Maß immer nur von einer Minderheit erreicht werden kann — das iſt es, was ich unter vernünftiger Gleichheit verſtehe."

Guſtav Schmoller iſt mit dieſem Gleichheitsbegriffe ſehr unzufrieden. Er verſucht eine rechtliche Ordnung einzuführen in die Kämpfe des Wettbewerbes, die ihm chaotiſch erſcheinen. Er entlehnt dem Ariſtoteles den Begriff der vertheilenden Gerechtigkeit und fordert: „das Einkommen und Vermögen ſoll den Tugenden und Leiſtungen entſprechen;" „die äußere Vertheilung der Güter und Ehren hat den inneren ſittlichen und geiſtigen Eigenſchaften der Menſchen zu entſprechen." „Sie erneuern damit in mildernder Umſchreibung die Lehre der St. Simoniſten!" ruft ihm Treitſchke zu. „Jedem nach ſeiner Fähigkeit,

jede Fähigkeit nach ihren Leiſtungen! Ich ſehe in dieſer Lehre eine ungeheuerliche Vermengung und Verwirrung von grundverſchiedenen ſittlichen, politiſchen, rechtlichen und wirthſchaftlichen Begriffen und ſtelle Ihnen geradezu die Wahl, entweder auch nur einen einzigen bündigen Schluß aus Ihrer Forderung zu ziehen, dann vernichten Sie jede Ordnung, jeden hiſtoriſchen Zuſammenhang in der Geſellſchaft. Oder Sie gießen Waſſer in Ihren Feuertrank, daß nichts davon übrig bleibt als die Tugendlehre: Jeder beſtrebe ſich ſeiner ſocialen Stellung durch ernſte Pflichterfüllung Ehre zu machen. Dieſe Weisheit konnten Sie auch, aus dem kleinen Katechismus und aus Gellert's Fabeln lernen."

Der Reſt der Abhandlung Treitſchke's iſt der Widerlegung dieſer Thorheit gewidmet. Er weiſt nach, daß nicht einmal den eigenen Beamten gegenüber der Staat, die Ehre nach den Tugenden und Leiſtungen vertheilen kann. Noch weit weniger die Güter. Er legt Schmoller ans Herz, daß er mit ſeinen menſchenfreundlichen Plänen dem Armen geradezu den einzigen Troſt raubt, der ein edles Herz hinwegtragen kann über die unvermeidlichen Härten der wirthſchaftlichen Ordnung. Er zeigt, wie Schmoller mit ſeinen ethiſchen Forderungen allmählich auf den Boden des platten Epikuräerthums herabſinkt, da der Plan, die Tugenden durch irgend welche Geſellſchaftsformen zu belohnen, nur einer ſinnlichen Lebensanſchauung entſpringt. Er fragt dann: wie ſoll der Gedanke ins Leben treten, wie ſollen die Güter nach Verdienſt vertheilt werden, da ſie heute nur durch die freie Arbeit der Geſellſchaft ſelbſt vertheilt werden, d. h. in der Weiſe, die heute in den Zuſtänden der Geſellſchaft die einzig mögliche iſt. Wie wollte man auch die zahlloſen Leiſtungen der Geſellſchaft nach den Grundſätzen des Rechts gegeneinander abſchätzen? Treitſchke erwartet ſchließlich von jeder aus ſorgfältiger ſtatiſtiſcher Forſchung hervorgegangenen Reform, von der Enquête der Reichsregierung über die Arbeiterverhältniſſe bei weitem mehr, als von den willkürlichen theoretiſchen Speculationen in Schmoller's Manier. Sehr richtig bemerkt er: „die ſociale Frage beginnt endlich ſich in eine lange Reihenfolge praktiſcher Einzelfragen zu zerlegen. Der Zeitpunkt iſt günſtig; der Niedergang der Geſchäfte und das Sinken der Löhne haben die ſocialdemokratiſchen Bewegungen für einige Zeit ins Stocken gebracht; unberührt von Haß und Furcht kann der Reichstag an die Arbeit gehen."

In Tagen, die noch dem Späterlebenden als ganz beſonders verhängnißvoll erſcheinen werden durch den gleichzeitigen Rückgang der deutſchen Induſtrie, das Wiederaufleben der Schutzzöllnerei und das Auftreten des Katheder-ſocialismus gehört das Erſcheinen einer Schrift, wie der vorliegenden zu den freudigſten und tröſtlichſten Ereigniſſen. H. B.

Vom preußiſchen Landtag.

Berlin, den 20. Juni 1875.

Am 15. Juni iſt der Landtag geſchloſſen worden, wie man zu ſagen pflegt, ohne Sang und Klang. Der Vicepräſident des Staatsminiſteriums, Finanzminiſter Camphauſen, verlas die königliche Botſchaft, welche den Schluß ausſpricht, vor den beiden im Saale des Abgeordnetenhauſes vereinigten Häuſern, und der Landtag ging auseinander. Wir haben ſchon öfter hier bemerkt, daß wir mit dieſer Beſchränkung des parlamentariſchen Ceremoniels auf das nothwendigſte Maß recht wohl zufrieden ſind. Ceremonien gehören zur Aeſthetik des öffentlichen Lebens, das der Aeſthetik ſo gut bedarf wie ein anderes Lebensgebiet. Aber von den feſtlichen Eindrücken gilt vor Allem das Goethiſche „Alles in der Welt läßt ſich ertragen“ u. ſ. w. Wir haben zu viel Parlamente, zu viel Eröffnungen und Schlüſſe, um das Feſtliche ſolcher Abſchnitte einſtweilen empfinden zu können. Wenn wir einmal weniger zu arbeiten haben und wenn wir werden gelernt haben, mit ſparſamerem Gebrauch der Arbeitskräfte zu arbeiten, dann werden Beginn und Schluß der Arbeit uns wieder Feſttage ſein können.

Wichtige Verhandlungen hat der Landtag in dieſer Woche nicht mehr geführt, unſer Bericht hat von dieſer Seite keinen Stoff. Aber wir müſſen der Seſſion ihren Epilog halten, umſomehr, als diesmal alle Welt epilogiſirt, was einerſeits ein Beweis von Theilnahme, andererſeits auch von Unklarheit und widerſprechender Beurtheilung der abgelaufenen Seſſion iſt.

Die Hauptwerke dieſer Seſſion ſind: der dritte Jahrgang der Kirchengeſetze und der zweite Jahrgang der Geſetze zur preußiſchen Verwaltungsreform. Kirchengeſetze haben wir erhalten: 1873, 1874 und 1875. Wird der diesmalige Jahrgang der letzte ſein? Nach einem Wort des Fürſten Bismarck möchte man dies für die Anſicht oder den Wunſch der Regierung halten. Unſererſeits ſehen wir noch keinen letzten Jahrgang. Einmal ſtehen die wichtigen Geſetze über die abſchließende Organiſation der evangeliſchen Kirche noch aus, welche zunächſt zwar durch das landesherrliche Kirchenregiment und durch die im Herbſt zuſammentretende Generalſynode entworfen werden müſſen, bei deren rechtlichem Abſchluß aber, wie allgemein anerkannt iſt, die Mitwirkung des Staates nicht entbehrt werden kann. Aber auch mit der römiſchen Kirche iſt unſeres Erachtens die Staatsgeſetzgebung durchaus zu keinem Abſchluß gelangt. Die diesmaligen Kirchengeſetze bezogen ſich auf die Vermögensverwaltung in den katholiſchen Kirchengemeinden, auf die Rechte der Altkatholiken an dem kirchlichen Vermögen, auf das Verbot der geiſtlichen Orden, auf die Einbehaltung der Staatsdotation für die katholiſche Kirche,

endlich, last not least, auf die Aufhebung der bekannten drei Verfaſſungsartikel 15, 16 und 18. Die Wiederherſtellung des königlichen Placet für die öffentliche Bekanntmachung amtlicher Verordnungen der römiſchen Kirchenoberen wird nach Aufhebung des entgegenſtehenden Artikel 16 allerdings wohl auf dem Wege der Verwaltung erfolgen können. Ebenſo die Anordnung, daß die amtliche Correſpondenz der inländiſchen Kirchenoberen mit ihren auswärtigen Häuptern nur durch Vermittlung oder wenigſtens unter Vorwiſſen der Staatsregierung geführt werden darf. Man ſoll gegen eine ſolche Maßregel nicht den allzu wohlfeilen Einwand erheben, daß ja das Briefgeheimniß unverletzlich und die Poſtſchalter für alle Welt offen ſeien. Es iſt ein Unterſchied, ob inländiſche Kirchenobere ſich auf Befehle ihrer Oberen berufen dürfen, die ihnen auf verbotenem Wege zugegangen oder die ſie wenigſtens der Staatsregierung nicht mitgetheilt, oder ob ſie für eine ſolche Unterlaſſung ſtrafbar gemacht werden können. Hierzu würde es freilich eines Geſetzes bedürfen, eines Geſetzes, das jedenfalls unentbehrlich werden wird an dem Tage, wo die römiſche Kirche einem Papſt gehorcht, den das deutſche Reich nicht anerkennt. Ein ſolcher Fall kann alle Tage eintreten. Wir werden dann auch einer ähnlichen Einrichtung bedürfen, wie der engliſche Teſteid war, für alle diejenigen Katholiken, welche öffentliche Aemter bekleiden wollen. Auch können geſetzliche Strafen nothwendig werden gegen ungeſetzliche Vikare geiſtlicher Aemter und den Gehorſam, der ihnen ungeſetzlich und zum Widerſtand gegen die Staatsgewalt geleiſtet wird. Die Sequeſtration des kirchlichen Stiftungsvermögens kann durch den Mißbrauch desſelben bei ungeſetzlicher Verwaltung nothwendig werden. Alle dieſe Dinge ſchlagen wir nicht etwa vor, aber wir ſehen die Nothwendigkeit von dergleichen Maßregeln voraus, wenn Rom ſeinen Kampf gegen den deutſchen Staat nicht einſtellt. Und wo wäre auf ſolche Einſtellung die entfernteſte Ausſicht?

Von den Geſetzen zur preußiſchen Verwaltungsreform haben wir diesmal den zweiten Jahrgang bekommen. Den erſten Jahrgang bildet die Kreisordnung von 1872, welche im Dezember des genannten Jahres durch den König vollzogen wurde. Auch von den Verwaltungsgeſetzen ſteht noch mancher Jahrgang in Ausſicht. Man erwäge, daß die Kreisordnung und die diesjährige Provinzialordnung, ſowie das Geſetz über die Verwaltungsgerichte einſtweilen nur für fünf Provinzen erlaſſen ſind. Weiter in Ausſicht genommen ſind: eine Landgemeindeordnung, eine Städteordnung, eine neue Eintheilung der Staatsbehörden, die Ausdehnung der bisherigen Reformen auf die noch nicht einbefaßten Provinzen, die Wiederaufnahme des Geſetzes über die Bildung einer Provinz Berlin. So viel ſteht bis jetzt in Ausſicht, aber noch manche Aufgabe wird ſich an den Neubau knüpfen.

Was von dem bisher Geleiſteten zu urtheilen, darüber haben wir uns

ausführlich ausgelassen, bei der Kreisordnung anerkennend, bei der Provinzialordnung mit scharfem Tadel. Ueber das letztere Gesetz wird noch immer viel gestritten. Wenn wir freilich den Tadel der Fortschrittspartei hören, möchten wir uns zum Anwalt des Gesetzes machen. Diese Partei hat auszusetzen, daß die Staatsverwaltung nicht in die Hände demokratischer Wahlkörper gelegt worden, daß der einheitliche Charakter des Staates zu sehr gewahrt geblieben. Man will die preußische Monarchie in demokratische Schweizerkantons auflösen. Da müssen wir freilich ein Gesetz loben, das unter manchem unnützen Beiwerk die Dinge möglichst beim Alten läßt. Die nationalliberale Partei rühmt sich des Gesetzes als eines Triumphes, den sie errungen. Keineswegs nur mit Unrecht. Die Partei hatte die Fahne dieser Provinzialordnung erhoben und hat die Fahne, nachdem ein paar Stücke abgehauen und andere Stücke dazu gesetzt worden, auf der zu nehmenden Wahlstatt aufgepflanzt. Une victoire est toujours bonne à quelque chose, sagte Napoleon I. Dieser Spruch gilt aber ganz besonders von parlamentarischen Parteien. Die fortschrittliche Kritik prophezeiht zwar, die nationalliberale Partei werde die Verantwortung dieses Werkes nicht tragen können, soll heißen: die Folgen des Gesetzes würden der Partei die Wähler entfremden. Aber das ist eitel Wind. Die Wähler werden von dem Gesetz zunächst und vielleicht, so lange es in Geltung ist, nicht viel merken. Das ist gerade, was die Wähler jetzt am meisten brauchen und verlangen: Ungestörtheit von politischen Dingen. Unterdessen bleibt der nationalliberalen Partei der Ruhm, daß sie in der Hauptsache ihre Pläne durchsetzt und den Stempel derselben den Gesetzen aufdrückt. Wenn die Unvollkommenheiten des Gesetzes einmal einer besseren Reform Platz machen werden, so wird die nationalliberale Partei noch immer sagen können, daß das jetzige Werk zu den späteren besseren Schöpfungen wenigstens den ersten Grund gelegt, wenigstens den Uebergang gebildet habe. Daß die Sache so steht, gereicht uns zur Genugthuung und zur Beruhigung. Die nationalliberale Partei hat nicht nach unserm Wunsch gearbeitet, aber eine solche Reform kann überhaupt nur gut ausfallen unter der Leitung einer Regierung, die ihrer Aufgabe Herr ist. Das war diesmal entschieden nicht der Fall. Fürst Bismarck hat sich diesem Reformwerk, oder vielmehr Flickwerk, ganz fern gehalten. Er mag darin einen Versuch gesehen haben, für dessen nicht allzu große Schädlichkeit im schlimmsten Fall seine eigene Beschaffenheit und der im Wesentlichen unerschütterte Bestand der bisherigen Verwaltung sorgen wird. Wenn der Versuch eine Verwirrung hervorrufen sollte, die zum öffentlichen Aergerniß würde, so würde man doch an erster Stelle nicht die nationalliberale Partei, sondern das Ministerium des Innern verantwortlich machen. Gesiegt zu haben und sicher zu sein, daß Einem zwar die guten Folgen, aber nicht die etwaigen Nachtheile, die auch ein Sieg haben kann, angerechnet werden, ist eine sehr günstige Lage für eine Partei. Wir freuen uns dieser Gunst, welche auf der nationalliberalen Partei ruht, weil sie eine verdiente ist, verdient durch patriotische Hingebung an die besten und im Ganzen richtig erkannten Zwecke. Doch will solche Gunst immer aufs Neue verdient sein. Das angesammelte Kapital derselben kann einen Fehler übertragen, kann die Schuld desselben ganz auf andere Schultern legen, die ihren Theil daran haben. Alsdann aber muß der Kapitalverlust wieder eingebracht werden durch unzweifelhafte, womöglich ganz fehlerfreie Verdienste. Die nationalliberale Partei wird für solche Verdienste sorgen, wir zweifeln nicht daran. C—r.

Aus dem Reichslande.

Mitte Juni 1875.

Landesausschuß. — Petition der Kaufleute. — Oenologischer Congreß.

Ein erster Schritt zur freieren Entwickelung des Landes im Sinne der Selbstverwaltung ist geschehen. Am 17. dieses Monats wird zum ersten Male der Landesausschuß für Elsaß-Lothringen in Straßburg zusammentreten. Die Gegenstände seiner Berathung sind heute, wo ich Ihnen diese Zeilen schreibe, noch nicht genauer bekannt. Doch werden die meisten wohl mit der finanziellen Lage des Landes zu schaffen haben. So soll unter Anderm auch eine Taxordnung über die Gebühren der Advocaten und Anwälte in den Reichslanden den Delegirten zur Genehmigung vorgelegt werden. Doch bleibt es immerhin fraglich, ob man nicht diese Angelegenheit besser bis zu dem Zeitpunkte einer allgemeinen Regelung derselben durch das zu erwartende Reichsgesetz verschoben hätte. Für die Advocaten war allerdings seither in dieser Beziehung das Elsaß und sein Schwesterland ein wahres Eldorado. Es gab hier keine eigentliche Advocaten-Taxe; alles war vielmehr der freien Vereinbarung der Parteien mit ihrem Anwalte überlassen, — ein Modus, der vielleicht dennoch für das Verhältniß des Advocaten zu seinem Klienten der einzig würdige und zweckentsprechende ist, vorausgesetzt natürlich, daß Ersterer sein „nobile officium“ nicht blos von der geschäftsmäßigen und gewinnbringenden Seite auffaßt.

Auch die Frage über Beibehaltung der Handelsgerichte in Elsaß-Lothringen wird den Landesausschuß wohl nach dem Wunsche der Bevölkerung im Vorbeigehen beschäftigen. Die Agitation zu Gunsten derselben hat ziemlich umfangreiche Dimensionen und in Straßburg selbst beinahe einen etwas fieberhaften Charakter angenommen. Auf den Rath des Berliner Correspondenten des „Elsässer Journals“ hat man sich dort in kaufmännischen Kreisen mit anerkennenswerther Rührigkeit zur Herstellung einer Petition im obigen Sinne an den Präsidenten und die Mitglieder des Landesausschusses bemüht. Gleich am andern Tage wurde denn auch der Wortlaut dieser Petition in den Spalten des genannten Journals mitgetheilt. Die Sprache darin ist energisch, wenn nicht etwas schroff. Doch wird sie ihre Wirkung auf die Landsleute nicht verfehlen. Ob sie darum aber auch bei der Justiz-Kommission des Reichstages und bei diesem letztern selbst „ziehen“ wird, das bleibt freilich sehr die Frage. Wie man nämlich vernimmt, sind wenigstens die juristisch gebildeten Mitglieder dieser hohen Körperschaft ohne Unterschied der Fraction auf die Handelsgerichte nicht sehr gut zu sprechen. Auf der andern Seite scheint allerdings der Wunsch des überwiegenden Theiles der Nation sich lebhaft für Beibehaltung derselben zu interessiren, resp. für Beischaffung in denjenigen deutschen Landen, welche bisher dieses Institut nicht gekannt haben. Und dies darf nicht unberücksichtigt gelassen werden. Dabei muß constatirt werden, daß wenigstens für das Elsaß, ebenso wie für die Rheinlande überhaupt, in denen jenes Institut seit zwei Menschenaltern völlig in succum et sanguinem der Bürger übergegangen ist, die urplötzliche Aufhebung dieses liebgewordenen Bruchstückes einer volksthümlichen Justiz gegen Wunsch und Willen der Bevölkerung ein directer und sehr schmerzlicher Eingriff in das volksthümliche Bewußtsein sein würde. Auch darauf sollte man,

ſelbſt abgeſehen von der theoretiſchen und practiſchen Nützlichkeit oder Schädlichkeit dieſer Einrichtung, unſeres Erachtens billige Rückſicht nehmen.

Im Ober-Elſaß rüſtet man ſich indeſſen allerwärts zur Vorbereitung für den im Herbſte dieſes Jahres, in der Woche vom 25. September bis 3. October ſtattfindenden „oenologiſchen Congreß“ oder, wie man das Ding beſſer mit dem deutſchen Ausdruck bezeichnen ſollte, zu der „Wein-, Acker- und Gartenbau-Ausſtellung“ in Colmar. Das Programm derſelben iſt vor Kurzem veröffentlicht worden. Die Ausſtellung ſoll vier Abtheilungen umfaſſen, für Rebbau, Ampelographie, Acker- und Gartenbau. Die wichtigſte iſt natürlich die erſte, in welcher in vorderſter Linie Muſter deutſcher Flaſchenweine paradiren werden. Man wird dabei Gelegenheit finden, das elſäſſiſche Gewächs mit den übrigen einheimiſchen Weinſorten zu vergleichen. Ob der elſäſſer Wein dann wohl die Probe aushalten wird? . . . Einen leiſen Zweifel kann man dabei wohl kaum unterdrücken. Einſtweilen ſchwärmt man allerdings in Altdeutſchland gar ſehr für die elſäſſiſchen Weine. Jede größere Stadt möchte wo möglich gern ihre „Elſäſſer Tavern“ mit den weißgeſchürzten Kellnern und echtem d. h. ſtark mit Belladonna gewürztem Straßburger Bier haben. Hier iſt es dagegen für den Eingewanderten außer allem Zweifel, daß der elſäſſiſche Wein einige Stufen niedriger ſteht, als unſere alten einheimiſchen Gewächſe an Rhein und Moſel. Was man auch immer zu ſeinen Gunſten vorbringen mag, er iſt und bleibt der „Bauer“ unter den Weinen. Das Rohe, Uncultivirte wird der Weinſchmecker ſtets herausſchmecken. Ihm fehlt einerſeits die herrliche, wohlriechende Blume des Moſelers und andererſeits die anregende Kraft des Rheinweines. Selbſt die feinſten elſäſſiſchen Weinſorten ſind von jenem Vorwurfe der Ruſticität, nicht freizuſprechen. Zwar ſagt ein alter Vers: „Zu Thann im Rangen, zu Gebweiler in der Wanne, zu Türkheim im Brand, wächſt der beſte Wein im Land.“ Aber ſelbſt der feurigſte Türkheimer hat einen zwar anfangs pikanten, ſpäter aber ſehr unangenehm berührenden Erdgeſchmack, während beiſpielsweiſe der Gebweiler „Kitterle,“ eine der Perlen elſäſſer Weines, ſchon nach wenigen Jahren ſo ſcharf und „kratzig“ wird, daß man ihn nur aus kleinen Schnapsgläschen trinken kann und ſein Geſchmack auch lebhaft an gefälſchten Cognac erinnert.

Doch ſollen dieſe oenologiſchen Vorſtudien zu dem Colmarer Congreſſe keineswegs die Abſicht haben, den elſäſſer Wein und deſſen Maſſenvertrieb bei uns zu discreditiren. Wir wünſchen demſelben vielmehr von ganzem Herzen ein vivat, floreat, crescat in deutſchen Landen, und das um ſo mehr, als die diesjährige Ernte ſowohl an Quantität, wie an Qualität zahlreiche frühere Jahrgänge — man wird bis zu den 40er Jahren hinabſteigen müſſen — zu übertreffen verſpricht. *μ.*

Mit **nächſtem Hefte** beginnt dieſe Zeitſchrift das III. Quartal ihres 34. Jahrgangs, **welches durch alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten des In- und Auslandes zu beziehen iſt.** Preis pro Quartal 7 Mark 50 Pfennige.

Privatperſonen, geſellige Vereine, Leſegeſellſchaften, Kaffeehäuſer und **Conditoreien** werden um gefällige Berückſichtigung derſelben freundlichſt gebeten.

Leipzig, im Juni 1875. **Die Verlagshandlung.**

Verantwortlicher Redakteur: Dr. **Hans Blum** in Leipzig.
Verlag von **F. L. Herbig** in Leipzig. — Druck von **Hüthel & Herrmann** in Leipzig.

Soeben erschien im Verlage von **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig die erste Lieferung von

Vaterländische Erzählungen

aus alter und neuer Zeit

von

L. Pichler.

Inhalt: I. Kaiser Otto's III. Romfahrt. — II. Heinrich IV. und Bertha von Susa. — III. Friedrich von Hohenstaufen, der Einäugige. — IV. Die Kaiserbraut. — V. Der letzte Hohenstaufe. — VI. Aus alter Zeit. — VII. Der Kampf um Hohentwiel. — VIII. Vergangene und vergessene Tage. — IX. Unter dem Lindenbaum. — X. Bei Lampen- und Sternenschein. — XI. Vor Champigny.

Complet in ca. 40 aller 8—14 Tage erscheinenden Lieferungen à 50 Pfennige.

Idyllen aus den Vorbergen

von

Bret Harte.

(Argonautengeschichten III. Band.)

Uebersetzt von Moritz Busch.

Preis 4 Mark 50 Pfg.

Früher erschien:

Die Argonauten-Geschichten,

Spanischen und amerikanischen Sagen und Stadt- und Characterskizzen

von

Bret Harte.

Zwei Bände.

8°. broch. Preis 9 Mk.

Norddeutschlands Seemacht.

Ihre Organisation, ihre Schiffe, ihre Häfen und ihre Bemannung

Von

Bernhard Graser.

gr. 8°. 32¾ Bogen stark. Preis 8 Mark.

Handbuch der Musikgeschichte.

Von den ersten Anfängen bis zum Tode Beethovens in gemeinfasslicher Darstellung

von

A. v. Dommer.

gr. 8. Preis 9 Mark.

In **Ferd. Dümmler's** Verlagsbuchhandlung (Harrwitz und Goßmann) in Berlin erscheint:

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Gegründet von Joseph Lehmann. 44. Jahrgang. Wöchentlich 1½ bis 2 Bogen Quart.
Preis vierteljährlich 4 Mk.

Das „Magazin" ist durch jede Postanstalt und Buchhandlung, auch von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen. Eine Probenummer liefert jede Buchhandlung unentgeltlich.

No. 13 des „Magazin" enthält folgende Artikel:

Deutschland und das Ausland. Friedensworte zur Aussöhnung zwischen Deutschen und Franzosen auf dem Gebiete der heutigen Literatur. Eine Osterbetrachtung von Alex. Jung. **Oesterreich-Ungarn.** Biographische und literarische Streifzüge durch Oesterreich. **Niederlande.** Die beiden De Witt. **Frankreich.** Mademoiselle Duparc. **Dänemark.** Holger Drachmann. Von Hugo Gaedcke. **Nord-Amerika.** Charles Summer. **England.** Shakespeare in Deutschland. Von Joh. Meißner. **Kleine literarische Rundschau.** Umschau unter neuerschienenen schönwissenschaftlichen Werken. Novellen von Oswald und Cl. Lohde; wendisches Volksleben von Ziehen; Roman von Tschabuschnigg. — Uebersetzungen Goldschmidt, Kaufmann, Miß Prentiß, Florence Montgomery. — Russische Schilderungen über Nordamerika. **Sprechsaal.** Gesellschaft zur Herausgabe altfranzösischer Texte. — Das verlassene Kind.

Die soeben erschienene No. 13 der **Jenaer Literaturzeitung**, im Auftrage der Universität Jena herausgegeben von **Anton Klette**, Jena, **Hermann Dufft**, bringt Besprechungen von:

A. Knobel, Comentar zur Genesis, neu bearbeitet von A. Dillmann: von **Ed. Schrader**. **R. v. Jhering**, der Kampf um's Recht: von **F. D. Sanio**. **C. Heine**, der Hospitalbrand: von **V. Czerny**. **A. W. Eichler**, Blüthendiagramme: von **E. Strasburger**. **C. Löbig**, J. B. Richter: von **R. Maly**. **C. v. Beaulieu-Marconnay**, Anna Amalia, Carl August und von Fritsch: von **A. Schöll**. **J. R. Rahn**, Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz: von **F. Reber**. **R. Schöll**, K. Nipperdey: von **F. Zarncke**.

!Novität!

Kaulbach's Nachlass.

II. Serie, 30 Blatt Photographien,

darunter Compositionen zu Shakespeare's Homer, Heine etc., ist soeben in verschiedenen Formaten à 5 Mark — 1 Mark pro Blatt erschienen und in allen Kunst- und Buchhandlungen vorräthig.

Friedr. Bruckmann's Verlag. München und Berlin.

„Photographisches Wochenblatt."

Anzeiger für Photographie, verwandte Künste und Gewerbe.

Erscheint alle Sonnabend! Probenummer gratis!

Abonnementspreis innerhalb des deutsch-österreichischen Postverbandes 2 Mark per Quartal bei freier Zusendung unter Kreuzband direct per Post.

Inseratenpreis 20 Pf. pro 3gesp. Petitzeile. Grösseren und stehenden Annoncen entsprechender Rabatt.

Zu beziehen durch alle Postämter und durch die

Expedition (C. Giesemann) **Berlin S. W. Zimmerstrasse 13.**

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig in Leipzig. — Druck von Hüthel & Herrmann in Leipzig.